Zeitschrift für Volkskunde in Sage und Mär, Schwank und Streich, ...

Deutsche Gesellschaft für Volkskunde

GRI
.Z48

LASTING AS THE PYRAMIDS
THE
R.L. COSLER CO.
LIBRARY-BANK-OFFICE

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND.

Oktober 1889 — September 1890.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

272005

GR1
.Z48

Duplicate 3-9-34

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

Mitarbeiter:

AMMAN — *Krummau*, von BASEDOW — *Zürich*, TACO DE BEER — *Amsterdam*, BRANKY — *Wien*, BRAUNS — *Halle*, CARNOY — *Paris*, von DAVAINIS-SILVESTRAITIS — *Dowojnowo*, FIEDOROWICZ-WEDER — *Charkow*, FRITZSCHE — *Leipzig*, GITTÉE — *Charleroi*, GREGOR — *Pitsligo*, von HÖRMANN-HÖRBACH — *Innsbruck*, JANNSEN — *Riga*, JARNIK — *Prag*, KAINDL — *Czernowicz*, KATONA — *Fünfkirchen*, KAUFMANN — *Wertheim*, KNOOP — *Rogasen*, KROHN — *Helsingfors*, LEGERLOTZ — *Salzwedel*, MÄHLY — *Basel*, E. H. MEYER — *Freiburg*, G. MEYER — *Graz*, MITKOS — *Beni-Suef*, PFEIFER — *Altenburg*, PISTOR — *Wiesbaden*, PITRE — *Palermo*, POESTION — *Wien*, PRATO — *Lucera*, PREXL — *Mühlbach*, RUA — *Turin*, SABATINI — *Rom*, SCHLOSSAR — *Graz*, SCHMIDT — *Laibach*, SÉBILLOT — *Paris*, TILLE — *Prag*, TIERSOT — *Paris*, TREICHEL — *Hochpaletschken*, TSAKYROGLOYS — *Smyrna*, VERNALEKEN — *Graz*, WACKERNELL — *Innsbruck*, WILMOTTE — *Lüttich*, v. WLISLOCKI — *Mühlbach*, ZINGERLE — *Innsbruck*, sowie Fräulein LEMCKE — *Berlin*.

II. BAND. I. HEFT.

LEIPZIG 1889.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Konjugationen der Arier. Von Edm. Veckenstedt 1
Sagen aus Westpreussen. Von A. Treichel—Hoch-Paleschken. . . 1
Lithauische Kultursagen. Von Fiedorowicz-Weder—Charkow. . 2
Märchen der Siebenbürger Armenier. Aus inedierten Texten übersetzt von Dr. Heinrich v. Wlislocki—Mühlbach (Siebenbürgen) 24
Albanesische Helden-, Hochzeitslieder und Sprichwörter. Von E. Mitkos—Beni-Suef. Deutsch von J. U. Jarnik—Prag. 29
Sitten und Bräuche aus Lithauen. Von v. Meczius Davainis-Silvestraitis—Dowojnowo. 30
Aberglaube aus dem Altenburgischen. Gesammelt von E. Pfeifer—Altenburg. 33
Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen von Rob. Prexi—Mühlbach (Siebenbürgen). 36
Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt:
Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Ein Blick in den unerschöpflichen Bilderreichtum unserer Sprache und ein Versuch wissenschaftlicher Deutung. Von Hermann Schrader. Neue Ausgabe. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder 1889. 39
Canti Popolari del Piemonte. Pubblicati da Constantino Nigra. Torino. Ermanno Loescher. 1888. 40
Histoire de la Chanson Populaire en France, par Julien Tiersot. Ouvrage couronné par l'Institut. Paris Librairie Plon. 1889. . 42
Robert Burns Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Legerlotz. Leipzig. 1880. Verlag und Druck von Otto Spamer. 43
Les Contes d'Animaux dans les Romans du Renard par Henry Carnoy. Paris au bureaux de la Tradition, 33 rue Vavin. 1889. (Bd. I von Collection internationale de la Tradition. Directeurs M. M. Emile Blémont et Henry Carnoy). 44
Bücherbesprechungen von D. Brauns—Halle.
Samfundet för nordiska museets främjande. 1887. Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius, Samfundets sekreterare. Stockholm. 1889. 44
Samfundet för Nordiska Museets Främjande. 1886. Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius, Samfundets Sekreterare—Stockholm 1888 45
Zur Bücherkunde 46

Die Kosmogonien der Arier.

Von

EDM. VECKENSTEDT.

Seit James Darmestetter die Arbeit geschrieben: „Les cosmogonies aryennes“ (vergl. Essais orientaux, S. 135—207) ist der Bann gebrochen, welcher auf diesen Schöpfungen bisher lag; aber die Arbeit des gelehrten Franzosen erweist sich als zu wenig einwandfrei, sie bietet den Stoff nicht in jener Vollständigkeit, um als Abschluss entsprechender Untersuchungen angesehen werden zu können.

Ergab sich mir daraus die Aufgabe, Aufmerksamkeit und Arbeit aufs neue diesem Stoff zu widmen, so glaubte ich die Lösung derselben in der Weise anstreben zu sollen, dass ich zunächst jede Kosmogonie jedes der zu behandelnden arischen Völker auf die klarausgeprägten bedingenden Einzelzüge hin untersuchte, um sodann in bezug auf dieselben zunächst den Urgrund derjenigen Vorstellungen klar zu legen, auf welchem dieselben erwachsen sind. Erst nach Darlegung und Lichtung des also behandelten Stoffes habe ich es dann unternommen, die Triebfedern selbst aufzuweisen, durch welche der Arier Anlass zu den Schöpfungen seiner Sagen von der Entstehung der Welt genommen hat.

Sind so die Kosmogonien der Arier als Schöpfungen des arischen Geistes bezeichnet worden, so werden wir doch nicht umhin können, die Behauptung auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen, sowie festzustellen, inwieweit Semitismus und Christentum auf einige derselben etwa Einfluss geübt. Und hier berühren wir das Gebiet der Religion, wenn auch nicht, die in derselben herrschenden Ansichten zu bekämpfen, so doch auch in dieser Frage die Würde der Wissenschaft zu wahren, welche jeder Forschung zuzugestehen ist, wenn dieselbe nicht um Nebenabsichten, sondern um ihrer selbst willen geführt wird. A. Wuttke in seiner „Abhandlung über die Kosmogonie der heidnischen Völker vor der Zeit Jesu und der Apostel“ (Gravenhagen 1850) stellt nun den Satz auf:

„Es ist gar nicht gleichgültig, ob die Schöpfungslehre auch auf ausserchristlichem Boden erwachsen ist oder nicht. Ist dieselbe die Wurzel des ganzen weitverzweigten Baumes christlichen Glaubens, und stehen demgemäss die anderen spezifisch christlichen Lehren in einem wesentlichen und notwendigen Zusammenhange mit ihr, so ist die Frage nach der Originalität der Schöpfungslehre eine Lebensfrage des christlichen Glaubens.

Ist die Wurzel der ganzen Pflanze auch auf fremdem Gebiete wirklich zu finden, so ist die Offenbarung entweder etwas völlig Überflüssiges — denn aus der Wurzel musste sich naturgemäss der ganze Organismus ent-

Digitized by Google

falten — oder höchstens das wärmende Licht, welches die ohne sie gepflanzte Wurzel zur vollen Entwickelung veranlasste."

Erweisen sich nun die zu behandelnden Kosmogonien als Schöpfungen des arischen Geistes, so werden demnach unsere Theologen nicht umhin können, ihre bisherigen Ansichten in dieser Beziehung zu wandeln und wo nötig, in anderer Weise zu begründen als bisher.

Endlich wäre zu wünschen, dass die folgende Abhandlung dazu beiträgt, das Verhältnis von Mythologe und Sagenforscher zu klären. Glaubt sich doch der Mythologe berechtigt, nur denjenigen Zeugnissen besonderen Wert beilegen zu sollen, welche der früheren Zeit entstammen, wogegen der Folklorist, wie der Engländer sagt, der Traditionist nach französischer Bezeichnung, der Sagenforscher, wie wir zu sagen pflegen, dieser Ansicht entgegentritt, indem er diejenigen Volksüberlieferungen, welche er irgendwo bei irgend einem Volke der Erde gefunden, in allen wesentlichen Beziehungen mit den in alter Zeit durch die Schrift in feste Formen gefügten Mythen als gleichwertig setzt, wo nicht als überlegen in bezug auf ihre Beweiskraft hinstellt, da er in denselben Reste des ältesten Volksglaubens zu erkennen vermeint.

Vermag der Verfasser dieses Aufsatzes sich der Wahrheit verschiedener solcher Ansichten nicht zu verschliessen, so glaubt er doch auch wieder aufs neue den Grundsatz betonen zu sollen, dass nur Sonderprüfung jeder Sage, welche in neuerer Zeit gefunden, jedes Mythos, welchen die früheren Jahrtausende berichten, und zwar nach ihrem inneren Gehalt hin, die Möglichkeit, zu gesunden Ergebnissen zu gelangen, zu verbürgen vermag.

Und nun wenden wir uns den Kosmogonien der Arier selbst zu.

I. Die Letten.

Weist E. H. Meyer in seinem trefflichen Werke: „Indogermanische Mythen II, Achilleis" S. 700 den lettoslavischen Göttern die älteste Stufe zu, indem er sie nach ihrer Ursprünglichkeit vor die indischen, römisch-germanischen wie die keltischen Götter stellt, so wird auch damit der Weg bezeichnet, welchen wir zu wandeln haben, wenn wir die Kosmogonien der Arier behandeln wollen, denn wir dürfen immerhin die Überzeugung hegen, wenn der geistreiche und vielbelesene Freiburger Gelehrte nach eingehendsten Untersuchungen zu diesem Ergebnis in bezug auf die Götter gelangt ist, wir auch in den Kosmogonien dieser Völker ältestes Gut zu finden Gelegenheit haben werden.

In kürzester Kennzeichnung der äusseren Geschicke dieser Völker sei erwähnt, dass von den Ariern Europas die Lithauer und ihre Brüder, die Žamaiten am spätesten das Christentum angenommen, dass sie sich zuletzt der Bildung unserer Zeit erschlossen haben, dass das einfache Volk sich in der Ursprünglichkeit seiner Anschauung am längsten gehalten, indem es zu keiner Zeit mit seinem früheren Herrn, dem polnischen adeligen Gutsherrn oder dem Geistlichen polnisch-lateinischer Bildung und seinem jetzigen Herrn und Befreier aus dem Joch der Leibeigenschaft, dem Russen, in volle geistige Gemeinschaft getreten ist.

Digitized by Google

Bieten die Vettern dieses Brudervolkes, die Letten, die ursprünglich gemeinsame Sprache in jüngerer Fassung, so haben doch auch sie die Reste altertümlicher Anschauung nicht in dem Masse eingebüsst, dass die geistige Bildung ihrer früheren Herren, der deutschen Barone und Geistlichen sowie die Zahl russischer Beamter deutscher Herkunft, die alten Erinnerungen an die früheren Überlieferungen des Lettenvolkes vernichtet oder auch nur in eingreifender Weise gewandelt hätten. Die Kosmogonie, welche ich bei ihnen gefunden, biete ich in voller Ausführlichkeit, da ich dieselbe bis jetzt noch in keinem wissenschaftlichen Werke veröffentlicht habe. Dieselbe lautet folgendermassen:

„In unvordenklichen Zeiten gab es nur dichte, feuchte Finsternis. Mitten in derselben ruhte Gott träumend und über vieles sinnend. Einst aber geschah es, dass Gott im Traum ein Wort sprach. Dabei öffnete sich der Mund ein wenig, das Wort entströmte demselben als ein kräftiger Windhauch. Aus dem Windhauch ward ein Adler. Dieser begann sich im Dunkel herumzubewegen; dadurch entstand ein weiter Raum in der dichten Finsternis, der Raum aber war voll Luft.

Darauf regte der Adler in der dichten Finsternis seine Schwingen und flog in dem Raume hin und her. Infolge des Geräusches, welches dadurch entstand, erwachte Gott. Er schlug seine feurigen Augen auf: da ward es hell. Alsobald hiess er die feuchte Finsternis und das lichte Hell sich scheiden. Das geschah. Da entstand ein grosser lichter Raum, welcher mit Luft erfüllt und auf allen Seiten von feuchtem Dunkel umgeben war. Fortan weilte Gott in diesem lichten Raume, der Adler aber erhielt von ihm den Befehl, sich im feuchten Dunkel aufzuhalten.

Nachdem sich der Adler lange Zeit, wie wir jetzt rechnen, viele Jahrtausende, in dem feuchten Dunkel aufgehalten, unbeweglich, nur auf Böses gegen Gott sinnend, beschloss er, das Dunkel zu verlassen, sich in den lichten Raum zu Gott zu gesellen und mit demselben zu kämpfen, wenn ihm dieser den Aufenthalt bei sich nicht gestatten werde.

Gott aber wollte den Adler nicht bei sich leiden; da begann der Kampf; Gott war in demselben siegreich, er tötete den Adler und zerriss ihn.

Derselbe barg in seinem Leibe ein ungeheuer grosses Ei. Gott nahm das Ei aus dem Leibe des toten Adlers, dann schleuderte er den Leichnam weit von sich.

Aus den Wunden des Adlers, welche dieser im Kampfe empfangen hatte, war Blut geflossen, welches eine blaue Farbe hatte. Dasselbe sammelte sich und ward zu einem ungeheuer grossen Meere. Der weggeschleuderte Leichnam des Adlers sank in das Meer hinab; dort löste sich das Fleisch auf und ward zu Schlamm und Schmutz.

Darauf hiess Gott das feuchte Dunkel, welches den hellen Lichtraum umgab, sich in diesem schlammigen Meere sammeln. Nachdem dies geschehen war, befand sich oben der helle Lichtraum, unten aber finsteres, schlammiges und schmutziges Gewässer.

Darauf zerschlug Gott das Ei des Adlers und teilte es in zwei Hälften. In der einen Hälfte war eine schwarze, in der anderen aber ein weisse klebrige Masse. Gott warf die beiden halben Eierschalen von sich;

Digitized by Google

die eine flog nach oben und bildete das Gewölbe des Himmels, die andere fiel nach unten in das Wasser; der Schmutz und Schlamm sammelte sich darin; das ward die Erde.

Gott sann darüber nach, was er mit dem weissen und schwarzen Stoff anfangen solle, welchen er dem Ei entnommen hatte. Er beschloss endlich, daraus Wesen nach seinem Bilde zu schaffen Aus der weissen Masse wurden gute Geister oder Engel, aus der schwarzen aber böse Geister oder Teufel. Die guten Geister nahm Gott zu sich in den lichten Raum, die bösen aber versetzte er auf die Erde.

Darauf schmückte Gott das Gewölbe des Himmels mit Sonne, Mond und Sternen, welche er aus dem Feuer seiner Augen schuf und demjenigen seiner Engel. Sodann bildete Gott aus der Feuchtigkeit des Meeres die Wolken und schuf alles, was den schwarzen Engeln auf Erden zum Dasein nötig war. Diese bildeten aus Erde, Wasser, Luft und Feuer ein riesiges zweigeschlechtiges Wesen; die Erde wurde zum Fleisch, das Wasser zu Blut, aus den Steinen wurden Knochen, aus der Luft und dem Feuer aber Seele und Atem, sodass das Unwesen zu leben begann.

Von diesem Unwesen stammen die Riesen ab. Die Teufel spotteten nun über Gott und die Engel, denn sie waren stolz auf das, was sie geschaffen hatten.

Gott befahl nun den Engeln, sie sollten Tiere schaffen. Das geschah. Bald waren auf Erden viele Tiere, Vögel und Insekten, im Wasser aber Fische von allen Arten.

Darauf schufen die Engel aus Baumzweigen nach dem Bilde des Riesenwesens ein zweigeschlechtiges Zwergwesen. Von diesem stammen die Zwerge ab.

Der Verbindung von einer Riesin und einem Zwerge entsprossen die Menschen.

Als die bösen Geister die Tiere sahen, welche die Engel geschaffen hatten, beschlossen sie, es ihnen nachzuthun, sie bildeten aber nur Unwesen von allerlei Art. Gott ward über die bösen Geister und ihre Gebilde zornig, er schmetterte mit Blitz und Donnerschlägen auf das ungeheure Riesenwesen herab, dass es tot niedersank. Aus dem Blut, welches den Wunden desselben entströmte, entstand eine grosse Flut, in welcher alles umkam, was von den Teufeln geschaffen war, dasjenige aber, was den Engeln sein Dasein verdankte, blieb am Leben.

Sodann beschloss Gott, die bösen Geister zu strafen. Er liess eine Hölle schmieden und diese mit Ketten an der Erde befestigen, aber tief unter derselben in dem dunklen Wasser, auf welchem die Erde schwimmt.

Da die Menschen schlecht waren, so beschloss Gott, sie und die Zwerge zu vernichten. Er that dies und zwar durch einen Regen von Schwefel und Pech.

Darauf schuf Gott ein anderes Geschlecht von Riesen, Zwergen und Menschen.

Aber auch diese wurden schlecht. Gott hatte nämlich einen der Engel aus dem Himmel verbannt; dieser beredete die Riesen, Zwerge und Menschen zu bösen Thaten. Da ward Gott zornig, er sandte den Engel hinab in die Hölle, wo er als König über die bösen Geister herrschen

Digitized by Google

sollte, die Zwerge verbannte er in das Innere der Erde, die Riesen aber versetzte er in das Wasser, damit sie die Erde, welche auf demselben herumschwamm, auf ihren Schultern trügen. Seit der Zeit steht die Erde fest.

Die Menschen sandte Gott zur Hölle hinab, wo sie von den bösen Geistern auf das Furchtbarste gequält wurden.

Darauf schuf Gott ein drittes Geschlecht, aber nur von Menschen. Aber auch diese wurden schlecht. Infolgedessen vertilgte sie Gott durch eine grosse Überschwemmung, und zwar alle bis auf einen Mann und eine Frau, die gut waren. Diese rettete er in einem grossen Kasten vor dem Untergang in der Flut.

Nachdem die Flut Vergang genommen hatte, machten es sich der Mann und die Frau wieder wohnlich auf Erden. Von diesem Paare stammen alle Menschen ab, welche auf Erden wohnen.

Aber auch diese Menschen, zu denen wir gehören, neigen zum Bösen. Wenn nun die Hölle von ihnen so voll sein wird, dass sich kein Raum mehr in derselben befindet, so wird Gott die alte Hölle zerstören und eine neue, grössere schmieden lassen. Bei dieser Gelegenheit wird sich der Teufelskönig von seinen Banden befreien, in welche ihn Gott hatte legen lassen, und die bösen Geister wie die Riesen und die Zwerge zum Kampf gegen Gott anrufen.

Alle, die er anruft, werden bereit sein, dem Teufelskönig zu gehorchen. Zuerst werden die Riesen die Erde von ihren Schultern werfen, dabei aber werden die Menschen und Zwerge ihr Ende finden. Darüber werden die Riesen mit den bösen Geistern und dem Teufelskönig in Streit geraten; in dem Kampf, welcher daraus entsteht, werden sie sich gegenseitig vernichten.

Dann wird nur Gott sein und die Engel."

Überdenken wir das Gelesene, so meine ich, ist kein Zweifel darüber vorhanden, dass diese Überlieferung alle Züge voller Ursprünglichkeit an sich trägt, welche dann mit semitischen Berichten und christlicher Anschauung verquickt sind, wie sich das leicht daraus ergibt, dass dieselbe erst vor wenigen Jahren dem Munde noch jetzt lebender Letten entnommen ist, mithin sich nicht in allen Einzelheiten dem Einfluss späterer Zeit zu entziehen vermocht hat. Diese Aufnahme und Anpassung der semitischen Überlieferungen und christlich-religiösen Anschauung findet freilich in überwiegendem Masse erst in demjenigen Teile der Sage statt, welcher die Androgonie bietet, und zwar von Schaffung des dritten Geschlechtes der Menschen, mit welcher wir in dieser Arbeit nicht eigentlich uns zu beschäftigen haben; ihr Vorhandensein ist aber für den Forscher deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie beweist, dass die Sage durch Aufnahme später in sie hineingetragenen Stoffes und dessen Weiterbildung dem Volksbewusstsein nicht fremd geworden und nicht erstarrt war, bis zu der Zeit, wo mir dieselbe mitgeteilt wurde. Im übrigen trägt sie die Züge einer grösseren Schöpfung des lettischen Geistes an sich, welche verschiedene Einzelheiten in sich aufgenommen und zu einem Ganzen zu verschmelzen versucht hat, wie das Heldenepos die Heldenlieder.

Digitized by Google

Scheiden wir die Vorstellungen aus, in denen sich, wie wir angenommen, semitisch-christlicher Einfluss geltend gemacht hat, so bleibt als arische Vorstellung die Erde als Hälfte der Schale von dem Ei des Adlers, in welcher sich der Schmutz und Schlamm gesammelt hat, der von dem zergangenen Fleisch des Adlerleichnams im Meer herrührt, der Himmel als Bildung aus der anderen Hälfte des Eies.

Vor der Erde ist das Meer da, welches aus dem Blut des Adlers entstanden ist, der Adler findet seinen Untergang im Kampf mit Gott, er nimmt seinen Ursprung aus dem Windhauch, der als Wort dem Munde Gottes entströmt.

Die Lichter des Himmels nehmen ihren Ausgang von dem Licht der Augen Gottes, wie das Hell in der Urfinsternis aus dem Blick Gottes bei seinem Erwachen entsteht. Gott selbst ruht ursprünglich traumbefangen und sinnend in der tiefen Finsternis der Urzeit, der Anfang alles Seins ist nach der Kosmogonie der Letten dichte feuchte Finsternis.

Zu bemerken ist, dass das lettische Wort für Gott, — welches in der Bibel für Gott steht — deews nämlich, auch für den Gott der Sage gebraucht ist, dass der träumende und sinnende deews der lettischen Schöpfungssage im übrigen volle Einstimmung zu den entsprechenden Vorstellungen der Arier bietet, wie das Wort deews selbst sich seiner ursprünglichen Bedeutung nach mit altheidnischen Vorstellungen verknüpft.

Das lettische deews nämlich wie das lithauische dẽwas entstammt nach der Sprachwissenschaft der Wurzel di, div scheinen, glänzen, leuchten; somit führt uns der Name deews in der kosmogonischen Sage der Letten mittelbar zu dem Naturvorgang, dass das Licht der Finsternis entstammt, denn auf die dunkle Nacht folgt der helle lichte Tag; dẽna, im lithauischen der Tag, entstammt aber derselben Wurzel wie dẽwas, Gott, und dass auch die christliche Zeit in dem Namen dẽwas Anlehnung an heidnische Vorstellungen bewahrt hat, beweist die Thatsache, dass (nach Nesselmann) dẽwaitis auch den Donnergott Perkunas bezeichnet, dẽwaite szwenta (heilig), die Göttin des Regens; demnach würde Perkunas als Gott des Donners und des Gewitters, welches den Regen im Gefolge zu haben pflegt, von dem leuchtenden Glanze des Blitzes den aus dẽwas gebildeten Namen dẽwaitis erhalten haben. Ist das aber der Fall, so erklärt sich selbst aus der ursprünglichen Bedeutung des Wortes die besonders stark hervortretende lichtschaffende Thätigkeit des deews der lettischen Sage: ist doch bereits die zweite unbewusste Schöpfung des deews die Schaffung des Hell, des Lichtes, entstammen doch die Gestirne des Himmels dem Feuer seiner Augen.

Wir sind demnach in der lettischen Kosmogonie zu folgenden Vorstellungen gelangt, welche ihre Zusammenfassung in dem Gewebe der Sage gefunden, aus deren Maschen wir sie nun wieder lösen:

1. dichte, feuchte Finsternis,
2. deews, Gott als Quell des Lichtes, das Licht,
2. das Wort als Windhauch, der Wind,
4. der Adler,
5. der Kampf,

Digitized by Google

6. das Ei,
7. der Leichnam des Adlers,

demnach: dichte, feuchte Finsternis, Licht, Wind, Kampf, Ei, Leichnam.

Wir wenden uns jetzt den Überlieferungen jenes Brudervolkes zu, welches seine arische Sprache in Lauten und Formen ältester Prägung redet.

II. Die Lithauer und Žamaiten.

Zunächst sei bemerkt, dass es mir nicht gelungen ist, eine Schöpfungssage von gleicher umfassenden Grossartigkeit wie die gebotene, bei den Lithauern oder Žamaiten zu finden, dafür vermag ich aber eine um so grössere Anzahl kleinerer und einfacherer, deshalb aber auch zum teil von grösserer Durchsichtigkeit anzuführen, die denn auch den semitisch-christlichen Überlieferungen in geringerem Masse Einfluss eingeräumt haben.

Dieselben finden sich in meinem Werke: „Die Mythen, Sagen und Legenden der Žamaiten (Lithauer), Heidelberg 1883", welchem Werke ich die nötigen Mitteilungen in thunlichster Kürze entnehme.

So erzählen die Žamaiten (vergl. das angeführte Werk Seite 138), dass von Bangputis und Algiene ausser anderen Göttern und Göttinnen auch die Žamaite abstammt.

Nun ist Bangputis der Gott des Meeres, der rauschenden Flut, Algiene die Göttin des Windes.

Wandeln wir nun die Entstehungssage der Götter, die Theogonie, in eine Weltentstehungssage um, in eine Kosmogonie also, so erfahren wir daraus, dass von dem Gott des erregten Gewässers, des wallenden Meeres und der Göttin des Windes, aus dem Wasser also durch den Wind die Erde ihren Ursprung genommen hat, denn der Name der Žamaite wird nach der Volksüberlieferung selbst von dem Worte žéme hergeleitet — nach alter Schreibart žiame — welches eine Wurzeleinheit mit *χαμαί*, *χαμένη* bildet, nach Pausanias dem Beinamen der Demeter zu Elis, ebenso mit *χθών*, dem lat. humus und kel. zemlja, dem zend. zem Erde.

Auch das Ei begegnet uns in den Schöpfungssagen der Žamaiten. So lesen wir (S. 216 meines Werkes):

„Anfangs war keine Erde da, sondern eine Masse von ungeheuerer Grösse; dieselbe glich einem Ei. Nachdem sich die Sonne Jahrhunderte hindurch um diese Masse bewegt hatte, zerplatzte ihre Hülle unter dem Einflusse der erwärmenden Strahlen der Sonne und die Erde kam zum Vorschein. Dieselbe war nicht so, wie sie jetzt ist, sondern eine grosse Wüste. Das Land war öde und das Wasser wogte und wallte und Blasen von mannigfacher Grösse trieben auf demselben ihr Spiel."

Die Fortsetzung der Kosmogonie bietet nun die Entstehung von Kräutern und Pflanzen, Tieren und Gewürm, den Bewohnern des Meeres und dem Menschen, ihre weitere Darlegung und eingehende Behandlung liegt somit dieser Arbeit fern.

Eine andere Sage (S. 210/11) erzählt die Entstehung der Erde folgendermassen:

„Einst gab es keine Erde, Gott aber lebte in der Mitte seiner Engel. Er sass auf einem goldenen Throne, welcher heller blitzte als Feuer. Der

Digitized by Google

Thron ist die Sonne. Eines Tages geriet Gott über einen Engel in so heftigen Zorn, dass er ihm den Kopf abriss. Gott warf den Kopf des Engels in die Höhe, der Kopf blieb oben hängen. Das ist der Mond mit seinem Gesicht in der Mitte. Der Rumpf des Engels, welcher rund war, warf Gott auch in die Höhe, aber derselbe war so gross und schwer, dass er wieder herunterfiel; er blieb in der Luft hängen. Nach einigen Jahrhunderten ging der tote Körper in Verwesung über. Das Fleisch wurde zu Staub, der Staub aber bedeckte sich mit Gras. Ein Teil des Grases wuchs immer höher und höher und es wurden daraus die Bäume. Die Knochen des Engels wurden zu Steinen; das Blut lief zusammen, daraus entstanden die Meere, wo aber Bäume und dichtes Gras das Blut eingten, bildeten sich Seen." (Die Fortsetzung der Sage bietet wieder eine Androgonie und liegt uns somit zunächst fern, da wir zur Entstehung der Erde bereits gelangt sind.)

Eine andere Sage, welche sich in meinem Werke findet, lässt Gott die Erde, welche er geschaffen hat, vernichten, und zwar durch die Engel des Gewitters, des Feuers, des Sturmes und des Wassers. Ein Menschenpaar nur wird in einem Nebelkasten gerettet, welchen ein Engel zu diesem Zwecke hergestellt hat, indem der Nebelkasten in den Himmel selbst hineingetragen wird. Darauf berichtet die Sage (S. 207):

„Da ausser dem Himmel nur noch Wasser vorhanden war, denn auch die Erde war vernichtet, so riss Gott dem Engel die Flügel ab und warf sie auf das Wasser. Aus den Flügeln bildete sich eine neue Erde, welche auf den Wassern herumschwamm."

Nun erfolgt — im Himmel — eine Empörung des Teufels mit den Riesen und Zwergen gegen Gott, an welcher die Menschen, die im Himmel sind, nicht teilnehmen. Aber Gott verstösst die Empörer aus dem Himmel, errichtet für den Teufel ein Gefängnis, die Hölle, wohin alle gesandt werden, die gesündigt haben, damit sie der Teufel dort quält. Dann heisst es weiter:

„Die Riesen wurden von Gott in das Wasser geschleudert und erhielten den Auftrag, die Erde, welche bis dahin auf dem Wasser schwamm, auf ihren Häuptern zu tragen. Seit der Zeit steht die Erde fest. Die Riesen stehen bis an die Schultern im Wasser; wenn sie sich rühren, so erbebt die Erde. Die Zwerge wurden von Gott in das Innere der Erde verbannt. Sie müssen daselbst die Erze schmieden und dürfen sich auf Erden nicht sehen lassen."

(Die Fortsetzung der Sage berichtet dann von der Entsendung des im Nebelkasten geretteten Menschenpaares auf die Erde, von der Entstehung der Tiere, Vögel, Insekten und Fische und endlich von dem Untergang der Welt, nach furchtbarem Kampf.)

Eine andere Sage erzählt uns von dem Bau der Erde (S. 214, 15).

„Als in alten Zeiten Gott sich entschlossen hatte, die Erde zu schaffen, berief er alle Engel und teilte ihnen seine Absicht mit. Die Engel traten seiner Ansicht bei und beschlossen, die Erde aus Sandkörnern zu erbauen; darauf bestimmte Gott, dass ein jeder Engel ein Korn zum Bau herbeibringen sollte, er selbst lieferte einige Steine zum Grund in der Mitte der Erde, dem Gott Artes übertrug er die Leitung des Baues. Artes aber

Digitized by Google

war ein ungetreuer Baumeister; er behielt ein Sandkorn zurück, und zwar dasjenige des Engels der Eintracht.

Der Bau war nun zwar vollendet, allein die Erde blieb nicht ruhig, sondern wurde unausgesetzt gerüttelt und geschüttelt, weil bei dem Bau ein Sandkorn gestohlen war. Durch dieses Rütteln und Schütteln kam es, dass die Erde, welche ursprünglich glatt und eben war, ganz uneben ward; die Sandmassen wurden auf und niedergeschleudert und es entstanden Berge und Thäler.

Als Gott das sah, verliess er den Himmel und stieg auf die Erde hinab, um zu sehen, woher die Unordnung komme, allein er fand die Ursache davon nicht, denn Artes wusste seinen Betrug gut zu verhehlen. Da ward Gott zornig und kehrte voll Grimm in den Himmel zurück. In seinem Zorn vergass er die Thür, welche zum Himmel führte zu schliessen; da ergoss sich ein Feuermeer vom Himmel auf die Erde nieder; in den Niederungen sammelte es sich und kühlte allmählich ab. Aus diesem abgekühlten Feuermeer entstand das Gewässer der Erde, Meere, Seen und Flüsse. Um die Zeit begannen aus dem Schoss der Erde allerlei lebende Wesen in der Grösse einer Bohne hervorzukriechen. Aus diesen entstanden die Tiere, Vögel und Insekten, welche die Erde bevölkern."

(Der weitere Verlauf der Sage bietet dann wieder eine Menschenschöpfung, Berichte von Gottes Zorn, der sich in Blitz und Donner äussert, die Vernichtung der Erde und der Neuaufbau derselben mit den Worten: „Dann wird eine andere Erde gebaut werden, auf welcher es vernünftig und gut zugehen wird.)

War in der berührten Sage Artes der Baumeister der Erde genannt worden, so vermag ich, vorausgesetzt, dass der Name allen seinen Lauten nach durchaus alt und richtig wiedergegeben ist — es fehlt bis jetzt für einen vollgültigen Beweis unantastbarer Sicherheit das Vorkommen des Namens in dieser Form in anderen Überlieferungen der Lithauer oder Żamaiten — ihn nur etwa mit der Wurzel ar zu verbinden, von der uns Curtius sagt: „Die Grundbedeutung dieser Wurzel kann kaum eine andere als die der Bewegung zu etwas hin gewesen sein. In den meisten Anwendungen ist diese als eine gelingende, ihr Ziel erreichende aufgefasst."

Ist die Verbindung des Namens mit der Wurzel ar in der angegebenen Bedeutung eine richtige, so würde Artes als Gestaltung der bewegenden, zielbewussten Kraft zu erklären sein.

Eine andere Sage berichtet uns von einem anderen Mithelfer bei dem Weltenbau, denn wir lesen (S. 146):

„Als die Welt geschaffen wurde, war Ugniedokas, welcher dazumal allein das Feuer kannte und zu benutzen verstand, dabei thätig. Derselbe war nämlich ein kunstvoller Schmied; er schmiedete vier feurige Säulen und stellte den Himmel auf dieselben. Die Funken, welche aus seiner Esse aufflogen, stiegen zum Himmel empor und blieben dort haften; das sind die Sterne."

Seite 142 meines Werkes tritt uns noch ein zweiter Mithelfer bei dem Weltenbau entgegen, denn die Sage lautet:

„Ugniedokas und Ugniegawas haben die Säulen geschmiedet, auf welchen das Himmelsgewölbe, die Erde, das Meer und der Abgrund ruhen."

Digitized by Google

In den Namen von Ugniedokas und Ugniegawas erkennen wir das indische agni, lat. ignis, slav. ogni, (wend. hogeń, wogeń und hogno) wieder, Agni, der Gott des Feuers der Veden ist der Bruder der lithauischen Feuergottheiten, des Ugniedokas, des Feuergebenden, und des Ugniegawas, des Feuerempfangenden, des Feuergewinnenden. (Vgl. übrigens den Aufsatz in Jahrgang I, Heft 7—10: Wieland der Schmied und die Feuersagen der Arier von Edm. Veckenstedt.)

Als letzte besonders zu betrachtende Weltentstehungssage tritt uns die folgende entgegen (S. 237).

„Das Erste, was Gott geschaffen hat, war ein riesiges zweigeschlechtiges Wesen: dasselbe hiess Żeste.

Von diesem Wesen stammen die Engel, die Riesen, Zwerge und Menschen ab, der Himmel, die Erde und das Meer haben von demselben ihren Ursprung genommen."

Sodann berichtet eine Sage, dass Żeste einst mit einem Gefolge in den Teil des Gartens der Götter habe eintreten wollen, zu welchem Perkunas nur den hohen Göttern den Zutritt gestattet habe. Demnach habe Algis (der Windgott und Bote der Götter) den Eintritt versagt, und als Żeste denselben habe erzwingen wollen, sei Algis Herr im Kampfe geblieben mittels des ihm auf seine Bitte von Perkunas gewährten Donners und Blitzes. Darauf berichtet die Sage:

„Żeste war über diesen Vorgang böse und beschloss, sich einen anderen Wohnsitz zu schaffen. Voll Zorn zerriss Żeste das silberne Obergewand und warf das blaue Tuch und die goldene Krone samt der goldenen mit Diamanten besetzten Brustplatte und die anderen kostbaren Schmucksachen von sich.

Das blaue Tuch bildete das Gewölbe des Himmels, die Stücke des silbernen Obergewandes blieben am Tuche haften; das sind die Sterne. Auch die Krone blieb an dem blauen Tuche hängen; sie ward zur Sonne, welche einen hellen Glanz von sich gibt und am Tage alles erwärmt und erleuchtet, während die Brustplatte zum Monde ward, welcher sich zwischen den Sternen bewegt und die Nacht erleuchtet. Die übrigen Schmucksachen wurden zur Erde, auf welcher Żeste fortan den Wohnsitz nahm."

Hier fragen wir nun, wer und was ist Żeste. Die mitgeteilten beiden Żeste-Sagen entstammen zwar dem Berichte eines alten Lehrers in dem russischen Lithauen, aber die Form des Namens mag deshalb noch immer allen ihren Lauten nach nicht in voller Ursprünglichkeit sich zeigen. So suchte ich in meinem Werke (S. 260) in der Voraussetzung, dass ż für cz gesetzt sein könne, Anlehnung an cziestas, czieas, die Zeit, als deren Gestaltung dann Czēste oder Czēstis zu schreiben und zu erkennen sei.

Nach Abschluss meines Werkes, aber vor Veröffentlichung des zweiten Teiles desselben und damit meiner Vermutung über die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, erhielt ich dann aus anderen Teilen des Landes der Żamaiten zwei Żeste-Sagen, in welchen nicht nur die von mir vermutete Schreibung Czēste sich allein fand, sondern auch alle Züge der Sagengestalt sich mit denjenigen einer Gestaltung der Zeit sehr wohl vereinigen lassen. Demnach trage ich kein Bedenken, die beiden Żeste- richtiger also Czēste-Sagen dahin zu erklären, dass wir uns daraus die Vorstellung zu er-

Digitized by Google

schliessen vermögen: der Himmel, die Sterne, wie Sonne, Mond und die Erde verdanken der Zeit ihr Dasein.

Die žamaitisch-lithauischen Kosmogonien ergeben demnach folgende Vorstellungen als Ursache der Welt:

1. { die Sonne als Wärme und als Licht,
   { dēwas als Lichtgott, das Licht,
   { Ugniedokas und Ugniegawas als Gestaltungen des Feuers,
2. Bangputis und Algiene, Wasser und Wind,
3. der Flügel des Engel,
4. das Ei,
5. der Leichnam,
6. Sandkörner, Steine,
7. Czēste, die Zeit;

danach Licht, Feuer, Wasser, Wind, Flügel, Ei, Leichnam, Sandkörner, Steine, Zeit.

III. Die Russen.

Steht der Lithauer nach den Eigenschaften seines Wesens dem Deutschen näher als dem Slaven, so nähert er sich nach dem Bau seiner Sprache dem Slaven mehr als einem anderen seiner arischen Brüder; somit sehen wir uns jetzt nach den Sagen von der Entstehung der Welt bei den Slaven um. Jacob Grimm bemerkt zwar bei Besprechung einer Flutsage der Serben: „Einziges Beispiel einer Flutsage bei Slaven, unter denen sich überhaupt gar keine kosmogonische Vorstellungen fortgepflanzt zu haben scheinen — (D. Myth., 4. Aufl., S. 482)", allein diese Ansicht ist nicht richtig, wie sich uns sofort erweisen wird. So berichtet uns eine russische Schöpfungssage nach Afanasjeff, dass einst Gott dem Teufel, welcher der mächtigste Engel war, den Befehl gegeben habe, in das Meer, das allein da war, ohne die Erde, hinabzutauchen und daraus Sand empor zu holen.

Der Teufel gehorchte dem Befehl und brachte eine Hand voll Sand zu Gott.

Gott sprach über den Sand ein Gebet, dann warf er denselben mit den Worten in das Meer: „Vermehre dich und wachse in das Unendliche." Alsobald stieg aus dem Meer eine Insel auf, diese wuchs immer mehr und wurde immer grösser, bis davon die Erde wurde.

Eine andere russische Sage in dichterischer Form (bei Chodzko) berichtet, dass sich inmitten des blauen Meeres eine Eiche befindet. Auf dieser Eiche sitzen zwei Tauben. Diese Tauben tauchen in das Meer hinab und holen daraus feinen Sand und blaue Steine hervor. Aus dem feinen Sand und den blauen Steinen entstehen der Himmel und die Erde, die Sonne und die Sterne.

Hier treten uns als besonders bemerkenswert die Tauben entgegen.

Nun wissen wir, dass die Tauben in Russland jetzt mit den heiligen Geist in Verbindung gebracht werden, ebenso aber auch, dass sie früher die Vögel des Perun, des russischen Donner- und Gewittergottes waren. Der Name Perun führt uns zu dem Lithauer Perkunas, nach gebräuchlicher Auffassung auch zu dem Inder Parjanya.

Digitized by Google

Galt früher die Einheit Parjanya, Perkunas, Perun für sprachlich wie sachlich erwiesen, so sind jetzt darüber erhebliche Zweifel entstanden. Es ist der Name des Parjanya nicht mit erwünschter Sicherheit zu erklären, nach Bergaigne bezeichnet perjanya als Beiwort eine Eigenschaft der Wolke, aber wir wissen nicht zu sagen welche.

Ebenso gilt die Herleitung von Perkunas — preussisch Percunis, lettisch Pèhrkòns, altslavisch Perunŭ, polnisch Piorun, czechisch Perun, Peraun — nicht für durchaus sicher, aber es ist nicht zu bezweifeln, dass diese Worte als Nicht-Eigennamen den Donner bezeichnen.

Somit ist die vorarische Einheit von Parjanya — Perkunas — Perun sprachlich nicht recht zu erweisen, sachlich nicht recht begründet. Wohl aber vermögen wir uns nach den Veden selbst das Wesen des Parjanya zu erschliessen. Indess wollen wir aber auch hier feststellen, dass wenn irgendwo, es für Indien mehr als erwünscht ist, zunächst eine wirkliche Mythologie des Landes zu schaffen.

So wird dem Parjanya bald überhaupt die Berechtigung seines Daseins abgesprochen, indem das Wort nur als ein Beiname des Indra erklärt wird, bald spricht man ihn nur dem Donner zu, bald nur dem Regen.

Nun hat aber Indra als Himmelsgott ebenso Beziehungen zu Dyaus und seiner Sippe wie als Regen- und Gewittergott zu den übrigen Sturm-, Regen- und Gewittergottheiten. Ist parjanya ein Beiwort der Wolke, so wird es uns leicht erklärlich, wie Parjanya auch als ein Beiname des Indra erscheinen kann: es ist dann der Indra, welcher in der Regen- oder Gewitterwolke durch das Beiwort als mit diesen oder jenen Eigenschaften ausgestattet bezeichnet wird, welche an sich solche des Parjanya sind.

Von Parjanya lesen wir in den Veden:

„Schreie her, donnere, heftig bewege den Wasserbehälter, durchnetze, Parjanya, mit Wasser die Erde."

Sodann in demselben Hymnus an Parjanya:

„Gedeihen machen sollen Regengüsse die Erde, aller Orten sollen Kräuter aller Art entstehen."

Das ergibt denn doch in aller erwünschten Klarheit, welche sonst bei den Vedensängern nicht gerade zu häufig getroffen wird, Parjanya als Herrn beiläufig über den Donner, besonders und hauptsächlich aber als solchen über den Regen in seiner befruchtenden Kraft, welche in einer Kosmogonie wohl imstande sein mag, sich zu einer schöpferischen zu erheben.

Somit ersehen wir aus dieser Parjanya-Untersuchung, dass zwar die Einheit Parjanya — Perkunas — Perun als eine vorarische, selbst wenn sie zu erweisen wäre, was durchaus nicht sicher ist, erhebliche Folgerungen nicht zulassen würde, dass wir aber aus dem Wesen der Gestaltung und des Herrn des Gewitterregens zu derjenigen einer lebensschaffenden Kraft vorzudringen vermögen. Diese schöpferische Kraft legt nun die russische Kosmogonie mittelbar den Tauben bei, die lithauische Sagenwelt hat hier verwandte Vorstellungen wie die russische. So ist jetzt die Taube bei den Lithauern wie bei den Russen der unantastbare Vogel, dem heiligen Geist geweiht. Aber es bricht heidnische Anschauung in jener Sage meines Żamaitenwerkes durch, nach welchem in jedem Hause das Feuer-

Digitized by Google

ausbricht, auf welches sich eine weisse Taube setzt. Nach russischer Sage kündet es eine Feuersbrunst an, wenn eine weisse Taube in ein Haus durch die Fenster fliegt, wie umgekehrt die Feuersbrunst erlischt, wenn eine weisse Taube in dieselbe geworfen wird. In slavischen Kinderliedern rufen die Kinder die Tauben an, wenn sie wünschen, dass der Regen aufhören soll zu fallen.

So ergibt sich denn daraus die russisch-lithauische Vorstellung, dass die Tauben Vögel des Donnergottes sind, dass sie des Regens Ende bezeichnen und somit die Erde vor dem Nass bewahren, aus dem Nass hervorgehen lassen.

Aber auch in der Sagenwelt der Griechen begegnen uns die Tauben als Ausdruck befruchtender und damit schöpferischer Kraft. Wir haben in Hellas die Tauben als die heiligen Vögel der Aphrododite, der Göttin der Liebe und somit ursprünglich einer Gestaltung der hervorbringenden Kraft, sowie des Zeus zu Dodona.

Diese Tauben des Zeus zu Dodona haben bereits seit frühester Zeit zu irrtümlicher Auffassung ihres Wesens geführt, da sie dem orakelspendenden Zeus gegeben werden. So erklärt es sich, dass Herodot bei seiner Ansicht, es sei Ägypten der weitgehendste Einfluss auf Namengebung und Wesen der griechischen Götter einzuräumen, auch die Tauben zu Dodona von einer schwarzen Taube herleitet, die aus dem ägyptischen Theben gekommen sei — eine zweite Taube lässt Herodot von Theben nach Lydien fliegen, zur Begründung des dortigen Orakeldienstes, — das Orakel des Zeus zu Dodona so mit demjenigen des Ammon verknüpfend.

Suchen wir nun das ursprüngliche Wesen des Ägypters Amun zu erschliessen — der Name wird bereits von Plutarch von dem Wort âmun in der Bedeutung des Verborgenen oder der Verborgenheit hergeleitet und Brugsch bestätigt, dass âmun verborgen, versteckt, unsichtbar sein heisst — so finden wir ihn als Herrn und Eröffner des Jahres und der Zeiten erklärt, von Lenormant als Tageshimmel; in den Inschriften zu Theben aber heisst es von Amun: „Der, welcher als Anfang besteht, der die Welt durch seine Strahlen erleuchtet, der herrliche Widder, welcher aus dem Urwasser hervortritt“: und in einer anderen Inschrift: „die Sonne geht auf aus dem Urwasser, offenbarend das Licht nach der Finsternis. Der verborgene Geist, ein Geheimnis für den, welchen er geschaffen hat, ist der Vater der Väter, die erste Neunheit, ist Amun der Alte, der von Anbeginn an besteht, der Schöpfer des Himmels, der Erde, der Tiefe, des Wassers und der Berge.“

Demnach erklärt Brugsch das Wesen des Gottes als das aus der Verborgenheit der unteren Hemisphäre zur oberen emporsteigende Licht (Sonne und Mond), welches vor allem in der Frühlingsepoche des Jahres die thebanische Erde (Apit), die eigene Mutter, durch seine Strahlen befruchtet, sich zur Zeit des Hochsommers zu einen Amun-huër (= Hor-uer) umwandelt und in der herbstlichen Jahreszeit der abnehmenden Tage zur Tiefe niedersteigt (Tum), um den geheimnisvollen Lauf in der unteren Hemisphäre bis zu der neuen Auferstehung als Horchuti am Ostpunkte des Himmels zurückzulegen.

Digitized by Google

Im Ammon vereinigt sich der Gedanke des in abgeschiedener Verborgenheit zu einem neuen Leben Erwachenden. Als solcher ist er thatsächlich der, welcher das Verborgene aus der Dunkelheit an das Licht zieht. Demnach, denke ich, erkennen wir in Amun die Gestaltung des ursprünglich verborgenen Lichtes, das seine Schöpferkraft erweist, wenn es aus dem Verborgenen hervortritt, so die Welt in die Erscheinung treten lassend.

Ist die Deutung richtig, so vermögen wir die Gleichsetzung von Zeus und Amun zunächst nur als eine mittelbar berechtigte anzuerkennen, für die Gleichsetzung der Tauben von Theben und Dodona entbehren wir des rechten Antriebes.

Zu Dodona wurde nun aber nicht nur Zeus verehrt, sondern auch die Ge-Dione.

Demgemäss überweist Gerhard dieser Ge-Dione die Tauben zu Dodona. Nun ist allerdings nicht zu leugnen, dass diese Göttin die Gestaltung der nährenden und schaffenden Kraft ist. Als solche entspricht sie der assyrischen Mylitta oder Bilit, der Mutter der Götter, in Babylon der grossen Göttin der Natur und der Istar, der Liebesgöttin der Assyrer, welche unter den Planetengöttinnen das Wesen der Mylitta und der Anat, des aufnehmenden, fruchtbaren Stoffes wiedergibt, und so ist es denn sehr wohl denkbar, dass die Tauben der assyrischen Naturgöttin und der aufnehmenden und schaffenden Kraft, den Tauben, welche um ihres brünstigen Wesens willen auch der Aphrodite heilig sind, eben ursprünglich dieser assyrischen Mylitta entstammen, und dann mit der Griechin Ge-Dione verbunden sind.

Aber allerdings ist das Vermutung, die Überlieferung der Griechen verbindet die Tauben mit Zeus. Nun ist aber der Zeus zu Dodona als Naios ein Nährer durch triefendes Nass.

Es ist unschwer, in diesem Nährer durch triefendes Nass die Gestaltung der schaffenden Kraft zu erkennen, und zwar des Zeus als Gewittergottes, denn das Gewitter hat den befruchtenden und damit schöpferischen Regen im Gefolge.

Somit haben wir zwar die Angabe des Herodot zurückzuweisen, dass die ägyptischen Tauben die Begründung des Orakeldienstes in Lydien und Dodona veranlasst haben — aber die Berechtigung einer Gleichsetzung dieser Tauben haben wir denn doch anzuerkennen, und zwar nach ihrem Wesen als brünstigen Vögeln, welche somit zu einem Sinnbild schaffender Kraft erhoben und mit den Göttern wie Göttinnen nach der Seite ihres sich also äussernden Wesens verbunden zu werden vermochten.

Demnach wie die Einheit Parjanya — Perkunas — Perun nur mittelbar durch ihre Macht über den befruchtenden Regen zu erzielen war, so vermögen wir zu der Einheit Amun — Zeus — Perkunas — Perun gleichfalls nur durch den Begriff schaffender Kraft zu gelangen, welche aber in allen Einzelheiten sich als verschieden erweist, denn Amun schafft durch das Licht, Zeus durch den befruchtenden Regen, als Naios, durch das Nass überhaupt, die Tauben des Perkunas-Perun aber durch Verscheuchung des Regens und damit das Hervortretenlassen des Bodens, des Hervorholens der Erde aus der Tiefe der Gewässer.

Digitized by Google

So hat in diesem Falle jedes Volk seine Gedanken eigen gestaltet, ihnen ein eigenes mythisches Gewand anzulegen verstanden, welchem allein die missgehende Forschung unserer Tage die Schönheit der eigenartigen Gestaltung zu nehmen sich bemüht hat, um dafür ein trauriges Einerlei armseliger Gedankenweberei zu bieten.

In der russischen Kosmogonie treten uns sodann als handelnde Personen Gott und der Teufel entgegen.

Haben wir uns mit dem Teufel als Lichtbringer später noch eingehend zu beschäftigen, so dürfen wir uns doch jetzt der Untersuchung des russischen Wortes für Gott nicht entziehen, da durch dasselbe Verknüpfung mit altheidnischen Vorstellungen von selbst gegeben sind.

Ist das slavische Wort für Gott nämlich bogŭ, so haben wir dasselbe in dem Namen Bagaios (*Βαγαῖος*, Zeus *Φρύγες* Hes.), dem altpersischen Baga, dem Inder Bhaga. Das indische Wort wird auf die Wurzel bhaǵ, austeilen, zuteilen, verleihen, zurückgeführt.

Auch der Inder Bhaga muss es sich gefallen lassen, seiner Selbständigkeit für verlustig erklärt zu werden, denn Kuhn bemerkt: „Tvashtar, Savitar, Bhaga, Prajâpati der älteren Zeit werden nur verschiedene Namen für den einen in Wolken und Sonnenstrahlen seine Schöpferkraft offenbarenden Himmelsgott sein."

Nun ist aber nach Ludwig Tvaštar der Gott des Himmels, und zwar speziell in bezug auf die Umdrehung desselben im Laufe eines Jahres, der Name bedeutet wahrscheinlich soviel als Beschleuniger, Eilender, vielleicht der (sich) drehende; Savitar ist der zeugende, schaffende, belebende Sonnengott. Von Prajâpati sagt uns der Name, dass er der Herr der Schöpfung ist, in seiner Verbindung mit Vâc werden wir uns mit ihm noch des Weiteren zu beschäftigen haben, von Bhaga aber singen die Veden:

„Den morgens siegenden, gewaltigen Bhaga wollen wir rufen, der Aditi Sohn, der Auseinanderhalter (von Himmel und Erde).

O, Bhaga, mehre uns an Rindern, an Rossen, an Männern.

Bhaga, sei glückbringend, o Götter, durch ihn mögen wir glücklich sein!"

Das ergibt denn also:

Tvaštar als Gott der Bewegung des Himmels,
Savitar als schaffenden Sonnengott,
Prajâpati als Herr des Alls,
Bhaga als schaffendes und damit glückbringendes Morgenlicht, in weiterer Beziehung als Morgensonne.

So setzt Ludwig Rudra vor Indra und Agni als besonders hochverehrten Gott, ebenso aber auch die Götterreihe Varuna, Mitra, Aryaman, Bhaga.

Damit aber ist Kuhns Ansicht als nicht richtig beseitigt; der weiland Berliner Gelehrte hat eben, öfter als erwünscht ist, seine Ansichten für Erklärungen des Wesens der Vedengötter ausgegeben, um so zu den von ihm gewünschten Ergebnissen zu gelangen.

Haben wir nun Bhaga als den Herrn der schaffenden und beglückenden Morgensonne erkannt, so werden wir auch annehmen dürfen, dass die letzten Ausstrahlungen derselben in dem Bogŭ der Slaven wahrnehmbar

Digitized by Google

sind; ist das aber der Fall, so erkennen wir in ihm eben die Gestaltung des Morgenlichtes in der russischen Weltentstehungssage und somit als vollberechtigten Urheber der Schöpfung der Erde.

Demnach haben wir in den russischen Sagen als Entstehungsursachen der Welt:

1. das Licht, und zwar das Morgenlicht, als bogü, und das volle Licht — in dem Teufel, wie sich uns später ergeben wird,
2. das Wasser,
3. den Wind, das Gebet, als Worte, dem Wind entsprechend,
4. die Eiche,
5. den Sand und die Steine,
6. die Tauben;

also Licht, Wasser, Wind, Eiche, Sand, Steine, Tauben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sagen aus Westpreussen.

Von

A. TREICHEL—HOCH-PALESCHKEN.

1. Teufelssagen.

Die Kartenspieler.

In dem Dorfe Neu-Paleschken steht gegenüber der Kirche, welche zu den Zeiten Gustav Adolf's erbaut ist, ein kleines Haus. In demselben pflegten die Leute häufig Karte zu spielen, und zwar sogar am Abend vor dem Sonntag. Das erregte viel Ärgernis im Dorfe, aber die Spieler kehrten sich nicht daran. Da geschah es einmal, als eines Abends dort wieder gespielt wurde, dass einem der Spieler eine Karte zur Erde fiel. Derselbe bückte sich nach der Karte und ein anderer von den Spielern leuchtete ihm unter den Tisch, damit er die Karte suchen könnte. Als der Spieler sich nun nach der Karte auf dem Boden umsah, da bemerkte er bei dem flackernden Scheine des Lichtes, dass unter den Füssen der Spieler am Tische sich auch ein Pferdefuss befand, aber er vermochte nicht zu erkennen, wem derselbe angehörte. Das kam ihm gar seltsam vor und er machte die andern leise darauf aufmerksam. Indem ging das Licht aus. Da erbleichten alle und schlichen leise zur Stube hinaus, einer nach dem andern.

Alle, welche bei diesem Vorgang zugegen gewesen sind, haben niemals mehr Karte miteinander gespielt.

Man sagt, dass sich dies zur Zeit des Predigers Ciborovius zugetragen hat, welcher von der Kanzel des Ortes gar häufig wider das Kartenspiel geeifert hatte.

Der Teufel auf dem Tanzboden.

Eines Tages war im Dorfe Tanzvergnügen, zu welchem sich auch ein Mädchen eingefunden hatte, welche in einem fort tanzte und gar nicht müde werden konnte. Da sagte ein Bursche zu ihr, er würde sie schon müde machen, das Mädchen aber entgegnete, das würde nicht geschehen, niemand werde sie im Tanze müde machen, und wenn es der Teufel selbst wäre, der mit ihr tanzte.

In demselben Augenblick kommt eine Kutsche vorgefahren, welcher ein feiner Herr entsteigt. Derselbe bittet um die Erlaubnis, mittanzen zu dürfen.

Anmerkung. (Vergl. Jahrgang I, Heft 10—12.)

Digitized by Google

Sobald ihm die Erlaubnis gegeben war, ging er auf das Mädchen zu und tanzte mit derselben immerzu, ohne aufzuhören. Das kam den Leuten sonderbar vor. Als sie aber bemerkten, dass der feine Herr Pferdefüsse hatte, also der Teufel war, da verabredeten sie sich und befahlen den Spielleuten, die Weise zu spielen: „Ihr Höllengeister packet Euch". Alle Anwesenden stimmten in die Weise ein. Kaum aber erscholl die Weise und das Lied dazu, da fasste der Herr das Mädchen nur um so fester und fuhr mit ihr zum Fenster hinaus. Niemand hat von dem Mädchen je wieder etwas gesehen.

Den Teufel waren die Leute nun wohl los, aber sie hätten doch das Mädchen retten können. Das aber wäre dann geschehen, wenn einer aus der Gesellschaft erst das Mädchen an den Herzfinger*) gefasst hätte, bevor das Lied angestimmt wurde. Wäre das geschehen gewesen, so hätte der Teufel das Mädchen loslassen und sich allein davon machen müssen.

Der Teufel bringt Roggengarben.

Einstmals war ein Knecht, welcher mit seinen Mitknechten im Stalle schlief, von diesen ausgesperrt worden. Als ihm dieselben nicht öffneten, so sehr er auch an die Thüre pochte, machte er sich schliesslich nichts weiter daraus, sondern er ging in die Scheune, kroch hoch oben auf das dort lagernde Getreide und legte sich dort zum Schlafen hin. Da bemerkte er neben sich eine Schüssel mit Milchmuss. Sogleich machte er sich darüber her und liess es sich gut schmecken. Nachdem er die Schüssel geleert hatte, wollte er die Augen zum Schlafe schliessen. Da war es ihm, als wenn jemand Garben abschmiss. Darauf sah er plötzlich den Teufel neben sich liegen. Derselbe rührte in der leeren Schüssel herum und sprach:

„Vierzig Meilen gemacht,
Vierzig Stiegen gebracht,
Und doch kein Abendbrot."

Endlich zog der Teufel unwillig wieder ab.

Da wusste der Knecht, dass sein Herr mit dem Teufel im Bunde sei. Er konnte sich nun alles leicht zusammenreimen, der Teufel musste seinem Herrn von vierzig Meilen her Roggengarben zubringen, für jede Meile eine Garbe. Dafür erhielt er dann ein gutes Abendbrot.

Der Knecht wollte nicht länger bei solch einem Herrn im Dienste bleiben und liess sich am nächsten Tage ablohnen.

Der Herzfinger.

Einstmals hatte ein alter Mann eine junge Frau geheiratet, welche immer fluchte. Die Frau hatte einen Hund, welchen sie Psota (Schabernack) nannte. Eines Tages streifte die Frau mit ihrem Manne Federn und

*) Der Herzfinger ist der Mittelfinger der linken Hand.

Digitized by Google

fluchte dabei, wie immer. Da kam während des Fluchens der Teufel in Gestalt des Hundes; derselbe sprang zwischen die Federn und näherte sich der Frau, um sie mit sich zu nehmen. Die Frau ahnte nichts Böses und rief immer „Psotka, Psotka". Der Mann aber merkte, dass hier nichts Gutes vor sich gehen sollte; deshalb fasste er seine Frau an den Mittelfinger der linken Hand, den Herzfinger also, und stimmte das Lied an: „Ihr Höllengeister packet Euch". Alsbald verschwand der Hund auf Nimmerwiederkommen.

Nun wurde der Frau erst klar, in welcher Gefahr sie geschwebt hatte; sie hat fortan nie mehr in ihrem Leben geflucht.

Der Hochzeitsteufel und schwarze Fensterladen.

Ein Witwer, welcher von seiner ersten Frau eine Tochter hatte, heiratete eine Witwe mit zwei Töchtern. Wenn nun das Ehepaar irgend wohin fuhr, so nahm dasselbe nur die beiden Töchter der Frau mit, das arme Mädchen von der ersten Frau aber musste zu Hause bleiben und die Wirtschaft besorgen. Nun waren einmal alle zur Hochzeit gefahren bis auf die Tochter aus der ersten Ehe. Diese klagte dem Hausknecht ihr Leid. Der aber tröstete sie und sagte, er werde auch bald zur Hochzeit fahren und auch ihr werde er dazu verhelfen, wenn sie seinen Worten Folge leisten würde.

Das junge Mädchen versprach alles zu thun, was ihr der Hausknecht sagen würde. Darauf führte sie dieser auf das Feld und befahl ihr, dort auf Pferdedung niederzuknieen und ihm die Worte nachzusprechen:

„Ich kniee hier auf Pferdemist
Und schwör' mich ab dem Herrn Jesu Christ."

Nachdem das Mädchen das gethan hatte, sagte ihr der Hausknecht, in der dritten Nacht werde sie zur Hochzeit abgeholt werden.

Als die Hochzeitsgäste wieder heimgekehrt waren, erzählte das Mädchen ihren Eltern voller Freude, sie würde nun auch bald zur Hochzeit kommen, in der dritten Nacht werde man sie abholen. Sodann erzählte sie weiter, was alles geschehen war.

Da wurden die Eltern aber doch besorgt und sie beschlossen, die dritte Nacht zu wachen. Und wirklich, in der betreffenden Nacht kam eine feine Kutsche angefahren, welche das Mädchen abholen sollte. Aber die Eltern hielten das Mädchen fest und stimmten das Lied an: „Ihr Höllengeister packet Euch." Alsobald verschwand die Kutsche im Dunkeln

Das Mädchen erkrankte, die Eltern aber beschlossen, nicht den Arzt holen zu lassen, sondern mit ihr zum Pfarrer zu fahren. Als sie abfahren wollten, rief der Knecht dem Mädchen zu: „Gesund sollst Du werden, aber schwarze Fensterladen sollst Du bekommen."

Wie der Knecht gesagt hatte, so geschah es; das Mädchen wurde gesund, aber es erblindete.

Digitized by Google

Der Teufel als Ehemann.

Es war einmal eine Witwe, welche sich noch einmal verheiratete. Ihr zweiter Mann war aber der Teufel. Das merkte sie aber erst, als sie mit ihrem Mann im Bette lag, denn derselbe hatte Pferdefüsse.

Am andern Morgen wollte sie Brot backen. Da sagte sie zu ihrem Mann: „Ich will backen; der Ofen muss aber erst gefegt werden. Das hat früher immer mein Mann mit dem Kopfe gethan; jetzt musst Du das thun." Der Teufel weigerte sich zwar erst, endlich aber that er es doch. Kaum aber hatte er den Kopf in den Ofen gesteckt, da machte die Frau drei Kreuze in den Schornstein; darauf nahm sie einen Besen und fing an damit im Rauchloch herumzukratzen, sodass dem Teufel der ganze Jucks auf den Kopf fiel. Das gefiel ihm nicht gerade und er bemühte sich, den Kopf wieder aus dem Ofenloch herauszuziehen. Endlich gelang ihm das mit einem kräftigen Ruck, sodass er die Frau dabei mit umschmiss. Dann aber machte er sich eilig davon. Die Frau lief mit ihrem Besen hinter dem Teufel her. Da kam ein Fuder Kaddik (Wachholder) dahergefahren; der Teufel bat den Fuhrmann, dass er ihn darin verstecken möchte. Kaum war dies geschehen, so kam die Frau zum Wagen und fragte nach ihrem Mann. Der Fuhrmann sagte zwar, dass er nichts von demselben wisse, aber die Frau blieb dabei, ihr Mann müsste da sein, da er an der Stelle verschwunden sei. Sie fing demnach an, in dem Kaddik mit dem Besen herumzustochern, bis der Teufel daraus zum Vorschein kam und davonlief. Alsobald war die Frau mit ihrem Besen wieder hinter ihm her.

Dem Teufel war es gelungen, seiner Frau zuvorzukommen. Er langte in einem Dorfe an und richtete daselbst sogleich ein grosses Tanzvergnügen aus. Zu den Spielleuten sagte er, sie möchten ihn nur nicht verraten, wenn seine Frau käme und nach ihm fragen würde. Der Teufel hatte sich verkleidet und so kam es, dass ihn die Frau nicht erkannte. Die Frau nahm nach vielem vergeblichen Fragen auch an dem Tanz teil und dabei kam es, dass sie auch mit ihrem Manne tanzte. Dabei erkannte sie ihn. Alsobald griff sie zu ihrem Besen und stellte sich hinter die Thür, um ihren Mann nicht aus dem Zimmer zu lassen. Als der Teufel das merkte, schlug er das Fenster entzwei, sprang hinaus und lief davon, die Frau mit ihrem Besen hinterdrein. Unterwegs traf der Teufel eine Frau, welche auf einer Wiese Heu harkte. Er lief auf die Frau zu und bat dieselbe, sie möchte ihn doch im Heu verstecken, da seine Frau ihm nachgelaufen käme; wenn dieselbe ihn hier fände, so würde sie ihn sicher totschlagen. Die Frau brachte denn auch einen grossen Heuhaufen zusammen, in welchem sich der Teufel versteckte.

Indem kam auch die Frau des Teufels an. Sie fragte die Harkerin, wo ihr Mann sei, und als diese es ihr nicht sagte, machte sie sich daran, die Heuhaufen umzuwerfen, denn sie sagte, ihr Mann müsse da sein, da er hier verschwunden wäre.

So kam denn die Frau auch an den Heuhaufen, unter welchem der Teufel sass. Als dieser den Besen seiner Frau im Rücken fühlte, lief er eilig davon, die Frau aber schlug tüchtig auf ihn los. In seiner Not lief der Teufel in die Hölle, die Frau hinter ihm her. Er schlüpfte eiligst in die Hölle und zog die Frau mit sich hinein. Da waren beide drin.

Digitized by Google

Lithauische Kultursagen.

Von

FIEDOROWICZ-WEDER — CHARKOW.

Die Erfindung der Flöte und des Tanzes.

Ein reicher Bauer hatte fünf erwachsene Töchter. Da dieser Segen zu reich für eine Wirtschaft war, so hätte er seine Töchter gern verheiratet. Damit die jungen Leute des Landes Gelegenheit hätten, seine Töchter kennen zu lernen, veranstaltete er eine Schmauserei auf die andere und lud die jungen Burschen zur Gasterei bei sich ein. Die Eingeladenen kamen wohl ganz gern, aber statt sich um die Töchter des Bauers zu kümmern, gaben sie sich den Freuden des Essens hin und berauschten sich am Met.

Einstmals geschah es nun aber, als der Bauer wieder eine Gasterei gab, dass sich dazu ein Fremder von stattlichem Aussehen mit einigen Begleitern einfand. Der Fremde wurde mit seinen Begleitern willkommen geheissen. Zunächst nahm er mit seinem Geleit teil am Mahle und trank von dem schäumenden Met, dann aber bat er die Anwesenden, sie möchten sich diesmal nicht dem Gelage hingeben, er wolle sie auf andere Weise ergötzen.

Darauf nahm er ein langes ausgehöhltes Holz hervor, welches unten verschlossen war, in dem sich aber verschiedene Löcher befanden; das obere Ende war besonders hergerichtet. Der Fremde sagte, dieses also zugerichtete Stück Holz sei ein Tonwerkzeug; er nannte dasselbe Flöte. Darauf führte er sie an den Mund und blies in dieselbe hinein. Da entquollen der Flöte Töne von solcher Kraft, dass alle, welche dieselben vernahmen, erregt und fröhlich und heiter gestimmt wurden.

Dann aber setzte der Fremde die Flöte wieder ab von den Lippen und hiess die Töchter des Hauses sich Blütenkränze winden zum Schmuck ihrer blonden Haare, die Tische und Bänke hatten inzwischen die jungen Burschen aus dem Zimmer zu entfernen.

Kaum war dies geschehen, so überreichte der Fremde einem seiner Begleiter die Flöte und hiess ihn darauf Musik machen. Sobald die ersten Töne erschollen, näherte sich der Fremde der jüngsten Tochter des Bauers, denn dieselbe war von allen die Schönste, und forderte sie auf, ihren Arm in seinen Arm zu haken, aber wechselweise, so dass der rechte Arm des Fremden in dem linken des Mädchens ruhte. Darauf schwenkten beide nach den Tönen der Musik im Kreise herum, dann wechselten sie mit dem

---

Anmerkung. Die beifolgende Kultursage findet weitere Veröffentlichung in: La Musique et la Danse dans les traditions populaires des Lithuaniens, des Allemands, des Grecs, par le Dr. Edmond Veckenstedt, in Collection Internationale de la Tradition: Directeurs: M. Emil Blémont et Henry Carnoy, 33 rue Vavin, Paris. (Vergl Jahrgang I, Heft 11, S. 447 und die dort ausgesprochene Empfehlung der Sammlung.)

Der Unterzeichnete erlaubt sich, die Sage zunächst hier zu bringen, um auch an dieser Stelle ein vorläufiges Urteil zu ermöglichen über Gehalt und Wert des dort gebotenen.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Einhaken und schwenkten nach der anderen Seite herum. Alle, die das sahen, freuten sich über die Schönheit des Paares und die Anmut ihrer Bewegungen. Sie jubelten laut auf, als der Fremde der Musik ein Ende machen hiess und darauf dem Mädchen einen Kuss auf ihren roten Mund gab.

Der Fremde nannte die Bewegung nach der Musik Tanz.

Als die Musik auf Wunsch des Fremden von neuem anhub, fasste dieser und jener von den Burschen sich ein Herz und versuchte gleichfalls mit einer und der anderen Tochter des Bauers zu tanzen; mit dem jüngsten und schönsten Mädchen aber tanzte nur der Fremde.

Mit der Zeit gelang es den jungen Burschen und den übrigen Töchtern des Bauers den Tanz zu erlernen. Darauf lehrte der Fremde sie noch andere Tänze, bei denen sie sich in Reihen aufzustellen und dann ihre Arme zu Ketten zu verschlingen hatten; darauf hatten sie Bewegungen mancherlei Art auszuführen, aber alle nach den Tönen der Musik.

So verging allen unter Musik und Tanz, unter Freude und Scherz die Zeit und zwar viel angenehmer, als das je bei den Metgelagen stattgefunden hatte. Endlich aber war der Morgen hereingebrochen; das Licht der Sonne bleichte den Schein der Fackeln aus Kienspänen.

Nun aber trat der stattliche Fremde auf den Bauer und seine Frau zu und bat dieselben um die Hand ihrer Tochter. Auf die dahin gehende Frage des Bauers gab er sich näher zu erkennen und sagte, dass er Parkenas heisse. Seine Mutter sei die Musik, sein Vater einer der Götter im Himmel. Er selbst wohne in weiter Ferne in einem prächtigen Schlosse. Das Schloss stehe mitten auf einer Insel, deren Ufer von hohem Schilf und grünem Gebüsch bewachsen seien, und um die Insel woge ein weiter See. Da er so weit wohne, wünsche er, dass sofort die Zurüstungen zur Hochzeit getroffen und dieselbe am folgenden Tage gefeiert werde, damit er dann seine junge Frau alsobald in sein Schloss führen könne.

Da auch die jüngste Tochter bat, dass die Hochzeit sofort gefeiert werden möchte, damit sie sich von Parkenas nicht mehr zu trennen brauche, so willigten der Bauer und seine Frau gern ein.

Nun aber geschah etwas Seltsames.

In der Nacht, während des Tanzes und der Musik, hatten auch die vier andern Töchter des Bauers Freier gefunden; dieselben traten jetzt mit ihrem Begehren hervor, dass man gleich eine grosse gemeinsame fünffache Hochzeit ausrichten möchte, und alle stimmten jubelnd in die Bitte ein. Der Bauer und seine Frau gaben ihre Einwilligung und nach kurzer Ruhe ging es an ein Zurüsten und Schaffen, dergleichen man im ganzen Lande noch nicht gesehen hatte. Am folgenden Tage wurde die fünffache Hochzeit gefeiert, aber statt der sonst auf grossen Hochzeiten üblichen wüsten Völlerei herrschte Mass und Ordnung bei aller Fröhlichkeit, und obschon der schäumende Met allen mundete, so vergass sich doch niemand im Trinken. Dann aber musste wieder einer der Begleiter des Parkenas die Flöte mit ihren erregenden Tönen und lustigen Weisen blasen, und unter der Anordnung des Parkenas und seiner jungen Frau begann Scherz und Tanz in Lust und Anmut, dergleichen man auf Erden nie zuvor gesehen hatte.

Digitized by Google

Als die Hochzeitslust endlich gestillt war, begaben sich die fünf jungen Paare ihren Heimstätten zu, nachdem sie Parkenas und seiner jungen Frau versprochen, dass sie dieselben an einem bestimmten Tage, und zwar sie alle, mit Einschluss des Bauers und seiner Frau, besuchen würden. Zu diesem Zwecke hatte ihnen Parkenas den Weg, welchen sie einzuschlagen hatten, um in sein Schloss zu gelangen, genau beschrieben.

An dem bestimmten Tage hatten sich denn auch der Bauer mit seiner Frau, seinen vier Töchtern und den Schwiegersöhnen aufgemacht und die fünf Wagen rollten in der bezeichneten Richtung der Ferne zu. Nachdem man einige Tage durch einen weiten Wald gefahren war, gelangten die Wagen endlich an den See, welcher mit seinen Wogen die grüne Insel umspülte, auf deren Mitte sich das Schloss des Parkenas erhob. Eine Brücke aus gelbrot blitzendem Bernstein führte nach der Insel hinüber; das goldene Schloss, der silberklare See, der blitzende Bernstein funkelten im lichten Schein der strahlenden Sonne in unerhörter Pracht.

Die Ankommenden wurden von Parkenas und seiner jungen Frau auf das Herzlichste willkommen geheissen; immer war die Tafel in dem Speisesaale im Schloss mit köstlichen Speisen besetzt, war der Metkrug mit schäumenden Getränk gefullt; anmutige Weisen tönten von dem See heruber und liessen sich in dem hohen Schilf des Inselstrandes vernehmen, wie in dem grunen Gebüsche, welches denselben umsäumte; bei Gesang, Musik und Tanz, Freude und Scherz vergingen den Anwesenden die Wochen wie Tage und die Tage wie Stunden; alle freuten sich, dass es dem jungen Paare so gut ging und waren heiter und guter Dinge.

Endlich musste aber doch einmal geschieden werden, und als die Gäste wieder ihren Wagen bestiegen hatten, da brachten ihnen Parkenas und seine junge Frau noch allerhand kostbare Geschenke herbei, die sie denselben mit nach Hause gaben, vor allem auch Tonwerkzeuge, Pfeifen und Flöten, Leier und Zither, damit dieselben sich fortan bei deren Tönen daheim ergötzen und in heiteren Tänzen erfreuen könnten. Darauf fuhren die Wagen über die Brücke von Bernstein dem festen Lande zu. Kaum aber hatten die Wagen das Land erreicht, da trug sich ein seltsames Wunder zu.

Der See begann zu rauschen und brausen, und als sich die Fahrenden umwandten, da versank vor ihren Augen die Brücke von gelbem Bernstein in den Fluten der empörten Wogen, das blitzende, goldene Schloss stieg mit Parkenas und seiner jungen Gemahlin zu dem Himmel empor, der sich vor dem goldenen Schlosse öffnete, die Insel aber versank, und wo eben noch frisches, fröhliches Leben geherrscht, schäumten jetzt die Wellen des erregten Sees.

Der Bauer und die Bäuerin waren nun wohl betrübt, dass sie ihre Tochter nicht mehr sehen würden, aber sie freuten sich doch auch ihres Glückes, dass dieselbe fortan im Himmel weile.

Die Töchter des Bauers und deren Männer hielten fortan das Andenken an Parkenas und seine junge Frau in hohen Ehren; an den Festen der Lithauer und Żamaiten verschwand das Gelage mit seinem wüsten Treiben, denn diese, sowie die jungen Mädchen und Frauen des Landes ergötzten sich fortan an den schönen Künsten der Musik und des Tanzes.

Digitized by Google

Märchen der Siebenbürger Armenier.

Aus inedierten Texten übersetzt

von

DR. HEINRICH V. WLISLOCKI — MÜHLBACH (Siebenbürgen).

1. Die Entdeckung des Eisens.

Es war einmal ein Ehepaar, das hatte lange Zeit hindurch keine Kinder; darüber war Mann und Frau untröstlich und sie wallfahrteten daher einmal nach einem heiligen Orte, wo ein Märtyrer begraben lag, und flehten um Kindersegen. Als sie betend am Grabe knieten, flog eine Taube auf den Grabhügel und sprach mit menschlicher Stimme also zu ihnen: „Ich weiss, dass ihr Kinder haben möchtet und will euch ein Mittel ansagen, wodurch euer Wunsch erfüllt werden soll! Geht bei zunehmendem Mond um Mitternacht in den Friedhof und versetzt in die Erde einen Kürbiskern; bald wird eine Pflanze hervorspriessen, die ihr jedesmal bei abnehmendem Mond mit Eselsmilch zu begiessen habt, damit euer Kind klug und stark werde.“*) — Die Taube flog von dannen, das Ehepaar kehrte heim und that, wie ihm geheissen war. Nach neun Monaten brachte das Weib einen Knaben zur Welt, der schon nach neun Tagen reden und herumlaufen konnte. Die Eltern hatten gar bald ihre liebe Not mit dem Sohne, denn dieser verzehrte an einem einzigen Tage mehr Speisen, als zwölf Männer an zwölf Tagen zu verzehren im stande waren. In seinem neunten Lebensjahre hörte er auf, Muttermilch zu saugen und sprach dann eines Tages also zu seinen Eltern: „Ich gehe in die Welt und will meine Stärke erproben!“ Die Eltern willigten gerne in das Vorhaben ihres Sohnes ein, denn sie fürchteten sich, dass er sie noch ganz arm fressen werde; sie liessen ihm daher einen ganzen Ochsen braten und aus zwanzig Metzen Weizen ein Brot backen. Als der Sohn den Speisevorrat sah, sagte er: „Nun, für einen Tag habe ich etwas zu beissen!“ Mit diesen Worten nahm er das Brot unter den Arm, warf den gebratenen Ochsen über seine Schulter und zog in die Welt. Auf der staubigen Landstrasse zu wandern, war ihm gar zu langweilig; er nahm daher seinen Weg durch dick und dünn und gelangte gegen Abend in einen grossen Wald, wo er sich niedersetzte und vom gebratenen Ochsen zehrte. Da trat aus einer Steinhöhle ein „schwarzer“ Riese**) hervor und sprach also

*) Über den Kürbis und den Esel als Sinnbild der Fruchtbarkeit s. Gubernatis, Die Tiere in der indogermanischen Mythologie. S. 126, vergl. auch das ungarische tökfejü = Kürbiskopf (Dummkopf).

**) Dem armenischen Volksglauben gemäss, gibt es „schwarze“ und „weisse“ Riesen; erstere sind mehr unterirdische, dämonische Wesen, die Menschen und Tiere verfolgen, während letztere auf den höchsten Gebirgsspitzen in prachtvollen Palästen hausen, mildthätig und den Menschen freundlich gesinnt sind.

Digitized by Google

zum Knaben: „Du scheinst ein Vielfrass zu sein, Bursche! hast Du aber auch Deinem Maul angemessene Kraft und Stärke, um für Deinen Magen das Futter verdienen zu können?“ — „Das will ich meinen!“ versetzte der Knabe, „warte nur, bis ich gegessen habe, dann wollen wir einmal versuchen, wer von uns beiden der Stärkere ist.“ Und gierig verschlang er ein Stück Fleisch nach dem andern, ein Stück Brot nach dem andern und als er den ganzen Ochsen und das ganze Brot verschlungen hatte, sprach er zum schwarzen Riesen: „Nun also, Freundchen, reich' mir einmal Dein Händchen zum Willkommgruss her! Du scheinst ja der Herr dieses Waldes zu sein!“ Der schwarze Riese reichte dem Burschen die Hand und sprach: „Ja, ich bin der Herr dieses Waldes und werde Dich gleich bestrafen für Deine Frechheit, mit der Du in mein Gebiet eingedrungen bist! Aber, o wehe, weh'! wehe! Lass' los! wehe!“ — „Na, was fehlt Dir, Brüderchen?“ fragte der Bursche lächelnd den schwarzen Riesen, als er dessen Hand losliess. Der Riese betrachtete seine blutende Hand und sprach: „Du hast meine Hand beinahe ganz zerquetscht und bist in der That stark genug für Dein Alter, aber sehen wir weiter! Kannst Du mit einer Hand einen grossen Eichbaum entwurzeln?“ Mit diesen Worten trat der schwarze Riese an einen mächtigen Eichbaum heran und denselben mit einer Hand fassend, entwurzelte er ihn mit Leichtigkeit. Da lächelte das Bürschlein und trat an einen noch mächtigeren Eichbaum heran und stiess mit einem Finger an denselben. Krachend stürzte der Eichbaum auf den Boden. Der schwarze Riese schüttelte bedenklich das Haupt und sprach: „Nun, aus Dir kann noch ein starker Bursche werden!“ Darüber ärgerte sich der Junge und das Knochengerippe des Ochsen ergreifend, schleuderte er dasselbe mit solcher Gewalt an das Bein des schwarzen Riesen, dass dieser lahm wurde und sein ganzes Leben lang hinkte. Besänftigend sprach der Riese: „Nun, nun, Freundchen! nur nicht so wild! Schau, ich brauche einen Kameraden, der mir nach neun Jahren zu grossem Reichtum verhelfen soll. Wenn Du willst, so bleibe bei mir, es soll Dir an nichts fehlen; Du sollt alles haben, was Du willst, nur sollst Du nach neun Jahren mir eine Wildsau bezwingen helfen. Besiegen wir die Wildsau, dann erhalte ich eine Königstochter zur Frau und mit ihr viele Schätze, die ich mit Dir teilen will!“ — „Topp!“ meinte der Bursche und reichte dem schwarzen Riesen seine Hand entgegen, „es gilt! ich bleibe bei Dir!“ Der Riese aber ergriff die dargebotene Hand nicht, sondern sagte: „Lass' gut sein! auch ohne Handschlag gilt mein Wort! Also komm in meine Wohnung!“

Der schwarze Riese führte den starken Jungen in die Höhle hinein, wo zahlreiche Karfunkelsteine den endlos langen und weiten Raum taghell beleuchteten. Mitten in der Höhle stand ein grosses Haus, die eigentliche Wohnung des schwarzen Riesen, und vor derselben befand sich ein Baum, auf dem ein einziger goldener Apfel hing und in dessen Zweigen ein goldener Vogel hin und her flatterte. In der Nähe des Baumes befand sich auch ein Brunnen; bevor sie in die Wohnung eintraten, sprach der schwarze Riese zu seinem Begleiter: „Aus diesem Brunnen sollst Du täglich dem goldenen Vogel Wasser zum trinken geben, aber Du selbst trinke

Digitized by Google

nie aus diesem Brunnen oder speie hinein*), denn du musst dann sterben. Auch esse nicht vom goldenen Apfel, der täglich am Baume wächst und das Futter des Vogels ist, denn dann musst du dem Tode verfallen!" Der Junge versprach, den Auftrag des schwarzen Riesen genau zu erfüllen und fühlte sich gar bald heimisch in der Riesenwohnung, denn zu essen und zu trinken hatte er in Hülle und Fülle und zu arbeiten hatte er geradezu nichts. Wurde ihm die Zeit gar zu lang, so ging er hinaus in das Freie und übte seine Stärke, indem er Felsblöcke in die Höhe schleuderte, Bäume entwurzelte und Rindvieh stahl, indem er dasselbe lebendig auf seine Schulter warf und damit heimlief. So verging ein Jahr nach dem anderen und als das neunte heranrückte, da wurde dem Jüngling die Zeit doch zu lang und er sann nach, wie er sich Unterhaltung verschaffen könne. Da sass er denn einmal am Brunnen und dachte nach, warum ihm der schwarze Riese eigentlich verboten habe, aus dem Brunnen zu trinken und vom Apfel zu essen? „Das kann nicht wahr sein, dass man sterben müsse, wenn man aus diesem Wasser trinkt! Der Riese muss gelogen haben. Ich will doch einmal versuchen und aus dem Brunnen trinken!" so sprach der starke Jüngling zu sich selber und schöpfte sich Wasser aus dem Brunnen; doch kaum hatte er einen Schluck gethan, da erzitterte die ganze Höhle und der goldene Vogel rief: „O wehe! warum hast du mich getötet! Ich bin das Leben deines Herrn, des schwarzen Riesen, den du jetzt des Lebens beraubt hast!" Da erzitterte nochmals die ganze Höhle und der goldene Vogel fiel tot auf den Boden herab. Der Jüngling trat nun in das Haus des schwarzen Riesen und fand dort denselben starr und tot auf der Erde hingestreckt. Er nahm den Leichnam auf die Schultern und trug ihn hinaus auf die Oberfläche der Erde, wo er ein Grab machte und seinen toten Herrn beerdigte. Da kehrte er in die Höhle zurück und wollte auch den goldenen Vogel beerdigen, aber als er ihn anrührte, verbrannte er seine Hand so sehr, als ob er sie in ein Feuer gesteckt hätte. Er nahm also einen der schwarzen Steine, die in der Höhle herumlagen und wollte mit demselben den Vogel weiterschieben; aber der Stein ward glühend und schmolz und wurde abgekühlt zu einer schwarzen festen Masse, die härter war, als der härteste Stein. Der Jüngling warf nun einen Stein nach dem anderen auf den goldenen Vogel und bemerkte, dass man die schwarze Masse, wenn sie halb abgekühlt ist, formen kann. Er nahm nun andere, weisse Steine in die Hand und schmiedete sich gar bald einen Stab, der so schwer war, dass ihn zwanzig Pferde nicht von der Stelle hätten bringen können. Auf diese Weise schmiedete er sich gar bald Gefässe, riesige Kugeln und verschiedene andere Gerätschaften. Da versuchte er bei gewöhnlichem Feuer die schwarzen Steine zu schmelzen und fand, dass auch dies dieselben in eine schwarze Masse umwandele, aus der man verschiedene Gegenstände schmieden könne. So entdeckte er das Eisen und die Kunst des Schmiedens. —

Da erinnerte sich einmal der starke Jüngling, dass das neunte Jahr bald um sei und der schwarze Riese ihm erzählt habe, dass er eine Königs-

*) In klares Wasser zu speien, halten die Armenier für eine Sünde und glauben, dass der Betreffende im Fegefeuer unsäglichen Durst zu erleiden habe.

Digitized by Google

tochter zur Frau erhalte, wenn er eine Wildsau erlege, die jedes neunte Jahr in die und die Königsstadt komme und jedesmal eine Königstochter auffresse. Er nahm also eines Tages seine grosse eiserne Stange in die Hand, lud sich auf den Rücken einige Kugeln und ging in die Königsstadt, wo er sich beim König meldete. Als dieser vom Vorhaben des Jünglings hörte, da freute er sich gar sehr und sprach: „Lieber hätte ich es angesehen, wie meine Tochter durch die Wildsau umkommt, als dass sie die Frau des schwarzen Riesen wird! Nun sind wir vom schwarzen Riesen frei, aber mit der Wildsau werden wir gewiss nicht fertig und ich muss ihr auch meine letzte Tochter überlassen!" — „Das wird aber nicht geschehen!" rief der Jüngling und schwang seine mächtige Stange in der Luft herum, so dass alle Leute sich vor seiner Stärke fürchteten. Da fragte ihn der König: „Was ist das für ein Holz, aus dem du deine Stange verfertigt hast?" Nun erzählte ihm der Jüngling seine Entdeckung und lehrte den Leuten das Eisen schmieden. —

Da rückte endlich der verhängnisvolle Tag heran, an welchem die Wildsau in die Stadt kam und die Königstochter verlangte. Der starke Jüngling forderte sie zum Kampfe auf und sie kämpften nun miteinander so lange, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr konnten, und dann setzten sie sich einander gegenüber um auszuruhen. Da sprach die Wildsau: „Höre, du Jüngling! wir werden auch noch übers Jahr miteinander kämpfen und nie miteinander fertig werden; denn du bist gerade so stark wie ich; deshalb höre, was ich dir sagen will! Nicht weit von hier wohnt auf einem Glasberg ein Zauberer, der nur dann stirbt, wenn der Glasberg zu Grunde geht. Dieser Zauberer hat mich, der ich ein gewaltiger Held gewesen bin, in eine Wildsau verwandelt und nur dann erhalte ich meine menschliche Gestalt wieder, wenn der Zauberer gestorben ist. Versuche also den Glasberg zu zerstören." Sie machten sich also auf den Weg, und als sie den Glasberg erreichten, verschwand die Wildsau in die Erde, bevor sie der Jüngling ausfragen konnte, was er denn eigentlich beginnen solle. Er dachte lange hin und her, nahm endlich eine seiner zentnerschweren Kugeln hervor und warf sie mit Leichtigkeit nach der Spitze des Glasberges. Da krachte und klirrte es oben auf dem Glasberg und die Spitze flog zerschmettert herab. Da nahm der Jüngling eine zweite Kugel und warf sie nach der Mitte des Glasberges. Die Kugel schlug durch den Berg und bohrte ein riesiges Loch in denselben. Da rollte er eine dritte Kugel gegen den Fuss des Glasberges. Ein schreckliches Gewitter erhob sich und vom Schlag gerührt stürzte der Jüngling zu Boden. Als er aus seiner Betäubung erwachte, da war der Glasberg verschwunden und ein kräftiger, schöner Jüngling stand vor ihm und dankte ihm für seine Erlösung. Sie gingen nun zum König und da wurde ein Fest nach dem andern zu Ehren des starken Jünglings veranstaltet. Da sprach eines Tages der Jüngling zum König: „Ich habe deine Tochter vom Tode errettet und weiss, dass du sie mir zum Weibe geben möchtest; aber ich mag sie nicht, denn sie liebt den erlösten Helden, der ihre Liebe erwidert. Ich will beide glücklich machen und wünsche, dass sie ein Paar werden!" Der König willigte in das Begehren des Jünglings ein und die Hochzeit wurde abgehalten; während der Feierlichkeit aber verschwand der Jüngling und wurde nie

Digitized by Google

wieder gesehen. Die Leute erzählten sich, der Teufel habe ihn heimlich geholt, weil er durch seine Entdeckung des Eisens ein wahres Teufelshandwerk die Menschen gelehrt habe.

2. Warum ist das Schaf dummer als die Ziege.*)

Als Gott die Welt erschaffen und eingerichtet hatte, da wollte er noch ein Tier schaffen, das fromm und geduldig, den Menschen von grossem Nutzen werde. Sinnend sass der Allmächtige auf seinem Throne, als der Teufel herantrat und ihn fragte: „Was sinnst du?“ — „Ich will,“ sprach der Allgütige, „ein Tier erschaffen, das fromm und geduldig, den Menschen von grossem Nutzen werde.“ Und er nahm Lehm und formte ein Tier, dem er Leben einhauchte. Der Teufel machte es nach, setzte aber dem Tiere in der Meinung, dass es dadurch schöner werde, einen Bart unter das Kinn und spitze Hörner auf den Kopf; dann bat er Gott, er möge auch seinem Tiere Leben einhauchen. Gott that es, und auf diese Weise wurden die Menschen gleich mit zwei neuen Tieren, dem Schaf, das Gott erschuf, und der Ziege, die der Teufel geformt hat, beschenkt. Da nahm Gott ein grosses Gefäss hervor, in welchem er den Verstand bewahrte, und als er bemerkte, dass nur noch wenig Flüssigkiet sich am Boden des Gefässes befinde, sprach er zum Teufel: „Diesen Tieren will ich nur einige Tropfen Verstand verleihen, denn im Gefäss ist nur noch wenig vorhanden und vielleicht brauche ich davon noch für künftig zu erschaffende Tiere.“ Der Allmächtige nahm also das Gefäss und liess daraus einige Tropfen Verstand auf den Kopf des Schafes fallen; als er auch auf das Haupt der Ziege Verstand tröpfelte, da stiess der Teufel absichtlich an das Gefäss und so fielen bedeutend mehr Tropfen auf das Haupt der Ziege, als das Schaf erhalten hatte und als Gott der Ziege zu verleihen die Absicht hatte. Da rief der Teufel lachend: „Nun ist mein Tier klüger als das deine!“ Gott aber erwiderte: „Es soll aber auch solch närrische Possen treiben wie du und als Strafe dafür mit kargem Futter sich begnügen müssen!“

*) Vergl. Veckenstedt: Die Mythen, Sagen und Legenden der Żamaiten. S. 224. Bd. I.

Digitized by Google

Albanesische Helden-, Hochzeitslieder und Sprichwörter.

Von

E. MITKOS — BENI-SUEF.

Deutsch von J. U. JARNIK — PRAG

Heldengesang.

Mbétše, moré šóke, mbétše	Ich bin geblieben, o Gefährte, ich bin geblieben
pertéj úres set K'ahbése!	Jenseits der Brücke von Kabba (Mekka)!
Te m' i fálij jû nenése,	Grüsset mir meine Mutter,
te dy kéte te m' i šése	Die zwei Ochsen möge sie mir verkaufen,
t' i nkʒéne t nigâ se-rése.	Um zurückzuerstatten die Mitgift ihrer Schwiegertochter.
Ndè pyétte néna per múa,	Wenn die Mutter um mich fragt,
t' i ʒóni se umartúa.	Saget ihr, dass er sich verheiratet hat,
ndè ʒénte, se tš' núse múar?	Wenn sie sagt, was für eine Braut er genommen hat?
dy plúmba nde kraherúar,	Zwei Bleikugeln in die Brust,
káter nder kémb' é nder dùar.	Viere zwischen Füsse und Hände.
ndè pyétte, se tš' krúšk i váne?	Wenn sie fragt, welche Hochzeitsgäste ihn begleiten?
kórbet é sórrat e háne.	Die Raben und Krähen verzehren ihn.

Hochzeitsgesang.

I.

Pulúmp i bárdhe mbi štepí,	Weisse Taube auf dem Hause,
me képdin plót me šekér.	Mit dem Schnäbelchen voll Zucker.
Kété šekér kú t'a dérʒ? —	Diesen Zucker, wohin soll ich ihn schütten?
Mbi štepí te dhénder-trímit.	Auf das Haus des Heldenbräutigams.

II.

Kú kendójene ató feléntza?	Wo zwitschern jene Rebhühner?
atié téj nder ató delúna.	Dort zwischen jenen Cederbäumen.
ʒém te véte te márr néze,	Ich will eins davon fangen gehen,
ke t' e kém te lós me téze.	Um (zu haben) damit zu spielen.
Kembe-kúke, mój feléntze,	O Huhn, mit roten Füssen,
kembe-kúk' é bres-argéndè!	Mit roten Füssen und mit silbernem Gürtel!

Digitized by Google

III.

Vién pulúmbi vído, vído,	Kommt die Taube vido, vido,
jákɛ mɛ̂ kɛtéj, mój špýrt ô!	Komm näher, meine Seele,
se tɛ kám tɛ štrúarit,	Weil ich für dich die Matratze
edhé tɛ mbuľuarit.	Und die Decke habe.

Sprichwörter.

Pà (páa) bérɛ dém vetehésɛ, núk' i bén dót tɛ-mîrɛ míkut.	Falls du dir selbst nicht weh thust, thust du deinem Freunde nichts Gutes.
Punó mbɛ kót, mós rrî mbɛ kót.	Arbeite nicht vergebens, sitze nicht vergebens.
Sɛ-múndɛja éštɛ pɛr ńérɛs.	Die Krankheit ist für Menschen.
Kur kâ diélɛ, mérr gúnɛnɛ.	Wenn die Sonne scheint, nimm den Mantel.

Sitten und Bräuche der Lithauer.

Von

MECZIUS DAVAINIS-SILVESTRAITIS—DOWOJNOWO.

I. Fastnacht.

1. Die Umfahrt.

(Aus der Gegend von Waschki, Kreis Ponewesch, Gouvernement Kowno.)

Wenn Fastnacht naht, so fragt man: „Wo werde ich meinen Tanzabend zubringen?“

Ist die Zeit da, so kocht die Hausfrau Virtienes*), der Hausherr holt Bier herbei und dann werden die Knechte mit den Viertienes bewirtet und es wird ihnen Bier vorgesetzt. Nachdem alle tüchtig gegessen und getrunken haben, sagt der Hausherr zu den Knechten: „Nun meine lieben Kinder, spannt die Pferde an und tragt die Tonnen in die Schlitten.“ Sobald dies geschehen ist, steigen die Kinder (Knechte) in die Tonne hinein; über dieselbe wird ein Laken gedeckt. Um sie vor Angriffen zu bewahren, erhält einer von den Kindern einen Dreschflegel, mit welchem er, vom Laken nicht bedeckt, aufrecht in der Tonne steht.

*) Virtienes werden in Art der Speckkuchen zubereitet, nur bäckt man dieselben nicht, sondern man kocht sie.

Digitized by Google

Der Fuhrmann des Schlittens ist mit Stroh umbunden. So fährt er mit seiner Last durch das Dorf, dabei laut schreiend: Vandenia, vandenia, Bites už (Gebt Wasser, Wasser, die Bienen schwärmen). Alsobald kommen die andern Kinder des Dorfes herbeigelaufen und suchen die Kinder in der Tonne mit Wasser zu begiessen. Derjenige aber, welcher den Dreschflegel in der Hand hält, sucht sie zu verteidigen.

So fährt der Schlitten von Dorf zu Dorf, bis die Kinder endlich halb erfroren und dem Tode nah wieder zu Hause ankommen.

Darauf kriechen die Kinder auf den warmen Ofen, um sich darauf zu wärmen.

Alsdann fängt von den anwesenden Frauen die eine an zu weinen, die andere fragt, wie es in der Tonne gewesen sei. Das eine von den Kindern ist mit der Fahrt zufrieden, das andere sagt aber, es sei in der Tonne zu kalt gewesen.

Nachdem die Kinder sich auf dem Ofen erwärmt haben, steigen sie von demselben herunter und nun wird wieder Bier und Branntwein getrunken und dann getanzt; jeder sucht sich so lustig zu machen als möglich.

Inzwischen hat die Hausfrau den Mägden so viel Wäsche zum Waschen gegeben, als sie nur hat finden können. Wenn die Mägde mit dieser Arbeit fertig sind, so kommen sie zu der übrigen Gesellschaft, essen, trinken und tanzen mit derselben und nehmen an allen Vergnügungen teil.

Kommt Fastnacht ein adliger Herr durch das Dorf gefahren, ein Pfarrer oder ein Jude, so kommen die Leute aus allen Häusern herbeigelaufen und begiessen die Vorüberfahrenden mit Wasser.

Alle die Bräuche übt man, damit der Lein gut wachse.

2. Laime, die Göttin des Glückes.

Unter den Vergnügungen, an welchen man sich Fastnacht nach der Schlittenfahrt ergötzt, ist folgende besonders bemerkenswert.

Von den Anwesenden wird jemand als Greis verkleidet; das Gesicht wird ihm mit Kohle geschwärzt, dann muss er auf den Ofen steigen und sich dort setzen; in die Hand gibt man ihm einen Besen, welchen er wie der König sein Zepter hält. Alsdann hat der also Verkleidete zu sprechen: Kepu Kepu Laime (ich backe ich backe die Laime).

Darauf fragen die andern: „Wie lange wirst Du backen?“

Der auf dem Ofen Sitzende antwortet: „Ich werde so lange backen, bis Du mir ein Mädchen herführst zum Küssen.“

Die Mädchen fangen darüber an zu schreien und laufen davon, um die Laime nicht zu küssen. Die jungen Burschen laufen aber hinterher und suchen ein Mädchen zu erhaschen. Ist ihnen das gelungen, so führen sie das Mädchen zur Laime. Allein das Mädchen lässt sich nicht küssen, sondern speit dem Alten in das Gesicht.

Sobald dies geschehen ist, steigt die Laime vom Ofen herab, wäscht sich die Schwärze aus dem Gesicht und legt die Verkleidung ab.

Darauf wird wieder getrunken und getanzt.

Das Vergnügen dauert bis zum Krähen der Hähne.

Digitized by Google

3. Kotre (Katharine).

Im Kreis Rossieni (Gouvernement Kowno) essen die Leute Fastnachts neunmal; sie fahren an dem Tage aus, damit die Pferde fett werden.

Die Leute essen an diesem Tage so viel Fleisch, als sie nur irgend vermögen, und auch diejenigen, welche so arm sind, dass sie kein Fleisch sich kaufen können, erhalten solches von den Reichen, denn von allem, was an dem Tage gekocht oder gebraten ist, darf nichts übrig bleiben. Die Leute essen an diesem Tage so viel und jubeln bis zum Aschermittwoch früh so, dass sie oft krank in die Fastenzeit hineinkommen.

Vom Aschermittwoch an dürfen sie die folgenden vierzig Fastentage kein Fleisch essen, kein Ei, auch keine Milch trinken. Deshalb sprechen sie am Aschermittwoch: „Laschinskis (der Speck) ist weggelaufen nach Preussen, Kanapinskis (das Fasten) ist gekommen.

In einigen Ortschaften macht man sich noch ein besonderes Vergnügen. Man macht sich nämlich einen Holzklotz zurecht, welchen man in eine Tonne setzt, die man in einem Schlitten durch das Dorf fährt. Man nennt diesen Klotz Kotre. (Katharine.)

Im Dorfe Preikapei wird die Kotre (Katharine) auf einen Wagen gesetzt. Dazu befestigt man einen Dreschflegel in der Art am Rade des Wagens, dass sich derselbe bei jeder Drehung des Rades mit umdreht.

Die Fahrt wird mit fröhlichem Lärm begleitet.

Digitized by Google

Aberglaube aus dem Altenburgischen.

Gesammelt von

E. PFEIFER—ALTENBURG.

I. Die Wiege.

1. Wöchnerinnen darf man im Dunkeln nicht allein lassen, weil sie den Wirkungen böser Geister ausgesetzt sind. Muss es dennoch geschehen, so legt man ihnen ein Kleidungsstück des Mannes ins Bett, dann kommt sie kein „Schauer" an.

2. Wenn die Wöchnerin der Milchschauer befällt, so muss man ein Tischtuch über sie breiten oder auch ein Kleidungsstück ihres Mannes.

3. Bei dem neugebornen Kinde muss stets ein Licht brennen, damit ihm die Hexen nichts anthun.

4. Vor der Taufe darf man ein Kind nicht ins Freie tragen, weil demselben leicht etwas angethan werden kann und es dann Krämpfe für das ganze Leben behält.

5. Um das Kind gegen das Beschreien zu schützen, bindet man ihm ein rotes Bändchen um den Hals.

6. Wenn man das Aussehen eines Kindes lobt, muss stets hinzugesetzt werden: „unberufen" oder „Gott behüt es", sonst kann es leicht beschrieen werden. Wird dies versäumt, so wischt sich die Mutter oder Wärterin mit dem Handrücken den Mund oder klopft dreimal auf die Tischplatte, indem sie sagt: „Leck's . . . . .!"

7. Die leere Wiege darf man nicht in Bewegung setzen, sonst nimmt man dem Kinde die Ruhe. (Dem Kinde wird auch die Ruhe genommen, wenn man sich beim Verweilen in der Stube nicht ein Weilchen an die Wiege setzt. Übereinstimmend mit „Aberglaube aus der Provinz Sachsen", Heft 2 und 3. Nr. 1, Jahrgang I dieser Zeitschrift.)

8. Wenn das Kind die Krämpfe hat oder nicht zur Ruhe kommen kann, muss die Mutter ihren Brautschleier, Brautkranz oder das Gesangbuch, welches sie bei der Trauung mit in der Kirche hatte, in das Bett desselben legen.

9. Wenn das Kind zur Taufe getragen wird, stecken die Paten einige Kupfermünzen in das Taufkissen, dann lernt es das Sprechen leicht.

10. Beim Kindtaufschmause müssen die Paten von allen Speisen geniessen, sonst lernt das Kind nicht alles essen und gedeiht nicht.

11. Wenn die Kinder den Namen der Eltern als Rufnamen erhalten, dann sterben sie.

12. Wenn man dem Kinde im ersten Jahre Haare oder Nägel abschneidet, dann wachsen dieselben nicht wieder nach, letztere muss man daher abbeissen. (Auch der Fuss des Kindes wächst nicht weiter, wenn

Digitized by Google

beim Einkauf der ersten Schuhe gehandelt wird. Abergl. aus der Prov. S., Heft 2 und 3. Nr. 3.)

13. Wenn die Mutter mit dem Kinde den ersten Besuch in einer Familie macht, schenkt man ihm ein frisches Ei und hält es ihm in den Mund, dann lernt es das Reden leicht.

14. Wenn ein Kind die oberen Zähne zuerst bekommt, dann stirbt es, diese Zähne sind die Grabgucker.

15. Kinder darf man im ersten Jahre nicht in den Spiegel sehen lassen, sonst werden sie eitel.

16. Wenn es im ersten Jahre auf die Kinder regnet, bekommen sie Sommersprossen.

17. Kinder, welche ein Geburtsjahr haben, dürfen sich im ersten Jahre nicht gegenseitig angreifen, sonst stirbt eins davon.

18. Wenn man über ein Kind wegsteigt, so wächst es nicht weiter, geschieht dies aus Versehen dennoch, so muss man über dasselbe zurücktreten. Auch darf man Kinder im ersten Jahre nicht durchs Fenster heben, sonst wachsen sie ebenfalls nicht weiter.

19. Wenn kleine Kinder in den Krämpfen liegen und dabei mit dem Munde zucken als ob sie lächelten, darf man sie nicht stören, denn die Engel spielen mit ihnen.

20. An dem Sterbekleide des Kindes darf die Mutter nicht mitnähen, sonst näht man bald ihr eignes Sterbekleid.

II. Der Altar.

1. Wenn ein junges Mädchen wissen will, ob sie bald heiratet, braucht sie nur einen Trauring an ein Haar zu knüpfen und in ein halbgefülltes Wasserglas zu halten. So oft derselbe an die Wände desselben schlägt, so viel Jahre muss sie noch auf einen Mann warten.

2. Je mehr Töpfe am Polterabende vor das Hochzeitshaus geworfen werden, desto glücklicher wird die Ehe. Scherben bedeuten Glück. — (Auch hier verspricht man sich, wie in der Prov. S., Gluck in der Ehe, wenn es in den Brautkranz schneit, Unglück, wenn es in denselben regnet. Abergl. aus der Prov. S., Heft 2 und 3, Seite 95.)

3. Wenn am Hochzeitstage zufällig ein offnes Grab auf dem Gottesacker ist, muss dasselbe verdeckt werden, sonst trennt der Tod bald die junge Ehe. (Dasselbe geschieht, wenn sich Braut oder Bräutigam auf dem Wege nach der Kirche umsehen. Abergl. aus der Prov. S., Heft 2 und 3, Seite 95.)

4. Wenn die Ehe bei zunehmendem Monde geschlossen wird, hat das junge Paar gedeihen in der Wirtschaft, ebenso wenn es Brot und Geld mit zur Kirche nimmt. (Abergl. aus der Prov. S., Heft 2 und 3, Seite 95.)

5. Nach der Trauung muss das Ehepaar auf einem andern Wege ins Hochzeitshaus zurückkehren, sonst ist die Ehe von kurzer Dauer.

6. In den Brautkranz oder Brautschleier muss nach der Trauung ein Riss gemacht werden, dann giebt es Glück in der Ehe.

Digitized by Google

7. Wenn sich die junge Frau die Herrschaft in der Ehe sichern will, muss sie bei der Tafel ihr Kleid über die Kniee des Mannes breiten. (In der Prov. S., indem sie während der Trauredе den Bräutigam auf den Fuss tritt. Heft 2 und 3, Seite 95.)

8. Wenn vor der Hochzeit etwas von den Geschenken zerbrochen wird, so bedeutet das Unglück in der Ehe. Dagegen muss beim Einzuge der jungen Frau irgend ein Gegenstand zerbrechen, wenn die Ehe glücklich sein soll.

9. Wenn die junge Frau in die neue Wohnung einzieht, muss sie einen Blick in das Ofenloch thun, dann gewöhnt sie sich schnell ein.

10. Wenn das Ehepaar seinen Einzug hält, muss zuerst Salz und Brot über die Schwelle der Wohnung getragen werden, dann gedeiht der Hausstand.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Besprechungsformeln

der

Rumänen in Siebenbürgen

von

ROBERT PREXL — MÜHLBACH (Siebenbürgen).

(Vergl. Bd. I, Heft 4 und 5 dieser Zeitschrift.)

egen Milchgrind wendet die rumänische Besprecherin folgende geheime Mittel an: sie giesst echten Branntwein in ein Glas und rührt ihn mit 3 Ruten eines Birkenbesens, indem sie diese Formel hersagt:

Alesau 9 fraţi	Die 9 Brüder
Din 9 taţi	Von 9 Vätern
Nóuă fartati,	Wählten sich 9 Freunde,
Plecară	Brachen auf entschlossen,
Din padurea mare	Zogen aus dem grossen
Pe cale	Waldessaal
La vale,	In das Thal,
Cu 9 sape săpênd,	Mit 9 Spaten grabend,
Cu 9 cuţite taind,	Mit 9 Messern schabend,
Cu 9 greble adunênd	Mit 9 Rechen sammelnd
Şi 9 vorbe şoptind.	Und 9 Worte stammelnd.
— „Unde porniţi,	— „Wohin wollt,
Unde grăbiţi,	Wohin sollt
Voi 9 fraţi	Ihr 9 Brüder
De 9 taţi	Von 9 Vätern
Cu 9 fârtaţi,	Mit 9 Freunden,
Cu 9 săpi săpênd,	Mit 9 Spaten grabend,
Cu 9 cuţite tăind,	Mit 9 Messern schabend,
Cu 9 greble adunênd	Mit 9 Rechen sammelnd
Şi 9 vorbe şoptind?“	Und 9 Worte stammelnd?“
— Am plecat la vale,	— Nun wir zieh'n hinab den Steg,
La mĕru din cale,	Zu dem Apfelbaum im Weg,
Rădăcina să i-o săpăm,	Seine Wurzel auszugraben,
Scórţa tótă să i-o radem,	Seine Rinde abzuschaben,
Clómbele sĕ le adunăm.	Seine Zweige einzusammeln
Şi 9 vorbe sĕ spunem,	Und 9 Worte herzustammeln,
Ca sĕ putreḑéscă	Dass er dorr' und nie
Sĕ nu mai înflorească.	Wieder treib' und blüh'.
— „Nu mergeţi la vale,	— „Nehmet nicht ins Thal den Steg,
Nu la mĕru din cale,	Nicht zum Apfelbaum im Weg,

Digitized by Google

Că el e umbra voinicilor
Și zăcătórea vitelor!
Voi 9 frați
Din 9 tați
Cu 9 fârtați
Inturnați!
Grabiți la N.,
La bube dulci lui N.!
Luați din creerii capului,
Din fața obrazului,
Din 99 mădulări
Si din 99 inchieturi!
N. să rèmâe curat,
Luminat,
Cum e de Dumnedeu lăsat
Și de popa botezat!

Denn er ist ein Heim der Kinder
Und ein Lagerort der Rinder!
Ihr 9 Brüder
Von 9 Vätern
Mit 9 Freunden
Kehret um!
Eilt sofort zum N.
Zum Ausschlag des N.!
Nehmt ihn aus des Kopfes Hirn,
Aus Gesicht und Stirn,
Aus den 99 Muskeln,
Aus den 99 Gelenken!
N. allein
Bleib' geklärt und rein,
Wie von Gott erschaffen
Und getauft vom Pfaffen!

Sie bietet nun dem Leidenden Knoblauch zum Genuss und den besprochenen Branntwein zum Tranke dar und bestreicht mit einer Salbe aus Fett von 3 Schweinen und Essig aus drei Handlungen seine mit Ausschlag behafteten Körperteile. Die Besprechung selbst darf nicht bei zunehmendem Mond vorgenommen werden; weil sonst auch das Übel zunehmen würde.

Wie aus dieser Besprechungsformel hervorgeht, bedeutet der Apfelbaum den Baum des Lebens, in dessen Schatten Menschen und Tiere gedeihen. Die 9 Brüder von 9 Vätern, aber von einer Mutter, sind jedenfalls böse Wesen, da sie unablässig bemüht sind, den Baum des Lebens zu fällen. Die 9 Genossen, die ihnen bei ihrem Zerstörungswerk beistehen, können nichts anderes, als ihre verschiedenen Kräfte sein.

Gegen Halsschmerzen bedient sich die Besprecherin folgender geheimer Mittel: sie bereitet aus Schweinefett und aus getrocknetem Basilienkraut eine Salbe, bestreicht damit den Hals des Leidenden und legt einen Verband an, während sie ihn mit dieser Formel bespricht:

Plecă pe cale,
Pe cărare,
Până la prânḍul mare,
Sa întâlnit cu gâlcuțele
Și cu broscuțele.
Și i-sau pus în capetele fălcilor,
In vinele grumaḍilor.
Eși maica Domnului
In pórta raiului!
— „Ce te cânți
Ce te vaeți?“
Cum să nu mă plâng,
Cum să nu mă vaier!
Amplecat pe cale,
Pe cărare,
Până la prânḍul mare.

Auf den Weg bereit,
Zog er weit,
Bis zur Mittagszeit,
Traf Geschwülstlein, Fröschlein an.
Diese setzten sich ihm dann
An das Ende der Kinnlade,
In des Halses Adern g'rade.
Mutter Gottes tritt hervor
Aus des Himmelreiches Thor!
— „Warum“, ruft sie zu,
„Weinst und klagest du?“
Wie sollt' ich nicht klagen,
Weinen und verzagen!
Auf den Weg bereit,
Zog ich weit,
Bis zur Mittagszeit,

Digitized by Google

M'am întêlnit cu gâlcuțele
Și cu broscuțele.
Mi s'au pus în capetele falcilor,
In vinele grumaților.
Maica din grai grăia:
— „Le unge și ți așa:

Sui gâlci pe cute
Și te du la munte!
Tu și cutea sĕ vii acasă,
Er gâlca acolo sĕ locuéscă!
N. sĕ ramâie curat,
Luminat,
Ca lilia câmpului,
Ca și frunza codrului!

Traf Geschwülstlein, Fröschlein an.
Diese setzten sich mir dann
An das Ende der Kinnlade,
In des Halses Adern g'rade.
Mutter Gottes gibt die Kunde:
— „Streich' sie ein und sag' zur Stunde:

Steig' Geschwulst auf Wetzstein sacht,
Flieh' in des Gebirges Nacht!
Du und Wetzstein kommt nach Haus,
Doch sie wohne dort im Graus!"
N. allein
Bleibe rein
Wie die Lilie der Flur,
Wie das Laub des Waldes nur!

Dieses wiederholt sie 3 Tage hindurch jedesmal beim Untergang der Sonne, damit diese auch seine Schmerzen mit sich nehme.

Gegen Magenkrampf wendet die Besprecherin folgende Mittel an: Sie füllt Honig in 3 Strohhalme, die sie von dem Hause eines verheirateten Mannes, ohne sich dabei umzusehen, genommen und reicht ihn dem Leidenden zum Genusse dar, indem sie diese Formel hersagt:

Plecă pe cale,
Pe cărare,
Până la prânzul mare
Și sĕ întêlni pe cale,
Lîngă vale,
Cu 9 murori,
Cu 9 surori.
De mână 'lau luat
Și de lături 'l'au aruncat,
Că în inimă să sĕ plămădescă,
Ca aluatul în tróca,
Ca fagurile în coșniță,
Ca și mĕrul în lădița.
Dumnedeu n'a lăsat;
Dumnedeu n'a dat
Și va ajuta,
Sĕ pot descînta.
N. sa rĕmâe curat,
Luminat,
Cum e de Dumnedeu lăsat,
Și de popa bolezat!

Auf den Weg bereit,
Zog er weit,
Bis zur Mittagszeit
Und traf bald auf seinem Wege,
Längst dem Bach und Waldgehege,
Die 9 grossen Frauen,
Die 9 Schwestern.
Sie erfassten schnell ihm beide
Arme, schoben ihn bei Seite,
Dass sein Herze gäre gleich,
Wie im Trog der Sauerteig,
Wie die Honigscheib' im Korbe,
Wie der Apfel in der Lade.
Gott hat dieses Übel eben
Nicht bestimmt und nicht gegeben,
Darum stärkt er meine Schwäche,
Dass ich wirksam es bespreche.
N. allein
Bleib' geklärt und rein,
Wie von Gott erschaffen
Und getauft vom Pfaffen!

Schliesslich verbrennt sie die Strohhalme und wirft die Asche in ein stehendes Gewässer. Dieses wiederholt sie dreimal, und zwar morgens, mittags und abends. Der Besprochene selbst darf sich auf dem Heimwege nicht umsehen, da sonst die beste Besprechung ihre Wirkung gänzlich verfehlen würde.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Ein Blick in den unerschöpflichen Bilderreichtum unserer Sprache und ein Versuch wissenschaftlicher Deutung. Von Hermann Schrader. Neue Ausgabe, Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder 1889.

Das Buch wird allen Denen willkommen sein, die für den bildlichen Ausdruck in unserer Sprache und seine Deutung Teilnahme hegen, und wir können die Thatsache bewahrheiten, dass die Versuche des Verfassers in Bezug auf die Deutungen durchweg den Eindruck des Gelingens machen. So mögen denn auch die kurzen Hinzufügungen zu den 186 Nummern nicht als Tadel, sondern als Ansporn für den Verfasser aufgefasst werden, seinem Werke weitere Arbeit angedeihen zu lassen. In diesem Sinne wollen wir zwei Artikel herausheben und mit Bemerkungen versehen, und zwar zunächst denjenigen von Kater und Katze.

So finden wir bei Katze die Bemerkung, dass man für den Katzenwagen der Freya jetzt ein Bärengespann anzunehmen geneigt ist, und dazu die Worte, dass fren nicht nur den Kater, sondern auch den Bär bezeichne.

Hier hätte der Verfasser unbedingt die Pflicht gehabt, die Behauptung zu begründen. In der Edda lesen wir Gylf. 24: ok er hón ferr, þá ekr hón kǫttum tveim ok sitr í reið — was Simrock ganz frei übersetzt: „Wenn sie ausfährt, sind zwei Katzen vor ihren Wagen gespannt."

Hat nun auch Simrock in gewohnter Weise ganz frei übersetzt, so steht doch fest, dass kǫttr nicht Bär heisst — freilich eigentlich auch nicht Kater oder Katze; abgesehen nämlich davon, dass unsere Hauskatze nicht für ein altdeutsches Haustier gilt, mithin der Freyja ursprünglich nicht gegeben sein kann, würden wir nicht einmal an Wildkatze denken können — dieselbe heisst übrigens nach Vigfsson hreysikǫttr — da dieselbe nicht gezähmt zu werden pflegte, wohl aber Wiesel und Marder, wie denn eben Vigfsson durch kǫttr das Wiesel bezeichnet werden lässt. So wird eben die Freyja nicht mit Bären oder Katzen gefahren sein, sondern mit Wieseln, denn die Göttin der Liebe wehrt ab und vernichtet die zudringlichen Störer lauschigen Glückes, wie das ihr geheiligte Tier.

Nicht erkannt ist, dass Kater in seiner Beziehung zum Rausch wie Katzenjammer mit Kater und Katze nichts zu thun haben, sondern dem Katarrh des Magens entstammen wie der Zusammensetzung von kotzen, also sich übergeben und den dabei hervortretenden Jammer des Unbehagens.

Sodann wenden wir uns zu dem Artikel Karten. Hier ist die Alte und Baste nicht aus dem Italienischen erklärt, wie zu thun war, Skat nicht aus dem Slavischen, denn abgesehen davon, dass das Urspiel „Wensch" (also Wendisch), noch heute heisst, so bedeutet sgod — und das slavische

Digitized by Google

o geht bei Umlautung in das Deutsche in a über — nach Wunsch — zur Wahl — man bestimmt eben nach Wahl das Spiel und nimmt die beiden zurückgelegten Karten nach Wunsch — skot — also nach deutscher Umlautung Skat, heisst aber das Rindvieh, als Schimpfwort Kalb, Schafskopf etc. Und so erklärt sich die Gleichheit von „Wensch" — Schafskopf und daraus weitergebildet Skat, indem das Wort Schafskopf einer misverständlichen Übersetzung von sgod durch Anklang an Skot entstammt.

Nicht angenehm ist das übermässige Anpreisen der deutschen Sprache, das verächtliche Zurücksetzen der französischen; dergleichen ist der Wissenschaft nicht würdig.

Ebenso haben die Sonderansichten des Verfassers über unsere Rechtschreibung keinen rechten Sinn, da er selbst recht krause Veränderungen sich im Vorwort erlaubt, welche nicht in der Geschichte der Sprache begründet sind; und wenn er das Zurückgreifen der Brüder Grimm auf die lateinischen Buchstaben als Verirrung ansieht, so hätte ihn die Ehrfurcht vor den Begrundern der deutschen Forschung vor so hartem Urteil bewahren sollen. Untersuchen wir nun aber die Berechtigung der Brüder Grimm zu diesem Schritt, so mag sich der Verfasser gesagt sein lassen, dass, abgesehen von der grossen Zeit- und Raumersparnis, welche der lateinische Buchstabe vor der gotischen Schrift voraus hat, eben der gotische Schnörkelbuchstabe unserer Schrift nicht mehr der Anschauung der Zeit entspricht. Hat der Grieche den wage- und senkrechten Baustil auch in seiner Schrift verwertet, wie der Römer den Rundbogenstil in seiner runden Schrift, die französisch-gotische eckige und zackige Baukunst in der Ecken- und Zackenschrift der Mönche des Mittelalters ihren Ausdruck gefunden, so sind wir doch in der Baukunst in der Renaissance zum Rundbogen zurückgekehrt und wir haben keinen Grund, dies nicht auch in der Schrift zu thun.

Dass man auch bei der Rundschrift ein guter Deutscher zu sein vermag, beweisen eben die Brüder Grimm, die Schöpfer der deutschen Volkskunde.

Edm. Veckenstedt.

Canti Popolari del Piemonte. Pubblicati da Constantino Nigra. Torino. Ermanno Loescher. 1888.

Das anzuzeigende Werk ist ein solches von der höchsten Bedeutung.

Machen wir uns zunächst äusserlich mit dem Inhalt desselben bekannt, so finden wir, dass auf die Vorrede eine klar darstellende und scharf sichtende Abhandlung über die italienische Volksdichtung folgt, in welcher besonders das höchst bemerkenswerte Ergebnis gewonnen wird, dass vom Standpunkt der Völkerkunde aus betrachtet der Norden Italiens zu keltischem Untergrund hinfuhrt, während der Süden sich auf italischem aufbaut — L'Italia — si divide in due zone: Italia inferiore, con substrato Italico — belehrt uns der Verfasser, e Italia superiore, con substrato Celtico. Sodann werden die Volkslieder selbst geboten, welche sich in Can-

Digitized by Google

zoni scheiden (N. 1—153), in Orazioni e giaculatorie religiose (N. 154—159) endlich in Cantilene, rime infantili e giuochi (N. 160—170). Dann folgen Melodie, Strambotti e Stornelli sowie ein wertvolles Repertorio lessicale.

Die Art der Behandlung der Lieder ist nun die, dass zuerst das Lied selbst in mundartlicher Fassung geboten wird, darauf eine Übersetzung desselben in der italienischen Schriftsprache, sodann das Lied in den verschiedenen sonst noch bekannten Abarten. Darauf folgt jedem Liede eine wissenschaftliche Abhandlung, welche die gesamte Litteratur des Volksliedes zur Vergleichung heranzieht, um dann in wohldurchdachten, scharfsinnigen Erwägungen die Ansicht des Verfassers von dem Ursprung des Liedes zu bieten, seiner Wanderung und Wandlung, und zwar in einer Weise, dass jede dieser Abhandlungen ein Kunstwerk für sich ist.

Aus der Fülle des in diesen Abhandlungen Gebotenen heben wir, um Art und Gehalt der Forschung zu zeigen, jene Darlegung hervor, welche dem ersten Liede gewidmet ist, der Donna Lombarda. Hier wird der Ursprung des Liedes auf eine Erzählung des Paulus Diaconus de gest. Lang. zurückgeführt, den Begegnissen der Rosemunda, ihrem Giftbecher und Tod. Von dem Liede Un' Eroina (N. 13) finden wir die entsprechenden Schöpfungen aus Skandinavien angeführt, Deutschland, Holland, Gross-Britannien, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, dem keltischen Britannien, Polen, der Lausitz, Böhmen, Serbien und Ungarn. Sodann behandelt der Verfasser in eingehender Weise die Ansicht von Sophus Bugge, nach welcher das Lied der Erzählung von Judith und Holofernes entsprossen ist. In der Abhandlung zu La Bevanda sonnifera (N. 77) geht der Verfasser den Angaben von Child nach, und damit den Quellen in Dolopathos, Gesta Romanorum, Pecorone des Giovanni Fiorentino, in eingehenden Erwägungen.

Zu bemerken ist endlich, dass alle die scharfsinnigen und weitgreifenden Erörterungen des Verfassers in einer Sprache geschrieben sind, welche an Klarheit und einfacher Schönheit des Ausdrucks schwer zu erreichen, zu übertreffen kaum sein wird, und wir haben nicht zu bezweifeln, dass ein guter Teil dieser Vollendung im Ausdruck dem Verfasser deshalb erreichbar gewesen, weil derselbe seinen Stoff mit unvergleichlicher Sicherheit beherrscht, wie sich denn dieselbe auch darin bekundet, dass Nigra vielfach das Land und in dem Lande die Landschaft im voraus zu bestimmen vermocht, wo ein und das andere Lied nach seinen Angaben gesucht und gefunden wurde, als Gegenbild eines früher bekannten entsprechenden Liedes.

Nicht als das geringste Lob mag endlich diese Arbeit dem Grafen Nigra auch deshalb angerechnet werden, weil es ihm damit gelungen, seiner hohen gesellschaftlichen Stellung, seinen weitgehenden staatlichen Verdiensten um sein Vaterland die Auszeichnung hinzuzufügen, welche die Forschung nur zu bieten vermag.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Histoire de la Chanson Populaire en France, par Julien Tiersot. Ouvrage couronné par l'Institut. Paris Librairie Plon. 1889.

Die Geschichte des französischen Volksliedes hat im Lande des Verfassers die verdiente Anerkennung gefunden durch die Krönung des Werkes durch das Institut, Grund genug, dass wir demselben unsere ungeteilte Aufmerksamkeit zuwenden.

Was zunächst den Inhalt des Buches betrifft, so zerfallt dasselbe in die drei Abschnitte: la Chanson populaire, Formes tonales et rhythmiques; les Origines, und endlich la Mélodie populaire et l'Art musical. Entsprechend diesen Abteilungen findet zunächst das Volkslied eine eingehende und sichere Darstellung nach Form und Gehalt in allen vorhandenen Verschiedenheiten, und zwar vom erzählenden epischen Liede an bis zum religiösen und patriotischen Liede, worauf dann die rhythmische und musikalische Seite eingehend behandelt wird. Mit einem wie umfassenden Stoff der Verfasser nach diesen letzten Seiten hin arbeitet, mag daraus hervorgehen, dass er von den Weisen nach Manuskripten aus dem 12. und 13. Jahrhundert deren 42 bietet, aus den gedruckten Sammlungen des 16. bis 18. Jahrhunderts deren 57 und 103 von solchen, welche in unseren Tagen gesammelt sind.

So ist denn das Werk auch nach dieser Seite hin für uns von dem grössten Werte, da dasselbe einen Einblick in die musikalische Welt des Volksliedes eröffnet, welche von befruchtender Wirkung nicht nur für Kenntnisnahme und Darbietung der Weisen des Volksliedes auch anderer Völker sein dürfte, die sich entsprechender Arbeiten nicht erfreuen, sondern auch für den Tonkünstler selbst, welcher hier ein neues Reich eigenartiger Schönheit erschlossen findet.

Sodann fordert das Buch auch deshalb volle Beachtung, weil es dazu bestimmt sein dürfte, bei uns in Deutschland die falsche Ansicht zu beseitigen, dass das Volkslied nicht auch in Frankreich weitgehende Übung und erfreuliche Pflege gefunden. Dürfen wir Deutsche uns immerhin sagen, dass die Weltbedeutung des Volksliedes eigentlich bei uns durch Herder zuerst in vollem Masse erkannt ist, wie diejenigen der Volksüberlieferung durch die Brüder Grimm, so haben wir doch auch wieder zu gestehen, dass wir in mehr als einer Beziehung die Höhe, auf welche jene Forscher die betreffende Wissenschaft geführt, nicht zu halten vermocht haben, sondern dass bei uns die Forschung auf dem Gebiete der Volkskunde in Sage und Mär, Lied, Sitte und Brauch zum Teil in Fesseln geschlagen war, welche jetzt erst wieder zu brechen sind, bevor bei uns Bücher von jener Art und Bedeutung wieder geschrieben werden und die Aufnahme finden, welche ihnen gebührt, wie diejenigen des Grafen Nigra oder des Franzosen Tiersot, dessen Werk auch bei uns herzlich willkommen geheissen sei.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Robert Burns Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Legerlotz. Leipzig, 1889. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Das Buch hat das Recht, in der deutschen Litteratur eine besondere Beachtung zu beanspruchen, denn es bietet uns die Dichtungen des grossen Schotten in Nachschöpfungen eigener Art. Um nämlich sprachlich mit seinen Nachdichtungen einen entsprechenden Eindruck hervorzurufen, welcher den Urschöpfungen eigen ist, hat Legerlotz dem hochdeutschen Schriftwort solche der Mundart gesellt, und zwar in den Fällen, wo Burns dem Schriftenglisch Ausdrücke der schottischen Welt beigegeben hat. Die kühne Neuerung dieser Art von Burns-Übersetzung ist von dem glücklichsten Erfolge begleitet gewesen. Dadurch erweist sich aber diese Nach- und Neuschöpfung für unsere Litteratur als ein entschiedener Gewinn, denn wir vermögen nicht zu leugnen, dass die Liederdichtung der letzten Jahrzehnte bei uns die Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung entbehrt, da ihre Vertreter zwar die äusseren Formen der Dichtkunst beherrschen, nicht aber dieselben mit Empfindung durchdringen.

Im Gegensatz dazu bieten der schottische Dichter und sein deutscher Nachschöpfer ein fesselndes und bedeutsames Beispiel dafür, dass die echte Kunst aus der Tiefe der Empfindung herausschaffend die herrlichsten Gaben zu bieten vermag.

Neben dieser grossen litterarischen Bedeutung hat das Buch aber auch eine besondere für den Forscher der Volkskunde, denn wenn wir bei gar mancher Schöpfung des Volksgeistes in Sage und Mär, Lied, Schwank und Streich uns verwundert fragen, woher die Überlieferung ihren reichen Gehalt, ihre anmutige Ausprägung gefunden, so wird uns durch das Beispiel eines Burns nahe gelegt zu denken, dass wie hier der Mann, welcher den Pflug führt, bei dieser Arbeit Anregung gefunden zu Liedern von ergreifender Innigkeit und höchster Anmut, so auch in den Volksüberlieferungen hochdichterisch beanlagte Männer aus dem Volke ihrer gestaltenden Kraft Ausdruck zu geben verstanden.

Aber das Buch Burns-Legerlotz ermöglicht uns noch eine andere fesselnde Gleichsetzung; wie nämlich jetzt die Volkskunde von und bei den Vertretern der Wissenschaft ihre beste Pflege und höchste Anerkennung gefunden, so ist dies auch Burns mit seinem Nachbildner und Erklärer geschehen; denn nicht nur, dass Legerlotz als Sprachforscher seine anerkannte Bedeutung hat, wie als Philologe der alten und neueren Sprachen, sondern er ist auch als Bildner der Jugend, als Leiter des Gymnasiums eine hochgeschätzte Kraft. Daraus ergiebt sich aber wieder, dass nichts thörichter ist als die Klage unserer Zeit über die Art der Bildung unserer Jugend, wenn dieselbe nach Rom und Hellas geführt wird; wie eben Legerlotz beweist, tötet die klassische Bildung weder die Freude an den Schöpfungen der Dichter unserer Zeit, noch lähmt sie die Kraft zur Bewahrung der Mannespflicht in dem selbstgewählten Beruf.

Deshalb rufen wir dem Buch Burns-Legerlotz ein freudiges „Glück auf den Weg" zu.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Les Contes d'Animaux dans les Romans du Renard par Henry Carnoy. Paris au bureaux de la Tradition, 33 rue Vavin. 1889. (Bd. I von Collection Internationale de la Tradition. Directeurs MM. Émile Blémont et Henry Carnoy. Der Band 3,50 Fr. für die Subskribenten 2 Fr.)

In diesem Buche liegt uns der Anfang jenes eigenartigen und bedeutsamen Unternehmens vor, von welchem wir bereits im ersten Jahrgang die vorläufige Anzeige gebracht; werden doch in dieser Sammlung die einzelnen Bände je eine grössere wissenschaftliche Abhandlung eines Forschers bringen, sowohl Frankreichs als des Auslandes, wie denn auf den Titeln der ersten 10 Bücher, welche zur Veröffentlichung bestimmt sind, ausser den französischen Gelehrten die Namen von Brauns und Veckenstedt aus Deutschland gefunden werden, Prato aus Italien, der Graf Goblet d'Alviella aus Belgien, Nikolaides aus der Türkei.

Was nun das anzuzeigende Buch betrifft, so beruht die Bedeutung desselben nicht in der Darlegung einer Fülle von Gelehrsamkeit, oder in der Kunst der Erschliessung des tieferen Sinnes der Tierfabel, sondern in der einfachen aber geschmackvollen Darstellung der verschiedenen Geschichten, aus welchem der Kreis gebildet ist, welcher um den sagenberühmten Fuchs geschlungen ist. Versäumt ist übrigens die Angabe der nötigen Litteratur nicht, so dass auch dem Forscher im strengen Sinne das Buch sehr willkommen sein wird.

Bietet uns so das Buch des Beachtenswerten gar vieles, so bedauern wir doch, dass dasselbe in der Tradition selbst eine Einführung gefunden, der wir unsere Zustimmung zu versagen haben; eben da diese Sammlung eine internationale zu sein bestimmt ist, so haben die Herausgeber derselben, welche zugleich diejenigen der Tradition sind, auch in jener Zeitschrift nicht das Recht, in irgend einer Besprechung eines Buches dieser Sammlung die Pfade allgemein wissenschaftlicher Darstellung zu verlassen.

Edm. Veckenstedt.

Samfundet för nordiska museets främjande. 1887. Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius, Samfundets sekreterare. Stockholm 1889.

Obgleich der Natur der Sache nach der Zweck der Veröffentlichungen der Gesellschaft für Förderung des nordischen Museums in Stockholm ein von dem unsrigen verschiedener ist und daher auch uns ferner liegende Gegenstände — altertümliche Schnitzereien auf Brettern, alte Brautgeschenke, auch spätere volkstümliche Malereien, Webemuster u. dergl. — in ihren Kreis fallen, so verdient die Schrift doch auch hier Erwähnung, teils weil manche der abgebildeten Gegenstände bedeutsam für Volksüberlieferung sind, teils weil auch seltener Drucke Erwähnung geschieht und endlich weil manche Volksbräuche näher beschrieben werden. In erster Beziehung möchten wir die „Glücksräder", S. 17—20, bes. S. 18 hervorheben, in der zweiten die fliegenden Blätter, welche S. 26 und 27 wieder-

Digitized by Google

gegeben, in dritter Hinsicht die Abhandlung S. 29 ff. über Verlobungs- und Hochzeitsgebräuche in Helsingland aus dem Jahr 1840. — Ein grosser Teil des Heftes ist übrigens der Vereinsangelegenheit insbesonders gewidmet.

D. Brauns.

Samfundet för Nordiska Museets Främjande. 1886. Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius, Samfundets Sekreterare.

Den schon von uns besprochenen Mitteilungen für 1887 vollkommen entsprechend, erheischt das uns nachträglich zugegangene frühere Heft eine besondere Erwähnung da einzelne Artikel desselben sich unserer Aufgabe wesentlich nähern. Insbesondere nennen wir darunter eine reichhaltig illustrierte Abhandlung über isländische Gegenstände, welche einen guten Einblick in die Gewohnheiten der dortigen Bevölkerung gibt (S. 3—18), eine Notiz über die Elfen- oder Zauber-Kreuze (Ellakors) in Schonen (S. 19 f.), welche gegen Krankheiten, die man durch Zauber entstanden wähnte, unter Nichtwissen des Kranken selber angewandt werden und mit christlichen Sprüchen und Initialen (INRI) versehen sind, und eine Mitteilung über allerhand Aberglauben in Värmland (S. 22—26).

D. Brauns.

(Vergl. die Besprechungen der übrigen Werke des Verfassers in Heft 12, Jahrgang I.)

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Bis zum 15. September 1889 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23[b].

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Max Bittrich. Minnen und Sinnen. Gedichte. Rich. Hoffmann's Verlag. Forst i. L.

Canti Popolari del Piemonte pubblicati da Costantino Nigra. Torino Ermanno Loescher. 1888.

Histoire de la Chanson Populaire en France par Julien Tiersot. Paris, Librairie Plon 1889.

O. Knoop. Der dogmatische Inhalt der *ΠΡΑΞΕΙΣ ΤΩΝ ΔΩΔΕΚΑ ΑΠΟΣΤΟΛΩΝ*. Posen 1888. Dichtete Fürst Wizlaw 3. von Rügen in niederdeutscher Sprache? Die Abnahme der kassubischen Bevölkerung im Kirchspiel Charbrow.

L. C. Lloyd. A short Account of further Bushman Material collected. Third Report concerning Bushman Researches, presented to both Houses of the Parliament of the Cape of Good Hope, by command of His Excellency the Governor. London. David Nutt 1889.

Elias Molee. Proprietor and Editor of the Bristol News, Bristol, Day Co., Dak. Germanik English. A Scheme for Uniting the English and German languages on Saxon and English bases in such a way as to obtain a language understood by the whole Germanic Race almost at first sight and one that can most easily be learned by Russians, Indians, Chinese, Japanese and the African tribes for commercial and missionary purposes on account of being built on a concentrated homogenous base, and on account of furnishing a key to all the higher derived and compounded words. A language scheme requiring the least preliminary study to understand.

A. Treichel. Vom Binden in Westpreussen. Separat-Abdruck aus der Altpreuss. Monatsschrift. Bd. XXVI, Heft 3 und 4. — Geschichte Westpreussischer Güter. X. Die Lottynschen Güter (Kreis Konitz). Separat-Abzug aus der Zeitschrift des Historischen Vereins für den Reg.-Bezirk Marienwerder. Heft 24 pro 1889.

Th. Vernaleken. Grazer Tagespost: Die Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Gez. Dr. Gh. Beilage zur Münchner Allgem. Zeitung. No. 238 (28. Aug.) „Fusstour von Tiflis in die swanetischen Alpen" von C. Hahn in Tiflis.

Archivio per lo Studio delle Tradizioni Popolari. Rivista trimestrale diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo, Libreria internazionale L. Pedone Lauriel di Carlo Clausen. Vol. VIII. Aprile-Giugno 1889. Fasc. II. Sommario del Presente Fascicolo: La storia del padre che assassina il figlio (Allesandro D'Ancona). — Proverbi Turchi. — Costumi e Superstizioni in Barberia (Guglielmo Collotti). — Il passaggio della linea equatoriale (G. P.). — Canti popolari marchigiani inediti raccolti a Fossombrone: Indovinelli (Druso Rondini). — Enquête sur le Folk-lore de l'Agriculture (Wilh. Mannardt). — Usi e Credenze Annamite: I. I cibi e la tavola. — II. Le Nozze. — III. La nascita. — IV. I funerali. — V. Superstizioni e feste dell' anno (E. Hillyer Giglioli). — Botanica popolare abruzzese (Gennaro Finamore). — Usi e Costumi Svedesi. Malattie e rimedi. — Il Battesimo (L. Lloyd-M. di Martino). — Saggi di Letteratura popolare della Colonia Albanese di Piana dei Greci (Giuseppe

---

Anmerkung. Diejenigen Zeitschriften, welche den Inhalt der Zeitschrift für Volkskunde wiedergeben, finden auch in derselben ihren Inhalt abgedruckt, die anderen dagegen nur den Titel.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Schirò), — Insalatella: Canti popolari di Tegiano. Continuazione e fine (Gaetano Amalfi). — Il Venerdì Santo a Trapani (Carlo Simiani). — Il Mare (St. Prato). — Programme du Congrès des traditions populaires à Paris. — Canzoni del contado di Massa Lunense (Alfredo Giannini). — Di un'usanza religiosa contro gli Ebrei in Castronovo (Sicilia) (U. A. Amico). — Per la storia della poesia popolare sarda (G. Pitrè). — Documento di una sacra rappresentazione in Alcamo nel sec. XVI (Pietro M. Rocca). Miscellanea: Proverbi toscani sulla coltivazione delle selve. — Fattucchiara in Napoli. — La leggenda del beone Defuk o Deuc in Montefiascone. — Superstizione siciliana per lo sgombero (G. Atenasio Vannucci. — Cris de Paris: marchands ambulants. — Rivista Bibliografica. Lombroso, L'Uomo delinquente in rapporto all' Antropologia, alla Giurisprudenza ed alle discipline carcerarie (G. Pitrè). — Bulletino bibliografico. (Vi si parla di recenti pubblicazioni di S. Ferrari, V. Cian, A. Giannini, V. Ostermann). — Recenti pubblicazioni. — Sommario dei Giornali (G. Pitrè). — Notizie varie (G. P.).

Mélusine. Revue de Mythologie, Littérature, Populaire, Traditions et Usages. Tome IV, No. 21. 5. Septembre, 5 Août 1889. Fondée par H. Gaidoz et E. Rolland, 1887—1889. Dirigée par Henry Gaidoz. Émile Lechevalier, 39 Quai des Grands-Augustins. Paris.

Le Moyen Age. Bulletin Mensual d'Histoire et de Philologie. Directions M. M. A. Marignan, G. Platon, M. Wilmotte. N. 10. Novembre 1888. Paris, Alphonse Picard, éditeur.

Nyare Bidrag till kännedom om de Svenska Landsmålen ock Svenskit Folklift. Tidskrift utgifven på Uppdrag af Landsmåls föreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund. Genom J. A. Lundell. 1886. **A.** Innehåll J. Bureus, Sumlen; utg. af G. E. Klemming. **B.** J-Nordlander, Svenska barnvisor ock barnrim. Text. **C.** H. Vendell, Runômålet S. 65. J. Nordlander, Om sil ock sel i Norrländska ortnamn. (Tillägg) Titelblad, register ock rättelser till Bd. II. — **A.** E. Modin, Huskurer ock signerier från Ångermannland. **N.** Sjöstrand, Getapulianare. **B.** A. Kock, Kritiska anmarkningar om svensk aksentuering. N. Olséni, Födra Lugudemålets Gudlära. **C.** P. Aug. Sanden, Gåtor fran Norra Vadsbo hà rad. Stockholm. Samson et Wallin.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Deuxième Livraison. Août. Paris. Aux Bureaux du Polybiblion. 2 et 5, Rue Saint-Simon.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur-Gérant: A. Wolfromm, Professeur au Lycée du Havre. Havre Imprimerie du Journal le Havre, 35, Rue Fontenelle. 1889. 6e Année, Août 1889 No. 6.

Revue de Philologie Française et Provençale (Ancienne Revue des Patois), Recueil Trimestriel, Consacré a l'Etude des langues, dialectes et patois de France. Publiée par L. Clédat, Paris Emile Bouillon, Libraire-Editeur. Ancienne Maison F. Vieweg. 67 Rue Richelieu. 3e Année, No. 2. Avril-Juillet 1889.

Revue des Traditions Populaires. Tome IV, 4e Année. No. 8—9. Août-Septembre 1889. Paris. J. Maisonneuve. 25 Quai Voltaire.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Paraissant le 15 de chaque mois. Direction M. M. Émile Blémont et Henri Carnoy. Paris. Aux Bureaux de la Tradition. 33 rue Vavin. No. VIII, 3e Année (No. 29) 15. Août 1889.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 2e Jaargang. 8 u. 9e Aflevering. Inhoud. Van de Primes, Die Nooit Gelachen Had, door Pol de Mont. Sprookjes: 16. Sint Pieter krijt klop. Sint Eleu en de smid (Aug. Gittée). Sagen: Hoe Vinkhelm aan zijnen naam gekomen is. De Klokkenput te Diepenbeek. Satan blaast het licht uit (Aug. Gittée). Boekbeoordelingen: Rudolf Heinrich Greinz und Josef August Kapferder. Tiroler Schnadahüpfeln (Pol de Mont). Am. Joos. Vertelsels van het Vlaamische Volk (Pol de Mont). Varia. Vragen en Aantekeningen. — Af. 9. Heidnische Reuzen in Christene Duivels Vermond, door Pol de Mont. Plagerijen: Grepen uit het Kinder- en Volksleven. II. Spelen en Grappen, door Aug. Gittée. Woordspelen en Spreekoefeningen. Liederen: Van Mijnheerken van Bruindergestem. Boekbeoordelingen: Goedkoope prachtuitgave der volledige Arabische Vertellingen der „Duizend en één Nacht", bewerkt voor het Ne-

Digitized by Google

derlandsche Volk door Gerard Keller (Pol de Mont), H. Carnoy, Les Contes d'Animaux dans les Romanes du Renard (Aug. Gittée). Vragen en Aanteekeningen. Gent 1889.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. 1 Jaar. 1889. Afl. 1—9. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever.

Zeitschrift für Deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher. Herausgegeben von Hugo Gering. 22. Bd. Heft II. Halle a/S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1889. Inhalt. Untersuchungen zur Snorra-Edda. I. Der sogenannte zweite grammatische Traktat von E. Mogk. Über Ziglers Asiatische Banise. Von G. Müller-Frauenstein (Schluss). Gudbrandur Vigfússon. Nekrolog von K. Maurer. Miscellen und Litteratur. —

J. Scheible. Catalog Nr. 213 u. 214 des Antiquarischen Bücherlagers. Stuttgart, Hauptstätterstr. 79. Komische Litteratur der Deutschen. Geistliche und weltliche Satyren, Epigramme, Facetien, Sottisen, Hof- und Volksnarren, Fastnachtslust, Schwänke, Anekdoten, Spottschriften, Pamphlete, Farcen, Possen, Hanswurstkomödien, alte Volksbücher, Parodien und Travestieen, Abhandlungen und Dissertationen über lächerliche und sonderbare Themata etc.

Nr. 215. Inhalt: Kulturgeschichte. Magie, Zauberei, Kabbala, Hexen- und Gespensterglaube, Orakel, Astrologie, Wahrsagerei, Visionen, Apocalypsis, Dr. Faust, Dämonologie, Alchemie, Stein der Weisen, Wünschelrute, Alte Bergwerksbücher, Magnetismus, Mesmerismus, Alte Kräuterbücher, Physiognomik, Chiromantie etc., Freimaurerei, Theurgie, Theosophie, Esoterik, Geheime Philosophie, Mysterien, Religiöse Sekten.

Nr. 216. Technologie: Handwerke, Zunftwesen, Kochkunst, Gastronomie, Bier, Wein, Tabak, Edelsteine, Perlen, Glas, Luftschifffahrt, Uhren. Naturwissenschaften: Zoologie, Botanik, Mineralogie, Physik, Optik, Chemie. Haus- und Landwirtschaft: Gartenbau. Volksmedizin und Heilkunde älterer Zeit. Koch- und Kräuterbücher.

Nr. 217. Geographie, Reisen, Helvetica, Alpina, Amerika, China und Japan, Nautik, Karten und Pläne.

Nr. 75. Miscellanea. Zum Teil grössere Werke, litterar. Seltenheiten, alte Holzschnitt- und Kupferwerke etc. etc.

Das Kloster. Geistlich und weltlich. Bibliothek der deutschen Volks-Wunder-Curiositäten und vorzugsweise humoristischen Litteratur. 13 Bde. mit zahlreichen Abbildungen. Cart. 8. Stuttgart, 1845—1849. Ladenpreis 138 Mk. Ermässigter Preis 75 Mk. Diese Bibliothek bietet dem deutschen Publikum das Namhafteste und Interessanteste der alten Volkslitteratur wie es in Originalsammlungen vielleicht in keiner öffentlichen Bibliothek in gleicher Vollständigkeit und Übersichtlichkeit vorhanden sein dürfte, musterhaft, mit seltenem Fleiss und gründlicher Sachkenntnis zusammengestellt und mit unzähligen Abbildungen ausgestattet. Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes und wird einzeln abgegeben.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUND

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAU

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 2. HEFT.

LEIPZIG 1889.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kosmogonien der Arier. Von Edm. Veckenstedt — Halle a./S. 49

Sagen aus Westpreussen. Von A. Treichel — Hoch-Paleschken. . . 65

Zwei böhmische Märchen aus dem mährisch-walachischen wie dem südwest-böhmischen Dialekt der böhmischen Sprache übersetzt von W. Tille — Prag 67

Ein papiernes Wiegenband als Brautgeschenk. (Ein kleiner Beitrag zu den Hochzeitsgebräuchen im Sudetenlande.) Mitgeteilt von Franz Branky — Wien 70

Sitten und Bräuche der Lithauer. Von Meczius v. Davainis-Silvestraitis — Dowojnowo. 74

Aberglaube aus dem Altenburgischen. Gesammelt von E. Pfeifer — Altenburg. 77

Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen von Rob. Prexl — Mühlbach (Siebenbürgen). 78

Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt:

Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes. Von August Marx. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer, 1889 80

Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Gesammelt von O. Knoop (jetzt Oberlehrer an dem Gymnasium zu Rogasen). Posen, 1885 81

Les Jours d'Emprunt ou les Jours de la Vieille par Lazare Shaineanu. Paris, 1889. 81

Minnen und Sinnen. Gedichte von Max Bittrich. Rich. Hoffmanns Verlag. Forst i. L., 1889 82

Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, besonders dem Magdeburger Lande und Holstein. Herausgegeben von Dr. Ch. Wegener. Heft 1: Aus dem Kinderleben. Heft 2: Rätsel, Abzählreime. Heft 3: Spott, Tänze, Erzählungen, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (J. Sengbusch), Leipzig 83

Bücherbesprechungen von D. Brauns — Halle.

Aino Folktales. By Basil Hell Chamberlain, with introduction by Edward B. Tylor, privately printed for the Folk-lore Society, London, 1888 83

Zur Bücherkunde 86

Die Kosmogonien der Arier.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

IV. Angeblich mystische Kosmogonien der Kelten, Inder und Perser.

Waren die Kosmogonien der lituslavischen Welt bisher wissenschaftlicher Bearbeitung nicht unterzogen worden, so ist dies mit den Kosmogonien der übrigen Arier hin und wieder in vereinzelten Fällen geschehen, zusammenfassend von Darmestetter in dem zu Anfang dieser Untersuchung angeführten Werke.

Der Stoff ist von dem französischen Gelehrten so geordnet, dass er zunächst die Weltentstehungssagen behandelt, welche nach seiner Ansicht auf physischer Grundlage erwachsen, sodann diejenigen, welche der Verbindung und Paarung entnommen sind, um endlich zu solchen überzugehen, welche er als mystische bezeichnet.

Diese Dreiteilung ist nun aber von keiner Bedeutung, wie sich uns alsobald ergeben wird, weshalb wir uns den Sagen mit mystischem Kern, als den für die Erklärung voraussichtlich schwierigsten zuerst zuwenden werden, in der Voraussetzung, dass wir zur Lösung dieser Aufgabe durch unsere bisherige Wanderung in dem Sagengebiet der Letten, Lithauer und Russen genügend vorbereitet sind.

Hier beginnen wir nun mit der sogenannten mystischen Kosmogonie der Kelten, weil diese als die unklarste die am wenigsten sicheren Ergebnisse voraussetzen lässt.

Die irländisch-keltische Sage berichtet uns, dass drei Druiden Himmel, Erde, Meer und Sonne geschaffen haben. Leider erzählt die Sage nicht wie. Darmestetter hat nun Neigung zur Annahme, dass diese Schöpfung durch Opfer oder Gebet vor sich gegangen ist. Diese Annahme ist möglich, bezeugt aber, wie bemerkt, nicht. Gehen wir aber auf Darmestetters Gedankengang ein, so würde uns das Opfer zur Darbietung einer Gabe führen, zu dem blutigen Leichnam eines Tieres oder Menschen also, das Gebet zu dem Wort. Da wir den Leichnam in der žamaitischen Sage als Ursache der Welt gefunden haben, das Wort als Wind in der Lettensage erweisen konnten, so würden wir demnach als Ursache der Welt den Leichnam oder den Wind haben.

Da, wie bemerkt, die Annahme, welcher wir zunächst gefolgt sind, um sie dann weiter zu führen, sicherer Grundlage entbehrt, so sehen wir uns nun nach weiteren Zügen in der berührten Kosmogonie um, in der Hoffnung,

Digitized by Google

dass wir durch dieselben vielleicht mit mehr Recht zu einem annehmbaren Ergebnis gelangen.

Es berichtet uns aber die Sage, dass diese drei schaffenden Druiden vor den Göttern da waren; die Götter stammen von dem Himmel und der Erde her, welche erst eine Schöpfung eben der Druiden sind. Mithin ist die Möglichkeit vorhanden, dass aus dem Wesen der Druiden selbst die Ursache der Schöpfung zu erschliessen ist.

Nun finden wir in dem Namen, welchen die Druiden führen, diese Möglichkeit gegeben. Leitet nämlich Grimm den Namen der Druiden von dem ir. draoi, Zauberer, her, pl. draoithe, ags. drŷ magnus, führt Holtzmann das britische Wort als Lehnwort auf nord. truðr, ags. truð histrio zurück — wir haben das Wort in unserem Truder und Trude, Hexe und Hexenmeister, — so würden wir hiernach bei den Druiden der irisch-keltischen Sage zu Gestaltungen der in schöpferischen Thaten sich äussernden Zauberkraft gelangen. Da dem Zauber aber das Wesen des Scheins anhaftet, so wird uns diese Erklärung schwerlich befriedigen.

E. Curtius verknüpft nun aber den Namen der Druiden — Druides, Druidae, *Δρυίδαι* — und demnach Druidenfrauen Druiades — mit *δρῦς*, Eiche, ursprünglich Baum, skt. drus, Holz, Baum, goth. triu, Baum, altir. daur quercus; auch der Anschauung der Alten entspricht diese Herleitung, denn Plinius verbindet (16, 44) die Druiden mit der Steineiche, indem er auf das griechische *δρῦς* zur Erklärung des Wortes hinweist. Von dieser Ansicht der Alten und der Herleitung des neueren Sprachgelehrten ausgehend, gelangen wir zu der Möglichkeit, dass eben die Druidenkosmogonie aus Missverständnis oder in Vergeistigung des ursprünglichen Kernes der Sage auf das ursprüngliche Wort Baum zurückzuführen ist, dass sich demnach die Welt als Schöpfung der Baumpriester als eine Entstehung der Welt aus dem Baum erklärt.

So gilt bekanntlich auch in der skandinavischen Sagenwelt der Baum als Ursache der Welt — eine Ansicht, welche wir auf ihre Richtigkeit hin scharf zu prüfen haben werden — und sicher ist, dass die Eiche in der russischen Schöpfungssage bedeutsam hervortritt, wie wir den Baum und die Pflanze als Urstoff der Welt in der indischen Überlieferung mit zweifelloser Deutlichkeit werden hervortreten sehen.

Sodann würde als mystische Kosmogonie diejenige Überlieferung der Inder zu betrachten sein, nach welcher das Wort Ursache der Welt ist. Für seine Ansicht führt der französische Gelehrte die Verbindung Vâc Ambhrinî an, die Stimme, welche von der Wolke geboren ist. Da nun skt. vâ̊kas Rede, Wort, Lied ist, da man der Wurzel vak die Bedeutung Ton beilegt, so denke ich, unterliegt es keinem Zweifel, dass uns die Stimme, der Ton der Wolke zu dem Donner führt, der Donner aber zur Gewitterwolke. Wir haben uns bereits zu eingehend mit dem Gewitter und dem befruchtenden und schaffenden Regen in seinem Gefolge beschäftigt, um hier darüber noch weiter zu sprechen, aber feststellen wollen wir doch, dass die indische Überlieferung sich wieder in einer so form- und gestaltverschleiernden Hülle birgt, dass wir wohl begreifen, wie ein Gelehrter sich durch dieselbe zu einer Mystik hat führen lassen, wo sich uns der Urvorgang,

Digitized by Google

welchen sie birgt, als ein physischer erweist — sodann aber auch, dass die indische Überlieferung sowohl durch ihren inneren Gehalt wie ihre Gestaltung in besonders hohem Masse dazu geeignet ist, die Forschung in die Irre zu führen.

Aber wir sind nicht am Ende dieser Untersuchung, denn Vac geht mit Prajapâti eine andere Art von Verbindung ein. In diesem Falle ist das Wort nach der indischen Überlieferung das zweite Wesen nach Prajâpati, von dem wir bereits gehandelt, dasselbe wird schwanger von ihm, es geht von ihm fort und gebiert die Geschöpfe, dann kehrt es zu Prajâpati zurück, indem es wieder in ihn eingeht. Aber Prajâpati ist Vâcya genannt und somit wiederum auch eine Schöpfung des Wortes selbst. Endlich berichtet noch die indische Überlieferung, dass Vâc vor Prajâpati, als er die verschiedenen Rassen geschaffen und ermattet ist, einen Lichtstrahl sich erheben lässt. Der französische Gelehrte erblickt hierin eine mystische Verbindung von Wort und Flamme.

Auch hier gelangen wir wieder zu dem Ergebnis, dass die wenig formklare, wenig gestaltenscharfe indische Einbildungskraft und Ausdrucksweise zwar auch einmal zur Klarlegung einer Sagengestalt beitragen mag, dass sie aber in verschiedenen Fällen sich als gänzlich unzulänglich erweist, uns die Geheimnisse der alten Anschauung zu erschliessen. In der Sprache dieser Anführungen aus dem Indischen vermögen wir nun aber doch in Verfolgung der Art der von uns geübten Erklärung durch das Wort zum Wind zu gelangen, als der Ursache und dem Ursprung des Wortes, wie wir diese Vorstellung in der Lettensage kennen gelernt haben. Ist das aber der Fall, so erschliesst sich uns auch das schaffende Wort als hervorgegangen aus der Urvorstellung der schöpferischen Kraft des Windes. Diese schöpferische Kraft des Windes erschliesst sich aber in der Thätigkeit des Frühlingswindes, wenn derselbe den befruchtenden Samen in die empfangende Blütenscheide trägt, oder jenes Windes, welcher die Gewässer der wilden Überschwemmung auftrocknet, dass die Erde in die Erscheinung zu treten vermag, und erst wenn das Wort als Wind in die Wolke eingeht, vermag dasselbe mittelbar Ursache des schaffenden Lichtes zu werden, sei es, dass die Wolke die Sonne enthüllend dem Strahl ihres Lichtes die Bahn frei macht, sei es, dass der flammende Blitz der Wolke entzuckt.

Und so wird uns denn auch verständlich, wie Prajapâti, der Herr des Alls, und somit das All selbst, eine Schöpfung des Wortes, Vâc, als Wind von uns erklärt, zu sein vermag, wie dem Wort, Vâc, als Lagergenossin des Prajapâti, des Alls also, als Wind die Geschöpfe, dem Wort, als Wind durch eine Verbindung mit der Wolke das schaffende Licht zu entstammen vermag.

Mit diesen Darlegungen hat sich uns nun aber auch die Möglichkeit erwiesen, die behandelten indischen Ausdrücke und Überlieferungen auf physische Vorgänge zurückzuführen, und damit auch in diesem Falle der Mystik des französischen Gelehrten die Gewähr der Wahrscheinlichkeit zu nehmen.

Aber wir sind noch nicht am Ende mit den mythischen Kosmogonien unseres Forschers. So führt derselbe als mystische Kosmogonie der

Digitized by Google

Inder und Perser das Opfer an. Nach dieser Erklärung ist nämlich das Opfer die Verbindung von Gabe und Gebet.

Nun besingt aber der Vedenhymnus, auf welchen der französische Gelehrte seine Ansicht stützt, nur wie die Götter aus dem Leibe des Puruscha die Welt bilden und die Welt entsteht nicht, weil Puruscha die Opfergabe ist, sondern weil bei Gelegenheit des Opfers sich in Puruscha der Stoff bietet, die Welt daraus zu bilden.

Das Gebet vertritt aber das Wort, in das Wort geht der Wind ein, der Wind belebt den scheinbar toten Stoff, in der indischen Überlieferung den Leichnam des Puruscha, denn auch diesem entspriesst neues Leben, auch den Leichnam vermag die Einbildungskraft als den Urstoff zu setzen, aus welchem unter dem belebenden Hauche des Windes neues Leben sich entfaltet: damit ist aber die Möglichkeit gegeben, als Ursprung des Lebens wie der Welt den Leichnam zu setzen.

So ist auch diese mystische Kosmogonie ihres Geheimnisses entkleidet.

Bleibt die mystische Kosmogonie der Perser. In derselben opfert Zervan, die Zeit, tausend Jahre, darauf beginnt er zu überlegen und sagt sich: „Werden mir die Opfer, welche ich vollziehe, nützen? Wird mir ein Sohn Ormazd geboren werden, oder wird meine Mühe vergeblich sein?"

„Als er diese Worte zu sich sagte", berichtet die persische Überlieferung, „wurden Ormazd und Ahriman im Busen ihrer Mutter empfangen, Ormazd für das Opfer, Ahriman für den Zweifel: Ormazd, damit er Himmel und Erde schaffe."

Fehlt uns in diesem Mythus die Opfergabe gänzlich, so ist schon damit die Bedingung des Opfers als Ursache der Welt im Sinne und nach Angabe des französischen Gelehrten einfach hinfällig: der Perser-Mythus besagt eben nur, dass Ormazd im Busen seiner Mutter empfangen wird, als Zervan nach dem Opfer sinnt und spricht. Die Sprache, das Ausströmen des Windhauches, führt aber zum Wind, als dem Urheber der Empfängnis, Opfer und Zweifel haben nur die mittelbare Wirkung, dass die Befruchtung zu der Gestaltung des Ormazd führt wie zu derjenigen des Ahriman.

Die dargelegten kosmogonischen Mythen der Kelten, Inder und Perser haben keinen höheren Anspruch auf die Bezeichnung „mystisch", welche ihnen der französische Gelehrte gegeben, als alle die Überlieferungen, bei denen wir die inneren Triebfedern ihres Werdens und Gehaltes nicht mit der Deutlichkeit darlegen können, welche für Viereck und Kreis Zirkel und Lineal erlauben.

Somit haben wir als Vorstellungen, welche zu den bisher behandelten Überlieferungen von der Entstehung der Welt geführt haben, bei den Kelten:

1. die Druiden, entweder die Opfergabe darbietend, und somit das Opfer, den Leichnam, oder das Gebet sprechend, und somit als Ursache des Windes, als den Wind oder als Vertreter des Baumes, indem der Baumpriester für den Baum selbst eingetreten ist;

Digitized by Google

bei den Indern:

1. die Wolke und den Wind als Wort und Gebet,
2. den Leichnam als Opfergabe;

bei den Persern:

1. den Wind als Wort,
2. die Zeit, Zervan. —

Und nun, nachdem wir der Mystik unser Opfer gebracht, wenden wir uns denjenigen Kosmogonien der Arier zu, von welchen wir hoffen, dass sie uns das Geheimnis von Urvorstellung und Sprache enthüllen werden.

Zu diesem Zwecke begeben wir uns in die Tiefebene des Indus.

V. Die Inder.

In den Veden lesen wir:

„Dunkel wars, vom Dunkel geborgen ununterscheidloses Meer war im Anfang dies Alles."

Entnehmen wir diesen Worten des heiligen Gesanges die Ansicht, dass als Anfang und damit Ursprung der Welt die Finsternis zu gelten hat wie das Wasser, so berichtet uns eine andere indische Überlieferung von dem goldenen Embryo, dem goldenen Keim, welcher zu einem goldenen Ei wird.

In diesem Ei entsteht Brahma aus sich selbst, zerbricht dasselbe und bildet aus den Schalen Himmel und Erde.

Nun entstammt diesem goldenen Keim aber nicht nur Brahma, sondern auch Agni, das Feuer, wie der Feuergott, welcher das irdische Feuer vertritt wie dasjenige des Lichtes des Himmels, das ätherische; somit werden wir nicht Brahma, sondern das Licht mittelbar als kosmogonische Ursache anzunehmen haben, da in seiner Beleuchtung der Himmel in die Erscheinung tritt wie die Erde; damit ist aber die bildende That Brahmas als späterer Zeit entstammend erwiesen, wie das ja auch eigentlich durch den Gang und die Entwicklung der indischen Religion selbst bedingt ist.

Somit hätten wir in diesem Falle als Weltursache den goldenen Keim, das Ei, das Licht.

Bevor wir nun die weiteren indischen Kosmogonien behandeln, haben wir uns eingehend mit denjenigen Scheinschöpfungen zu befassen, welche der französische Gelehrte aus den Gestaltungen selischer Empfindung, aus Liebe und Hass hervorgehen lässt.

So setzt Darmestetter Kâma als Urheber der Welt, indem er von Agni, dem wolkenentstammenden Lichte, zu demselben zu gelangen weiss. Es ist nicht nötig, hier den gebotenen Darlegungen in allen Einzelheiten nachzugehen, da der französische Gelehrte mehr einem Spiel seiner Einbildungskraft nachgiebt, wenn er die schaffende That des Kâma aus der Neigung des Gottes zum Kampf erweisen will, wie er dies bei Agni versucht, als gesunder Erklärung das Wort verleiht, wohl aber haben wir dann doch zu beachten, dass in den Veden von Agni, welcher alles verzehrt, gesagt wird, dass man ihn auch Kâma nennt.

Digitized by Google

Nun ist es denn doch aber eigentlich klar, dass die Gleichsetzung von Liebe und Feuer in diesem Falle nur mittelbar zu einer Einerleiheit des Wesens führen kann, da dieselbe allein dem dichterischen Ausdruck entstammt, welcher aus jener scheinbaren Ähnlichkeit des Vorgangs hervorquillt, wenn Neigung und Liebe den zu verzehren scheinen, wie das Feuer den brennbaren Stoff, welcher sich der Liebe hingibt.

Aber in der That mag Kâma mittelbar als Urheber der Weltschöpfung betrachtet werden, denn nach den Rigveden ist derselbe die Gestaltung des Wünschens und Begehrens, in höherer Anschauung der Liebe, und als solche Ursache der ersten Bewegung, welche mit seiner Geburt — er selbst ist in das Leben getreten durch die Macht der Wärme, — in dem Einem, dem All entsteht.

Das aber ergibt als weltbildende Ursache Wärme, Wunsch und Begehren, Bewegung.

Ist der Gegensatz von Neigung und Liebe Entfremdung und Hass, so führt uns nun Darmestetter diesen Hass als weltschaffende Ursache im Kampfe des Indra mit dem Vritradämon vor, nach dessen Besiegung und Tötung Indra, wie die Veden sagen, die Sonne schafft, den Himmel, die Morgenröte.

Suchen wir nun zunächst in bezug auf den Kampf zu erwünschter Klarheit zu gelangen, um danach die Art dieser Weltschöpfung um so sicherer zu verstehen; zugleich wird sich uns hier die Gelegenheit bieten, die vergleichende Mythologie auf ihre bisher geltenden Ergebnisse hin zu prüfen, denn dem Indra-Vritra-Kampf wird ein solcher der persischen Überlieferung gleichgesetzt.

So ist nach E. H. Meyers Ausführungen Freduns Vater seinem Namen nach ein Wassermann; danach erklärt er ihn als einen Wolkengeist. Dieser wird von Azhi Dahâka, dem bösen Wolkendrachen, welcher in der Heldensage zu einem König von Bawri (Babylonien?) wird, und aus dessen Schultern Schlangen wachsen, ermordet; die Schlangen werden mit Pferde- und Menschenfleisch gefüttert. Nach dem Tode seines Vaters wird Fredun von seiner Mutter zuerst zu einem Hirten gerettet, dessen Kuh ihn säugt, dann zu einem Weisen auf das Albursgebirge. Als Zohak auch diese tötet, enthüllt die Mutter ihrem Sohne das Schicksal seines Vaters. Nun entbrennt derselbe von Rachbegier gegen Zohak; er verbündet sich mit dem Eisenschmied Kawe, die Schmiede fertigen ihm eine wunderbare Keule — die altiranische Nationalwaffe, und Serosh (avezt. Çraosha) lehrt ihn Zauberkünste zur Besiegung seines Feindes. Fredun befreit dessen Frauen aus der Gefangenschaft und schmettert, von Kawe und Serosh unterstützt, als derselbe mit einem Dämonenheer herannaht, ihn mit seiner Keule nieder. Darauf wird Zohak an den Demavend gekettet. Wahrscheinlich gerät — so vermutet E. H. Meyer — Thraetaona (Fredun) einmal in grosse Not. Er ruft hier die Vifranaväza zu Hilfe und fliegt bittend zur Ardviçura, sie möge ihn lebend zur Erde gelangen lassen, und wirklich hebt sie ihn im Arm gesund und unverletzt auf die Erde. „Wer kann hier", führt E. H. Meyer fort, „die blitzheroische Natur Freduns und seine Ähnlichkeit mit Indra-Achilleus verkennen?"

Digitized by Google

Wären wir so zu Fredun und Indra als Blitzheroen gelangt — Achilleus lassen wir hier billig unberücksichtigt, zumal sein Wesen ausführlich von mir in meiner Schrift: „La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, Allemands et Grecs," Parisis 1889, behandelt ist — so wird nun Zohak, das Pferde und Menschen verschlingende Ungeheuer, von unserem Gelehrten, als ein Wolkenungeheuer erklärt mit der Begründung, dass Gewässer, Seen und Brunnen nach der altindogermanischen Himmelsscenerie auf die breiten Wolkenmassen zurückzuführen sind.

Somit wäre also der Perserkampf — wie derjenige der Inder, ein solcher des Blitzheroen Thraetaona-Indra, also des Blitzes gegen die Wolkenmasse Zohak-Vritra.

Nun ist leider gegen die Ausführungen unseres hervorragendsten Mythologen zu bemerken, dass dieselben an Beweiskraft nicht solche ersten Ranges sind, da dieselben aus Anführungen gewonnen werden, welche Zeugnisse der verschiedensten Zeit entstammen.

So stellen wir denn nun zu weiterer Aufstellung des Perserkampfes zunächst fest, dass Zohak über Azdehâk zu azi dahâka führt; azhi heisst wie das vedische ahi Schlange, dahâka wird mit Feind übersetzt.

Gilt die Bedeutung des Namens nicht für zweifelhaft, so ist das allerdings mit dem Wesen des Ungeheuers in weit höherem Masse der Fall, als wir das nach E. H. Meyer erwarten sollten. So wird Azhi dahâka im Avesta bald als männliches, bald als weibliches Wesen behandelt, und wäre Azhi dahâka die Gestaltung der Wetterwolke am Himmel, so ist nicht wohl einzusehen, wie sich als stehende Anrede des Ungeheuers die Formel hat bilden können: „Die Schlange dahâka mit den drei Kehlen, den drei Häuptern, den sechs Augen, den tausend Gliedern" — wie dasselbe von Anro Mainyus hat geschaffen werden können als gewaltigste Ursache der Zerstörung, welche denn doch auf persischem Grund und Boden die Wetterwolke nicht ist.

Sehen wir uns nun nach dem Ungeheuer der Inder um. Hier haben wir zunächst festzustellen, dass dasselbe nicht nur Vritra genannt wird, sondern auch Ahi, Vala, Çushna, Çambara, Namuci, Pani; daraus folgt, dass indischer Gewohnheit entsprechend das Wesen des Ungeheuers nicht die klare Ausprägung gefunden haben wird, welche wir bei entsprechenden Schöpfungen der übrigen arischen Völker zu finden gewohnt sind.

Wird nun Vritra auf die Wurzel vri, verschliessen, zurückgeführt, so wird die Weiterbildung Vṛitrahan mit Feinde tötend oder Vṛitra tötend übersetzt.

Mit dieser Weiterbildung pflegt man wohl das persische Veretraghna zusammenzustellen. Nun wird aber Veretraghnâ von vere, abwenden, abgeleitet — allerdings auch wohl soviel ich sehe Vṛitrahan — die Zurückführung auf Wurzeln und die von den Gelehrten gesetzte Bedeutung derselben ist eben weit davon entfernt, sichere Ergebnisse zu bieten — das Wort mit Sieghaftigkeit tötend übersetzt — und da bei den Eraniern das Dasein eines Dämons Vritra nicht erwiesen werden kann, so haben wir höchstens die Berechtigung einer sprachlichen Gleichsetzung Vṛitrahan - Veretraghna anzuerkennen, eine mythologische aber nicht.

Digitized by Google

Kehren wir nun zu unserem Vritra zurück, so lassen wir uns sein Wesen aus den Veden selbst entgegentreten (1, 32):

„Des Indra Heldenthaten will ich verkünden, die ersten, die der keilbewehrte hat vollführt: den Drachen tötete er, bohrte die Wasser an, er spaltete die Höhlungen der Berge.

Den Drachen schlug er, der sich im Berge gelagert, Tvaštar hatte ihm den himmlischen Donnerkeil gefertigt; wie brullende Kühe eilig laufend glitten die Wasser zum Meere hinab. — —

Indra tötete den eng umschliessenden Vṛtra Vyansa mit dem Keile durch heftigen Schlag; wie Baumstämme zerspalten mit der Axt liegt der Drache auf der Erde hingestreckt. —

Fusslos und handlos griff er Indra an, (der) warf den Keil auf seinen Rücken, der verschnittene, der dem Stier wollte gewachsen sein, weit umher lag zerrissen hingestreckt der Vṛtra.

Ihn, der wie ein zerrissen Flussbett dort lag, ein Herz sich fassend überschreiten die Wasser; die eben Vṛitra mit seiner Grösse umschlossen hatte, zu deren Füssen lag der Drache. —

Nicht hat ihm der Blitz, nicht der Donner geholfen, noch die hagelnde Wolke, die er ausgebreitet, als Indra und der Drache kämpften, da hat auch für die Zukunft Maghavan gewonnen. —

Diese Anführungen genügen, das Wesen des Vṛitra zu erkennen.

Lesen wir im weissen Yajurveda:

„Verehrung sei den Schlangen allen, die auf der Erde, die im Luftraum und die am Himmel wohnen, diesen Schlangen sei Verehrung," — so ist wohl nicht zu bezweifeln, dass hier die Schlangen in der Luft die geflügelten Drachen sind, die himmlischen Schlangen die Wolken.

Wir haben somit den Vritrakampf als einen Vorgang am Himmel uns vorzustellen.

Nun sagt uns Kiepert von der Natur Indiens: „Noch ausserhalb des Wendekreises auf fast 10 Breitengrade haben die zentralen und östlichen Ebenen Teil an den tropischen Regen, leiden aber auch, durch die nördlichen Hochgebirge vor kalten Luftströmungen geschützt, in der trockenen Jahreszeit an Übermass der Hitze; die nordwestlichen Ebenen einschliesslich des Indus-Stromgebietes, da sie ausserhalb des Bereiches der Monsune liegen, geradezu an Regenmangel."

Winternitz gibt in seinem Sarpabali nach Muir die weitere Schilderung: „Der Schlangenkult knüpft an den Beginn der Regenzeit an. Die Regenzeit erschien ja dem Inder von jeher so sehr als die wichtigste Jahreszeit, dass er das Jahr selbst nach ihr benannt hat. Sie bringt nicht nur Kühle und Labung, sondern macht auch die ausgedorrte Erde wieder fähig, Vegetation hervorzubringen, sich in üppiges Grün zu kleiden. Kein Wunder, dass keine Naturerscheinung auf den Inder einen so mächtigen Eindruck gemacht hat, als der Eintritt des Regens — Monsoon, der Übergang von der heissen Jahreszeit — grîshma „Hitze" — zur Regenzeit. Wenn die heisse Jahreszeit zu Ende geht, wenn die Fluren vom Sonnenbrand versengt sind und jede Kreatur sich nach Regen sehnt, auf dass die Erde befeuchtet und die Atmosphäre abgekühlt werde, da ist es — wie diejenigen versichern, welche in Indien gelebt haben — oft ein überaus

Digitized by Google

quälender Anblick, wenn man sieht, wie Tag für Tag sich die Wolken zusammenballen und über den Horizont dahinfliegen, ohne sich ihres Inhaltes zu entledigen, bis dann endlich der Kampf der Elemente losbricht und unter furchtbarem Donner und züngelnden Blitzen die Wolken ihren Inhalt in Strömen auf die dürstende Erde ergiessen."

Hier haben wir alle die Grundzüge des Vritra- und des Indrakampfes; das aber wären

sich zusammenballende Wolken, welche Tag für Tag über den Horizont dahinziehen, ohne sich ihres Inhaltes zu entledigen,

der Ausbruch des Regens unter Donner und Blitz.

Darnach kann Vritra nur das Wolkenungeheuer sein, welches den Regen daran hindert, sich zu ergiessen, Indra der Veranlasser des Regens. —

Und nun begeben wir uns in die Gelände Persiens. Das Wesen des Landes wird bezeichnet durch hohe Gebirge, höchst fruchtbare aber meist beschränkte Thalebenen, weit ausgedehntes Weideland an Berghalden und in Steppenfluren und öde, unbewohnbare Wüste; hier bedeutet wiederum Wasser Leben, Wüste Tod.

Daraus ergibt sich, dass der Perser seinen Feind nicht am Himmel, sondern auf der Erde, in der Wüste suchen wird, in dem Wüstensturm, dem gelben und rötlichen Sand führenden, welcher zumeist von elektrischen Entladungen begleitet ist und Tod und Verderben dem Fruchtgelände bringt, welches er mit seinem Sandmantel bedeckt. Da nun der Wirbelwind der Wüste die Form eines Cylinders hat, der in die Form eines progressiven Cylinders vorgeneigt ist, da er durch Reibung und andere Widerstände am Boden eine Hemmung erfährt, so haben wir in ihm das Abbild einer Schlange vor uns, „mit drei Kehlen, drei Häuptern, sechs Augen und tausend Gliedern" — die gewaltigste Ursache der Zerstörung für das persische Gelände.

Wiederum aus der Natur der Sache ergibt sich, dass der Feind dieser sich heranwindenden Sandwolke nur der Gegen- oder Querwind sein kann wie das Wasser, aus der Höhe der Wolken herniederströmend, der breite Landsee auf dieser unserer Erde.

Nun ist der Bekämpfer der Perserschlange Thraetaona.

Auch hier sucht man von Thraetaona über Thrita und den Inder Trita zu einem arischen Urtrita zu gelangen.

Wir werden diese Möglichkeit nicht leugnen, die ja mit einem Anschein von Wirklichkeit zu vermuten, gewinnen aber für die Erklärung des Persers Thrita auch dann keine andern Gesichtspunkte, als welche uns die Überlieferung der Perser auch so erschliessen lässt. Ist nämlich der Inder Trita ein Herrscher über die Gewässer und die Luft, so haben wir Thrita, ein Zugehöriger der mythischen Königsreihe der Perser, nach dem Avesta als einen heilkundigen Mann zu bestimmen. Nun mag allerdings das Wesen desselben nach der Seite hin seine bestimmte Ausprägung erfahren haben, dass wir annehmen können, wie den Völkern der früheren Zeit das kühlende Wasser, die reine Luft als die besten Heiler von Wund- und Fieberkrankheiten erschienen sind, so ihr heilkundiger Dämon sich aus einem Herrscher über die Luft und das Wasser entwickelt hat.

Digitized by Google

Steht nun mit diesem Thrita genealogisch Thrateaona zunächst nicht zusammen, so ist dies doch sprachlich der Fall, und die Möglichkeit ursprünglicher sachlicher Zusammengehörigkeit werden wir doch auch nicht ganz und gar verwerfen können, wenn wir erfahren, dass Thraetaona der Sohn eines Athwya, also Wasserbewohners, heisst.

Mithin würde Thraetaona auch auf seinen Ursprung befragt, uns zu Wasser sicher, zu Wind mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit führen: Quer- und Gegenwind wie das Wasser des Himmels, und zwar solches auf dieser unserer Erde. sind aber die Feinde des sandführenden Wirbelwindes der persischen Wüste, und so besiegt Thraetaona die verderbenbringende Schlange der Wüste, azhi dahâka.

Stellen wir endlich noch fest, dass nicht das Beiwerk, wie etwa die Waffe, — denn welche andere Waffe soll denn wohl ein Nationalheld führen als diejenige seines Volkes, welche dann natürlich in dichterischer Ausschmückung zur Himmelswaffe sich wandelt, wenn der Kampf des Gottes oder Dämons an dem Himmel sich vollzieht, — sondern das Wesen des Helden, Dämons oder Gottes, sowie des zu bekämpfenden Ungeheuers die Erklärung des Kampfes zu geben haben, so unterliegt es für uns nun keinem Zweifel mehr, dass der persische und indische Thraetaona-Indra-Kampf mit Vritra und Azhi dahâka nichts mit einander gemein hat, weder sachlich noch sprachlich — da ahi eben nur ein Beiname des Vritra ist und nur auf die Wolken-, nicht auf die Wind- und Sandwolkenschlange der Wüste ihre Anwendung in den betreffenden Vedengesängen findet — als dass er die in das Mythische erhobene Gestaltung ist von Kämpfen, welche allein aus den Vorgängen in den verschiedenen Landschaften, am Himmel und auf Erden, ihre befriedigende Erklärung finden.

Mit diesem Ergebnis ist aber auch die Axt an die Wurzel jener Ansicht gelegt, nach welcher aus den Drachenkämpfen der arischen Helden, Dämonen und Götter sich die arische Gleichheit in der Gestaltung dieser Kämpfe ergeben soll; nicht einmal bei Perser und Inder, — Sprachen, von denen die Forschung erweist, dass sie sich nahestehen wie das Deutsche und Skandinavische, — bestätigen durch die Überlieferungen, welche wir diesen Völkern entnommen, eine solche Behauptung: auch hier hat die Sonderforschung wieder in ihre Rechte einzutreten.

In dem Vritrakampfe lesen wir von Indra die Worte:

„Als du, Indra, getötet den erstgebornen der Drachen und der bösen Zauberer Zauber vernichtet hattest, da hervorbringend die Sonne, den Himmel, die Morgenröte hast du keinen Feind gefunden" —

nach welchen, wie wir uns erinnern, der französische Gelehrte zu einer Kosmogonie gelangt war.

Bevor wir nun dieselbe untersuchen, bleibt uns der Versuch zu bestimmen, ob Indra die Schöpfung aus seinen eigenen Wesen heraus vollzieht, oder ob dieselbe sich als eine Folge des Kampfes ergibt.

Sein Wesen zu erklären, fragen wir zunächst bei den Sprachforschern an. Da lesen wir nun bei v. Bohlen: „Indras, der Mächtige (von ind herrschen), ist der Gott des gesamten Himmelskreises mit allen seinen Gestirnen kollektive in einer grossen Einheit als *Παν* gedacht." Holtzmann dagegen sagt: „So wunderlich es nun klingt, so halte ich es doch nicht für

Digitized by Google

unmöglich, dass Indra und Tan(a)rus dasselbe Wort sind; Grundform Tanra, dann wäre einmal das t abgefallen; anras ist zu tanras, wie açru zu δάκρυ, wie ahan zu dag, so auch agni (ignis) für dagni von Wz. dah, brennen. Anra, d eingeschoben andra, bei Tonlosigkeit oft i, Indra; oder a verdunkelt in u, Tunara." M. Müller aber sagt: Indra, a name peculiar to India, admits of but one etymology, i. e. it most be derived from the same root, whatever that may be, which in Sanskrit yielded indu, drop, sap.

Diese drei Anführungen mögen genügen, da sie untereinander Widerstreit genug bieten, wiederum aber sehen wir, dass, wenn drei hervorragende Sprachforscher zu den Bedeutungen zu gelangen vermögen: der Mächtige, der Donnerer, der Tröpfelnde, — ein Verlass auf ihre Wissenschaft in dieser Beziehung nicht vorhanden ist.

Berichtet uns nun Ludwig, dass Indra sowohl Beziehungen hat zu den Sturm-, Regen- und Gewittergöttern, zu Vayu, Vâta, Rudra und Parjanya, zu dem Himmelsgott Dyâus wie zu den Sonnengöttern Pušan und Višnu auch in dem Vritrakampfe, so wird es uns nicht wohl möglich sein, eben aus diesem Kampfe die Eigenheit seines Wesens zu erschliessen.

Sodann haben wir besonders zu beachten, dass wir für Vṛitra Umhüller auch Ahi Schlange gesetzt wird, Vala Wolke, Çushna Austrockner, Pani Räuber, so auch für Indra Agni als Vritrakämpfer eintritt, Trita Brihaspati.

Ausserdem belehrt uns Ludwig mit den Worten: „Es ist sehr schwer, seine (Indras) eigentliche mythologische Natur zu bestimmen, da er die Merkmale verschiedener älterer Gottheiten vereinigt. Am zutreffendsten ist es, wenn man ihn als Gott des Himmels bezeichnet, in dessen Hut und Leitung einerseits die Sonne und die Gestirne stehen (daher seine Freundschaft mit Pušan und Višnu), andererseits aber auch die Gewittererscheinungen. Die Träger dieser letztern sind jedoch eigentlich die Marut, die Söhne Rudras und der Prçni, und dass die Zusammengehörigkeit und Bundesgenossenschaft Indras und der Marut nicht die ursprüngliche Vorstellung war, geht aus dem Rigveden selber hervor."

Und endlich: „Wir sehen Indra als höchsten Gott gepriesen, mit einer Machtsphäre, die im Grtsamadaliede (und vielen anderen) so gut wie alles Göttliche und Menschliche umfasst."

Damit ist nun aber eigentlich jede Möglichkeit geschwunden, das Wesen Indras aus dem Vṛitrakampfe zu erklären, wohl aber werden wir anzunehmen haben, dass der Gott des Himmels diesen Kampf führt als der Vornehmste, als der König der Götter, mit der Waffe der furchtbarsten Himmelserscheinung, mit Hilfe der Götter des Sturmes wie der Sonne, die lechzende Erde mit befruchtendem Nass zu beglücken, um dann wieder, nachdem die Wolkenhülle als Regen zur Erde gesunken, die Morgenröte am Himmel aufdämmern, das Blau des Himmels in die Erscheinung treten, das Licht der Sonne in neuer Schönheit aufleuchten zu lassen; das ist dann die Schöpfung Indras, im dichterischen Schmuck der Rede also bezeichnet, nimmer als Schöpfung, als Kosmogonie im eigentlichen Sinne zu bezeichnen.

Und nun das letzte Wort an dieser Stelle in bezug auf die Drachenkämpfe der arischen Götter und Helden.

Digitized by Google

Wir würden nichts dabei gewinnen, wollten wir mit Bréal annehmen, dass Indra in dem Vritrakampfe für Dyâus eingetreten ist oder nach anderer Ansicht für Trita, ebenso nichts, wenn wir von Thraetaona auf Trita zurückgingen, wo wie bei Dyâus der Drachenkampf nur zu vermuten, nicht bezeugt ist, da das Wesen der Schlangen ahi und azhi dahâka verschieden ist; ebenso nützt die Herbeiziehung der griechischen und germanischen Drachen- oder eigentlich Schlangenbekämpfer nichts, um die ursprüngliche Einheit des Kampfes zu erweisen, den Apollo, Herakles, Sigurd und Siegfried werden wir als Sonnengötter zu bestimmen haben, Oðin als den Gott des Sturmes, Thôr als denjenigen des Donners; und wie das Wesen der arischen Schlangen- und Drachenkämpfer ein verschiedenes ist, so scheiden sich die Schlangen und Drachen in solche des Wolkenhimmels, der sturmgewirbelten Sandwolke, des sich ballenden und aufwirbelnden Fluss- und See-, Wiesen- und Baumnebels.

Somit hat der vorsichtig abwägende Forscher nur die Thatsache zu verzeichnen, dass arische Götter und Helden mythische Kämpfe geführt haben, und zwar Götter und Helden verschiedenen Wesens mit Ungeheuern verschiedenen Vorgängen in der Natur entstammend, je nach der Beschaffenheit des Landes, in welchem dieselben Gestaltung gefunden.

Und erst mit Feststellung und Anerkennung dieser Thatsache erweist sich die vergleichende Sagenforschung wieder als eine Wissenschaft, welche der Volksforschung in vertiefterem Sinne zu dienen vermag; denn wie das Gelände des Urariers, suchen wir dasselbe auf den öden Höhen, wo der Oxus und Jaxartes entspringen oder im Thale Schiras, am Südwestabhange des Kaukasus oder auf der skandinavischen Halbinsel, in Deutschland oder in den Sümpfen der sarmatischen Tiefebene, sich bis jetzt klarer Bestimmung entzieht, so hat sich uns die urarische Einheit des Götter- und Ungeheuerkampfes in den Nebel der Unklarheit verdampft, welcher erst da Form und Gestalt gewinnt, verschieden nach Ausführung und Ausprägung des Ereignisses in der Natur, wo uns derselbe in den verschiedenen Überlieferungen der Arier entgegentritt, im religiösen Lied wie in dem Heldengesang, in der Sage wie in der Mär aus alter Zeit, welchem die Forschung unserer Zeit seinem Gehalt nach gerecht zu werden, keine Mühe zu scheuen hat. —

Kehren wir nun zu den indischen Kosmogonien zurück, so haben wir nach Darmestetter eine solche aus der Frage in den Veden zu erschliessen: „Welches ist der Wald, welches ist der Baum, in welchen sie den Himmel und die Erde geschnitten haben?“

Werden wir mit einer so gearteten Kosmogonie kaum Neigung haben uns eingehend zu beschäftigen, da die Frage des Unsichern zu viel birgt, so wird allerdings im Brahmanismus das Weltall der Baum des Brahma genannt, dessen Wurzeln sich in den Höhen befinden, dessen Zweige nach unten sinken, in dem alle Welten ruhen.

Besonders klar tritt die Pflanzenkosmogonie der Inder in der Überlieferung von dem Lotus des Brahma hervor, wenn es heisst, dass zu Beginn dieser Weltperiode die Gewässer die Welt bedecken, welche sie selbst sind. Auf diesen Gewässern schwimmt die goldene Lotusblume. Aus der-

Digitized by Google

selben geht Brahma hervor, welcher aus den verschiedenen Teilen des Lotus die verschiedenen Teile der Welt schafft.

Da wir uns mit der Baum- oder Pflanzenkosmogonie noch des ausführlicheren später zu beschäftigen haben, so entheben wir uns der Erklärung einer solchen Vorstellung.

Stellen wir nun die verschiedenen Ursachen zusammen, welche wir bei den verschiedenen Weltwerdungen gefunden, mit Einschluss der sogenannten mystischen Kosmogonien, von welchen wir schon früher den Schleier des Geheimnisses gelüftet, so werden wir nun nach der indischen Überlieferung auf die ursprüngliche Anschauung zurückgeführt:

1. Die Finsternis,
2. Das Licht,
3. Das Wasser,
4. Den Wind,
5. Den Keim,
6. Das Ei,
7. Den Leichnam,
8. Die Pflanze,
9. Neigung und Begehren,
10. Folge siegreichen Kampfes — im Schmuck dichterischer Rede.

VI. Die Perser.

Aus der Einleitung zu seiner Avesta-Übersetzung erfahren wir von C. de Harlez, dass der Avesta eine Zusammenstellung vereinzelter Stücke ist, liturgischer Gebete, grösstenteils unabhängig von einander, dass aber die mazdäischen Bücher die Ergänzung bieten und in gewissem Masse das avestische System wieder aufzubauen erlauben.

Der Ursprung der Welt, also der für uns wichtigste Teil mit bezug auf diese Abhandlung, wird im Anfang des Bundehesch erzählt und bestätigt durch eine Stelle aus dem Awesta, welche in eine Pehlwi-Glosse eingefügt ist.

Immerhin haben wir zu bedenken, dass diese Aufstellung von C. de Harlez nach Denkmälern der verschiedensten Zeit, welche die Einheit der Sprache nicht für sich haben, zusammengefügt ist.

Wir lesen also folgendes:

„Im Anfang war das Licht und die Finsternis, die Zeit und der Raum ohne Ende.

In dem Licht wohnte der gute Geist, Ahura Mazda, allmächtig, allwissend, in der Finsternis der böse Geist, Anro Mainyus, nach Macht und Wissen diesem weit nachstehend.

Ahura Mazda kannte Anro Mainyus, aber Anro Mainyus kannte den Geist des Lichtes nicht.

Ein mittlerer Raum schied sie.

Ahura Mazda wusste, dass der Geist des Bösen sein Gegner sein werde wie derjenige seiner Geschöpfe. Er schuf Wesen auf unsichtbare Weise.

Digitized by Google

Eines Tages kam Anro Mainyus aus seinem Schlupfwinkel zum Vorschein und sah die glänzenden mächtigen Geschöpfe des Ahura Mazda; er beschloss, sie zu vernichten. Er schuf Daëvas und Drudschen und andere Wesen, üblesthuende, hässliche, abscheuliche.

Ahura Mazda schlug dem Geist des Bösen Frieden vor. Dieser verwarf ihn.

Da bot der allmächtige Gott, welcher die Zukunft kannte, dem Daëva einen Zeitraum von 9000 Jahren an, während welcher das Gute und das Böse sich in der Welt vermischen könnten. Ahura wusste, dass bei dieser Anordnung alles nach seinem Willen während der drei ersten tausend Jahre gehen würde, dass während der drei folgenden Jahrtausende das Gute und das Schlechte einander das Gleichgewicht halten, und dass die letzten drei Jahrtausende die Macht des Übels sich allmählich vermindern und verschwinden sehen würden.

Er machte darauf seinem Nebenbuhler die Zukunft kund; dieser verfiel in eine Art von Schwäche und verharrte darin 3000 Jahre.

Ahura machte sich diesen Zustand des Anro Mainyus zu nutze, um Amesha Çpentas zu schaffen und Vohumanô den ersten, darauf den Himmel und die Gestirne, das irdische Licht. Darauf machte er allmählich den Himmel, den sichtbaren, das Wasser, die Erde, die Pflanzen, die Tiere und die Menschen, das Ganze in 365 Tagen und sechs Zeiträumen.

Anro Mainyus erschuf die Darvands, darauf entschloss er sich, die Schöpfung anzugreifen, die Daëvas und die unreine Jahi reizten ihn dazu an."

Tragen wir nun der religiösen Anschauung der Perser Rechnung, dass das Licht als das Höhere auch vor die Finsternis gesetzt wird, und kehren wir über dieselbe zur nicht religiös beeinflussten, demnach zur ursprünglichen zurück, so haben wir als den Anfang aller Dinge Finsternis, Licht, Zeit, Raum ohne Ende, mittleren Raum, (zwischen Ahura Mazda und Anro Mainyus, also Licht und Finsternis, hier Ober- und Unterwelt, später Himmel und Hölle) und mit beiseite lassen der guten und bösen Dämonen, die Zeit (der Schwäche und der Schöpfung), Himmel, Gestirne, die Ursache irdischen Lichtes, den sichtbare Himmel, das Wasser, die Erde.

Dass übrigens die Vermutung richtig ist, dass ursprünglich die Finsternis vor das Licht gesetzt werden muss, geht auch aus der Lehre der Zervaniten, einer persischen Glaubensgenossenschaft hervor, da nach derselben Zervan, die Zeit ohne Grenzen, einen Sohn zu haben wünscht, den Ormazd, welcher Himmel und Erde schaffen soll; von Zervan geht zuerst das Wasser und das Feuer aus, denen Ormazd entstammt, welcher dann Himmel und Erde schafft; vor Ormazd aber ist Ahriman da.

Das ergibt also nach der Lehre der Zervaniten: Die Zeit (Zervan), die Finsternis (Ahriman), das Wasser und das Feuer, das Licht (Ormazd), Himmel und Erde.

Sucht Darmestetter in dem Wunsch des Zervan, Ormazd zu haben, den Inder Kama wieder zu erkennen, so werden wir nicht leugnen, dass Wunsch und Begehren auch in der Kosmogonie der Perser als mitwirkende Ursache der Weltwerdung zu bestimmen sind, freilich auch, dass dieselben eine Gestaltung im eigentlichen Sinne nicht gefunden.

Digitized by Google

Lesen wir nun im Minokhired: „Der Himmel und die Erde und die Gewässer und die übrigen Dinge, welche in dem Himmel sind, sind gemacht nach Art eines Vogeleies. Der Himmel oben und unten die Erde sind gemacht von Ormazd nach Art eines Eies. Die Erde im Innern des Himmels ist wie das Gelbe im Ei", so urteilt Darmestetter wohl richtig, wenn er dieses Weltei wiedererkennt in dem persischen Bericht des Plutarch, welcher besagt: „Im Anfang der Welt schuf Ormazd die Götter und versetzte sie in ein Ei, Ahriman durchbrach dies Ei und von da begann die Mischung des Guten und des Bösen."

Schälen wir die Urvorstellungen aus dieser Umhüllung heraus, so haben wir das Ei als Anfang der Welt, Finsternis (Ahriman), Licht (Ormazd), Himmel, Erde.

Und nun haben wir noch den Versuch zu machen, zu sehen, ob uns die Sprachforschung wesentliche Ergebnisse in bezug auf die Erklärung von Ahura Mazda und Anru Mainyus zu geben imstande ist.

Setzt A. E. Wollheim, Chevalier de Fonseca, Ahura gleich skr. Asura Dämon, so sagt Ludwig Ahura ist gleich skr. Asura, gleich Varuna; Varuna bedeutet höchst wahrscheinlich den Wollenden, Herrschenden, Befehlenden, Ahriman aber, Anro Mainyus also, ist vielleicht geradezu der Tvaštar der Veden, welchen der Prager Gelehrte für eine ältere Gestaltung als Indra hält, und dessen Namen er nicht auf schneiden, bilden, schaffen zurückführt, sondern auf die auch im zendischen verwendete Verbalwurzel thwakš, wonach Tvaštar auch im Sanskrit den Thätigen, Eifrigen, Schnellen, Rüstigen bedeuten würde.

Bréal übersetzt nach den Worten des Avesta Ahura Mazda mit: der allwissende Herr, — seinen Beinamen Cpento Mainyus mit Geist des Lichtes, Anrô Mainyus aber mit Geist der Finsternis.

Dagegen erklärt C. de Harlez Ahura der Herr, Mazdâo der Weise, sein Beiname Çpeñto Mainyus wird von ihm gleichfalls „der weise Herr" übersetzt.

Von Anro Mainyus lesen wir bei C. de Harlez — son nom signifie „l'esprit qui abat, détruit", ce que le pehlvi rend par Ganâk mînûi, l'esprit qui frappe. Dann fügt er hinzu Anro vient de anh (as) renverser, abattre.

Danach wäre also an eine Gleichsetzung, wie Ludwig sie bietet, nicht zu denken.

Aus diesen sprachlichen Darbietungen sehen wir übrigens wieder, dass die Herren Sprachgelehrten bei den unglaublichen Widersprüchen, in welche sie mit ihren Herleitungen und davon genommenen Erklärungen geraten, dem Mythen- und Sagenforscher nur Hilfe der bedenklichsten Art zu leisten imstande sind, dass diese Forschung mithin so lange besser auf diese Gaben als ausschlaggebende verzichtet, bis dieselben zu gesicherteren Ergebnissen gelangt sind; die Sprachforschung und die Sagen- und Mythenforschung haben ihre Ergebnisse auf gesonderten Gebieten zu suchen und zu erringen.

Digitized by Google

Kehren wir nun zu unseren kosmogonischen Vorstellungen zurück, so haben wir, wenn wir dieselben mit Einschluss der unter den sogenannten mystischen Kosmogonien behandelten nach ihrer Ursprünglichkeit aufführen, demnach zu verzeichnen:

1. Die Finsternis (Anro Mainyus),
2. Das Licht (Ahura Mazda), die Gestirne, das Feuer,
3. Das Wasser,
4. Den Wind,
5. Den Raum (den unbegrenzten, den Zwischenraum, das Leere),
6. Das Ei,
7. Die Zeit,
8. Den Wunsch, das Wollen,
9. Den Kampf (aber eigentlich nur mittelbar).

Und nun wenden wir uns den Griechen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Sagen aus Westpreussen.

Von

A. TREICHEL — HOCH-PALESCHKEN.

1. Teufelssagen.

Das behexte Kind.

I.

Eine Frau, welche vom Ablass kam, gab einem Kinde eine Birne. Kaum hatte das Kind die Birne gegessen, so fiel es in Krämpfe. Daran konnte man sehen, dass das Kind behext war.

II.

In einem gewissen Dorfe wohnte eine Frau, welche ein Kind hatte. Dasselbe lag noch im Bett, als eine andere Frau, welche eine Hexe war, zu ihr kam. Dieselbe schnitt von dem Brot, welches auf dem Tische lag, ein Stück ab und gab dem Kinde davon zu essen.

Am Nachmittag desselben Tages wollte die Frau mit dem Kinde zu ihrer Schwester fahren, welche in einem andern Dorfe wohnte. Auf diesem Wege kamen sie durch Hoch-Paleschken. Da fing das Kind an zu schreien und, als sie auf die Grenze des Dorfes zufuhren, schrie das Kind immer heftiger; die Pferde wollten trotz aller Schläge, die sie bekamen, nicht über die Grenze. Als die Frau sich nach ihrem Kinde umsah, war dasselbe tot.

Die Hexenlehre.

Eine Hexe wollte einem jungen Mädchen das Hexen lehren. Deshalb befahl sie demselben, es solle an drei Tagen um einen Topf in der Stube herumgehen und dabei die Worte sprechen;

„Ich s. in Gott
Und glaub' an den Topf."

Das Mädchen sagte aber:

„Ich s. in den Topf
Und glaub' an Gott."

Also konnte sie keine Hexe werden. Die Hexe war aber dem Teufel für ihr Thun und Treiben verantwortlich und wurde von demselben zerrissen, da sie ein falsches Mädchen zur Hexe ausgewählt hatte.

Digitized by Google

Die behexte Frau.

In einem gewissen Dorfe erzählte man sich, dass eine Frau von einer andern Frau behext sei. Die Frau, welche behext war, sollte zu einem Pfarrer nach einem gewissen Dorfe gebracht werden, um dort ihre Heilung zu finden. Es war gerade zur Zeit, als die Leute auf dem Felde unfern des Weges Roggen harkten.

Unter den auf dem Felde Arbeitenden befand sich auch die Hexe. Kaum wurde die behexte Frau dieselbe gewahr, so fing sie an zu toben und sich wie ein Hund und Pferd zu äussern, sodass sie kaum von zwei Männern gehalten werden konnte, bis sie die Hexe aus dem Gesicht verlor. Das Wesen liess auch nach, als die Frau sich einmal in eine Höhlung des Weges niederlegte.

Endlich kam die Frau in dem Dorfe an, in welchem der Pfarrer wohnte. Dieser gab der Frau Wein zu trinken. Da biss der Teufel in der Frau der Flasche noch den Hals ab. Dann wurde sie ganz still und rührte sich auch nicht mehr, als sie bei der Hexe auf dem Felde vorbeikam.

Mutter und Tochter lassen regnen.

Ein Prediger hatte eine Frau, welche eine Hexe war; derselbe wusste das aber nicht, auch nicht, dass seiner Tochter von zwölf Jahren schon von ihrer Mutter das Hexen gelehrt war. Einstmals ging nun der Prediger mit seiner Tochter auf das Feld. Er wunderte sich darüber, dass sein Korn so schön stand, aber dasjenige seiner Nachbaren so schlecht. Da fragte er seine Tochter, wie das käme, und erhielt die Antwort, das komme daher, dass die Mutter alle Tage auf den Acker regnen lasse. Dem Prediger kam das höchst seltsam vor, aber er liess sich nichts merken und sprach sich ganz lobend daruber aus. Als die Tochter das hörte, sagte sie: „Das kann ich auch", und wirklich fing es sogleich an, zu regnen.

Da wusste der Prediger Bescheid; er liess seine Frau töten und seiner Tochter die Adern schlagen, dass sich dieselbe verbluten musste.

Eine Hexe wirft ein Fuder Heu um.

Ein reicher Gutsbesitzer hörte davon, dass in seinem Dorfe eine Frau wäre, welche hexen könnte; der Gutsbesitzer wollte das nicht glauben. Deshalb liess er die Frau zu sich kommen, um zu sehen, was an dem Gespräche der Leute sei.

Es war aber Erntezeit und so geschah es, dass gerade ein Fuder Roggen auf den Hof gefahren kam. Der Herr befahl der Hexe, sie solle machen, dass das Fuder Heu umwerfe. Die Hexe war auch nicht faul, sondern hexte sogleich, dass das Fuder Heu umwarf und der Kutscher, welcher auf dem Fuder sass, heruntergeschleudert wurde. Der Kutscher brach sich dabei die Arme und die Pferde die Füsse.

Der Herr musste nun wohl oder übel an die Macht der Hexe glauben; was aber hatte er davon, dass er ihre Macht versucht hatte?

Digitized by Google

Zwei böhmische Märchen

aus dem

mährisch-walachischen wie dem südwest-böhmischen Dialekt
der böhmischen Sprache

übersetzt von

W. TILLE—PRAG.

I. Vom verstellten Narren.

Es war einmal ein königlicher Sohn, ein Prinz. Er sagte zu seinem Vater, er werde in die Welt hinausziehen, um die Welt kennen zu lernen. „Na", sagt dieser, „was wirst du dort in der Welt machen? Du bist doch kein Handwerker?" Er ging also. Der Vater liess ihn gehen und er ging in die Welt wandern. Also wanderte er bis in ein anderes Land. So gelangte er bis zu einer Stadt.

Als er hinkam, ging er zu einem Gärtner und bat ihn um Arbeit, ob er ihn nicht als Gesellen aufnehmen möchte. Und dieser sagte: „Ah, ich allein darf nicht, das ist ein königlicher Garten, aber ich muss den Herrn König fragen, ob ich einen Gesellen aufnehmen darf." Der König willigte ein; wenn er geschickt sei, so solle er ihn nehmen. Also wies ihm der Gärtner im Garten die Arbeit an, die Bäume zuzuschneiden und den Garten zu reinigen. Es ging ihm gut bei ihm, er hatte eine gute Kost und alles, was er brauchte; ihm gefiel das. Schon wohnte er dort einige Wochen.

Anmerkung. Den Stoff vom verstellten Narren behandelte unter diesem Titel zuerst F. Liebrecht in Orient und Occident I (116—125). Die Versionen aus der Volksüberlieferung besprach E. Cosquin in seinen Contes populaires de Lorraine etc. No. XLIV u. Anm. Neue Beiträge samt Zusammenstellung der anschlägigen Litteratur lieferte H. v. Wlislocki in der Germania N. R. XXI. 1888 (342 ff.) — Die Originaltexte der hier abgedruckten Stücke wurden im J. 1888 in den entlegenen Dörfern der Umgebung von Roznov im östlichen Mähren (in der mährischen Walachei) abgelauscht und niedergeschrieben. Das erste Stück erzählte ein etwa siebzigjähriger Schuster, Josef Kostka, der jetzt bei seinen Verwandten in Solánec lebt und sich manchmal als Führer auf den Berg Radhosł verdingt Er ist dort in der Gegend geboren, als Soldat diente er nicht, als Geselle kam er bis in die Umgebung von Brünn. Lesen kann er, früher verstand er auch ein wenig deutsch.

Die Märchen hörte er zu Hause als Knabe und dann auf seiner Wanderschaft erzählen. Jetzt erinnert er sich nicht mehr so genau auf alle Einzelheiten, er erzählt jedoch ruhig, überlegt dabei und hat noch eine beträchtliche Menge von verschiedenen Stoffen im Gedächtnis behalten. Er spricht den mährisch-walachischen Dialekt, bemüht sich jedoch, sich der Schriftsprache möglichst zu nähern. Jede Erzählung beendigt er mit einem von ihm selbst komponierten Doppelreim, auf den er recht stolz ist; dieser lautet im Originaltexte:

Napékli si tam chleba ze rži,
a ty, Kostko, nelži.

(Sie backten sich dort das Brot aus Korn — und du, Kostka, lüge nicht.)

Digitized by Google

Also der König hatte eine Prinzessin, die sagte zu sich: „Ich möchte gerne diesen Gesellen zu sehen bekommen, was für ein Mensch das ist.“ Sie ging also hin in den Garten spazieren, die Prinzessin. Als sie hinkam in den Garten, wand er einen schönen Blumenkranz. Sie ging zu ihm, grüsste ihn, bewillkommte ihn und er sie; er wüsste schon was zu thun. Sie schaut ihn an und sagt zu ihm, was er für den Kranz wolle; sie werde ihn ihm abkaufen. Er wollte aber kein Geld dafür; sie solle ihm nur erlauben, in ihre Stube zu kommen. Sie sagte zu ihm: „Das kann nicht sein, dorthin darf kein Mann zu mir kommen, nur eine Frau.“ Sie belehrte ihn aber, dass sie ihm abends die Frauenkleider durch das Dienstmädchen schicken werde; er solle die Frauenkleider anlegen, und dann werde er zu ihr kommen können. Er kleidete sich also wirklich in die Frauenkleider um und ging abends zu ihr. Nachdem er also zu ihr gekommen war, unterhielten sie sich, sie hatte gute Speisen bereit, gute Getränke; so erzählten sie sich verschiedene Dinge, und dann wollte er zu ihr ins Bett schlafen gehen, aber sie willigte nicht ein. Zeitlich früh kehrte er wieder zum Gärtner in den Garten zurück und arbeitete nach allen seinen Kräften. Sie fühlte doch nach ihm Begehren, er gefiel ihr sehr; sie ging wieder in den Garten spazieren. Er aber wand wieder einen Kranz, einen kostbaren Kranz. War der erste schön, war dieser noch schöner; ihr gefiel er wieder noch besser als der erste. Sie wollte also den Kranz von ihm, wollte ihn ihm bezahlen; sie werde ihn gut bezahlen. Er wollte ihr ihn schenken, sie wollte ihn aber nicht umsonst haben. Sie verabredeten sich also, sie nahm ihn für den Kranz wieder zu sich auf die Nacht. Sie schickte ihm wieder die Frauenkleider, und er kam auf die Nacht zu ihr. Als er also zu ihr kam, war alles wieder zum Essen und Trinken bereit. Also endlich wollte er, sie solle ihm erlauben, sich mit ihr ins Bett legen. Also sie willigte schon ein, er dürfe sich zu ihr legen. Als sie so lagen, legte sie einen Säbel inmitten, damit er sich nicht rühre. Das alles war aber vergebens; sie selbst schob dann den Säbel beiseite und sie spassten so lange miteinander, bis sie etwas ausführten. Also früh ging er wieder nach Hause in den Garten arbeiten. Indessen ging sie nicht mehr in den Garten; schon einige Wochen ging sie nicht mehr in den Garten. Aber mit ihr war es schon anders auf der Welt, sie war krank, weil sie schon schwanger war. Sie kam also einmal zu ihm in den Garten und beschwerte sich bei ihm, dass es ihr schlecht gehen wird, bis der Vater erfährt, wie es mit ihr steht. Er riet ihr also, recht viel Geld als Reisekosten mitzunehmen, da sie fliehen wollten. Sie aber that es wirklich so. Sie nahm viel Geld, und zur Nachtzeit ging er mit ihr in die Heimat, zu seinem König. Alles Geld nahm er ihr ab, sie liess nichts für sich zurück.

Sie kamen in ein Dorf, sie war hungrig. Er sagte: „Alles ist vergebens, das Geld haben wir verbraucht, wir haben kein Geld mehr, wir müssen betteln gehen. Du gehst auf diese Seite (des Dorfes) betteln und ich werde auf diese Seite betteln gehen. Jeder extra.“ Er ging aber in ein Wirtshaus, dort ass er, trank, machte Einkäufe und sie ging von einer Hütte zur andern und bettelte. Sie bettelte einige Stücke Brot, er kaufte einen ganzen Laib Brot im Wirtshause, zerschnitt ihn in lauter Stücke. Nun schaute er nach ihr, wo sie herumging. Wie sie also zu-

Digitized by Google

sammenkamen, gingen sie wieder miteinander. Sie zeigte ihm also, wieviel Brot sie hatte, und er zeigte auch sein Brot. Sie sagte zu ihm: „Wie kommt es, dass all dein Brot gleich ist, meine Brotstücke aber jedes anders? Er sprach zu ihr: „Ja auf dieser Seite backen sie von einer Hütte zur andern alle gleiches Brot, dort aber, auf der Seite, backen sie in jeder Hütte ein anderes Brot.“ Sie ass also von dem Brote, er aber ass nichts, er brauchte es nicht; er hatte sich schon im Wirtshause am Braten sattgegessen und am Weine sattgetrunken. Schon waren sie in ihre Stadt gekommen, woher er war, wo sein Vater König war.

Also er ging und mietete ein Quartier und sagte zu ihr: „Da wirst Du wohnen“ und ging fort. Es dauerte nicht lange, in kurzer Zeit kam er zu ihr und sagt zu ihr: „Morgen wird da ein Jahrmarkt sein.“ Er ging und kaufte neue Töpfe vom Töpfer und sagte zu ihr: „Da auf diesem Platze wirst Du die Töpfe verkaufen.“ Also sie ging auf den Platz, den er ihr angewiesen hatte, und er ging nach Hause zu seinem König, zu seinem Vater, und erzählte ihm alles, was er gethan. Also nahm er einen Kutscher mit Wagen, mit zwei Pferden, und fährt auf dieselbe Stelle, wo sie mit den Töpfen sass, (wo sie) verkaufte. Und dem Kutscher befahl er, er solle die Töpfe überfahren, um sie alle zu zerschlagen. Dieser that es wirklich so und zerschlug alle Töpfe. Sie weinte also und ging in ihre Wohnung. Er aber fuhr wieder nach Hause, kleidete sich um und ging zu ihr. Sie weint und klagt. Er fragte sie, warum sie weine? „Es fuhr ein solcher und solcher Herr, und der Kutscher fuhr in die Töpfe hinein und zerschlug alle.“ Er sagte also zu ihr: „Na, weine nicht, das macht nichts.“

Er sagte zu ihr: „Ich werde ein Wirtshaus mieten, ich kaufe die Getränke, und es sind viele Soldaten da; jeder Soldat trinkt gerne den Branntwein. So können wir viel Geld dabei gewinnen.“ Er kaufte also die Getränke, das Wirtshaus, und sie sollte als Wirtin den Soldaten den Branntwein verkaufen. Und er liess im Heere kundmachen: „Diejenigen, die grosse Trinker sind, sollen hin in das Wirtshaus gehen;“ und er schenkte ihnen das Geld, dass sie trinken und ihr noch mehr zahlen sollten, als sie verlangen würde. Die Soldaten waren froh — jeder trinkt gerne, — tranken und zahlten gut. Sie hatte einen schönen Gewinn und hatte keine Getränke mehr. Also die Soldaten wollten trinken, sie hatte nichts mehr. Die Soldaten zogen sich also zurück und gingen nach Hause, jeder in seiner Richtung. Er kam zu ihr: „Nun, wie ist es Dir gegangen?“ „Ah gut. Das sind brave Soldaten, die tranken und zahlten gut. Ich habe mehr Geld, als ich verdient hatte.“ Er sagte also zu ihr: „Morgen wirst Du wieder hingehen, und wir müssen von den Getränken mehr einkaufen.“ Den zweiten Tag also war sehr viel zum Trinken; sie ging wieder hin verkaufen, und er befahl den Soldaten, sie sollen hingehen und gut trinken, aber zahlen, das sollten sie nicht thun. Sie sollten die Gläser zerschlagen, ihr aber sollten sie nichts Böses anthun. So hatte er befohlen gehabt. Also sie floh weinend fort, es war nichts mehr zum Verkaufen; auch hatte sie kein Geld mehr.

Er sagte zu ihr: „Weisst Du was, ich gehe zum König und werde den König bitten, dass er Dich als Köchin hin in die Küche nehme.“

Digitized by Google

Also gut. Er nahm sie mit und führte sie hin. Sie kochte also in der Küche und that alles, was eben zu thun war. Es war eben an dem Tage, wie sie schon dort war, ein grosses Gastmahl, grosse Herrschaften waren dort und es war Musik da. Sobald das Essen zu Ende war, spielte die Musik und sie tanzten. Als sie tanzten, sie hatte schon vorher so befohlen gehabt, wenn sie Köchin sein würde, hatte sie einen Topf mit zwei Henkeln bereit, den wolle sie sich an die Beine anbinden und von allem, was zum Essen sein würde, das Fleisch, die Brühe, wolle sie für ihn nehmen, zum Essen. Als alle schon tanzten, ging er als Prinz in die Küche — sie erkannte ihn nicht — und nahm sie zum Tanz. Sie wollte aber nicht gehen, zuletzt musste sie aber doch gehen. Er, sobald er mit ihr zu tanzen anfing, einmal, zweimal herum, stiess ihr mit dem Knie an den Topf, der Topf zerbrach, und die Brühe, das Fleisch, alles war am Fussboden. Also war (es) eine grosse Schande. Sie fing an bitterlich zu weinen. Er nahm sie aber gleich bei der Hand, unter den Arm, mit in eine Stube, sie solle sich nichts daraus machen; es lag dort schon ein schönes Kleid, wie es einer Prinzessin gebührt, bereit; er gab sich ihr zu erkennen und bat sie um Verzeihung, er habe sie nur geprüft, als er sie so quälte; und nun also bat er den Vater, er solle ihm sie zu heiraten erlauben und sie zur Frau zu nehmen. Nun machten sie also eine schöne Hochzeit. Früher noch, ehe die Hochzeit war, schickten sie einen Brief an den König, ihren Vater: „Der und der nimmt sie.“ Nun hatte dieser auch eine grosse Freude darüber; er wurde auf die Hochzeit geladen. Er kam mit schönem Gelde gefahren, gleich brachte er einige Tausend Aussteuer mit, und nun assen und tranken sie, bis ihnen alle Adern sprangen — und backten das Brot aus Korn, und du, Kostka, lüge nicht.

Ein papiernes Wiegenband als Brautgeschenk.

(Ein kleiner Beitrag zu den Hochzeitsgebräuchen im Sudetenlande.)

Mitgeteilt von

FRANZ BRANKY — WIEN.

Bräute an ihrem Hochzeitstage mit einer sinnigen „Aussteuer“, d. i. Hochzeitsgabe, zu überraschen, ist weitverbreiteter Brauch. Meistens wählen Spender und Spenderinnen zu diesem Ende recht zweckmässiges für den Hausstand, in Anhoffung, dass die Ehe mit Kindern gesegnet sein werde, auch solches, was zu derartigen Zu- und Wechselfällen des menschlichen Lebens erwünscht ist, in früherer Zeit und im Berglande sogar heute noch eine Wiege, ein Wiegenband u. dergl. An Stelle des eigentlichen Wiegenbandes kam öfters als Vorläufer ein solches aus Papier, welches mit guten Wünschen und Schnurrpfeifereien beschrieben war. Ein derartiges Familienerbstück befindet sich gegenwärtig noch in der Familie des Herrn Oberbuchhalters Robert Eder in Neustädtl bei Friedland in

Digitized by Google

Böhmen. Es stammt aus dem Jahre 1815, ist ein 8.27 m langer und 4.5 cm breiter Papierstreifen, der auf der einen Seite leer, auf der andern so zwischen gemalten Streifen mit Knittelversen beschrieben ist, dass der Text in einer einzigen Zeile das ganze Papierband entlang herumläuft. In grober Malerei ist an dem einen Ende dieses papiernen Wiegenbandes ein auf einem Kissen liegendes Kindlein dargestellt, an dem andern steht ein Männlein vor einer sehr dürftig gezeichneten Wiege, welche ein Diener schaukelt. Nebenan ist ein Schlaflied zu lesen:

Schlaf ein, mein liebes Kindlein
Und thu dein Äuglein zu.
Der liebe Gott will dein Vater sein,
Drum schlaf ein in guter Ruh.
Schlaf ein, schlaf ein, schlaf ein.

Der Text dieses Wiegenbandes lautet:

Geliebtes Brautpaar! ach bildet Euch nicht ein,
Dass was Gelehrtes wird auf diesem Bande sein.
Ihr findet wirklich nichts von hochgelehrten Sachen,
Nein! die Invention, die soll das Kraut hier machen.
Der Vortrag schicket sich zu Eurem Hochzeitsfeste,
Er zielet ja dahin, was in der Eh' das Beste,
Und was man eifrig sucht zu fördern, nicht zu hindern,
Es handelt, denket doch, von was? von lieben Kindern.
Zwei Frauen stellen sich in ihrem Eh'stand dar,
Matrine fruchtbar ist, Lascine unfruchtbar.
Wir wollen mit Bedacht die unterschiednen Lehren
Und ihre Meinungen vom Ehestande hören.

(Matrine:) Mich hat der grosse Gott zur Mutter oft gemacht
Und in den Ehestand mit Kindern wohl bedacht,
Daran ich meine Lust bei Tag und Nacht kann sehen,
Wenn wird es denn bei dir, Lascine, auch geschehen?
Ich wünschte, dass du möcht'st so glücklich sein wie ich.

(Lascine:) Nein! mein' Matrine nein,
Behalt das Glück für dich.
Hat Gott mir gleich kein Kind auf dieser Welt beschieden,
Ist doch mein Mann und ich deswegen wohl zufrieden
Und leben ganz vergnügt.

(Matrine:) Dir ist nur nicht bewusst,
Was bei der Kinderzucht für Freude, Scherz und Lust;
Ich will dir doch etwas von dem Plaisier erzählen.

(Lascine:) Vielleicht, wie du dich musst bei Tag und Nachte quälen?

(Matrine:) Beileibe nicht, du irrst, ich weiss von keiner Qual,
Schweig nur ein wenig still und höre doch einmal,
Du kannst ja gar nicht hier von Kindern raisonnieren;
Lass du dich von mir ein wenig informieren:
Wenn ich in Hoffnung bin und es mein Mann erfährt,
Thut er weit schöner noch, hält mich mehr lieb und wert,

Digitized by Google

Dass ich dir's nicht genug mit Worten kann beschreiben,
Ei, da bemüht er sich, die Zeit mir zu vertreiben,
Er karressieret mich, er schenkt mir dies und das
Und fragt all' Augenblick': Mein Kind! begehrst du was?
Ich geb's gar gerne her, will keine Kosten sparen,
Befindst du dich gesund? willst du spazieren fahren?
Hier hast du Geld, geh hin und kaufe dir itzt ein,
Was zu dem Kinder-Kram etwa wird nötig sein;
Befehlen darf ich nur, er kann mir nichts versagen,
Wenn's möglich, würd' er mich gar auf den Händen tragen.
Sieh, so vergnügt geht es bei guter Hoffnung her.

(Lascine:) Ja, das gefällt mir wohl,
Wenn's immer also wär'.

(Matrine:) Kommt es dann weiter hin und gibt Gott seinen Segen,
Dass ich ein liebes Kind ihm kann vor Augen legen,
Da geht es erst recht an, da herzt und küsst er mich,
Bald gibt er mir das Kind, bald nimmt er es zu sich.
Vor Freude will er selbst Gevattern bitten laufen
Und macht die Anstalt gleich zu dieses Kindes Taufen,
Hernachmals ist er auch, wie sich's gebührt, bedacht,
Dass er mir ein Präsent ins Kindel-Bette macht:
Beschenkt das Kindes-Weib und alle die im Hause,
Schafft ein, was nötig ist, zu einem Kindelschmause;
Ist dieser dann vorbei, so reiset er nicht weit
Und sitzt bei meinem Bett die ganze Wochenzeit,
Wird er ja weggeruft, bleibt er doch niemals lange,
Und so kommt unvermerkt die Zeit zum Kirchengange,
Wozu er oft die Tag' und Stunden hat gezählt,
Weil er alsdann mit mir aufs neue sich vermählt,
Und wieder darf bei mir in einem Bette liegen,
Was hat man da für Lust, für Freude und Vergnügen.

(Lascine:) Sind denn zu solcher Zeit die Männer alle so?
Ich zweifle, mancher ist, mich deucht, nicht gar zu froh.
Ja bei dem ersten Mal, so kann es wohl passieren,
Ein kluger Mann weiss sich allzeit so aufzuführen
Und thut was billig ist: Du sagst, Matrine, mir,
Zwar bei der Kinderzucht von guten Zeiten für,
Da ich von andern doch aus unsern Weiber Orden
Ganz anders bin bericht't und auch belehret worden,
Was Lust und Freude bringt, das hast du wohl erzählt,
Das Böse lässt du weg, was kümmert, plagt und quält.
Du sagst nichts von der Angst, von allem Weh und Schmerzen,
So du empfinden musst, eh' du ein Kind kannst herzen,
Denkst keiner Krankheit nicht, noch an das Kinderschrei'n,
Kann denn die Kinderzucht ohn' dieses alles sein?
Wo bleibt das Ärgernis, das man noch früh und spat
Mit Mägden, Ammen, Kind und Kinder-Weibern hat?

Digitized by Google

Was, Händel setzt es nicht? Nur bloss der Kinder wegen,
Kommt es bisweilen gar bei Mann und Weib zu Schlägen,
Wenn sie erwachsen sein, was hat es da für Not?
Da wird man ihnen gram, wünscht ihnen oft den Tod,
Wenn sie nicht alsobald nach unserm Willen leben,
Das mag wohl schlechte Lust und keine Freude geben;
Bis dato bin ich noch von diesem Kummer frei,
Mag auch nicht wissen, was die Kinder-Plage sei. —
Kinder, muss ein jedes sagen,
Sind der Weiber grösste Plagen
In dem lieben Ehestand,
Welches dir gar wohl bekannt.
Kinder bringen schlecht Vergnügen,
Wenn man sie mit Schmerzen kriegen
Und mit Kummer und Verdruss
Für ihr Wohlsein sorgen muss.

(Matrine:) Das war etwas zu hart, ein unvernünft'ger Schluss,
Den ein gescheutes Weib mit Recht verdammen muss.
Ich kann es wohl gewiss und auch mit Wahrheit sagen,
Dass mich die Kinder nicht in meinem Eh'stand plagen.
Kinder sind die Segens-Früchte,
Die man von der Eh' begehrt,
Und die nach des Wortes Lichte
Uns der liebe Gott beschert,
Die nach der Natur Gesetze
Uns ergötzen und erfreu'n,
Ja, die allerbesten Schätze
Hier und dort im Himmel sein.
Geld, Hab und Gut vergeht,
Die Schätze man behält,
Sie sind das einzige, so man kann von der Welt
Aus dem Vergänglichen ins Ewige erheben,
Und dem, der sie geschenkt, im Himmel wieder geben.
Drum wünsch' ich weiter nichts, als dass du solltest wissen,
Was das für Freude ist, ein liebes Kind zu küssen. — —
Geehrtes Brautpaar, hört! hier setz' ich nun dabei,
Dass eben dies mein Wunsch auch für Euch Beide sei.
Gott wird den Segens-Wunsch zu seiner Zeit gewähren,
Euch solche Schätze auch zu seiner Zeit bescheren,
Find't sich dann was ihr wünscht aus Gottes Segenshand.
So habt Ihr schon darzu hier dieses Wiegenband.
Ist es nicht fest genung und sollte es zerreissen,
Will ich auf festere mich künftighin befleissen.
Gebt mir nur bald Bericht, wenn eins wird nötig sein,
Stell' ich mich wiederum mit einem andern ein.
Wer aber gerne will den Bänder-Würker wissen,
Wird wie ein Zieler in der Scheibe suchen müssen.

Digitized by Google

Bei der Gott gebe glücklich vollzogenen und Eheverbindung wollte hierdurch bloss ihre freundschaftliche Teilnahme zu erkennen geben eine nAhe Redliche Nachbarin auS . . . . am . . . . Verbindungstage, den 11. Juny. Anno 1815.

Sitten und Bräuche der Lithauer.

Von

MECZIUS V. DAVAINIS-SILVESTRAITIS—DOWOJNOWO.

II. Der Aschermittwoch.

a. In der Gegend von Waschkai.

Bevor wir die Beschreibung der Bräuche am Aschermittwoch bieten, haben wir zu berichten, dass es in dem russischen Lithauen ein Fasten zweifacher Art gibt, und zwar das Fasten mit Milch und das Fasten ohne Milch.

Während der vierzigtägigen Fasten vor Ostern enthält sich jedermann des Genusses von Fleisch, Milch und Eiern. Es beginnt dieses strenge Fasten am Aschermittwoch und endet am Sonnabend vor Ostern.

Um die Festfreude des Tages vor Fastnacht zu verlängern, stecken die Leute einen Hahn unter eine Tonne; der Hahn hat hier die Uhr zu vertreten. Kräht der Hahn nicht um Mitternacht, so hat er den neuen Tag nicht angekündigt, und dann haben die Leute das Recht, bis in den frühen Morgen hinein zu jubeln.

Wenn die Leute nicht am Tage der Fastnacht so viel gegessen haben, dass sie davon am Aschermittwoch krank sind, so gehen sie an diesem Tage in die Schenke, um dort Branntwein zu trinken; das nennen sie „die Zähne spülen." Dann erzählen sie sich, dass der Laschinskis (der Speck) weggelaufen ist und dass der Kanapinskis,*) d. h. das Fasten gekommen ist.

Der Aschermittwoch heisst im Kreise Ponevieseh Pelane oder Pelanija (vom lith. Pelanai, die Asche).

In der Gegend von Waschkai geht es an dem Tage folgendermassen zu.

Die Nachbarinnen versammeln sich mit ihrem Weissbrote in irgend einem Hause und führen folgende Gespräche:

Die eine sagt: „Ich gehe in den Krug, die Zähne zu spülen."

Die andere sagt: „Ich muss den Laschinskis wegtreiben."

Die dritte sagt: „Ich werde dem Kanapinskis begegnen."

*) Kanapinskis ist vom lithauischen Kanapes, Hanf, abzuleiten, aus welchem die Milch ausgepresst wird, um damit die Fastennahrung zu weihen.

Digitized by Google

Die vierte spricht: „Wozu soll ich in die Schänke gehen, ich habe nichts."

Darauf fällt eine andere ein und sagt: „Nun so geh, liebe Schwester, hole von dem Korn und bring es dem Juden in die Schenke, Du wirst Branntwein genug dafür erhalten."

Die also Angeredete antwortet: „Mein Mann wird das merken und mich dafür schlagen."

Dann sagt wieder eine andere: „Habe keine Angst, meine Liebe, Dein Mann wird nichts davon erfahren, wir werden es ihm nicht sagen."

Nachdem die Frau so beruhigt ist, holt sie das Korn und trägt es in den Krug.

Eine andere von den Frauen kommt mit etwas anderem an, und wenn sie eine Frau fragt, da nun alle in den Krug gegangen sind, was sie trägt, so antwortet die Gefragte: „Etwas Lein", denn die Weiber tragen an diesem Tage alles, dessen sie sich bemächtigen können, zu dem Juden in den Krug.

Die Männer erfahren meistens, was die Frauen thun; sie prügeln dann ihre Frauen mit den Worten: „Wozu trägst Du das Korn in den Krug? Du sollst mich darum bitten, ich werde Dir schon Geld geben."

Dann sagt die Frau: „Mein Männchen, ich habe noch mehr vertrunken?"

Dann fragt der Mann: „Wann hast Du noch mehr vertrunken?"

Die Frau antwortet: „Das habe ich mit der Nachbarin zusammen vertrunken, wir wollten uns damit bewirten."

Alsdann fängt der Mann wieder an, seine Frau dafür zu schlagen. —

An diesem Tage trinken die Männer und Frauen so viel, dass sie nicht wissen, was sie thun. Wenn sie trunken sind, so nehmen sie Asche und werfen sie sich in die Augen, sodass mitunter einige davon erblinden. Die Kinder (Knechte), welche am Fastnacht vor Kälte und Nässe weinten, sind heute zum Aschermittwoch trocken und fröhlich und guter Dinge. —

Es besteht die Sitte, dass die Leute an diesem Tage einen grossen Block nehmen; sie binden dann einen Strick an den Block und ziehen denselben von Haus zu Haus.

Oder sie ergreifen ein Mädchen, schlingen ihr einen Strick um den Hals und ziehen sie bis vor das Dorf. Wenn das Mädchen nicht gutwillig geht, so erhält dieselbe Schläge.

Die Leute sagen, sie schlügen das Mädchen deshalb, dass das Jahr gut würde, dass der Kohl grosse Köpfe bekäme, dass die Rüben so gross würden wie der Block.

---

b. In der Gegend von Rossienie und Kolmye.

Dieser Tag heisst daselbst Papielczius.

Die Pfarrer haben jetzt die Feier des Tages verboten, aber früher haben die Žemaiten (das Brudervolk der Lithauer) dieselbe folgendermassen begangen.

Am Tage Papielczius stand man mit der Sonne auf. Von dem Augenblick an hatte man aber auch viel zu thun.

Digitized by Google

Man hielt es im Dorfe für ein grosses Glück, wenn ein Mann aus dem Dorfe mit einem Klotz auf der Schulter zu seinem Nachbar kam, sobald es die Morgenzeit und das Aufstehen mit der Sonne erlaubten.

Dann sagte man, der Laschinskis (der Speck) sei festgenommen, welcher aus dem Dorfe fortgelaufen wäre.

Der Mann, zu welchem der Nachbar mit dem Klotz gekommen ist, fragt alsbald seinen Gast: „Was wollen wir jetzt machen, wie wollen wir jetzt den Laschinskis bestrafen? Sollen wir ihn ruhig nach Preussen laufen lassen? (weil diese als Protestanten kein Fasten haben).

Darauf antwortet der also Angeredete: „Da werde ich ihn lieber zu mir in mein Haus nehmen; ich werde ihn eine Zeitlang mit Kanapinskis austauschen."

Nach diesem Gespräche setzen sich beide an den Tisch und derjenige, welcher den Laschinskis gebracht hat, wird mit Kanapinskis bewirtet. —

Nachdem so eine oder zwei Stunden vergangen sind, kommt ein anderer Mann zu den sich am Branntwein Vergnügenden mit einem andern Klotz, dem Kanapinskis, und spricht zu demjenigen, welcher den Laschinskis gebracht hat: „Gelobt sei Jesus Christus. Ich habe den Kanapinskis festgenommen, werdet Ihr ihn annehmen oder nicht? Wenn nicht, so werde ich weiter gehen."

Kaum hat der Mann also gesprochen, so wartet er die Antwort nicht ab, sondern geht davon.

Dann stehen die beiden vom Tisch auf und sagen: „Wir müssen ihm den Kanapinskis abnehmen."

Der Mann gibt aber den Kanapinskis nicht gutwillig her und so nehmen ihm denn die beiden denselben mit Gewalt ab. Mitunter kommt es dabei zur Schlägerei. Dann aber müssen sie sich wieder vertragen, und nun wird auch derjenige, welcher den Kanapinskis gebracht hat, mit Branntwein bewirtet.

Dann zechen alle drei den ganzen Tag hindurch bis zum Abend.

So wurde dieser Tag früher von den Žemaiten als ein heiliger begangen; man arbeitete nicht und besuchte den Nachbar.

Die Dienstboten hatten an diesem Tage nicht zu arbeiten und stocherten sich die Zähne aus.

Noch heute hat man das Sprichwort: „Habt Ihr denn Aschermittwoch, dass Ihr so spät aufgestanden seid?"

Digitized by Google

Aberglaube aus dem Altenburgischen.

Gesammelt von

E. PFEIFER—ALTENBURG.

Fortsetzung.

III. Das Grab.

1. Wenn jemand nicht „ersterben" kann, muss man ihm das Kopfkissen wegziehen, damit er von den Federn auf das Stroh zu liegen kommt.

2. Wenn der Tod eingetreten ist, öffnet man die Fenster des Sterbezimmers, dass die Seele einen Ausweg finden kann.

3. Wenn man von ausfallenden Zähnen träumt oder sich ein unerklärlicher heftiger Schlag oder Klang im Hause hören lässt, schliesst man auf einen baldigen Todesfall in der Familie.

(Als eben solche Anzeigen gelten die in Heft 2 und 3 unter No. 3 und 4 aus der Prov. Sachsen genannten.)

4. Wenn der Tote aus der Verwandtschaft ist, gibt man ihm ein kleines Silberstück in den Sarg, damit er die Brotsorge (den Erwerb) nicht mitnimmt.

5. Wenn der Tote im Sarge liegt, muss man etwas Brot und Salz dazu legen, dann bleiben Katzen, Ratten und dergl. von ihm fern. Bei der Beerdigung gibt man ebenfalls etwas Brot und Salz mit, häufig auch die Überreste der Medizin sowie Gegenstände, die er im Leben besonders im Gebrauch hatte, z. B. dem Manne die Tabakspfeife.

6. Wenn der Tote Geschmeide mit in den Sarg bekommt, kann er keine Ruhe finden, ebenso, wenn eine Thräne auf sein Gesicht fällt.

7. Wenn jemand von den Leidtragenden sich im Leichenzuge umsieht, darf man auf einen baldigen Todesfall in der Verwandtschaft rechnen.

8. Wenn der Tode hinausgetragen wird, muss dies mit dem Kopfe zuerst geschehen, auch muss man sofort die Thüren schliessen, sonst holt er jemanden nach.

9. Wenn man versäumt, dem Toten Schuhe anzuziehen, holt er ein Familienglied nach.

(Als Anzeigen dafür, dass der Tote bald jemand aus der Familie nachholen wird, gelten auch hier die aus der Prov. Sachsen angeführten. Heft 2 und 3, S. 96, No. 6 und 7.)

10. Die Lichter, welche um den Sarg brennen, müssen durch eine fremde Person ausgelöscht werden. Geschieht es durch ein Familienmitglied, so stirbt bald ein solches nach.

11. Stirbt jemand in einer Bauernfamilie, so müssen im Kuh- und Pferdestalle die Plätze gewechselt werden, sonst nimmt der Tote das Glück aus dem Viehstande mit.

Digitized by Google

12. Wenn der Tote hinausgetragen wird, muss das Flugloch am Bienenkorbe verhängt werden, sonst sterben die Bienen nach.

13. Wenn dem Toten die Fingernägel und Haare nicht verschnitten werden, wachsen dieselben im Grabe weiter.

14. Wenn der Tote von einem Lebenden etwas mit ins Grab nimmt, stirbt derselbe bald nach.

(Übereinstimmend mit einem Aberglauben aus der Prov. Sachs. glaubt man auch hier, dass die Familie ausstirbt, wenn man versäumt, aus der Wäsche, welche der Tote in den Sarg bekommt, das übliche eingestickte Zeichen auszutrennen. Heft 2 und 3, S. 96. No. 8.)

15. Wenn unter vier Wochen die Sachen des Toten benutzt werden, hat derselbe keine Ruhe.

16. Wenn man verhüten will, dass der Tote wiederkommt, muss man denselben an der grossen Fusszehe anfassen.

17. Bei dem Trauergeläute gibt man acht, welche Glocke den letzten Anschlag hat. Ist es die grosse, so ist der nächste Tote ein Erwachsener, ist es die kleine, ein Kind. Fortsetzung folgt.

Besprechungsformeln

der

Rumänen in Siebenbürgen

von

ROBERT PREXL — MÜHLBACH (Siebenbürgen).

(Vergl. Bd. I, Heft 4 und 5 dieser Zeitschrift.)

Wenn jemand irgendwo ein Weib begegnet, das den Ruf einer Hexe (fermicelóre) hat und bei ihm unerklärliche Erscheinungen einer Krankheit auftreten, so nimmt man an, er sei „behext" worden. Die Besprecherin selbst lässt sich aber zu einer Besprechung dieser Art nur dann bewegen, wenn die Aussage des Leidenden bestimmt dahin lautet, dass er unmittelbar vorher einem solchen Weib begegnet wäre. Die Besprecherin wendet gegen eine vorliegende Behexung folgende Heilkünste an: Sie giesst Wasser, welches sie am Tage der Wasserweihe aus dem vom Priester gesegneten Bache geschöpft hat, in ein neues Gefäss, lässt den Leidenden davon dreimal trinken und wäscht damit jedesmal den behexten Körperteil, während sie mit lauter Stimme diese Formel hersagt:

Nemernica mea	Schleiche, Ehrenlose, fein,
Nu tuna în curtea mea!	Nicht in meinen Hof hinein!
Nu tuna în poéta mea!	Lasse meinen Stall in Ruh!
Nu mulge vaca mea!	Melk' nicht meine Kuh!
Nu tuna în casa mea!	Lass' mein Stüblein unversehrt!
Nu sedea pe vatra mea!	Sitze nicht auf meinem Herd!
Nu te culca în patul meu	Schlafe nicht in meinem Bett!

Digitized by Google

Nici cu bărbatul (femea) meu!	Schlafe nicht mit meinem Mann(Weib)!
Tu v duvĕ grasă,	Du behüb'ge Witwe,
Tu fata rĕmasă,	Du gebliebne Jungfer,
Voi 2 curve alésă,	Ihr erlesnen H . . . .,
Sĕ eşiţi din omul acestă,	Weichet ohne Spuren
Din osul spinarii,	Aus der Wirbelsäule,
Din bările inimi,	Aus des Herzens Fasern,
Din sgărciul nasului,	Aus der Nase Knorpel,
Din templele capului,	Aus des Kopfes Schläfen,
Din radăcina măselelor,	Aus der Zähne Wurzeln,
Din vinele grumaḑilor,	Aus des Halses Adern,
Din lumina ochilor,	Aus der Augen Licht,
Din măduva spinari,	Aus des Rückgrats Mark,
Din nascut,	Aus dem Schamteil
Din şeḑut!	Und Gesäss!
Ca voi de nu veţi înturna,	Wenn ihr nicht entweicht in Eil',
Prin inima ve voiu sĕgeta.	Wird durchbohren euch mein Pfeil.
Sĕ vĕ duceţi, undes	Dorthin eilet nach Gebühr,
Două mături după uşe!	Wo 2 Besen bei der Thür!
Acolo sĕ locuiţi	Dort nur sollt ihr im Vertrauen
Şi sĕ înbătrâniţi!	Wohnen und ergrauen!
N. sĕ rămăe curat,	N. allein
Luminat,	Bleib' geklärt und rein,
Cum Dumneḑeu l'au lasat!	Wie ihn Gott erschuf zum Sein!
Dela noi numai isbânda,	Von uns ist nur das Gebot,
Dela Dumneḑeu dobânda.	Hülfe aber kommt von Gott.

Sie wiederholt ihren Vorgang und ihre Besprechungsformel dreimal nacheinander und zwar bei offener Thür. Schliesslich räuchert sie die Stube mit Weihrauch aus, um den bösen Geist der Behexung auch aus der Stube, wo er sich vielleicht noch aufhalten könnte, zu verbannen. Das Gefäss vergräbt sie um Mitternacht an einem selten betretenen Orte.

Wie aus dieser Besprechungsformel hervorgeht, scheinen bei dem rumänischen Volke „behübige Witwen" und „gebliebene Jungfern" in nicht sehr grossem Ansehen zu stehen. In dem Hause, wo 2 Besen vor der Thür stehen, ist viel Zank und Streit und folglich wenig Glück. Dasselbe gilt übrigens auch von dem Hause, wo die Frau aus irgend welchem Grunde immer ihren Zopf zu flechten unterlässt.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes. Von August Marx. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer, 1889.

Das Buch hat nach verschiedenen Seiten hin Anspruch auf besondere Beachtung, da es den Beweis liefert, dass aus der Litteratur der Griechen noch ungemein wichtige Schätze zu heben sind, sowie wiederholt die Aufgabe löst, den Beweis zu erbringen, welchen Ursprungs die betreffende Fabel ist. Wie wir bereits bei Besprechung von dem Werke: The earliest English version of the Fables of Bidpai (Jahrg. I, Heft 8, S. 324—25), das unrichtige Ergebnis der Benfeyschen Forschung in seiner Behauptung, dass buddhistischer Quelle die gesamten Tiermärchen entstammen, dargelegt haben, so lesen wir nun auch bei Marx: „Aber grade in betreff der griechischen Märchen zeigen Benfeys sonst grundlegende Untersuchungen eine Lücke, weil dieser Gelehrte eben fast nur die äsopische Fabel als Quelle griechischer Märchen kennt; diese Lücke auszufüllen und dann die aus den neuen Resultaten sich ergebenden neuen Konsequenzen zu ziehen: ist unsere Aufgabe."

In bezug auf die „sonst grundlegenden" Untersuchungen von Benfey sei darauf hingewiesen, dass Benfey nichts weiter vermocht hat, als von je 10 bis 12 deutschen und italienischen Märchen die Zusammenstimmung mit je einem indischen zu erweisen.

In bezug auf den Wert der Untersuchungen von Marx haben wir zuzugeben, dass dieselben durchweg den Eindruck des Gelingens machen; demnach haben wir dem jungen Forscher den Wunsch auszusprechen, dass er mit Hingebung und Treue in dieser Art wissenschaftlicher Arbeit verharrt; gerade das klassische Altertum bietet ihm noch gar manche Aufgabe, welcher die vergleichende Mythologie die Ziele zu erweitern, nicht umzugestalten vermag, und wenn bereits das alte Griechenland Äsop die phrygische Fabel zuschrieb, Kibissos die libysche, Konnis die silizische, Thuros die sibaritische, auch die ägyptische Fabel den Griechen bekannt ist, so würde sich unserem Forscher ein weites Studienfeld bieten, wenn er seine Sammlung fortsetzt, dann die Ansichten der Griechen darlegt, um endlich zu prüfen, was ihm die vergleichende Mythologie für weitere Schlüsse bei vorsichtigster Erwägung aller Umstände, welche in betracht zu ziehen sind, zu ziehen erlaubt.

Die Hahnschen Formeln wird der Verfasser mit Vorsicht zu verwenden haben, da dieselben zwar stets bequem sind, ebenso aber auch gar leicht den Blick für die Eigenheit von Einzelheiten zu trüben vermögen.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Gesammelt von O. Knoop (jetzt Oberlehrer an dem Gymnasium zu Rogasen). Posen, 1885.

Der Verfasser des anzuzeigenden Buches ist den Lesern unserer Zeitschrift aus der Besprechung seiner Bearbeitung der Popiel-Hatto-Sage bekannt (Jahrg. I, Heft IX, S. 364—365), in welcher derselbe sich uns als ein sehr beachtenswerter Sagenforscher erwies, und zwar nicht nur in der Zurückweisung der unglücklichen Mäuse-Blitz-Phantasterei von Beheim-Schwarzbach, sondern auch in Auffindung jener Unterlage, auf welcher diese Sage der Polen und Deutschen wie entsprechende bei andern Völkern erwachsen sind: durch die Mitteilung der Sage des Glückes von Edenhall (Jahrg. I, Heft 10, S. 392), endlich des polnisch-deutschen Aberglaubens (Jahrg. I, Heft XII, S. 483—485), weshalb wir das umfassende Werk unseres Mitarbeiters gern besonderer Beachtung empfehlen, trotzdem dasselbe bereits 1885 erschienen ist.

Was den Wert der Überlieferungen betrifft, welche das Buch bietet, so wird derselbe wesentlich mit durch die Bewohnerschaft der Landschaft bedingt, welcher sie entnommen und zwar von Deutschen, welche aus dem Slaventum hervorgegangen sind.

Gehen wir auf Einzelheiten ein, so halten wir von den Sagen diejenigen von besonderer Bedeutung, welche das Lebamoor umspielen, weil sie die Einwirkung des Bodens auf die Sagengestalt deutlich hervortreten lassen; die Schwänke und Streiche sind mannigfaltige und wichtig auch in bezug auf die Kultur der Bewohner, bei welchen sie gefunden sind. Grossartig ist von den Märchen besonders der Isermartin; dasselbe legt den Wunsch nahe, dass einmal in einer gründlichen und umfassenden Untersuchung der deutschen, slavischen und lithauischen Märchen von dem starken oder dummen Hans, dem lithauischen Ohneverstand (vergl. Heft I, Jahrg. I), dessen Widerspiel in dem Schwanke vom dwatschen Hans in der Mitteilung des Herrn A. Treichel, Hoch-Paleschken (Heft 12, Jahrg. I), nicht zu verkennen ist — der tiefere Gehalt dieser Gestalt erschlossen wird, denn der litu-slavische wie germanische Held ist das Gegenbild des Herakles und Simson und verlangt die Einsetzung in seine ihm zukommende Bedeutung.

Endlich ist zu bemerken, dass auch der Aberglaube in dem Buche gut vertreten ist; somit sei dasselbe nachträglich bester Beachtung empfohlen.

Edm. Veckenstedt.

Les Jours d'Emprunt ou les Jours de la Vieille par Lazare Shaineanu. Paris, 1889.

Das Buch ist ein erfreulicher Beitrag einer gesunden und einsichtsvollen Sagenerklärung. In den Kern der Abhandlung werden wir durch diejenige Erzählung eingeführt, welche wir in Heft I, Jahrg. I (S. 23—24) unter der Aufschrift „Doka, die Bergjungfrau", rumänisch, geboten haben.

Digitized by Google

Dort ist freilich der Name von dem früheren Mitarbeiter unserer Zeitschrift, Herrn Kaindl, offenbar nicht ganz scharf gegeben worden, denn es darf als gesichert betrachtet werden, dass derselbe Dokia lautet unter Anlehnung an den Namen der heiligen Eudokia. Im übrigen macht es der junge rumänische Gelehrte sicher, dass der Kälterückschlag von Ende Februar und Anfang März, sowie von Ende März und Anfang April, welcher sich fast in ganz Europa findet, Anlass zur Bildung der Sage geworden ist, aber immerhin so, dass in der entsprechenden Überlieferung bei den Rumänen, Bulgaren, Serben, Griechen, die Ortsverhältnisse bestimmend für die Bildung der Sage gewesen sind, bei den Provenzalen, Italienern, Spaniern und Engländern das Witterungsverhältniss.

Auch das wollen wir uns gesagt sein lassen, dass entsprechende Sagen in Deutschland und bei den Slaven nördlich der Donau nicht gefunden sind, was insofern von der grössten Bedeutung ist, als wir in diesem Falle denn doch sehen, dass die Sage sich schwerer von dem Ort scheidet, dessen Verhältnisse sie wiederspiegelt, als man gewohnt ist anzunehmen, sowie auch, dass eine Wandersage — wie der junge rumänische Gelehrte darlegt, ist dies in Schottland bei unserer Sage der Fall — immerhin entsprechenden Unterboden zu ihrem Wachstum verlangt.

Edm. Veckenstedt.

Minnen und Sinnen. Gedichte von Max Bittrich. Rich. Hoffmanns Verlag. Forst i. L. 1889.

Der Verleger hat diesen Gedichten die gedruckten Beurteilungen derselben von Carl Gerock und Albert Träger beigegeben, von Paul Lindenberg und Albert Schmidt; diese Urteile lauten überaus günstig.

Haben wir uns mit den Gedichten als solchen eigentlich in dieser Besprechung nicht zu befassen, so ist doch darauf hinzuweisen, dass 11 derselben sich mit dem Spreewald beschäftigen, seinen Eigenheiten und Naturschönheiten, sowie auch mit seinen Sagen. Hatte bereits Alex. Kaufmann in der Beurteilung von des Unterzeichneten Werk, „Die Mythen, Sagen und Legenden der Žamaiten (Lithauer)", 2 Bde. auf den reichen dichterischen Gehalt verschiedener der dort mitgeteilten Sagen hingewiesen, welche nur des formenden Geistes des Dichters bedürften, um entsprechende Gestaltung zu empfangen, so ist nun hier ein Versuch zu verzeichnen, solche Ansichten zu verwirklichen.

Wir glauben annehmen zu dürfen, dass der Verfasser der Spreewaldgedichte weiterhin in dieser Richtung thätig sein wird, müssen ihn aber auch darauf hinweisen, dass alsdann eingehende Beschäftigung mit Volkslied und Sage für ihn ernste Aufgabe ist, welcher er sich sicher nicht entziehen wird.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, besonders dem Magdeburger Lande und Holstein. Herausgegeben von Dr. Ch. Wegener. Heft 1: Aus dem Kinderleben. Heft 2: Rätsel, Abzählreime. Heft 3: Spott, Tänze, Erzählungen. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (J. Sengbusch), Leipzig.

Die Veröffentlichung der 3 Hefte, welche zusammen einen Band von mässiger Stärke bilden, fällt in die Zeit von 1879 bis 1880, eine Besprechung kann also hier nur die Eigenart des Gebotenen rechtfertigen. Will die Volkskunde nämlich nicht nur Sage und Mär sammeln und ihrem Werte nach in bezug auf Mythologie, Völkerpsychologie und Kulturgeschichte erschliessen — oder wie A. Nutt des Unterzeichneten Auffassung von der Aufgabe der wissenschaftlichen Behandlung der Volkskunde nach Seite der Mythologie kennzeichnet: „He always endeavours to realise the totality of the social and mental conditions of a race and to judge whether the interpretation af a myths accords with them or not" — sondern zu einer Abrundung ihrer Aufgabe vorschreiten, Volksüberlieferungen aller Art zu sammeln und wissenschaftlich zu behandeln, so unterliegt es keinem Zweifel, dass auch die ihrem Inhalt nach gekennzeichneten Hefte die volle Beachtung verdienen. Wir verweisen aber unsere Leser um so lieber auf dies Buch, als dasselbe in allen wesentlichen Beziehungen echtes Volksgut birgt und als Beweis dafür eintreten mag, was in dieser Beziehung in deutschen Landen noch zu finden, zugleich auch, worauf die Herren Sammler nach Kenntnisnahme des Buches ihr Augenmerk zu richten haben werden, um unserer Zeitschrift für Volkskunde den entsprechenden Stoff aus ihren Gegenden zuzuführen. Deshalb mag der Hinweis und die Empfehlung eines Buches gerechtfertigt sein, welches sonst nicht mehr der Besprechung unterzogen werden könnte.

Edm. Veckenstedt.

Aino Folktales. By Basil Hell Chamberlain, with introduction by Edward B. Tylor, privately printed for the Folk-lore Society, London 1888.

Ein fast gleichzeitig mit dem in unseren Heften 6 und 7 (Bd. I) veröffentlichten Aufsatze über „Religion, Sagen und Märchen der Aino" entstandenes Werk, welches 54 Nummern — also die doppelte Zahl der dort angeführten Sagen u. dergl. — umfasst und darunter auch fast zur Hälfte wirklich neue Sachen bringt, ist unbedingt schon aus diesem Grunde der Erwähnung wert. Noch höher würde sich unbedingt die Bedeutung dieses Werkes steigern, wenn es wirklich in allen Punkten strengster Kritik Stand hielte; denn dann würde manches, was in der oben angeführten Abhandlung über den Charakter der volkstümlichen Überlieferungen der Aino gesagt wird, was übrigens auch Chamberlain selbst in seinen früheren Schriften, namentlich in dem von uns zitierten Memoir der Universität Tokio bestätigt, ganz beträchtlich umzumodeln sein. Indessen ist dem nicht so, wie schon aus den Vorbemerkungen des Autors selbst (die der Ty-

Digitized by Google

lor'schen Introduktion folgen) hervorgeht. In diesen Bemerkungen erzählt der Autor ausführlich, dass er einen grossen Teil seines Materiales einem bestimmten Individuum verdanke und zwar einem „ungewöhnlich gescheiten Aino" Namens Ischanaschte aus Schumunkot, welcher u. a. einen Monat in Herrn B. H. Chamberlains Hause zubrachte; zunächst kommt dann ein Dorfältester, Penri aus Piratoru (in der Nähe des grossen Aino-Dorfes Saru). Nun stammen nicht nur beide aus Gegenden, welche bereits stark von Japanern beeinflusst werden, sondern augenscheinlich haben sie sich auch — und ganz besonders der Erstgenannte — in hohem Masse dem japanischen Wesen anbequemt, ja sich in dasselbe hineingelebt. Nun hat Ischanaschte allein 33 der Nummern geliefert, eine rührt sowohl von ihm als von Penri und 16 rühren von letzterem allein her, so dass abgesehen von diesen beiden Gewährsmännern nur 4 Nummern übrigbleiben, welche von 2 Aino aus der Nähe Sapporos, zumeist von einem aus Horobetsu oder Poropet beigetragen sind. Nun wäre es unbedingt ungerechtfertigt, wenn wir die von Ischanaschte und Penri dem Autor übermittelten Stücke an und für sich dem Aino-Volke absprechen wollten; jedenfalls aber dürfen wir behaupten, dass die Art und Weise, in welchen dieselben erzählt sind, sehr wohl durch die Abhängigkeit der Erzähler von den Japanern und ihren Anschauungen beeinträchtigt sein können, und diese Vermutung dürfte so ziemlich zur Gewissheit werden, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die Aino nur sehr geringe Widerstandsfähigkeit gegen äussere Einflüsse besitzen. Wie überhaupt, ist das auch in diesem Falle sehr schade, es wäre jedoch höchst fehlerhaft, sich dieser Thatsache verschliessen zu wollen. Daraus folgt nun zweifelsohne, dass die Abweichungen, welche manche der von B. H. Chamberlain neu mitgeteilten Stücke von den a. a. O. aufgestellten Regeln zeigen, keine beweisende Kraft gegen diese letzteren haben. Vielmehr möchte es unbestreitbar sein, dass die in den Überlieferungen der Japaner — wenigstens gegenwärtig — vorherrschende Gleichgültigkeit gegen das Recht auch in den Kreisen des Aino-Volkes einzureissen beginnt, mit denen die Japaner in regeren Verkehr getreten sind. Dies tritt in mehreren Erzählungen gerade des Ischanaschte (No. 52, dann 53, 40 und in gewissem Sinne auch 38 u. a. m.) deutlich zu Tage. Aber auch ein zweites Moment verdient hervorgehoben zu werden, nämlich das ziemlich starke Vorhandensein anstössiger Sachen in vorliegender Sammlung. Acht Stücke derselben gehören ganz und gar zu den sogenannten Kryptadien, und 3 fernere sind wenigstens durch Einschiebsel obscön geworden. Dass auch in dieser Richtung eine Beeinflussung, sagen wir eine Demoralisation, durch die Japaner stattgefunden, ist mindestens höchst wahrscheinlich. Schon der Umstand möchte hierauf hinweisen, dass abgesehen von einem Stücke (einem der letzteren drei) sämtliche übrigen von Ischanaschte und Penri herrühren. Es ist demnach wohl etwas voreilig, wenn Chamberlain den Aino eine so prickelnde Phantasie in bezug auf geschlechtliche Dinge unterlegt, wie sie nur ein Zola haben kann. Unbedingt erkennen wir an, dass ein solches „Naturvolk", wie es die Aino doch sind, rücksichtsloser über solche Dinge redet und denkt als ein Kulturmensch; allein zwischen der naturwüchsigen Unbefangenheit, welche solchen „wilden" Nationen eigen, und der Frivolität, die

Digitized by Google

sich in mehreren der Erzählungen Penris (No. 18 und 33) und Ischanaschtes (No. 40) zeigt, liegt doch eine gewisse Kluft, und somit dürfen wir letztere Eigenschaft doch wohl mindestens grösstenteils auf Rechnung der persönlichen Verhältnisse der Gewährsmänner setzen.

Wenn wir so im ganzen für das Material selbst noch fernere Bestätigungen fordern zu müssen glauben, bevor wir ihm die Bedeutung beilegen, welche Chamberlain und Tylor dafür beanspruchen, so können wir auch die kurzen Vorreden beider keineswegs durchweg billigen. Chamberlain beharrt auch jetzt z. B. auf seiner Erklärung der Namen Pena-Umbe und Pana-Umbe, während doch No. 32 seiner eigenen Sammlung dieselbe widerlegt und damit unserer abweichenden Deutung Vorschub leistet. Was von demselben über die bilderlose Sprache der Aino gesagt wird, ist jedoch wohl beachtenswert; ebenso sind die von ihm daran geknüpften Bemerkungen über die Notwendigkeit genauer Übersetzungen durchaus richtig, wenngleich ziemlich selbstverständlich. Tylors „Introduction" entspricht nicht den Erwartungen, welche man an den Namen des Verfassers wohl knüpfen könnte. Vieles darin ist unbedeutend, anderes sogar anfechtbar. Dass die Namendeutungen japanischer Ortschaften, welche Chamberlain aus der Aino-Sprache herleitet, von Tylor einfach angenommen und vertreten werden, ist zwar nicht zu verwundern, aber doch ohne allen Wert für die Beurteilung der Frage; was die Bemerkungen über „japanischen" Ursprung einzelner Aino-Märchen betrifft, so sind sie mindestens stark einzuschränken — die Beispiele sind zum Teil missverstanden, zum Teil deuten sie ebensogut auf China wie auf Japan. — So bedeutend daher auch das neugebotene Material, so grosse Vorsicht ist dem Buche gegenüber doch immer geboten.

D. Brauns.

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung. Da die Wohnsitze des Herausgebers und Verlegers der Zeitschrift für Volkskunde jetzt nicht mehr dieselben sind, so ersucht der Unterzeichnete, alle Bücher, Einzelabzüge sowie Nummern der Zeitschriften, welche für ihn bestimmt sind, an den Verleger nach Leipzig zu adressieren, von dem ihm die Sendungen dann wöchentlich zugehen werden.

Sodann erlaubt sich der Unterzeichnete auf den Artikel in The Archaeological Review, Nr. 2 Vol. IV vom Septbr. 1889 hinzuweisen, welcher sich mit Wert und Bedeutung der Zeitschrift für Volkskunde beschäftigt, auf des Unterzeichneten Werke und Abhandlung eingeht, um dessen Standpunkt in der mythologischen Forschung darzulegen. Nach der Besprechung des Wieland und Rybezahl geht dann der Artikel des näheren auf die Arbeit von Julius Krohn ein.

Es macht dem Unterzeichneten Vergnügen, Herrn Alfred Nutt für diesen Artikel seinen Dank auszusprechen, ebenso dass H. Carnoy die Zeitschrift für Volkskunde als zu empfehlende bezeichnet, und zwar in der Nummer der Tradition vom 15. October.

Sodann sei erlaubt, darauf hinzuweisen, dass die Zeitschrift Le Moyen Age, von welcher Herr E. Wilmotte-Lüttich dem Unterzeichneten Jahrgang 1 und 2 zuzusenden die Güte hatte, sich in eine solche für Volkskunde umwandelt.

Nr. 1 der neuen Zeitschrift, welcher wir hiermit das Willkommen zurufen, wird unter anderem eine Arbeit bringen mit der Überschrift Le tambour du roi des Wendes par Edm. Veckenstedt.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass sich jetzt auch eine wallonische Gesellschaft für Volkskunde gebildet hat.

Das Vaterland der Brüder Grimm, der Begründer der Volkskunde, bleibt auch hier zurück; der Unterzeichnete erlaubt sich alle Freunde der Zeitschrift für Volkskunde zu bitten, wenn sie geneigt sind, eine Gesellschaft für Volkskunde auch in Deutschland in das Leben rufen zu helfen, ihm darüber An- und Absicht zugehen zu lassen.

Endlich sei erwähnt, dass H. Carnoy des Unterzeichneten Werk: La Musique et la Danse dans les traditions des Lithuaniens, Allemands et Grecs als unmittelbar bevorstehend anzeigt.

Edm. Veckenstedt,
Halle a/Saale, Mühlweg 23b.

Bis zum 31. Oktober 1889 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Dainu Balsai. Melodieen lithauischer Volkslieder gesammelt und im Auftrage der Lithauischen litterarischen Gesellschaft herausgegeben von Christian Bartsch. 1. und 2. Lieferung. Heidelberg, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung 1886. 2. Teil mit dem Titel Dainu Balsai, Melodieen lithauischer Volkslieder gesammelt und mit Textübersetzung, Anmerkungen und Einleitung u. s. w. Heidelberg 1889.

Zur volkstümlichen Naturkunde. Beiträge aus Ost- und Westpreussen, von H. Frischbier.

Anmerkung. In der Zeitschrift für Volkskunde wird der Inhalt von denjenigen Zeitschriften angegeben, welche gleichfalls den Inhalt von den einzelnen Nummern unserer Zeitschrift angeben.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Neue Sagen aus der Mark Brandenburg. Ein Beitrag zum Deutschen Sagenschatz von E. Handtmann. Verlagsbuchhandlung von Hans Lüstenöder. Berlin W. 35. 1883.

Führer durch die Sammlungen des Nordischen Museums in Stockholm. Herausgegeben von Dr. Artur Hazelius. Stockholm 1888. Minnesblad från Nordiska Museet. Artur Hazelius. Stockholm 1888.

Muhamedanische Studien von Ignaz Goldzieher. 1. Teil. Halle a/S. Max Niemeyer. 1889.

Doine şi Strigături Din Ardeal Date La Iveală de Dr. Ivan Urban Jarnik şi Andreiu Bârseanu. Editiunea Academiei Romane. Bukuresci Tipografia Academiei Române (Laboratori Română) Nr. 26 Strada Academici Nr. 26. 1885.

Geschichte der Legenden der heil. Katharina von Alexandrien und der heil. Maria Ägyptiaca, nebst unedierten Texten von Hermann Knust. Halle a/S. Max Niemeyer. 1890.

Nachträge zu den Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen. Von Alexander Kaufmann. Sonderabzug aus Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln.

Das Rätsel der Sphinx. Grundzüge einer Mythengeschichte von Ludwig Laistner. 1. Bd. 2. Bd. Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung.) 1889.

A Short Account of further Bushman Material Collected. By L. C. Lloyd. Third Report concerning Bushman Researches, presented to both Houses of the Parliament of the Cape of Good Hope, by command of His Excellency the Governor. London: David Nutt, 270 Strand. 1889.

Völuspa. Eine Untersuchung von Elard Hugo Meyer. Berlin 1889.

Les Livres de Divination traduits sur un Manuscrit turc inédit par Jean Nicolaïdes, Paris, Aux Bureaux de la Tradition 33, rue Vavin 1889.

Forth Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution 1882–83. By J. W. Powell. Director. Washington Government Printing Office. 1886.

Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers. Plaudereien von Daniel Sanders. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder, 1889.

Le peuple et l'histoire, Les Souvenirs historiques et les Héros populaires en Bretagne par Paul Sébillot. Vannes Eugène Lafolye, Éditeur. 1889.

Provinzielle Kegelrufe von A. Treichel. Separat-Abdruck aus der Altpreuss. Monatsschrift Bd. XXVI. Heft 5 und 6.

Weigand, Gustav Dr. Die Sprache der Olympo-Walachen nebst einer Einleitung über Land und Leute. Leipzig. Johann Ambrosius Barth. 1888.

Sixty Folk-Tales from exclusively Slavonic Sources. Translated, with Brief Introductions and Notes by A. H. Wratislaw, M. A. London, Elliot Stock, 62 Paternoster Row. E. C. 1889.

Archivio per lo Studio delle Tradizioni Popolari. Rivista trimestrale diretta da G. Pitrè e S. Salomone-Marino. Palermo, Libreria internazionale L. Pedone Lauriel di Carlo Clausen. Vol. VIII. Luglio-Settembre 1889. Fasc. III. Sommario del Presente Fascicolo: Contibucion al Folk-lore de Asturias. Folk-lore del mar (Braulio Vigón). — Spigolature di Canti popolari parmigiani e monferrini: Canti parmigiani (Continuazione e fine). (G. Ferraro). — La festa di S. Giovanni nei proverbi e negli usi marchigiani (A. Gianandrea). — I fatuzzi nella credenza popolare trapanese (Carlo Simiani). — I flagellanti in Terra d'Otranto (Pietro Pellizzari). — Usi e credenze giapponesi: I. Due legende. — II. I pescatori. — III. Cimitero e riti funebri. — IV. Superstizioni sugli animali (E. Hillyer Giglioli). — Leggenda sulla origine della voce „Calascibetta" in Sicilia (Paolo Vetri). — Il pellegrinaggio dei Musulmani alla Mecca. — La festa della Madonna in Canicatti, provincia di Girgenti (M. Di Martino). — Usanze e Superstizioni triestine nel sec. XVIII (Alberto Em. Lumbroso). — Dell'uso di picchiare in certe solenni occasioni (Giacomo Lumbroso). — Una formola scolaresca (G. Pitrè). — Sull'aglio e le cipolle: Usi e pregiudizii veneti (Angela Nardo-Cibele). Canti popolari marchigiani inediti raccolti a Fossombrone: Novellette giocose. — Ninnenanne e cantilene per bambini. Giuochifanci iulleschi. — Proverbi (Continuazione e fine) (Druso Rondini). — Proverbi turchi (Continuazione e fine). — Tesori incantati in Sicilia (S. Salomone-Marino). — Jeux enfantines en Suède (Fin) (Axel Ramm). — Due leggende popolari napolitane (Ernesto Palumbo). — Miscellanea: Novena delle ragazze di Roma a S. Pasquale Ba ylon per trovar marito. — Leggenda sul nome „Cordevole". Sansone in una processione della Stiria. — Le Libellule. — Il numero 13 a Londra. — Usi nuziali in Prussia. — Rivista Bibliografica. D'Ancona, Il Tesoro di Brunetto Latini

Digitized by Google

versificato (S. Salomone-Marino). — Lombroso, Memorie italiane del buon tempo antico (G. Pitrè). — Cecchetti, Il mercato delle erbe in Venezia (A. Nardo-Cibele). — De Grazia, Canti popolari albanesi tradizionali nel mezzogiorno d'Italia (G. Schirò). — Bulletino bibliografico (Vi si parla di recenti pubblicazioni di G. Di Giovanni, Rua, Baracconi, Carnoy). — Recenti pubblicazioni. — Sommario dei Giornali (G. Pitrè). — Notizie varie (G. P.).

The Archaeological Review. A Journal of Historic and Pre-historic Antiquities. Vol. IV N. 2. September 1889. Vol. IV, N. 3. October 1889.

Mélusine. Revue de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages. Tome IV, No. 22. 5. Oct. 1889. Fondée par H. Gaidoz et E. Rolland, 1877–1889. Henry Gaidoz.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'Histoire et de Philologie. Directions M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 1e Année N. 1—11 (12). 2e Année N. 1–9. Prix de l'Abonnement. Un an, 8 francs pour la France, 9 francs pour l'étranger. Paris, Alphonse Picard, éditeur. Rue Bonaparte 82.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Quatrième Livraison. Octobre. Paris. Aux Bureaux du Polybiblion. 2 et 5, Rue Saint-Simon 2 et 5.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur-Gérant: A. Wolfromm, Professeur au Lycée de Versailles. 6e Année, Septembre/Octobre 1889 No. 7–8.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Paraissant le 15 de chaque mois. Direction: M. M. Emile Blémont et Henri Carnoy. No. IX, 3e Année No. 30 Le Numéro Un franc. 15. Sept. 1889. No. X. 15. Oct. 1889.

Revue des Traditions Populaires. Tome IV, 4e Année. No. 10. Oct. 1889. Paris. J. Maisonneuve. 25 Quai Voltaire.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 2e Jaargang. 10e Aflevering. Inhoud: Ets over het vertelsel van Assche poester, door Pol de Mont. Liederen. 7. Een kempensch gebruik. Boekbeoordeelingen: Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag (Aug. Gittée). Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Afl. 1 et 2. Inhoud: Aan onze Lezers. Kinderliedckens uit Antwerpen J. B. Vervliet. Het Vertelselke van Lompen Jan. Raadsels. Oud Wangeloof. Oude Gebruiken. J. Cornelissen. Volksgeneeskunst J. B. Vervliet. Weersvoorspellingen en Boerespreukses. Uitspraak der Klanken. Klankwissel. Levende Spraakkunst J. Cornelissen. — Afl. 3 et 4. Dietsche Kunst. Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. J. Cornelissen. Dichtveerdigheit. De zegge van den dommen Knecht. Guldenvlies. Het Vertelsel van das man die op zoek ging naar Rechtveerdigheit. J. B. Vervliet. Kempische Nieuwjaarsliedekens J. Cornelissen. Wangeloof J. B. Vervliet. Kinderspelen beschreven. Kruisgebruiken. J. Cornelissen. — Afl. 5 et 6. Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. Kruisgebruiken. Nog wat Raadseltjes. Dansliedckes J. Cornelissen. Het Vertelsel van de twee Spinnekoppen. Kaartspel J. B. Vervliet. Oud Wangeloof. De Duivelssclinur. Van alles wat. Uitspraak der Klanken. Klankwissel. Levende Spraakkunst. J. Cornelissen.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNI

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREI
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 3. HEFT.

LEIPZIG 1889.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kosmogonien der Arier. Von Edm. Veckenstedt — Halle a./S. 89

Über eine sagenhafte Kriegslist bei Belagerungen. Von Giuseppe Pitrè — Palermo. (Übersetzt von D. Brauns — Halle.) 97

Die Smyrna. Eine Tradition Kleinasiens. Von M. Tsakyroglous — Smyrna 103

Sagen aus Westpreussen. Von A. Treichel — Hoch-Paleschken. . . 105

Zwei böhmische Märchen aus dem mährisch-walachischen wie dem südwest-böhmischen Dialekt der böhmischen Sprache übersetzt von W. Tille — Prag 107

Christinchen sass im Garten. Volkslied. Mitgeteilt von Alex. Kaufmann — Wertheim 115

Schwere Wahl. Ein Volkslied aus Hinterpommern. Mitgeteilt von O. Knoop — Rogasen 116

Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt:

Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Herausgegeben von L. Frahm. Mit 34 Abbildungen. Altona und Leipzig. Verlag von A. C. Reher. 1890. 118

Die deutschen Volkslieder und Märchen. Zwei Vorträge von Karl Knortz. Mit dem Anhange: Volkslieder aus Yorkshire. Zürich 1889. Verlags-Magazin (J. Schabelitz) 120

Le Folklore et son Utilité Générale par Aug. Gittée. Bruxelles Librairie Européenne C. Muquardt, Merzbach et Falk, Éditeurs Libraires du Roi. Même maison à Leipzig, 1886. 121

Les Livres de Divination traduits sur un Manuscrit turc inédit par Jean Nicolaïdes. Volume II der Collection internationale de la Tradition. Directeurs: M. Émile Blémont et Henry Carnoy. Paris: Aux Bureaux de la Tradition. 33, rue Vavin. 1889. 123

La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, Allemands et Grecs par le Dr. Edmond Veckenstedt. 3. Bd. der Collection internationale 124

Zur Bücherkunde 126

Die Kosmogonien der Arier.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

VII. Die Griechen.

Die Kosmogonien der Griechen treten uns in den verschiedensten Denkmälern des hellenischen Geistes entgegen, in reicher Fülle und grosser Mannigfaltigkeit besonders in denjenigen Dichtungen, welche als orphische bezeichnet werden; dieselben ragen in das graue Altertum des hellenischen Volkes hinein, sie sind den Zeiten der philosophischen Ausarbeitung und Darstellung der verschiedensten Systeme nicht fremd, und treten dann wieder in den späteren Zeiten des Griechentums bedeutsam hervor, um fremde Gedanken mit hellenischen zu verschmelzen.

Aber auch die Philosophie verlangt besondere Beachtung; erkennt doch bereits Aristoteles an, dass die ersten naturphilosophischen Systeme aus der Umsetzung mythischer Vorstellungen in Verstandesbegriffe bestanden; demnach haben wir die Aussicht, dass uns dieselben die Mittel gewähren können, aus ihren Lehren heraus zu ursprünglichen Kosmogonien zu gelangen, zum mindesten festzustellen, wie der erwägende Hellene sich die Deutung alter Dichterworte und in dieselben gekleidete Volksvorstellungen zurechtgelegt hat.

Die homerische Kosmogonie wird gewöhnlich dem Verse der Il. 14, 246 entnommen:

> Jeden anderen leicht der ewigwährenden Götter
> Schläfert' ich ein, ja selbst des Okeanos wallende Fluten,
> Jenes Stroms, der allen Geburt verliehn und Erzeugung.
> (ὅς περ γένεσις πάντεσσι τέτυκται.)

Zur Stütze pflegt man dann die Verse heranzuziehen Il. 14. 200, 201:

> Denn ich geh' an die Grenzen der nahrungsprossenden Erde,
> Dass ich den Vater Okeanos schau' und Tethys die Mutter.
> (εἶμι γὰρ ὀψομένη πολυφόρβου πείρατα γαίης
> Ὠκεανόν τε, θεῶν γένεσιν, καὶ μητέρα Τηθύν.)

Hier haben wir uns zunächst mit einer doppelten Auslegung abzufinden; der Ausdruck πάντεσσι wird nämlich von einigen Gelehrten mit einem zu ergänzenden θεοῖς verbunden — in diesem Falle ist demnach der Okeanos der Urheber der Entstehung aller Götter, — von anderen ganz allgemein mit „von allem" übersetzt, von allem Seienden also, von allen Dingen,

Digitized by Google

wie denn Darmestetter übersetzt Okéanos est l'origine de toutes choses. Vergleichen wir nun aber Vers 201 mit Vers 246, so ist es klar, dass πάντεσσι nur auf ein zu ergänzendes θεοῖς bezogen werden kann, dass also bei Homer genau genommen nur von einer Theogonie, nicht von einer Kosmogonie geredet wird. Überdies ist zu bedenken, dass ein ἓν wie ein πᾶν, ein Ein und All erst von den Philosophen der späteren Zeit herausgearbeitet ist, dass eine solche allgemeine von allem Sinnlichen wie Begrifflichen losgelöste Sprache nicht homerisch ist.

Und doch werden wir uns mit dieser Theogonie nicht zufrieden zu geben vermögen. Das zu begründen haben wir uns mit dem Wesen des Okeanos und der Tethys vertraut zu machen. Wird Tethys als verwandt mit ἔτις von Curtius bezeichnet — das Umspringen der Aspirata nimmt bereits J. Bekker an, G. Herrmann übersetzt Τηθύς mit Alumnia, wie auch Thetis mit Nährerin wiedergegeben wird — so haben wir nicht zu bezweifeln, dass dieser Name eine Gestaltung der Nährkraft bezeichnet, zunächst also der Götter, aber doch wohl erst in der homerischen Anschauung eben nur auf die Götter übertragen, was an sich allgemein ist.

Was aber ist Okeanos? Die Feststellung dieser Thatsache ist für die mythologische Forschung von der höchsten Wichtigkeit. Abgesehen davon, dass Darmestetter in dem Okeanos geradezu die dunkle Nebelwolke sieht — seiner Nebeltheorie zuliebe, — ist dieser homerische Vers in falscher Auslegung des Wesens des Okeanos geradezu ein ausschlaggebender Satz in der vergleichenden Mythologie geworden. So lesen wir bei Chr. Petersen in seinem Werke: „Religion oder Mythologie, Theologie und Gottesverehrung der Griechen" (S. 124), nachdem von Uranos und Ge, Himmel also und Erde als den Stammeltern aller Götter nach hesiodeischer Auffassung gesprochen und diese Aufstellung als das älteste theogonische System der Griechen bezeichnet ist, sodann die Behauptung, dass der Okeanos nicht der die Erde umfliessende Strom des Regens, sondern der in sich zurückkehrende Strom des Regens, der in Gestalt des Dunstes zu seiner Quelle in den Wolken zurückkehrt, gewesen ist, indem er auf den angeführten Vers Il. 14, 246 sich bezieht; „es ist darin die von der vergleichenden Mythologie in so glänzender Weise bestätigte Anschauung ausgesprochen, dass die ganze Mythologie in den Erscheinungen der Atmosphäre wurzelt, die durch das Aufsteigen der Dünste (Τηθύς) aus dem Wasser (Ὠκεανός) bewirkt werden."

Machen wir hier einen Augenblick Rast, um solche Sätze, welche die Grundlage der ganzen vergleichenden Mythologie der letzten 30 Jahre bilden, auf ihren Gehalt zu prüfen.

Bereits in Heft 1, Jahrg. I dieser Zeitschrift hatte der Schreiber dieser Zeilen in der Abhandlung Rübezahl darauf hingewiesen, dass wie das Sanskrit nicht die Mutter- sondern eine Schwestersprache der übrigen arischen Sprachen sei, so auch die Veden nicht die Urlieder der Urarier wären; in voller Übereinstimmung mit solcher Anschauung bezeichnen denn auch die hallischen Orientalisten Pischel und Geldner in dem II. Heft der vedischen Studien (Stuttgart 1889) „den Veda als das älteste und wichtigste Denkmal des indischen Geisteslebens, aber nicht des indogermanischen."

Digitized by Google

Damit fällt die Möglichkeit der Herleitung aller arischen Mythologie aus den Veden, die hierher zielenden Arbeiten der vergleichenden Mythologen sind in allen wesentlichen Punkten als verfehlte zu bezeichnen.

Dass die arischen Götterkämpfe mit den Schlangen- oder Drachenungeheuern in keiner Weise eine ursprüngliche Einheit anzunehmen erlauben, ist von dem Schreiber dieser Zeilen erst im vorigen Hefte dieser Zeitschrift an den Kämpfen der Perser und Inder Thraetaona und Indra, Vṛitra und Azhi dahâka erwiesen worden und wird weiterhin dargelegt werden an den Kämpfen der mythischen Könige der Wenden, Letten, Lithauer und russischen Zigeuner wie des Achilleus; damit ist aber die Kampfeinheit Blitz oder Gewitter, oder Sonne und Wolke hinfällig geworden.

Jetzt sind wir durch Chr. Petersen zu den Erscheinungen der Atmosphäre als dem Grundquell aller Mythologie geführt worden, und diese Erscheinungen der Atmosphäre sind nichts anderes als die aus dem Wasser aufsteigenden Dünste; das wäre aber zu deutsch der aufsteigende Wassernebel.

Dass es denn nun aber doch in der That Götter und Göttinnen, Dämonen und unholde Frauen gibt, welche Gestaltungen sind der Sonne, des Mondes und der Gestirne, des Blitzes, des Sturmes, des Feuers, des Innern der Erde, des Meeres, der Zeiten, der Neuerungen in der Kultur und dergleichen mehr, muss zwar die vergleichende Mythologie solcher Schule leugnen, aber wir werden keine Neigung haben, die Welt der stets klarer sich erschliessenden Forschung zu vertauschen mit den Träumereien der Sonnen-, Blitz- oder Dunstmythologen. Darauf aber wollen wir denn doch hinweisen, dass der Okeanos nach unserem Dunstmythologen einmal der in sich zurückkehrende Strom des Regens ist, sodann aber das Wasser dieser unserer Erde, aus welchem die Dünste, welche nun plötzlich zur Tethys werden, aufsteigen.

Sind wir so von Petersen — eigentlich wider seinen Willen — auf die Erde zurückgeführt worden, deren Wasser danach der Okeanos ist, so wird denn auch in den homerischen Liedern selbst der Okeanos als der Weltstrom bezeichnet, welcher rings die Erde und das Meer einschliesst, Il. XXI. 196, 7:

> Welchem (doch) alle Ström' und alle Fluten des Meeres,
> Alle Quellen der Erd' und sprudelnde Brunnen entfliessen —
> (ἐξ οὗ περ πάντες ποταμοὶ καὶ πᾶσα θάλασσα
> καὶ πᾶσαι κρῆναι καὶ φρείατα μακρὰ νάουσιν)

der mit diesen Worten als das Urgewässer der Erde bezeichnet, welches dann von dem Dichter in das Wunderbare erhoben und verklärt wird.

Nun erst, nachdem wir den Okeanos als das Urwasser der Erde bestimmt haben, dem Flüsse und Meere, Quellen und Brunnen entstammen, wie auch die Götter, vermögen wir den Schritt weiter zu gehen und anzunehmen, dass überhaupt zur Zeit der homerischen Dichter die Ansicht gewesen sein wird, dass dem Wasser alles Leben entstammt. Für diese Behauptung tritt aber zunächst ein mittelbarer Beweis ein und zwar in der Verwünschung des Menelaos, Il. VII, 99:

Digitized by Google

Aber o mögt ihr All' in Wasser und Erd' euch verwandeln —
(ἀλλ' ὑμεῖς μὲν πάντες ὕδωρ καὶ γαῖα γένοισθε —)

denn diese Worte haben nur guten Sinn, wenn sie das Bewusstsein aussprechen, dass, wie aus dem Wasser alles Leben ausgeht, so auch in dasselbe das Leben zurückkehrt.

In diesem weiteren Sinne und zwar in bezug auf das früher erörterte πάντεσσι lesen wir denn nun auch bei Plato, Theaetet 8, 152: „denn indem er (Homer) sagt:

Auch den Okeanos, unsre Geburt, und Tethys die Mutter

(Homer hat, θεῶν γένεσιν wie auch Plato anführt, Müller und Steinhart geben willkürliche Übersetzung) — hat er alles für Erzeugnisse der Strömung und Bewegung erklärt (πάντα εἴρηκεν ἔκγονα ῥοῆς τε καὶ κινήσεως.)"

Demnach wäre der Okeanos der Erzeuger von allem nach der Seite hin, dass alles dem bewegten Wasser entstammt.

Hierzu würde auch die Erklärung von Aristoteles sich stellen, nach welcher Thales, wenn er den Satz aufstellt: „Aus Wasser ist alles geworden", diese Meinung wahrscheinlich aus der Beobachtung geschöpft hat, dass die Nahrung von allem feucht sei und dass die Wärme selbst hieraus werde und das lebende Wesen hierdurch sich erhalte, ferner aus der Beobachtung, dass der Same seiner Natur nach feucht sei. Fügen wir nun noch die aristotelischen erklärenden Sätze hinzu: „Das, woraus ein anderes wird, ist für dasselbe das Prinzip", sowie „das Prinzip, vermöge dessen das Feuchte feucht ist, ist das Wasser", so vermögen wir nun allerdings die Brücke zu bauen, welche uns von dem Okeanos, dem Vater der Götter zu der Urflut, als dem Anfang alles Lebens führt, zugleich auch zu dem Milesier Thales und seinem Erklärer Aristoteles, wenn der erstere zu dem Verstandesbegriff aus einer mythischen Vorstellung gelangt ist, der Stagirit aber das Werden des Verstandesbegriffes zu erklären versucht.

Somit sind wir auf dem Wege des Schliessens von einer klar ausgesprochenen Theogonie in den homerischen Liedern zu einer Kosmogonie gelangt, ohne freilich die volle Gewähr dafür bieten zu können, dass die homerische Zeit ein sicheres Bewusstsein von dieser Kosmogonie gehabt hat.

Von den homerischen wenden wir uns zu den orphischen Dichtungen. Wir haben keinen rechten Grund zu bezweifeln, dass Plato nicht wirklich einer Dichtung, die für orphisch gehalten wurde, die Verse entnommen hat, welche wir bei ihm im Kratylos lesen, wenn er dort anführt (49, 402): Auch Orpheus sagt irgendwo:

Okeanos, schönströmend, gedachte zuerst der Vermählung,
Welcher sich Tethys verband, von selbiger Mutter die Schwester.
(Ὠκεανὸς πρῶτος καλλίρροος ἤρξε γάμοιο
ὅς ῥα κασιγνήτην ὁμομήτορα Τηθὺν ὄπυιεν.)

Plato bietet diese Worte allerdings nur um zu beweisen, dass ausser Homer und Hesiod auch Orpheus die Ansicht des Herakleitos geteilt habe, dass nämlich alles fortschreite und nichts verharre, woraus dann der Okeanos durch die Bewegung zur kosmogonischen Ursache wird.

Nun ist aber nicht zu leugnen, dass diese orphischen Worte einer Ergänzung bedürfen, da dieselben von einer Schwester reden (κασιγνήτη).

Digitized by Google

welche von derselben Mutter geboren ist (*ὁμομήτωρ*). Diese Ergänzung bietet uns Plato im Timäos (XIII, 40), wenn er als Ausspruch der Göttersöhne (und das sind die Dichter, welche den Göttern näher verwandt sind) und an dieser Stelle wohl mit bezug auf Orpheus sagt: Kinder der Ge und des Uranos (der Erde und des Himmels) waren Okeanos und Tethys, dieser aber Phorkys, Kronos und Rhea und die nach diesen Geborenen; dem Kronos und der Rhea entstammen ferner Zeus, Here und Alle von denen wir wissen, dass sie Geschwister dieser heissen, sowie noch andere Abkömmlinge dieser (*Γῆς τε καὶ Οὐρανοῦ παῖδες Ὠκεανός τε καὶ Τηθὺς ἐγενέσθην κ. τ. λ.*).

Gehen wir nun von dieser Theogonie auf die Kosmogonie über, wie Plato das selbst mit der behandelten Stelle des Homer und des Orpheus im Kratylos gethan, so gelangen wir zu dem Uranfang Himmel und Erde, als den ersten Erzeugern, sodann zu Okeanos und Tethys, als den ersten Erzeugten und Weitererzeugern: das aber würde Himmel und Erde ergeben, Wasser und nährende Kraft.

Auch hier sei erlaubt, auf die Unmöglichkeit hinzuweisen, Okeanos als etwas anderes denn als Urflut zu fassen, wofür übrigens auch die Sprachvergleichung zu sprechen scheint, da man das Wort mit dem skr. augha, ôgha Flut, reissende Strömung zusammenzustellen pflegt. Endlich sei noch darauf hingewiesen, dass, wenn Okeanos wirklich der aufsteigende Wasserdunst wäre, sich sein Verhältnis zu Uranos als dem Vater seltsam gestalten würde. Wird nämlich das griechische *οὐρανός* auf seine Herkunft befragt, so belehrt uns Seidler, dass das Wort dem skt. varsch, regnen entstammt, Curtius aber, dass var bedecken, die Grundbedeutung ist; somit könnte *Οὐρανός* also nur zur deckenden Hülle führen, welche im lichten Strahl der südlichen Sonne im tiefen Blau sich über die Erde wölbt, bei trübem Wetter als dunkle Regenwolke die Erde umspannt.

Doch wir haben solchen Träumereien vielleicht schon zu viel der Worte geliehen.

Aber als orphisch werden wir noch eine andere Kosmogonie anzusprechen vermögen; nach Eudemos, dem Schüler des Aristoteles, gab es nach orphischer Lehre die drei Anfänge: Nacht, Erde, Himmel (vergl. Lydus. de mens. II, 7) *καὶ τρεῖς πρῶται καὶ Ὀρφέα ἐξεβλάστησαν ἀρχαί, νὺξ καὶ γῆ καὶ οὐρανός*.

Somit haben wir als orphisch in Einstimmung zu den Ansichten der ältesten Zeit zu setzen

Nacht, Erde, Himmel, Urflut.

Wir wenden uns nun zu den Dichtungen, welchen der Name des Hesiod beigegeben ist.

Auch die Dichtungen, welche wir als hesiodeische bezeichnen, bieten Einschlagfäden von verschiedener Hand eingefügt und damit nicht eine volle Einheit der Anschauung.

So lesen wir in der Theogonie, dass das Geschlecht der Götter der Erde und dem Himmel entstammt, denen sich weiter die Nacht und das Meer gesellen,

(Th. 45:

ἐξ ἀρχῆς, οἵτις Γαῖα καὶ Οὐρανὸς εὐρὺς ἔτικτον

Digitized by Google

und v. 106, 107:

οἳ γῆς ἐξεγένοντο καὶ οὐρανοῦ ἀστερόεντος
νυκτός τε δνοφερῆς, οὓς Ὄλμυρος ἔτρεφε πόντος.)

Höchst bemerkenswert wird an dieser Stelle für den zu erwartenden Okeanos Pontos gesagt mit der hinzugefügten Thätigkeit des Nährens: es ist demnach mehr als wahrscheinlich, dass hier in Pontos — welchem überdies durch das Beiwort ἄλμυρος jede Möglichkeit genommen ist, sich in aufsteigenden Wasserdunst verwandeln zu lassen — auch Tethys eingegangen ist, welche, wie wir uns erinnern, mit Alumnia, Ernährerin, übersetzt wurde — überdies wieder einmal ein Beweis dafür, dass der Mythologe der ganzen Vorstellung mehr zu entnehmen hat, als dem Worte, denn hier ist dem Pontos die Urflut mit ihrer erzeugenden und ernährenden Kraft zu entnehmen.

Haben wir so zunächst die Theogonie

Erde, Himmel, Nacht, Meer,

so wissen wir, nach unseren Untersuchungen bei Homer und den orphischen Dichtungen, dass wir in weiterer Auffassung des Gegebenen und breiterer Ausdehnung der Begriffe durch das Gebotene zugleich zu einer Kosmogonie zu gelangen vermögen.

Wir führten an, dass Hesiods Dichtungen uns nicht eine Einheit der Anschauungen darbieten, da Kette und Einschlag nicht von einer Hand aufgebäumt und eingeführt wären; demnach lesen wir denn auch bereits v. 108 und folgende eine andere Aufforderung an die Musen, zu besingen, wie zuerst die Götter und die Erde entstanden, die Flüsse, das Meer, die Gestirne, der Himmel.

(Th. v. 108:

εἴπατε δ' ὡς τἀπρῶτα θεοὶ καὶ γαῖα γένοντο
καὶ ποταμοὶ καὶ πόντος ἀτειρίτος, οἴδματι θύων
ἄστρα τε λαμπετόωντα καὶ οὐρανὸς εὐρὺς ὕπερθεν·)

Da nun kosmogonisch gedacht nicht die Flüsse vor dem Meere, die Gestirne vor dem Himmel (nach griechischer Anschauung) entstanden sein können, so ist es klar, dass wir hier den Stammbaum von den Ästen zur Wurzel aufgeführt finden; demnach haben wir in diesen Versen die umgekehrte Reihenfolge, mithin eigentlich zu lesen: zuerst wurden

Der Himmel (und die Gestirne),
Das Meer (und die Flüsse),
Die Erde,
Die Götter —

demgemäss also

Himmel, Wasser, Erde.

Darauf folgt bei Hesiod eine klar ausgeprägte Kosmogonie in den Versen 116—120. Hiernach war das erste das Chaos, dann die Erde, darauf der Tartaros (bei Hesiod Neutr. Plur. *Τάρταρα*) dann Eros.

Für strittig gilt, ob Tartara als Nominativ und damit als schaffendes Prinzip zu bestimmen ist oder als Accusativ, als Gegensatz zu den Höhen des Olympos im voraufgehenden Verse. Bevor wir hierüber die Entschei-

Digitized by Google

dung fällen, führen wir zunächst die Verse im Urtext selbst an; dieselben lauten:

Ἤτοι μὲν πρώτιστα χάος γένετ', αὐτὰρ ἔπειτα
Γαῖ' εὐρύστερνος, πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ
ἀθανάτων, οἳ ἔχουσι κάρη νιφόεντος Ὀλύμπου,
Τάρταρά τ' ἠερόεντα μυχῷ χθονὸς εὐρυοδείης,
ἠδ' Ἔρος.

Um die berührte Frage annähernd sicher zu lösen, ist es nun erwünscht, dass wir dieser Kosmogonie weiter nachgehen. Da lesen wir denn nun Vers 123—127, dass dem Chaos und Erebos die schwarze Nacht entstammt, der Nacht und dem Erebos der Äther und Tag; die Erde gebiert sie zu umhüllen den Himmel. Der Urtext lautet:

ἐκ χάεος δ' Ἔρεβός τε μέλαινά τε Νὺξ ἐγένοντο·
Νυκτὸς δ' αὖτ' Αἰθήρ τε καὶ Ἡμέρη ἐξεγένοντο,
Οὓς τέκε κυσαμένη, Ἐρέβει φιλότητι μιγεῖσα.
Γαῖα δέ τοι πρῶτον μὲν ἐγείνατο ἶσον ἑαυτῇ
Οὐρανὸν ἀστερόεντ', ἵνα μιν περὶ πάντα καλύπτοι.

Hier stehen nun Dunkel (Ἔρεβος) und Nacht, Äther und Tag zu einander in einem sich steigernden Verhältnis, wie wir vorher Flüsse und Meer hatten und doch auch wohl Gestirne und Himmel. Daraus ergibt sich die Wahrscheinlichkeit, dass auch Tartara und Chaos in einem entsprechenden Verhältnis zu einander gedacht sind, dass mithin Tartara allerdings als Nominativ und damit schaffendes Prinzip zu denken sein wird.

Und nun suchen wir zunächst festzustellen, was das Chaos ist. Von den Oviderklärern erfahren wir, dass die Bedeutung, welche Ovid dem Wort durch seine Hinzufügung gibt; rudis indigestaque moles, ungeordnete, durch keine Form begrenzte Masse, späterer Anschauung entstammt. Aristophanes stellt im Sinne seiner Zeitgenossen mit dem Chaos Wolken νεφέλαι und Luft ἀήρ zusammen.

Es ist nun aber klar, dass, wenn in der heseodeischen Kosmogonie Chaos sein abgeschwächtes Gegenbild in Tartaros hat, die Weltursachen sind die Erde, die Liebe — nach unserer fruher dargelegten Bedeutung Neigung und Erregung und damit Bewegung — Dunkel und Nacht, das Licht der Höhe wie das erderhellende, dasselbe eben auch weder die Wolke noch die Luft sein kann, sondern — und es hat bei Hesiod die Beiworte ἠεροειδές blauschwarz, ζοφερόν dunkel — als der unbegrenzte leere und finstere Raum zu erklären ist.

Hier ist zu bemerken, dass die Sprachvergleicher das Wort Chaos auf die Wurzel gha zurückführen, in der Bedeutung klaffen, gähnen, leer sein, mithin Einstimmung zu der aus der Sache gewonnenen Erklärung des Wortes bieten.

Und nun durften wir das Nötige zur Erklärung geboten haben, um jetzt diese hesiodeische Theogonie in die Urvorstellungen aufzulösen; das aber sind nun:

Der (dunkle, unendliche) Raum,
Die Erde,
Der Eros, als Sehnen und Begehren, als Erreger und damit Ursache der Bewegung wie des Lebens,
Die Nacht,

Digitized by Google

Das Licht,
Der Himmel.

Als Grundvorstellungen abgeschwächten Grades:

Der dunkle Raum (*Τάρταρα*),
Das Dunkel (Erebos),
Das Licht in der Höhe (Äther).

Als hesiodeisch wird uns endlich in den Scholien zu Simmias Alae der Vers angegeben:

Γαῖα μὲν Ἄκμον' ἔτικτ', ἀπὸ δ' Ἄκμονος Οὐρανὸς ἔσκεν,

das wäre also zuerst die Erde, dann würde Akmon folgen, dann der Himmel.

Suchen wir das Wort *ἄκμων* zu verstehen. Bei Antimachos, Kallimachos wie Simmias finden wir das davon abgeleitete Beiwort *Ἀκμονίδης* dem Uranos gegeben, die Sprachvergleicher stellen die Ansicht auf, dass sich mit dem Wort *ἄκμων* die Bezeichnungen decken von Donnerkeil, Amboss und Hammer, sowie Himmelsgewölbe, welches steinern gedacht war. Da wir nun in Hesiod die Verhältnisse gehabt haben, von Chaos und Tartara, Fluss und Meer, Dunkel und Nacht, das Licht der Höhe und das irdische, so ist es allerdings wahrscheinlich, dass auch Akmon und Uranos ein entsprechendes Verhältnis bezeichnen; das würde dann sein: der Himmel als Gewölbe in fester Fügung, der Himmel als umhüllender, in der Sonne des Südens in tiefem Blauschwarz erscheinend oder im Schimmer der Bronze, wie in düstrem Wolkenschleier.

Hatten wir vermocht, die Lehre des Thales von Milet in gewisse Beziehungen zu den theo-kosmogonischen Ansichten Homers zu setzen, so findet nun Darmestetter, dass des Anaximenes Lehrsätze Einstimmung geben zu der Kosmogonie des Hesiod. Nun wissen wir aber, dass die Ansicht auch dieses milesischen Philosophen dahin sich ausspricht, dass aus der Luft durch Verdünnung und Verdickung das Feuer hervorgeht, der Wind, die Wolken, das Wasser, die Erde; damit ist uns aber die Möglichkeit genommen, den Anführungen des französischen Gelehrten unsere Zustimmung zu geben, welche derselbe aufgestellt hat, seiner Neigung zuliebe, die Kosmogonien der Arier im allgemeinen wie der Griechen im besonderen als Ausfluss festgefügter Vorstellungen und Begriffe zu bestimmen. —

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Über eine sagenhafte Kriegslist bei Belagerungen.

Von

GIUSEPPE PITRÈ — PALERMO.

(Übersetzt von D. Brauns—Halle.)

Unter den bemerkenswerteren und auffallenderen Kriegslisten, welche in volkstümlichen Erzählungen vorkommen, ist eine wohl besonderer Erwähnung wert, nämlich die, dass Belagerte den Belagernden entweder sehr wohl genährtes Schlachtvieh oder kleine Käse aus Haustiermilch oder auch aus Frauenmilch zuwarfen und auf diese Weise die Aufhebung der Belagerung veranlassten, indem sie die Angreifer glauben machten, sie seien reichlich mit Proviant versehen und könnten noch lange die Belagerung aushalten.

Dieses zugleich sehr einfache und schlaue Mittel ist der Inhalt einer sizilischen Sage, die nebst ihren verschiedenen aus dem Altertum und Mittelalter herrührenden Varianten der Gegenstand der folgenden Mitteilungen ist.

Der Schauplatz der Sage ist Sperlinga in der Provinz Catania, die nämliche Stadt, deren Einwohner — wie die Geschichte erzählt — sich weigerten, mit den übrigen Sizilianern bei der berühmten Sizilianischen Vesper (31. März 1282) gemeinsame Sache zu machen, und so zu dem Spruche Veranlassung gaben: Quod Siculis placuit, sola Sperlinga negavit.

Die Sage berichtet nun weiter:

Die Sizilianer erhoben sich auf der ganzen Insel zu jener Vesper; aber was thaten die Bewohner Sperlingas? Sie weigerten sich, es wie die andern zu machen und schlossen ihre Thore. Nun kamen die Kriegshaufen der Palermitaner und belagerten die Stadt Sperlinga. Die Belagerten melkten aber die Frauen und machten aus deren Milch Käse, die sie ihren Feinden zuwarfen, um darzuthun, dass sie nicht an Hungersnot litten

Anmerkung. Der Unterzeichnete hatte sich erlaubt, Heft 11, Jahrg. I anzuzeigen, dass er in der Absicht, hervorragende Forscher des Auslandes auch in Originalarbeiten seinen Lesern in der heimischen Sprache vorzuführen, in einen Austausch wissenschaftlicher Arbeiten mit ihnen getreten sei. Hatte er damals bei dieser Anzeige den Aufsatz: „Die Höhlenzwerge von H. Carnoy-Paris", mit Blémont dem Herausgeber der Tradition, der Collection internationale de la Tradition, sowie der Kryptadia, als den ersten dieser Art begrüssen können, so haben wir jetzt Gelegenheit, den grossen Palermitanischen Sammler und Forscher Giuseppe Pitrè, auf dessen ganz einzige Verdienste um die Wissenschaft der Volkskunde wir bereits bei Gelegenheit der Besprechung der vier Bände Usi e Costumi, Credenze e Pregiudizi Heft 11, Jahrg. I, seiner letzten grossen Veröffentlichung hingewiesen hatten, mit seiner Arbeit in unserer Zeitschrift willkommen heissen zu können.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

könnten; zugleich läuteten sie mit Glocken, gerade so, als ob sie innerhalb der Mauern eine grosse Rinderherde hätten, bis schliesslich die Parlermitaner durch das „falsche Thor" eindrangen.*)

Dieselbe Sage findet sich in Vicari, in der Provinz Palermo, wo eine Belagerung unter ähnlichen Verhältnissen bald nach der Schilderhebung der Palermitaner gegen die Anjou-Partei stattfand; jedoch handelte es sich diesmal nur um das Kastell, dessen Ruinen noch heutzutage vorhanden sind.

In Castrogiovanni, dem alten Enna, ändern sich mit der Örtlichkeit auch die Einzelheiten der Geschichte. Der normannische Graf Ruggiero war gegen diese uneinnehmbare Festung zu Felde gezogen. Viele Monate lang stand er unter der Felsspitze, auf der sie liegt, und als er sah, dass sein Plan misslingen würde, schickte er eine Gesandtschaft, welche mit den Belagerten Frieden machen oder sie arg bedrohen sollte. Die Leute von Castrogiovanni, so erzählt die Sage, empfingen sie sehr höflich, gaben aber durchaus kein Zeichen von Furcht zu erkennen; vielmehr zeigten sie den Gesandten grosse Haufen von Korn, welche aber in Wahrheit nur aus Sand bestanden, welcher künstlich mit etwas Getreide überschüttet war, und gaben, als seien sie ihrer Sache ganz sicher, eine trotzige Antwort. Dann sammelten sie alle Milch ihrer Haustiere und entzogen auch den Kindern die ihnen zukommende Milch, um Käse daraus zu machen, welchen sie stückweise den Feinden zuwarfen; dies sollte den Grafen zur Aufhebung der Belagerung veranlassen.**)

Die Erzählung ist hier noch nicht zu Ende, allein da das folgende keinen Bezug auf unseren Gegenstand hat, so breche ich sie ab.

Alle diese in Sizilien verbreiteten und in mündlicher Überlieferung fortlebenden Sagen stehen mit schriftlich aufgezeichneten aus anderen Ländern in Übereinstimmung. Hier ist vor allem die äsopische Erzählung zu erwähnen, welche der Neapolitaner Francesco del Tuppo (geb. 1435) volkstümlich übertragen hat und welche ich mit den Worten G. Rua's***) wiedergebe:

„Ein Jüngling hatte gegen die Gewohnheit seiner Heimatstadt seinen alten Vater nicht getötet, sondern in seinem Hause verborgen gehalten. Als nun nach geraumer Zeit die Stadt von einem feindlichen Heere belagert wird, hätten sie sich aus Hungersnot ergeben müssen, wenn nicht der Alte, von seinem Sohne befragt, den Rat erteilt hätte, Brod und Käse den Feinden zuzuwerfen. Als dies geschehen, glaubten die letzteren, dass die Stadt noch gut mit Proviant versehen sei und hoben die Belagerung auf. Seit dieser Zeit kam in der Stadt der grausame Brauch ab, die Alten zu töten."

Das Werk des neapolitanischen Fabeldichters trägt die Jahreszahl

*) Giuseppe Pitrè, Il Vespro siciliano nelle tradizioni popolari della Sicilia, n. XIX. Palermo, L. Pedone Lauriel, 1882.

**) P. Vetri, Leggenda sull'origine della voce Calascibetta in Sicilia, im Archivio delle tradizioni popolari, vol. 8, S. 361. Palermo 1889.

***) G. Rua, Di alcune novelle inserite nell'„Esopo" di Francesco del Tuppo, p 12, favola 31. Torino, Bona 1889.

Digitized by Google

1485 und ist ausserordentlich selten*), obgleich ältere und neuere Ausgaben in Menge vorhanden sind.

In Alessandria (Piemont) erscheint derselbe Alte bei Gelegenheit der Belagerung durch Kaiser Friedrich I. im 12. Jahrhundert. Die Stadt fing schwer unter dem Mangel an Lebensmitteln zu leiden an und konnte nur durch eigene Tapferkeit allein sich noch retten. Als nun aber die Alessandriner sich schon zu einem verzweifelten Kampfe anschickten, kam ihnen wie durch göttliche Eingebung Hilfe seitens eines Mannes aus dem Volke, Namens Gaglianolo, alt an Jahren und reich an Erfahrung, der zeitlebens Hirt gewesen war und Käse bereitet hatte. Die Stadtbewohner, welche wohl einsahen, dass sie sich entweder schimpflich ergeben oder bei einem äussersten Wagnis ihren Untergang vor Augen sahen, folgten dem Rate, der den Feind täuschen und sie so noch retten konnte. Eines Morgens früh kam jener Mann aus dem Genueser Thor und näherte sich dem feindlichen Lager mit der einzigen jungen Kuh, welche noch den Belagerten geblieben war; sie war die Tage vorher mit so viel Korn, als man irgend den städtischen und privaten Vorräten entnehmen konnte, gut gefüttert. Die Belagerer, nach Beute begierig, nahmen ihn sogleich gefangen und schlachteten die Kuh, als sie aber Magen und Därme voll von Korn sahen, meldeten sie es sehr verwundert dem Kaiser. Dieser wollte sich mit eigenen Augen von dem sonderbaren Vorkommnisse überzeugen; er sah das Tier mit grosser Verwunderung an und kam zu dem Schlusse, die Feinde könnten unmöglich ohne Lebensmittel sein, da sie es sich verstatten durften, eine Kuh mit Getreide zu füttern. Als nun Gaglianolo sah, dass die von ihm ausgedachte Kriegslist grossen Eindruck auf den Kaiser machte, erzählte er sehr ruhig, die Stadt hätte so viel Lebensmittel, dass sie noch viele Monate lang die Belagerung aushalten könnte. Friedrich zog sich darauf langsam zurück und liess seinen roten Bart in tiefen Gedanken hängen . . . .**)

Wir haben es hier mit Volkssagen zu thun, und es wäre kaum angebracht, über ihren historischen Wert oder über die Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit an sich irgend welche Untersuchungen anzustellen. Übrigens ist diese Frage auch von G. Jachino in einem Anhange zu seinem eben citierten Buche erörtert. Er hat seinerseits zwei Beispiele zugezogen, in denen dieselbe Sage eine Rolle spielt, das eine des Historikers Bessè, das zweite aus der berühmten Chronik von Novara, beide aus dem Mittelalter.

Guglielmo Bessè berichtet von einer Dame aus Carcossonne, welche von den Mauern ihrer Vaterstadt, die von Karl dem Grossen belagert ward, ein mit Korn wohlgenährtes Schwein warf und dadurch den Kaiser täuschte, welcher nun glaubte, die Einwohner der Stadt seien ebenso gut genährt, während doch in Wahrheit bereits die grösste Not herrschte; sie

*) Fr. Tuppi Parthenopei etc. in vitam Esopi fabulatoris laepidissimi philosophique clarissimi traductio materno sermone fidelissima etc. Impressae Neapoli etc. sub anno domini 1485, die 13 mensis Febr.

**) G. Jachino, Il libro della croce, S. 124 u. 125. Alessandria, Jacquempod, 1888.

Digitized by Google

bewirkte dadurch, dass er die Belagerung aufgab. Der Name der Frau ist in dem Volksmunde von Carcassonne.*)

Die Chronik von Novara erzählt, dass während der Belagerung Canossas durch König Berengar und Markgraf Glabrione Arduino von Susa die arme Königin Adelheid, welche mit dem Grafen Hatto in der Festung eingeschlossen war, sich an Arduino Glabrione um Hilfe gewandt habe. Dieser, dessen Sohn ein Schwager Hattos war, fand sich auch bereit, zu helfen und verabredete mit Hatto, dieser solle mit den letzten fünf Scheffeln Roggen und drei Mass Weizen einen Eber futtern und vor das Thor jagen. Als dies geschah, murrte das Heer, seine ganze Mühe sei vergebens, und zog sich nach Pavia zurück.**)

Dergleichen Kriegslisten kommen (wie schon zu Eingang erwähnt) auch in der alten Geschichte vor, und bei deren Vergleichen und Sammeln kommt man sicher, wenn nicht zu ursprünglichen, doch zu vergleichsweise früheren Quellen, als es die gegenwärtigen sein können. Indem er darüber redet, „wie man wohl den Schein erwecken könne, dass statt Mangels Überfluss herrsche", fuhrt Sextus Julius Frontinus in seinem Buche mit dem Titel „Strategamaticon" griechische und italische Beispiele an, welche richtige Typen der bisher erzählten Sagen sind. Ihre Wichtigkeit gibt mir Veranlassung, sie sämtlich hier anzuführen, selbst auf die Gefahr hin, weitschweifig zu werden. Folgende also sind Frontins Worte:

Ex. I. Romani, cum a Gallis Capitolium obsideretur, in extrema jam fame panem in hostem jactaverunt; consecutique ut abundare commeatibus viderentur, obsidionem donec Camillus subveniret, toleraverunt.

Ex. II. Athenienses adversus Lacedaemonios idem fecisse dicuntur.

Ex. III. Hi qui ab Hannibale Casilini obsidebantur ad extremam famem pervenisse crediti, cum etiam herbas alimentis eorum Hannibal saepe arato loco qui erat inter castra ipsius et moenia praeriperet, semina in praeparatum locum jecerunt: consecuti, ut habere viderentur quo victum sustentarent usque ad satorum proventum.

Ex. IV. Reliqui ex Variana clade cum obsiderentur quia defici frumento videbantur, horrea tota nocte circumduxerunt captivos, deinde praecisis manibus dimisserunt: hi circumsidentibus suis persuaserunt, ne spem maturae expugnationis reponerent in fame Romanorum quibus alimentorum ingens copia superessent.

Ex. V. Thraces in arduo monte obsessi in quem hostibus accessus non erat collato viritim exiguo tritico aut caseo paverunt pecora et in hostium praesidia dimiserunt: quibus exceptis occisisque cum frumenti vestigia in visceribus eorum apparuissent, opinatus hostis magnam vim tritici superesse eis qui inde etiam pecora pascerent, recessit ab obsidione.

Ex. VI. Thrasibulus dux Milesiorum cum longa obsidione milites sui angerentur ab Alyatte qui sperabat eos ad deditionem fame posse compelli, sub adventum legatorum Alyattis frumentum omne in forum compellere

*) Brief von Mahul in der Antologia v. April, Mai u. Juni 1824. Band 14, S. 113, Florenz, Pezzati, 1824.

**) Chronic. novariciense, lib. V, exp. 12, in den Monumenta historiae patriae, Bd. 5 (Script. III). S. 102 u. 103.

Digitized by Google

jussit et conviviis sub id tempus instructis per totam urbem epulas praestitit atque ita persuasit hosti superesse ipsis copias quibus diuturnam sustinerent obsidionem.*) —

Wenn wir alle diese Sagen oder vielmehr diese verschiedenen Gestaltungen einer und derselben Sage betrachten, so finden wir nur ein Motiv, nämlich die Not der Belagerten, welche durch Hunger oder Erschöpfung unterzugehen fürchten. In Sizilien werfen sie Käse aus Frauenmilch als Zeichen des Überflusses an Milch und folglich an Vieh hinaus; auch zeigt dies an, dass sie noch reichliches Futter haben. Hierdurch wird der Ruf der Sizilianer als eines „schlauen und vorsichtigen Geschlechtes", der bis zu Cicero zurückreicht, vollauf bestätigt. In der klassischen Sage, welche Frontino zuerst (Nr. 1 und 2) gibt, warfen allerdings die Römer, welche im Kapitol von den Galliern eingeschlossen sind, und die Athener keine Käse, sondern Brot den Feinden zu. Die Kriegslist hatte zwar ebenfalls Erfolg, ist aber doch nicht so sinnreich wie die der Sizilianer. Thrasybul, Feldherr des Milasio, wirft kein Brot fort, sondern führt die Gesandten des Alyattes auf den Markt, wo er mit dem Proviante eine grosse Meinung von den Vorräten bei ihnen erweckte; die Römer endlich, welche nach Varus' Niederlage übrigblieben, führten die Gefangenen, welche sie nachher mit abgehackten Händen entliessen, um ihre Scheunen herum. Hier ist nichts Merkwürdiges mehr, nur etwas ganz Natürliches, wie man sagen möchte, etwas Selbstverständliches für jeden, der sich in ähnlicher Lage befindet und der seiner Sache sicher ist oder doch glauben machen will, dass er es sei. In der Erzählung von den Römern, die von Hannibal im Konsilium belagert werden und ein gepflügtes Feld zwischen dem Orte und dem feindlichen Lager besäen, liegt etwas wie Ruhmredigkeit. Dass ein Ausweg aus äusserlicher Bedrängnis gesucht wird, ist ein den mittelalterlichen und antiken Sagen gemeinsamer Zug, der sicher auch den mündlichen Überlieferungen geblieben ist, welcher vielleicht — falls diese flüchtige Skizze die Aufmerksamkeit von Fachleuten auf diesen Punkt zu lenken das Glück hat — sich noch auffinden sollten. Es handelt sich stets darum, den Feind sehen zu lassen, dass die angegriffene Stadt soviel Getreide hat, um noch lange davon leben zu können; in derselben Weise, wie man in ihr Vieh jeder Art füttert, das dann, satt und wohlgenährt ins feindliche Lager geschickt oder unbarmherzig und gewaltsam aus den Mauern hinausgepeitscht wird. Die Alessandriner treiben eine Kuh ins Lager Friedrich Barbarossas, Graf Hatto und Königin Adelheid schicken einen Eber ins Lager Berengars, die Frau aus Carcassonne lässt gegen das Heer Karls des Grossen ein Schwein schleudern und die Thrazier jagen von ihrem unersteigbaren Berge Vieh hinab. Der Erfolg entspricht den Anschlägen; die Belagerung wird aufgehoben. Man hat auch den Scharfsinn des Urhebers der List zu beachten, welcher bei Tuppo und bei dem Beispiele von Alessandria und Novara — hier vermutlich auch im Volksmunde — ein kluger, erfahrener Greis ist, und in der That ist in allen

*) Sexti J. Frontini viri consularis Strategamaticae, sive de solertibus ducum factis et dictis libri quatuor. Caput 15. Parisiis apud Sebastianum Cramoisy, 1650.

Digitized by Google

diesen Fällen die Erfindung eines solchen Anschlages wesentlich übereinstimmend.

Alles in allem bin ich nicht der Ansicht, dass alle die zwölf Erzählungen einen historischen Kern haben; aber es könnte doch sein, dass sie doch zum Teil einen wirklichen und thatsächlichen Ursprung hätten, wie es bei historischen Sagen oftmals vorkommt und trotz mancher Umformung kenntlich bleiben. Bei den Erzählungen aus dem Altertum liegt ausserdem nur eine einfache Thatsache vor, die ein gescheiter Mensch wohl Gelegenheit haben konnte anzuwenden und die ihn unter ähnlichen Umständen auf einen glücklichen Gedanken brachte. Die verschiedenen Arten unserer Kriegslist lassen sich einteilen 1. in die Anwendung von Käse, 2. von Brot. 3. in das Zeigen von Vorräten, 4. in das Hinaustreiben gut gefütterter Tiere zum Feinde. Darin liegt nichts Unmögliches; und wenn dem so ist, so kann allerdings das nämliche recht wohl öfter unter denselben Verhältnissen vorgekommen sein. Nur ist mir aber doch wahrscheinlich, dass in vielen Fällen entweder eine Nachahmung stattfand, oder dass die Sage sich des Stoffes bemächtigte, und letzteres ist meines Erachtens für einige der mitgeteilten Varianten unbestreitbar.

Digitized by Google

Die Smyrna.

Eine Tradition Kleinasiens.

Von

M. TSAKYROGLOUS — SMYRNA.

Man könnte meinen, dass, nachdem die Leier des Orpheus ins Ägäische Meer versank und die Freiheit an den sagenumwobenen Küsten desselben untergegangen war, der griechische Geist auch seine Schaffenskraft verlor, und dass seitdem alle jene schönen Traditionen, wie die der sizilischen Sirenen und der Prall-Felsen am Euxinus gänzlicher Vergessenheit anheim gefallen seien.

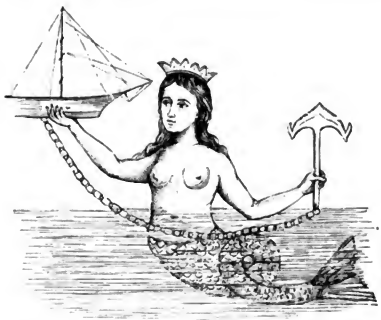
Wir glauben, dass kaum mehr als zwei oder drei Überlieferungen aus der altgriechischen und byzantinischen Welt sich bis heute rein erhalten haben, und der Forscher, der sie aus dem Dunkel, das sie umhüllt, an das Licht ziehen will, unterzieht sich ohne Zweifel einer schwierigen Aufgabe. Soviel steht fest, dass sich bei uns in Kleinasien nur eine einzige Tradition erhalten hat, die an denjenigen Helden und König anknüpft, welcher einen so gewaltigen Umschwung in der alten kleinasiatischen Welt herbeiführte und noch heute in aller Munde lebt.

Alexander der Grosse hatte die zerstreut lebenden Smyrnäer gesammelt und ihnen auf dem Pagusberge eine neue Stadt gegründet. Nach einer heutigen Version hätten die ephesischen Amazonen die Tempelsäulen der neu zu erbauenden Stadt an ihre Haarflechten gebunden und so herbeigetragen. In der Folge wurde die Dankbarkeit der Stadt personifiziert in der Existenz einer Nereide, die man sich unter der Gestalt eines Weibes vorstellte und die nach unten hin in einen Fischschwanz endete; auf ihrem Haupte trug sie eine Königskrone. Dieses Zwitterwesen mit seinen schwarzen Augen und rabenschwarzen Brauen hielt sich in der Meerestiefe auf. Das Verhältnis, in dem diese Gorgone zu dem Welteroberer steht, lässt sich nur erklären durch die Annahme, dass die ursprüngliche Personifikation der Dankbarkeit sich umwandelte in eine solche der Liebe und Sorge um das Geschick des Königs. Wenigstens deutet der Name dieser Nereide, Smyrna, der identisch ist mit dem der Stadt und sonst nirgends vorkommt, ganz bestimmt darauf hin.

Nach einer anderen Version war Smyrna die Tochter Alexanders des Grossen und des Meeres.

Digitized by Google

Wie sich die Sache auch verhalten möge, die Sage lautet, dass diese Gorgo plötzlich aus der Tiefe des Meeres emportauchend, dem Seefahrer die Anker des Schiffes mit ihren Händen ergreift und an ihn die typische



Frage richtet: *Ζῇ Ἀλέξανδρος ὁ βασιλεύς?* lebt Alexander der König? Wenn der Seefahrer schnell mit der Antwort: Er lebt und herrscht = *Ζῇ καὶ βασιλεύει*, da ist, so lässt ihn die Smyrna weiter fahren. Weiss er sich aber nicht zu fassen, so zieht sie das Schiff mit allem was darauf ist in die Tiefe hinab.

Auffällig ist die Ähnlichkeit dieses Mythus mit der Loreleysage. Von beiden Gestalten kann man mit Recht sagen, dass in ihnen die Gefahr personifiziert ist, die dem sorglosen Schiffer hier auf dem Meere, dort an der Enge des Flusses bedroht.

Die beigefügte Abbildung stellt die Sirene dar, wie das Volk sie denkt und wie man sie noch abgebildet findet.

Digitized by Google

Sagen aus Westpreussen.

Von

A. TREICHEL — HOCH-PALESCHKEN.

Die Hülfsteufelchen.

In einem gewissen Dorfe diente ein Mädchen, welches eine Hexe war. Derselben waren schwarze Teufelchen zu Diensten. Diese hielten sich gewöhnlich hinter einer Tonne auf, die in einer Ecke stand; dort pflegte ihnen das Mädchen auch immer das beste Essen hinzusetzen.

Als das Mädchen den Dienst verliess, trug sie ihrer Nachfolgerin auf, es wie sie mit dem Essen zu halten. Aber das neue Mädchen nahm statt des Essens eine Schüssel mit heissem Wasser und begoss die schwarzen Teufelchen damit, so dass diese verbruht wurden und sich davonmachten.

Die Mahrt.*)

I.

Als ein Stalljunge eines Nachts in seinem Bett im Stalle lag, kam ein Apfel auf die Decke gesprungen. Der Junge fasste den Apfel und biss hinein, aber der Apfel war ihm zu sauer, so dass er es bei dem Biss verbleiben liess; er behielt ihn jedoch in der Hand. Da fing der Apfel an, ihn zu bitten, dass er ihn doch loslassen möchte; aber der Junge that das nicht.

Am andern Morgen, als es hell wurde, zeigte es sich, dass er ein altes Weib festhielt, welches er in den Hintern gebissen hatte.

II.

Eines Nachts fand ein im Bett Liegender auf der Decke einen Apfel. Er biss mehrere Male hinein. Am nächsten Morgen zeigte es sich, dass

*) Poln. mora, der Mohr. Diese Sagen, wie die Teufelssagen in Heft 1 und Hexensagen in Nr. 2 sind ursprünglich polnische. A. Treichel.

Digitized by Google

jemand im Hause ganz zerbissen war. Das war derjenige, welcher sich in den Apfel verwandelt hatte.

III.

Ein Stalljunge fühlte plötzlich auf der Decke seines Bettes im Stall etwas Hartes. Er griff zu und merkte, dass er einen Apfel zu fassen bekam. Der Junge wunderte sich zwar, wer ihm den Apfel hingeworfen hatte, biss aber doch tapfer darauf los und verzehrte denselben bis auf das Gehäuse und den Stiel, welche er vor die Stallthür warf.

Am andern Morgen zeigte es sich, dass das Gerippe eines Menschen vor der Stallthüre lag; der Junge hatte also einen Menschen aufgegessen, welcher sich in den Apfel verwandelt hatte, um den Jungen als Mahrt zu drücken.

Das Sterben in Alt-Paleschken.

In Alt-Paleschken — es mögen wohl schon an die hundert Jahr her sein — hat einmal eine Krankheit geherrscht, welche mit Kopfschmerzen anfing, worauf sich dann Krämpfe einstellten, welche so lange anhielten, bis der davon Befallene starb. Es starben aber an dieser Krankheit nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene. Als die Leute im Dorfe sich nicht zu helfen wussten, da haben sie ihre Zuflucht zu einem eigenen Mittel genommen. Im Dorfe lebte nämlich eine steinalte Frau; dieselbe war schon über hundert Jahr alt; sie wusste selbst nicht recht, ob sie überhaupt noch am Leben war, so abgestumpft war dieselbe schon. Nun warfen die Leute eine Grube auf und vergruben darin die alte Frau. Da hörte das Sterben auf.

Das ist alles so wahr, wie es hier erzählt ist; in Alt-Paleschken gibt es noch Leute, deren Grosseltern dabei gewesen sind, als die alte Frau lebendig vergraben wurde. Man erinnerte sich wieder lebhaft an den Vorgang, als kürzlich in Garczin eine ähnliche Krankheit herrschte; das war aber die Genickstarre.

Der Tote spricht.

Ein Mann starb an einem schlimmen Fusse. Als er aufgebahrt dalag, glitt ihm der eine Fuss von der Bahre herunter; seine Frau, welche gerade im Zimmer anwesend war, legte ihm den Fuss alsobald wieder zurecht; darauf ging sie hinaus. Als die Frau nach kurzer Zeit wieder in das Zimmer zurückkehrte, hörte sie, wie der Tote sagte: „O, mein Fuss.“ Erschreckt verliess die Frau das Zimmer. Aber der Tote wiederholte dieselben Worte, als die jüngste Tochter des Verstorbenen in das Zimmer trat, und auch, als die zweite Tochter in dasselbe kam. Auch die beiden Töchter des Verstorbenen erzählten draussen, was sie gehört hatten. Da ging auch die älteste Tochter zu dem Verstorbenen in das Zimmer; dieselbe kam aber nicht wieder heraus, man fand sie tot am Boden liegen.

Digitized by Google

Zwei böhmische Märchen

aus dem

mährisch-walachischen wie dem südwest-böhmischen Dialekt
der böhmischen Sprache

übersetzt von

W. TILLE — PRAG.

II. Die englische Prinzessin Afanasie.

In alten Zeiten, als noch der französische Kaiser und der englische König herrschten, waren sie grosse Kameraden. Sie führten einmal Krieg miteinander und der französische Kaiser siegte. Nun zürnte ihm der englische König sehr. Der französische Kaiser aber hatte eine Abbildung der Prinzessin des englischen Königs, welche Afanasie hiess, und hielt sie — jenes Bild — im Zimmer eingesperrt, damit es keiner von seinen Söhnen zu sehen bekäme. Sie war sehr schön.

Er hatte nämlich zwei Söhne; der eine hiess Ladislav, der andere hiess Rudolf. Rudolf war der jüngere. Einmal vergass der Vater das Zimmer zuzusperren. Ladislav kam einmal in das Zimmer, sah dort die Afanasie abgebildet; sie war so schön, dass ihm, sobalt er sie gesehen, das Herz vor Freude jubelte. Er beschloss bei sich und schwur zu Gott, dass er sie bekommen müsse. Er wusste zwar zu gut, dass sein Vater mit dem englischen König auf feindlichem Fusse stand, er achtete aber nicht darauf. Er bat einmal den Vater, dass er ihm in andere Städte zu reisen erlaube, um sich zu überzeugen, wie es mit der Ordnung im Heere stehe und wie das Heer lebe. Der König gab ihm recht und erlaubte es ihm. Er machte sich auf und fuhr direkt zur See. Als er an der See ankam, so bezahlte er

---

Anmerkung. Diese zweite Erzählung rührt von dem Schneider Svoboda her, der sich jetzt im Dorfe Střední Bečva niederliess. Er ist im Zbirover Kreise (in Westböhmen) im Dorfe Retohlavy geboren und spricht auch den westböhmischen Dialekt. Die Märchen hörte er von seinem Bruder, der einige Jahre als Soldat gedient hatte, erzählen (er selbst wurde nicht assentirt). Mit dem Bruder arbeitete er eine Zeitlang auch in Bayern. Vor neun Jahren wanderte Svoboda nach Amerika aus; vor kurzer Zeit kehrte er nach Europa zurück und liess sich jetzt in der Heimat seiner Frau nieder. Seine Reisen haben auf die von ihm erzählten Stoffe nur wenig Einfluss ausgeübt. Er erzählt fliessend, angenehm, hat ein vortreffliches Gedächtnis, so dass er nicht nur sehr viele Märchen zu erzählen weiss, sondern auch alle Einzelheiten bei der Wiederholung desselben Stoffes genau so wie vorher wiedergibt. Lesen und schreiben thut er ungern und schwerfällig. Er versteht und spricht böhmisch und englisch.

Von den beiden Erzählern wurden mir die Stücke Wort für Wort diktiert. Diesem langsamen und langweiligen Diktieren ist auch der grösste Teil der so oft vorkommenden Sprach- und Stilfehler zuzuschreiben. Die deutsche Übersetzung musste manche Stellen der Verständlichkeit wegen mehr dem Sinne nach als wörtlich wiedergeben. W. T.

Digitized by Google

ein Schiff für sich und fuhr auf die andere Seite. Als er aber glücklich auf die andere Seite, nach England, in die Hauptstadt wo der König war, gelangte, gelangte er glücklich bis zu ihm in seinen Palast. Sobald ihn der König erblickte, erkannte er ihn sogleich, dass er des französischen Kaisers Sohn sei. Er befahl also seinen Dienern, sie sollten ihn gleich nehmen, binden und backen. Nachdem er gebacken war, liess er für ihn eine Kiste aus Brettern machen; in diese Kiste steckten sie ihn und vernagelten sie und schickten sie zurück nach Frankreich. Er schrieb ihm noch, er solle sich ihn gut schmecken lassen. Der Kaiser, sobald er es bekam, verfiel mit der Frau und mit dem Sohne in grossen Kummer.

Nun hatte er nur einen einzigen Sohn, Rudolf, und auch der wuchs schon heran. Einmal ging der Vater zufälligerweise fort. Er liess einen Schlosser holen und befahl ihm, jenes Zimmer zu öffnen. Er wollte das Bild sehen, wie die Prinzessin aussieht. Der Schlosser öffnete ihm das Zimmer. Er schaute das Bild an; wie er das Bild anschaute, beschloss er bei sich, dass er die Afanasie bekommen müsse, dass er für sie lebe und leben werde. Nur spekulierte er aber, wie er abreisen könnte. Er bat einmal den Vater, er möge ihm hinaus erlauben, die Städte zu bereisen, um zu sehen, wie das Volk in den andern Städten lebe. Der König wollte es ihm aber nicht erlauben. Nicht einmal hören wollte er davon, weil er nur einen einzigen Sohn hatte. Er dachte bei sich: „Ach was, wenn er so etwas von der Prinzessin weiss und auch nach England reisen wird, da könnte ich ihn auch leicht verlieren." Rudolf bat ihn aber täglich, er solle ihn reisen lassen, wenn er um ihn so eine Furcht hege, solle er ihm zehn Mann Soldaten als Wache mitgeben. Nun willigte der Kaiser ein. Alle Soldaten mussten einen Eid ablegen, sie wollten den Kopf verlieren, wenn sie ohne Rudolf zurückkämen, oder wenn ihm etwas geschehe. Rudolf trat also mit den Soldaten die Reise an. Er reiste aber geraden Wegs zum Schwarzen Meere. Dort mietete er ein grosses Haus; und die Soldaten mussten überall wohin er ging, ihm nachgehen; so fürchteten sie, dass sie ihn irgendwo verlieren könnten. Einmal bezahlte er einem Kapitän, dass er ihn auf das Schiff nehme; er befahl seinen Soldaten, ihn den folgenden Morgen nicht um sieben, sondern um acht Uhr zu wecken. In der Nacht, als die Soldaten im Hause schliefen, schlich er langsam aus dem Hause fort und ging auf das Schiff. Wie er es betrat, stach das Schiff gleich in die See, weil der Kapitän von Rudolf bestochen war. — Die Soldaten gingen früh um acht Uhr den Rudolf wecken, Rudolf antwortet ihnen nicht. Sie warteten also eine halbe Stunde. Sie gehen, wecken ihn, niemand lässt sich hören. Sie gingen zu einem Schlosser, der Schlosser öffnete ihnen das Zimmer, Rudolf war nicht darin. Also klagten sie um den Rudolf, dass sie gut wüssten, dass sie den Kopf verlieren würden, dass sie vor dem Kaiser schwuren und jetzt sollten sie ohne Rudolf nach Hause kommen. Dort in der Stadt warteten sie drei Tage und konnten ihn nicht finden.

Wie konnten sie ihn finden, wenn er auf der See fuhr. Darauf nach drei Tagen rückten sie aus und kehrten nach Hause zurück. Sie kamen zum Kaiser und erzählten ihm, was mit dem Rudolf geschehen ist, dass sie ihn verloren haben und dass sie ohne ihn nach Hause kommen. Nun war der König gleich aufgeregt und liess sie gleich ins Gefängnis werfen. Er

Digitized by Google

sagte: „Tag und Jahr werdet ihr im Gefängnis bleiben. Wenn Rudolf nach einem Jahre und einem Tage zurückkehrt, werdet ihr Gnade bekommen; kehrt er aber nicht zurück, wird ein jeder um den Hals kürzer werden.

Nun gelangte der liebe Rudolf glücklich über das Meer hinüber. Als er das Meer verliess, so begegnete er einem Bettler. Er sagt: „Bettler, ziehe dein zerrissenes Kleid aus und ich gebe dir mein schönes, wir werden mitsammen tauschen." Der Bettler sagt: „Habet mich nur nicht zum Narren deswegen, dass ich zerrissen herumgehe." Rudolf sagt: „Keinen Narren, ziehe dich nur aus, ich ziehe mich schon auch aus." Als der Bettler sah, dass Rudolf sich auszieht, zog er sich auch aus. Rudolf legte die zerrissenen Kleider an. Der Bettler zog die Kleider des Rudolf an. Nun musste der Bettler dem Rudolf noch seinen zerrissenen Korb geben und einige Brotstücke darin. Nun sah Rudolf in dem Kleide aus, wie wenn er fünfzig Jahre alt wäre. Rudolf begann also zu betteln, bis er in die Stadt gelangte, wo der König wohnte, stets bettelnd, bis er den Korb fast voll von Brot hatte.

Er kam in die Burg gerade wie es 12 Uhr mittags schlug. Die Wache wechselte und er kroch unterdessen dort unter, bis er in die Burg gelangte und schaute seitwärts hinauf. Der König speiste eben mit der Prinzessin. Er öffnet die Thür und bettelt. Der König springt in die Höhe und sagt: „Was ist das für eine Ordnung, dass die Wache einen Bettler in die Burg hineinlässt? Der Bettler wird heute gehenkt und die ganze Wache wird aufgehängt." Die Prinzessin bittet den Vater, er solle ihnen das Leben schenken, und er sagt: „Wenigstens diesen Bettler, an dem werde ich mich rächen." Die Prinzessin bittet den Vater, er solle ihm das Leben schenken, sie sehe an ihm, an dem Bettler, dass er ohnedies ein Narr oder recht dumm sei; er möge ihm also das Leben schenken: dass man ohnedies in jeder Burg einen Narren habe, dass also auch sie sich diesen halten können. Und so bat sie also den Vater, dass sie ohnedies einen Gärtner hätten, der zu alt sei, der bald sterben werde; dieser Gärtner könnte ihm die Gärtnerei lehren. Der König sagt: „Siehst du, Afanasie, du hast recht. Unser Gärtner kann ihm alle die Blumen, die wir in unserem Garten haben, kennen lehren." Er liess also den Gärtner herbeirufen. Der Gärtner kam, der König sagt: „Herr Gärtner, da haben Sie einen Mann, ich will, dass Sie ihm die Gärtnerei lehren." Der Gärtner also sagt: „Euer königliche Majestät, ich bin zufrieden." Die Prinzessin gab ihm also das Kleid, einen schönen Hut, alles. Als er aber das schöne Kleid anlegte und sich abwusch, war aus ihm so ein schöner Mensch geworden, dass die Prinzessin ihr Leben lang keinen so schönen Menschen gesehen hatte. Sie war aber ganz und gar in ihn verliebt.

Nun arbeitet er also in dem Garten. Der Gärtner sagt: „Also siehst du, Rudolf, diese Blumen liebt die Prinzessin am meisten. Die wirst du schön behacken und das Gras auspflücken; bis sie behackt sein werden, wirst du sie schön begiessen." Er sagte: „Onkel, das thue ich." Der Gärtner ging fort, und er pflückte alle die Blumen aus, und das Gras behackte er schön und begoss es. Der Gärtner kam zu ihm und sagt: „Um Gottes willen, du hast die schönen Blumen ausgepflückt, und das Gras hast du behackt und begossen; nun siehst du, du Esel, was du angestellt hast!"

Digitized by Google

Und gab ihm ein Kopfstück. Er fing an zu weinen, ging zum König, sagt: „Onkel, der Gärtner hat mich geschlagen.“ Der König liess sich den Gärtner rufen: „Warum haben Sie ihn geschlagen?“ „Euer königliche Majestät, er pflückte mir die schönsten Blumen aus und warf sie hinaus und das Gras behackte er. Ich habe ihm gesagt, er solle das Gras auspflücken und die Blumen behacken, und er that es umgekehrt. Euer königliche Majestät, ich werde mich lieber für den Dienst bedanken, als ihn noch in der Lehre behalten und mich mit ihm ärgern.“ Der König sagte: „Nun, ich werden Ihnen was sagen, Herr Gärtner: weisen sie ihm dort ein Stück Garten an, lassen Sie ihm dort ein Häuschen bauen, er soll dort allein die Blumen pflegen, Sie werden sehen, was es mit ihm sein wird.“

Der Gärtner ging also gleich und wies ihm dort ein Stück Garten an und liess ihn dort ein Häuschen bauen. Er zog dorthin gleich ein, ging in seinen Garten, den ihm der Gärtner zugewiesen hatte, und pflegte dort seine Blumen. Es wuchs dort aber nichts anderes als Klettenkraut und daran solche Knöpfe; und das Klettenkraut behackte er so schön — bis der Gärtner einmal zu ihm kam. Er sagt: „Siehst du, du Esel, da hast du dein Gras schön behackt; was hast du davon? Nichts. Morgen ist der Afanasie ihr Namenstag, jeder Bursche wird ein schönes Bouquet aus Blumen machen, wird eine schöne Gabe von der Afanasie bekommen; ich werde sehen, was du für ein Bouquet machen wirst.“ „Ich werde schon ein Bouquet machen, Onkel.“ Er ging in der Nacht, pflückte schöne Blumen im Garten und machte ein schönes Bouquet; er band es mit einer goldenen Kette zusammen, befestigte einige Ringe darauf, und trug es zur Prinzessin an ihrem Namenstage. Der Gärtner sah ihn aber, als er in die Burg hineinging; er gab also auf ihn acht, bis er zurückgehen würde. Als Rudolf in die Burg kam, wünschte er der Prinzessin so schön, dass sie ihn verwundert ansah — und da reicht er ihr das schöne Bouquet. Sie ging also und gab ihm den Hut voll von goldenen Dukaten. Er nahm sie und lief damit in seine Hütte. Der Gärtner aber läuft ihm nach, sagt: „Rudolf, was hast du von der Prinzessin bekommen?“ Er sagt: „Schauet nur, was sie mir gab: den Hut voll von Knöpfen, und die haben noch dazu keine Löcher; ich kann sie nicht einmal auf den Rock annähen. Was werde ich also damit machen? Nehmet es euch Onkel.“ Der Gärtner schnappte danach und läuft voll Freude nach Hause; „Schau nur, Weib, wie der Mensch dumm ist. Die Prinzessin gab ihm den Hut voll von Dukaten, und er denkt, es seien Knöpfe; so sagte er zu mir, ich solle mir sie nehmen.“ Nun schickte die Prinzessin zu Rudolf ihre Gouvernante. Die Gouvernante geht: „Herr Gärtner, die Prinzessin lässt Euch sagen, was Sie haben wollen, wenn Sie ihr noch ein solches Bouquet machen?“ Er sagt: „Einen Schub gegossener, mit Pflaumenmus geschmierter Talken.“ Na, die Prinzessin willigte also ein, dass ja. Er machte also gleich noch ein schönes Bouquet und trägt es ihr in die Burg. Dieses war aber noch zweimal so schön wie das erste. Er reichte es der Prinzessin. Sie nahm es und lachte ihn an. Der Schub gegossener Talken war bereit, die Gouvernante beschmierte sie mit Pflaumen, und er ass sie; und anstatt dass er sie, so wie sie liegen, der Länge nach essen sollte, ass er sie so der

Digitized by Google

Breite nach und beschmierte sich das ganze Gesicht, so dass die Prinzessin sobald sie ihn ansah, wie er beschmiert war, sich nicht des Lachens enthalten konnte. Die Prinzessin sagt: „Herr Gärtner, was gebe ich Ihnen, wenn Sie mir noch ein solches Bouquet machen?“ Er sagt: „Nehmet mich mit zum Schlafen“ Sie sagt: „Es gilt“, weil Rudolf ein sehr schöner Mensch war. Er ging also gleich noch an demselben Tage und machte wieder ein schönes Bouquet und band es mit goldener Kette, an der eine kleine goldene Uhr angehängt war. Als er es brachte, reichte er es der Prinzessin; sie nahm es von Rudolf an und schaute den Rudolf an und lachte freundlich. Er ging also mit der Prinzessin schlafen; und die ganze Nacht — statt dass er sie berührt hätte — kümmerte er sich nicht einmal um sie. Früh sagte sie zur Gouvernante: „Denken Sie sich nur, er kümmerte sich gar nicht um mich. Den nehme ich jede Nacht zum Schlafen mit.“ Sie liess ihn rufen: „Herr Gärtner, was gebe ich Ihnen, wenn Sie mir noch so ein Bouquet machen? Das wird aber schon das letzte sein.“ „Nehmet mich noch einmal mit zum Schlafen.“ Sie sagt: „Recht gerne.“ Er ging also und machte noch ein Bouquet, darauf band er aber schönes Gold und allerlei wertvolle Kleinodien, dass das Bouquet viele Tausend wert war. Er bringt es der Prinzessin; die Prinzessin nimmt es in die Hand und gibt dem Rudolf einen schönen Kuss dafür, weil Rudolf ein bildschöner Mensch war. Sie dachte aber im Herzen bei sich an Rudolf und er an sie. Abends gingen sie schlafen, sie fragte ihn verschiedenes aus, woher er sei. Er sagte zu ihr, er sei aus einem Lande eines Kaufmanns Sohn. Sie liebkosten also miteinander in der Nacht. Sie gaben sich das Gelübde, einer dem andern, dass sie heiraten würden. Rudolf aber, wie er bemerkte, dass die Prinzessin schwanger sei, so spekulierte er, wie er mit der lieben Prinzessin über das Meer fliehen könnte. Und davon wusste niemand unter ihnen als Rudolf, die Prinzessin und die Gouvernante. . . . Der König und die Königin wurden einmal in ein Städtchen auf ein Gastmahl geladen. Nun bereitete sich Rudolf mit der Prinzessin auf die Reise, sie nahm alle ihre Kleider und viel Geld. Rudolf ging gleich, bezahlte das Schiff und sie segelten auf die andere Seite. Die Gouvernante hatte verboten, jemandem etwas davon zu sagen, bis der König nach Hause kommt und, wo die Prinzessin sei, fragen wird, dann solle sie sagen, sie wisse nicht. Der König kam nach Hause. Früher, wenn er von irgendwo zurückkehrte, lief ihm die Prinzessin immer entgegen; jetzt kam sie ihm nicht mehr entgegen. Er fragt die Gouvernante: „Wo ist die Prinzessin?“ Sie sagte, sie habe sie abends in ihr Zimmer begleitet, früh als sie öffnen kam war niemand drinnen. Er fragte: „Wo ist Rudolf?“ Sie sagt, dass sie es nicht wisse. Er schickte gleich in den Garten, den Rudolf zu suchen. Rudolf war nirgends. Der König liess also gleich ein Schreiben aufschreiben, welches an jede Ecke angeklebt wurde: dass derjenige, der den Rudolf lebendig bringen wird, fünzig Tausend für ihn bekommt.

Rudolf gelangt also mit der lieben Prinzessin glücklich auf die andere Seite. Nun kaufte Rudolf einen schönen Wagen und die Pferde, und sie fuhren nach ihrer Heimat. Als sie so einige Tage fuhren, sagt Rudolf zur Afanasie: „Siehst du, ich habe kein Geld mehr, ich muss die Pferde und den Wagen verkaufen, und kaufe bloss ein Pferd und eine Droschke.“

Digitized by Google

Sie sagt: „Teuerer Rudolf, ich bin zufrieden.“ Nun fuhren sie wieder einige Tage. Er sagt: „Siehst du, teuere Afanasie, ich habe wieder kein Geld mehr; wir verkaufen also das Pferd samt der Droschke und kaufen uns nur so einen Schubkarren. Eine Weile ziehe ich dich, dann ziehst du wieder mich.“ Sie sagt: „Ich bin zufrieden.“ Er kaufte also den Karren, setzte sie hinein in den Karren und setzte mit ihr den Weg fort. Sie war aber daran nicht gewöhnt; weil sie aber den Rudolf so lieb hatte, wollte sie sich an alles gewöhnen. Er sagt also zu ihr: „Siehst du, teuere Afanasie, ich habe wieder kein Geld mehr, und so ein seidenes Kleid, wie du es anhast, pflegt man bei uns nicht zu tragen. Du musst dir einen kurzen, roten Oberrock, nur bis an die Knie, und eine rote Jacke und auf den Kopf nur ein Kopftuch kaufen.“ Sie war das nicht gewöhnt, weil sie aber den Rudolf lieb hatte, musste sie sich daran gewöhnen. So gelangten sie glücklich zur königlichen Stadt. Er sagte zu ihr: „Bleibe hier bei dem Karren; ich muss zu meiner Mutter gehen und dich ihr anmelden, ob ich dich in ihr Häuschen mitbringen darf. Dann muss ich dir sagen: ich bin kein Kaufmannssohn, ich bin der Sohn einer Hökerin, und die ist sehr bös. Ich werde dich also anmelden gehen.“ Sie sagt: „Gehe also, teuerer Rudolf.“ Und sie weinte, die Arme. Sie sagt: „Siehst du, was für einer Herkunft ich bin; und du hast mich in so ein Unglück gebracht.“

Rudolf ging also zu einer Hökerin, sagt: „Du, Alte, ich sage dir: Ich führe mir eine Prinzessin von England mit, ich bin Prinz Rudolf. Bis ich dir meine Prinzessin herführen werde, also zanke sie tüchtig aus und sage: ‚Was für einen Schandbalg hast du dir mitgebracht?‘ Dass du mir sie ja nicht nachher hineinlässt!“ Und Rudolf machte sich auf und ging um die liebe Prinzessin. Sie wartete dort auf ihn, die Arme. Er sagt: „Also komm, Afanasie, ich habe dich bei meiner Mutter schon angemeldet.“ Sie zog den Karren und er schob. Wie sie also in das Häuschen, wo die Hökerin wohnte, kamen, lief diese, sobald sie sie erblickte, dass sie mit dem Karren herfuhren, heraus und sagte: „Du mordverfluchte Seele, so einen Schandbalg hast du dir mitgebracht?“ So schimpfte und schrie die Alte. Als dessen schon genug war, winkte ihr Rudolf zu, und sie hörte damit auf. Sie gingen in das Zimmer, sie sagte: „Was soll ich euch zum Essen geben, wenn ich selbst nichts habe?“ Rudolf sagt: „Gebet uns nur doch was zum Essen, wir haben Hunger.“ Sie hatte dort also gekochte Erdäpfeln zum Schälen. Die Hökerin ging also, nahm die Erdäpfel samt dem Topfe und schüttelte sie auf den Tisch heraus. Sie sagt: „Etwas anderes kann ich euch nicht geben.“ Afanasie schaute das Essen an und dachte bei sich: „Gott, was habe ich nur gethan? Ich bin doch in königlicher Burg geboren und jetzt bin ich in so ein Elend geraten.“ Sie wusste also nicht einmal, was für eine Speise es war; sie ass sie also samt den Schalen, weil sie nicht einmal wusste, wie man sie abschälen soll. Sie ass also einige Erdäpfel auf und sagte, sie habe schon genug.

Er, Rudolf, sagt: „Mütterchen, wir haben kein Geld; wisset Ihr von keiner Arbeit hier, damit wir uns ernähren könnten?“ Die Hökerin sagt: „Ja, ich weiss von einer Arbeit. Morgen geht man die Hopfengärten behacken,

Digitized by Google

da könnet Ihr mitgehen, um auch das Brot zu verdienen. Rudolf sagt: „Teuere Afanasie, du musst also den Hopfengarten behacken gehen, und ich werde mir wieder in der Stadt eine andere Arbeit suchen, damit wir uns ernähren." Die Hökerin brachte eine Hacke, zeigte sie der Afanasie, Diese sagt: „Wie nimmt man es denn in die Hand?" Die Hökerin gab ihr die Hacke in die Hände, und sagte: „So werden Sie hacken." Sie führte sie also ins Feld, Rudolf ging mit ihr; sie zeigte ihr, wie sie hacken solle. Sie, die Arme, hatte es nie in den Händen gehabt, sie weinte also, warum sie sich betrügen liess und von den Eltern fortging. Rudolf sagt: „Hacke hier also, teuere Afanasie, und ich gehe in die Stadt mich nach einer Arbeit umzusehen, und in einer Weile komme ich nach dir zu schauen." Er prüfte sie aber nur so, ob sie ihm treu sei, und machte sich auf und ging geraden Weges zu seinem Vater in die Burg.

Wie ihn der Kaiser sah, fielen sie sich in die Arme, sie küssten sich. Das erste Wort Rudolfs war: „Wo sind die Soldaten, die mit mir ausgereist waren?" Der Kaiser sprach: „Morgen eben sollen sie alle aufgehängt werden. Nachdem du nun zurückgekehrt bist, werden sie alle Pardon bekommen." Der Kaiser befahl gleich, dass die im Gefängnis sich befindenden Soldaten auf freien Fuss gesetzt werden sollen. Rudolf erzählte seinem Vater sein ganzes Geheimnis (Inkognito), welches er bewahrte, dass er die Afanasie dem englischen König stiehl und mit ihr in die Stadt kam, Der Kaiser fragt ihn, wo er sie habe. Er sagt, sie sei bei einer Hökerin und behacke den Hopfengarten; dass er sie prüfe, ob sie ihm treu sei.

Er ging und pachtete dort (in der Stadt) eine Kantine. In dieser Kantine verkaufte man den Branntwein, die Semmeln und die Würste. Als die Soldaten zum Exerzieren und wieder zurückritten, so brachten sie dort in der Kantine viel Geld an. Und Rudolf machte sich auf und ging gleich auf das Feld zur Afanasie. Sie, sobald sie ihn sah, fing gleich zu weinen an, und sagte: „Schau, Rudolf, wie mir das Blut aus den Händen fliesst! Du weisst gut, dass ich das mein Leben lang nicht einmal gesehen habe, und jetzt soll ich es machen." Er sagt: „Komm mit mir, Afanasie," und nahm ihr die Hacke ab und trug sie selbst. Er sagt: „Teuere Afanasie, ich habe für dich eine bessere Arbeit gefunden. Ich habe eine Kantine gemietet. Dort wirst du den Branntwein, die Semmeln und die Würste verkaufen." Sie sagt: „Weisst du, Rudolf, das ist was für mich, das wird eine bessere Arbeit sein." Er führte sie also hin in die Kantine und ging und überredete die Soldaten, sie sollten — bis sie vom Exerzieren zurückkehrten — dort alles austrinken, alles aufessen und alles zerschlagen, ihr aber sollten sie nichts Böses anthun. Die Soldaten also, wie sie zurückkehrten, so befahlen sie sich den Branntwein, die Semmeln und die Würste, bis sie dort alles aufzehrten und austranken; und was sie nicht austrinken konnten, das liessen sie aus den Fässern auslaufen, und die Fässer zerschlugen sie in Stücke. Die Arme schaut sie so an und weint und geht nach Hause zu der Hökerin; und Rudolf war dort. Sie sagt: „Schau, Rudolf, wie es mir ergangen ist, was für ein Militär da ist; alles tranken sie mir aus, und was sie nicht ausgetrunken haben, das haben sie auslaufen lassen." Rudolf sagt: „Kennst du sie?" Sie sagt: „Ich kenne keinen, sie haben alle den gleichen Anzug gehabt." Afanasie sagt: „Das

Digitized by Google

dürfte bei uns nicht geschehen." Rudolf sagt: „Warte, teuere Afanasie, ich werde dir etwas Besseres finden." Sie sagt: „Gehe also, teuerer Rudolf, dass wir uns irgendwie ernähren."

Er ging auf den Ring und kaufte allen Töpfern die Töpfe und Schüsseln ab und liess ihr das alles auf den Marktplatz zuführen. Er ging und überredete die Dragoner, sie sollten — bis sie vom Exerzieren zurückkehrten — mit den Pferden dort in die Töpfe hineinreiten, dort alles zertreten und zerschlagen, aber ihr darf niemand bei Todesstrafe nichts Böses anthun Nun ging Rudolf zur Hökerin und sagte: „Teuere Afanasie, ich habe dir nun ein besseres Geschäft eingerichtet. Du wirst am Marktplatze die Töpfe verkaufen." „So etwas, teuerer Rudolf, das wird doch etwas Besseres sein." Sie ging also auf den Marktplatz, setzte sich auf einen Stuhl zu ihren Töpfen und verkaufte dort. Als die Soldaten vom Exerzieren ritten, lenkten sie ihre Pferde in die Töpfe hinein, zertraten alles, ihr aber durften sie nichts Böses anthun. Nachdem sie fortgeritten waren, so ging sie weinend und sucht unter den Scherben, ob irgend einer noch erhalten wäre; sie stellte ihn auf die Hand, klopfte auf ihn, ob er nicht gesprengt ist. Sie fand also wenige erhalten und machte sich auf und ging zu der Hökerin. Rudolf, weil er eben zugesehen hatte, als ihr dort die Reiter die Töpfe zertraten, wartete dort schon auf sie. Sie kam weinend. „Was ist dir geschehen, teuere Afanasie, dass du weinst?"

„Schau nur, teuerer Rudolf, die Soldaten sind mir mit den Pferden in die Töpfe hineingeritten und zerschlugen und zertraten alles, und ich habe keinen Kreuzer eingenommen. Kennst du sie?" „Ich kenne keinen von ihnen." „Warte, teuere Afanasie, ich habe für dich eine bessere Beschäftigung gefunden. Du wirst in der kaiserlichen Burg in der Küche angestellt, und ich habe dort auch eine Arbeit, ich reinige die Gänge. Aber ich bin dort ohne Kost, also du musst immer trachten, dass du für mich von dem Essen etwas versteckst." Er führte sie also in die Burg in dem kurzen Überkleide hinein. Nun gingen alle sie anzusehen. Sie kochte hier also und versteckte vom Frühstück etwas für ihn und vom Mittagsessen auch, so dass es in zwei Töpfen war; in dem einen war die Suppe, in dem andern das Fleisch und die Brühe, und sie wollte es ihm schon geben, sie gab aber acht, dass sie niemand sah; sie band es sich also unter die Röcke in die Hüfte. Es war dort so ein alter hinkender Lakai, der wurde schon von Rudolf angewiesen, er solle auf sie achtgeben, bis sie das Essen verstecken würde. Sobald der Lakai wusste, dass Afanasie das Essen versteckt hatte, ging er in den Saal, dort sassen dreissig Musikanten, denen befahl er zu spielen, und wer in der Burg war, jeder musste tanzen. Er ging und nahm Afanasie zum Tanz, der Kaiser und die Kaiserin, alles schaute, und wie der Lakai mit Afanasie tanzte, fiel ihr der Topf mit der Brühe heraus, die Arme wurde ganz rot, sie schämte sich. Alles schaute, wie sie mit ihm weitertanzte, so fiel ihr der zweite Topf mit dem Essen heraus. Sie schämte sich sehr. Der Kaiser mit der Kaiserin konnten es nicht mehr ansehen; er ging also, nahm sie bei der Hand, führte sie in das Zimmer, küsste sie: „Komm, teuere Afanasie, du bist unsere Tochter." Er gab ihr gleich ein Kleid, wie es sich für eine Prinzessin ziemt. Sie war so schön, der Kaiser hatte seine Freude daran, dass

Digitized by Google

sein Prinz so geschickt sei, dass er sie dem englischen König weggestohlen habe. Der Kaiser schickte ihm Frieden, er solle sich mit ihnen versöhnen kommen, dass sein Prinz Rudolf seine Prinzessin Afanasie heiraten werde. Wie der König den Brief bekam, und ihn überlas, so hatte er grosse Freude daran, dass seine Prinzessin am Leben sei. Er machte sich also auf die Reise und kam nach Frankreich zum Kaiser. Der Kaiser, sobald er ihn zu Gesicht bekam, so bewillkommte er ihn herzlich, und die Prinzessin Afanasie bewillkommte ihn. Dann feierten sie eine schöne Hochzeit, alle, Kaiser und Kaiserin wurden auf die Hochzeit geladen. Nach der Hochzeit verabschiedete sich der englische König von ihnen und reiste in seine Heimat und wünschte ihnen alles Gute und —

Ende.

Christinchen sass im Garten.

Volkslied.

Mitgeteilt von

ALEX. KAUFMANN — WERTHEIM.

Christinchen sass im Garten,
Den Bräutigam zu erwarten;
Sie hatte schon lange zum Himmel gesehen,
Ob sie den Rhein könnt' übersehen.

Sie ging zu ihrer Mutter:
„Ach Mutter, herzliebste Mutter,
Könnte dies, könnte das nicht möglich sein,
Dass ich blieb noch ein Jahr bei dir?"

„Nein, das kann nicht geschehen,
Die Heirat muss geschehen,
Die Heirat muss vollzogen sein,
Und du musst wandern über den Rhein."

Sie ging in ihre Kammer,
Beweinte ihren Jammer,
Beweinte ihres Herzens Leid
Und zog wohl an ein weisses Kleid.

Sie kam zu einem Bache,
Da begegnet' ihr eine Schwalbe;
„Schwalbe, du fliegst hin, wo Freude ist,
Aber ich muss hin, wo Elend ist."

Digitized by Google

Der Bräutigam kam gefahren
Mit sechsunddreissig Wagen
Und einer Kutsche mit Gold beschlagen:
„Darin soll mein Christinchen fahren."

Sie kam zu einer Brücke,
Die brach in viele Stücke;*)
Christinchen fiel in den Bach**) hinein
Und brach den Arm und auch das Bein.

Die Mutter stand von ferne
Und sah Christinchen schwimmen:
„Ach, hätt' ich doch ein Seidenband,
Ich wollt' es knüpfen an ihre Hand."

Der Bräutigam stand von ferne
Und sah Christinchen schwimmen:
„Dies ist nun ach***) die siebente mein
Und soll nun auch die letzte sein."

Schwere Wahl.

Ein Volkslied aus Hinterpommern.

Mitgeteilt von

O. KNOOP — ROGASEN.

Un kimmt mi mål dat Frien an,
Wat nehm ik mi denn får ne Mann?
Ik mutt mi man bequeme,
Mi eine Mann tau nehme.
Nu denk man a bitzke nâ,
Jâ, jâ,
Nu denk man a bitzke nâ.

*) Var. Da brach das Brett in Stücke.
**) Var. In's Wasser.
***) Var. Schon.

Anmerkung. Das vorstehende Schelmstück — dies ist die gewöhnliche Bezeichnung des Volksliedes in Hinterpommern — wurde mir von dem Lehrer Herrn Dassow in Culsow (Kreis Stolp) mitgeteilt. Das Lied ist auch sonst bekannt. Frischbier, Preussische Volkslieder in plattdeutscher Mundart (Königsberg 1877) bietet es unter der Überschrift „Schware Wal" in bedeutend erweiterter Fassung; es zählt dort 11 Strophen. Die Varianten s. S. 79—81. Von dem aus den Neuen preuss. Provinzial-Blättern a. F. IX. 370 mitgeteilten hochdeutschen Liede ist mir nur die erste Strophe in Hinterpommern bekannt geworden; sie lautet dort:

Maeke, wenn du frie wisst (oder: wisst du selig ware),
Fri di eine Päpe;
Dei kann di de Sing' vergaewe,
Kann uk bi die schläpe.

Reste alter Volkslieder finden sich in Hinterpommern noch vielfach vor.

Knoop.

Digitized by Google

Dei Handwerksmann is mi tau schlecht,
Wil hei't Kaptâl up'm Puckel drecht.
Doa mutt ma sik jâ schaeme,
Sik sone Mann tau nehme.
Nu denk etc.

Dei Eddelmann, dat isse Mann,
Dei noch ne Fru ernähre kann;
Doch steht dei Ripps un Rapps nich gaut,
Denn hungre sei alle beide dot.
Nu denk etc.

Dei Kester, dei is mi tau dull,
Dei schlêt de Junges de Puckel vull,
Un is emâl de Supp nich trecht,
Denn gifft dat glîk wat upgelecht.
Nu denk etc.

Dei Preister is dei allerbest,
Doa kimmt ma glîk int warme Nest,
Doa brûkt ma nich tau sorge.
Tau lîe un tau borge.
Nu denk etc.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Herausgegeben von L. Frahm. Mit 34 Abbildungen. Altona und Leipzig. Verlag von A. C. Reher. 1890.

Das Buch ist von verschiedenen Herren zusammengestellt und dazu bestimmt „ein Volksbuch zu sein, knapp geschrieben und in schlichter Redeweise abgefasst, wie es, gut deutsch, für unsere Zeit passend erscheint."

Im ganzen ist die Angabe richtig, und Sprache und Redeweise durchweg dem Zweck gut entsprechend, wo der Herausgeber, L. Frahm selbst, das Wort hat; aber in einigen Abschnitten anderer Mitarbeiter wird das Bewusstsein der Aufgabe vermisst, so dass zu wünschen ist, dass bei einer etwaigen neuen Auflage Einheit der Sprache durchgeführt wird.

Auch der Anordnung der Sagen kann im ganzen Beifall gespendet werden, insofern eine Gruppenstellung zusammengehörigen Stoffes auch der Forschung die wesentlichsten Dienste leistet, da dieselbe auf diese Weise am klarsten die bewegenden Triebfedern zu erkennen vermag; für nicht glücklich gewählt ist dagegen der Ausdruck von Abteilung 3 und 4, persönliche und sachliche wie geistige Sagen zu erklären, auch sieht man hier nicht recht den Grund für die Aufstellung in den Gruppen in der gegebenen Reihenfolge. Hier würde also gleichfalls bei einer neuen Auflage einzugreifen sein — im allgemeinen wie im besondern. So gibt z. B. der Abschnitt vier der vierten Abteilung (von August Christian) die Überschrift: Von Kobolden, Schiffs- und Hausgeistern Diese Gruppe gehört ja nun auch zusammen. Nun findet sich aber darin doch wieder ein schwerer Fehler. So lesen wir (No. 7): „Es gibt ausser den Schiffsgeistern auch noch Süsswasserkobolde, und eine solche Gattung bringen die Sagen vom Koboldsee im Spreewald."

Es lag nahe anzunehmen, dass Herr August Christian hier durch seinen Gewährsmann, den Pornologen der Wendenüberlieferung, Herrn W. v. Schulenburg in die Irre geführt ist. So bietet denn auch der wirre W. v. Schulenburg in seinen beiden Wendenbüchlein in der That: Kobold: der böse Geist, der Böse, der Kobold als solcher, als Vertreter des Drachen, unter der Bezeichnung der Spiritus, der Spulefus, „den viele Mädchen haben" und der sich im Inhaltsverzeichnis „Spulefuss" liest.

Angesichts der Benutzung und Anführung des wirren Berliner Sagenschreibers hat denn doch aber das Wort der Vorrede keinen Anspruch auf volle Beachtung, wenn es sagt, dass das Buch aus dem Besten dessen, was in den nordischen Provinzen gesammelt ist, eine Auswahl trifft; hier hat die Auswahl zu schwerem Irrtum geführt; das aber ergibt sich aus folgendem: zunächst stellen wir fest, dass das Wesen des Kobolds wie sein Name, der im Koben Waltende, ihn den hilfreichen und neckischen

Digitized by Google

Hausgeistern einordnet, nicht aber den Gestaltungen des bewegten Wassers; wo das aber scheinbar geschehen, da müssen die Gründe für diesen Vorgang klargelegt werden. Da nun auch dem Nix neckisches Wesen eignet, nur ist derselbe mehr bösartig als hilfreich, so wird es uns erklärlich, dass aus Anähnlichung der berührten gemeinsamen Seite des Wesens, wie aus Anklang der Nix des Koblosees im Spreewalde auch aus Missverständnis Kobold hat genannt werden können; so sagt denn auch eine Sage im Werk des Unterzeichneten, „Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche“: „der Kobold aus dem Koblosee — erscheint in Gestalt eines Wassernixes.“

Beiläufig sei hier erwähnt, dass Ulrich Jahn in ähnlicher Durcheinanderwirrung der verschiedensten Vorstellungen, wie wir sie bei Herrn W. von Schulenburg kennen gelernt, umgekehrt den slavischen Fisch- und Wassergott Rübezahl nach Wesen und Namen als den „Kobold Gräuelschwanz“ bestimmt hat: vermutlich gibt bezeichneter Zustand von Kopf und Wissen, aus welchem eine solche Bestimmung zu fliessen vermocht hat, dem jungen Mann den kecken Mut zur Übernahme der Rolle, welche er vertritt.

Ist nun das mittelbar als Wissenschaft zu Verwertende im Buche auf diese Weise durch Aussonderung und Umgestaltung später leicht zu verstärken, so bedarf dagegen das unmittelbar Wissenschaftliche durchgreifendster Neugestaltung, denn wenn auch das Vorwort ausdrücklich betont, dass das Buch wissenschaftlichen Zwecken nicht dienen soll, wenn es auch die Hoffnung ausspricht, dass die Kritik eben deshalb nicht zu scharf zu Gericht sitzen wird, so stellt eben das Buch an die Spitze jeden Abschnittes, eine Einleitung, welche nicht Sage, sondern Wissenschaft — zwar nicht ist, aber doch offenbar sein soll. Was sind das für furchtbare Worte, wenn in dem Aufsatz, gezeichnet N. N., gesagt ist: „Auf diesen Weltenbaum („Yggdrasil“ — [nein Yggdrasill ist die etymologische Schreibung] die Esche also) führen alle Sagen von unseren heiligen Bäumen zurück, doch sind diese nicht stets Eschen, sondern es ist bald eine Buche, bald eine Linde, bald ein Hollunder, zuweilen auch eine Eiche oder Weide.“ Was soll das heissen, wenn der wilde Jäger (gez. August Christian nach N. N.) eine Spukgeschichte genannt wird ohne wesentliche Zusammengehörigkeit weder mit der Mythologie noch mit der Natur, sondern im Prinzip die Strafe für begangene Vergehen — da doch eben der wilde Jäger eine von den Gestalten der Sage ist, deren Werden und Wachsen aus Vorgängen in der Natur sich mit ungewöhnlicher Deutlichkeit bestimmen lassen. Eben in dieser wissenschaftlichen Beigabe ist auch der Herausgeber nicht vorsichtig genug, wenn er von Fositus als dem Gott des Heils spricht, während doch Alcuin wie Altfrid nur Fosete haben, welchen Grimm, Simrock, Holtzmann Forseti gleichsetzen, dem Sohne Baldrs, der als solcher wohl nur eine Seite des Wesens Baldrs darstellt, und zwar diejenige des Streitschlichters für Götter und Menschen (vergl. Gylf. 32 sá er dómstaðr beztr með guðum ok mǫnnum).

Und was soll man nun sagen, wenn S. 205 als Note zu dem Aufsatz, das Geisterschiff (der fliegende Holländer) von A.... C..... die Worte „Expectamus te“ übersetzt sind „wir achten Dich, vertrauen Dir.“

Digitized by Google

Diese unglaubliche Übersetzung ist nicht einmal durch eine Verwechselung etwa mit respectamus te zu erklären: Herr oder Frau A. . . . C. . . . . verstehen offenbar kein Wort Latein; da haben sich denn der Herr oder die Dame mit einem französischen Wörterbuch beholfen, und da sie darin ein especter nicht gefunden, so haben sie ihre Zuflucht zu respecter genommen, wo dann allerdings „achten, ehren" u. s. w. als Übersetzung geboten wird.

Es sei Verleger und Herausgeber das Bedauern ausgesprochen, dass sie solche Mithilfe gefunden haben, welche das Buch so schwer zu schädigen vermag.

Edm. Veckenstedt.

Die deutschen Volkslieder und Märchen. Zwei Vorträge von Karl Knortz. Mit dem Anhange: Volkslieder aus Yorkshire. Zürich 1889. Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Das Buch des deutschen Ethnologen in New-York mag deshalb hier seine Besprechung finden, weil es uns beweist, zu welchen Verkehrtheiten mangelndes Wissen und nicht geschultes Denken bei allezeit bereiter Handhabung eines ausgibigen Wortvorrates zu führen vermögen.

Aus der Einleitung erfahren wir, dass die „Konversation" eines Deutsch-Amerikaners „Anschauungen voraussetzt, für die dem deutschen Pfahlbürger jedes Verständnis abgeht." Darauf wendet sich die Einleitung zur Bildung auf den deutschen Schulen; dieselbe soll durch nützlichere Fächer als die bis jetzt zu derselben verwendeten, erzielt werden, da jetzt „der in der Iliade aus unmoralischen Motiven besungene Krieg das poetische und ethische Gefuhl des Schulers wecken und stärken soll" und „der vielgewandte Odysseus ihn belehren soll, welche Mittel anzuwenden sind, um im Leben Erfolg zu haben und Carriere zu machen."

Für die Ilias und Odyssee haben die Nibelungen und das deutsche Volkslied einzutreten.

Von den Vorgängen in der Hochzeitsnacht Gunthers scheint Herr Knortz nichts zu wissen, nichts von der Täuschung Brunhildes durch Siegfried, nichts von dem Betruge Kriemhildes durch Hagen und dem verübten Meuchelmord, während er allerdings auch die Zote im Volksliede erwähnt und bespricht, nur dass er sie zu beschönigen sucht.

Will also Herr Knortz andere Grundlagen unsrer Jugendbildung haben, so wird er dieselben eben auf andere Unterlagen zu stützen haben; besser freilich ist, er überlässt uns Deutschen in Deutschland allein die Aufgabe, unsere Jugend zu bilden.

Die eigentliche Abhandlung über das Volkslied erschöpft die Aufgabe, welche ihr doch eigentlich gestellt ist, in keiner Weise.

Aus der zweiten Abhandlung: „die ethische und mythische Bedeutung der deutschen Volksmärchen" wenden wir uns, nachdem wir Kenntnis davon genommen, dass es in den Märchen „keine Schulen mit trockenen Pedanten und langweiligen Grammatiken und dicken Wörterbüchern" gibt, weder „Ärzte noch Apotheker", weder „juristische Rabulisten" noch „dog-

Digitized by Google

matisierende Geistliche", dem zu, was Herr Knortz über die mythische Bedeutung zu sagen weiss, da die ethische Bedeutung mit den Worten abgethan wird, dass „die schönen Wesen des Fabellandes sicher von moralischerem Werte sind als die schmutzigen Liebesgeschichten der Götter altklassischer Zeit, die man deutschen Gymnasiasten als Gemütsnahrung empfiehlt."

Herr Knortz würde uns zu Dank verpflichten, wenn er uns anführte, auf welchem Gymnasium Deutschlands ihm die Kryptadia des griechischen Olympes als Gemütsnahrung empfohlen sind. Im übrigen erlauben wir uns darauf hinzuweisen, dass die Kryptadia unserer Volkserzählungen in so reicher Fülle vorhanden sind, dass davon jährlich ein Band erscheint, Gebr. Henniger, Heilbronn.

Die Märchen sind ihm in der asiatischen Urheimat entstanden, sie zeigen „uns den Kampf zwischen den Göttern der Finsternis und des Lichtes in stets wechselnden Formen."

Dass auch Kämpfe zwischen Licht und Finsternis in den Märchen Ausdruck gefunden haben können, ist ebenso sicher, als dass einige Märchen Einstimmung zu den asiatischen haben — wir kennen das Verhältnis als ein solches von 10 : 1 bez. 12 : 1, d. h. dass von je 10 bis 12 nur ein einziges eine solche hat: ebenso sicher wissen wir aber auch, dass nur eine gänzliche Verkennung der in den Märchen vorhandenen Urvorstellungen darin nur den Kampf von Licht und Finsternis erblicken kann.

So heben wir denn nun auch aus den Einzelheiten der Darstellung nur hervor, dass der „Glasberg oder die Waberlohe" der lichte Himmel ist, umgeben von Wolken, die an ihrem Saum vom Sonnenstrahl umspielt sind, dass Wotan ein Sonnengott ist, wie Orpheus, der Knüppel im Sack Wotans Blitz ist, der nun plötzlich Gewittergott geworden, Thor als Gewittergott auf seiner Brautfahrt im Brautschmuck die Leckerbissen der auf den Gebirgshöhen weilenden Riesen verzehrt — den Schnee und das Eis.

Recht fesselnd zu lesen ist, welche göttlichen Beziehungen manche unserer biederen Handwerker haben, dieweil Balder, „der germanische Lichtgott" und Höder „der Gott des Dunkels" uns in einem Grimmschen Märchen begegnen sollen und zwar als „Schneider und Schuster."

Aber in etwas hat Herr Knortz doch recht: dergleichen Hallucinationen als etwas anderes fassen zu können, denn als Ausflüsse von Kenntnislosigkeit und verkehrtem Denken, würde in Deutschland eine andere Jugendbildung nötig machen; ist es soweit, dann wird sich hoffentlich der deutsche Ethnologe in New-York bereit finden lassen, als Oberstudieneinrichter dem alten Vaterlande seine Dienste zu widmen.

Edm. Veckenstedt.

Le Folklore et son Utilité Générale par Aug. Gittée. Bruxelles Librairie Européenne C. Muquardt, Merzbach et Falk, Éditeurs Libraires du Roi. Même Maison à Leipzig. 1886.

Als der Unterzeichnete in Heft 10 (Jahrg. I) die Bücher und Abhandlungen von Gittée: Vraagboek tot het Zamelen van Vlaamsche Folklore

*

Digitized by Google

of Volkskunde, Sur les Moyens de recueillir le Folklore, und Le Folklore en Flandre, einer Besprechung unterzog, erlaubte er sich zugleich auf die grosse Bedeutung dieses ausländischen Gelehrten als Sammler und Forscher hinzuweisen, als eines jener Urheber der Bewegung in Belgien, welche dahin geführt, Gesellschaften in das Leben zu rufen, der Erforschung der Volkskunde zu dienen, sowie des Mitbegründers und Mitherausgebers der Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore, welche denn auch mit Recht die Erzeugnisse des Volksgeistes in derjenigen Sprache bietet, welche das Volk redet, dem sie entnommen sind; hoffentlich führen die Veröffentlichungen in der Tijdschrift dahin, Volk, Volksgut und Sprache die allgemeine Teilnahme zuzuwenden. Im übrigen erlaubt sich der Unterzeichnete darauf hinzuweisen, dass auch mit Herrn Prof. Aug. Gittée der Wechselaustausch von Arbeiten begonnen hat, dass mithin die Herren Mitarbeiter und Leser der Zeitschrift für Volkskunde den belgischen Gelehrten in den Spalten unserer Zeitschrift kennen zu lernen volle Gelegenheit haben, wie auch die Tijdschrift demnächst eine Arbeit bringt: „Der schlafende Jüngling, eine wendische Jahreszeitensage von Edm. Veckenstedt."

Was nun die zu besprechende Abhandlung betrifft, so beweist sich Gittée in den Darlegungen derselben: „Le Folklore et son Utilité générale", als ein wohlbelesener, mit wohlthuender Ruhe urteilender Gelehrter. Nachdem er die Erklärung des jungen Namens Folklore gegeben, wofür die Franzosen Traditionisme einsetzen, wir aber Volkskunde zu sagen uns gewöhnen, sucht er das Wesen derselben in umfassendster Weise klarzulegen. Nach Anführung missachtender Urteile über das Volksgut hebt er in trefflicher Weise die Bedeutung desselben hervor, als Quell der Vaterlandsliebe, als Bildungsmittel der Erziehung — wie denn Herder und Jean Paul für diese geistigen Schöpfungen des Volkes auch nach dieser Seite hin eingetreten sind, Tieck und Schleiermacher, Gervinus, Rosenkranz, Herbart und Ziller nebst anderen hochverdienten Männern — als Grundstoff des Macbeth wie Hamlet, des Faust, verschiedener Goethescher Dichtungen — wie Weber- und Wagnerscher Opern — wie der Gebilde eines Moritz von Schwind und anderer trefflicher Meister — wie früher Rafaels Schüler, Canova und Thorwaldsen, das reizvolle Märchen des Altertums, Amor und Psyche zu herrlichen Schöpfungen begeistert hatte.

Sodann folgt die Entwicklung der gelehrten Forschung, welche von Lessing und Herder ausgehend in Grimm ihren ersten Höhepunkt erreicht hat. An die Würdigung der Gelehrten Deutschlands, welche sodann auf diesem Gebiete thätig gewesen sind, schliesst Gittée darauf die Namen der verschiedensten Gelehrten des Auslandes an, um dann auf die Verhältnisse seines Landes einzugehen.

Allein diese Arbeit eines ausländischen Gelehrten, welcher in so trefflicher Weise die Bedeutung der Volkskunde hervorhebt, wie die früheren gewaltigen Leistungen der deutschen Gelehrten auf diesem Gebiete, sollte uns die Gewähr dafür bieten, dass die jetzt in Deutschland nicht zu verkennende Abschwächung in der Teilnahme an Sammlung und Forschung des Volksgutes nur eine vorübergehende sein kann; auch in Deutschland wird die junge Wissenschaft die ihr gebührende Stellung wieder zu erobern wissen, unter Ablehnung aller jener Leute, welche den Namen Volkskunde,

Digitized by Google

Traditionisme oder Folklore in den Mund nehmen, um damit unreinen Eigennutz zu decken; durch Aufrüttelung jener stumpfen Gleichgültigkeit an ihren Gaben von seiten übersättigter litterarischer Genussmenschen, trotz aller einseitigen Vornehmthuerei von der Sache unkundigen Gelehrten, welche erst dann der Bronze ihre Teilnahme zuzuwenden pflegen, wenn dieselbe mit der Patina früherer Jahrhunderte bedeckt ist.

Edm. Veckenstedt.

Les Livres de Divination traduits sur un Manuscrit turc inédit par Jean Nicolaïdes. Volume II der Collection internationale de la Tradition. Directeurs: M. Émile Blémont et Henry Carnoy. Paris: Aux Bureaux de la Tradition. 33, rue Vavin. 1889.

Nachdem der Unterzeichnete in Heft 1 dieses Jahrgangs das erste Buch dieser Sammlung, Les contes d'animaux dans les Romans du Renard, par Henry Carnoy, besprochen, ist derselbe heute in der Lage, Buch II und III besprechen zu können, ein Beweis, dass die leitenden Herren, Blémont und Carnoy, mit unermüdetem Eifer für das überaus fesselnde Unternehmen thätig sind, denn auch der Unterzeichnete ist der Ansicht, dass die Forschung ungemein dabei gewinnen wird, wenn Stoff und wissenschaftliche Arbeit auch aus dem Ausland in jeweiliger freundlicher Genossenschaft desselben Weges ziehen.

Les Livres de Divination, von denen wir nun zunächst zu sprechen haben, stellen sich als eine Übersetzung eines alten Manuskriptes dar, welches von Jean Nicolaïdes, jetzt Professor in Rodosto auf der Insel Chios in Konstantinopel aufgefunden ist. Die ersten Versuche, dasselbe zu lesen, waren fruchtlos, da die Kenner des Griechischen weder in dieser Sprache noch in ihren Dialekten des Rätsels Lösung fanden, bis eben Nicolaïdes erkannte, dass hier ein Text in türkischer und arabischer Sprache seine Aufzeichnung in griechischen Buchstaben gefunden hatte.

Von dem türkisch-arabischen Texte werden uns nun in dem vorliegenden Buche die Abschnitte geboten: 1. Das Buch vom Donner. Der Donner und sein Einfluss auf die Weltereignisse. 2. Der Donner und sein Einfluss auf die Erde bei Beginn und Ende des Mondmonats. 3. Der Donner, nach der Stellung der Gestirne. 4. Das Buch von den Stellungen der Gestirne. 5. Die Tafel der Stellungen der Gestirne. 6. Das Buch vom Blitz. 7. Das Buch vom Erdbeben. 8. Das zweite Buch vom Erdbeben. 9. Das Buch der Geburten. 10. Das zweite Buch der Geburten. 11. Das dritte Buch der Geburten. 12. Von den Schönheitsflecken. 13. Das Buch von den Unheilstagen. 14. Das Buch von den Vorbedeutungen. 15. Das Buch vom Regenbogen. 16. Das Buch vom Drachen. 17. Das Buch von Weihnachten.

Es muss leider genügen, den überaus reichen Inhalt des Buches anzudeuten, zu erschöpfen, oder auch nur zu voller Geltung zu bringen, ist derselbe in dem kurz zugemessenen Raum der Besprechung leider nicht.

Endlich sei bemerkt, dass das Vorwort von H. Carnoy, einen kurzen Überblick über die Geschichte der Wahrsagekunst gibt, sowie die haupt-

**

Digitized by Google

sächlichsten Werke anführt, welche hierüber erschienen sind; auch in dieser Hinzufügung der Bibliographie sehen wir einen Vorteil des Buches, welches hiermit allen Forschern und Sammlern bestens empfohlen sei.

Edm. Veckenstedt.

La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, Allemands et Grecs par le Dr. Edmond Veckenstedt. 3. Bd. der Collection internationale.

Selbstanzeige. Der Unterzeichnete hofft Billigung dieses Schrittes zu finden, da die Besprechung eines Buches von ihm in der Zeitschrift für Volkskunde sich auf eine Inhaltsangabe zu beschränken hat.

Die Vorrede des Buches von H. Carnoy bringt einen Lebenslauf des Unterzeichneten sowie eine Darlegung derjenigen Ansichten, welche sich ihm als massgebend für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Sagenforschung und Mythologie herausgebildet haben, sodann Urteile über seine „Geschichte der Gil-Blas-Frage" wie über „Die Geschichte der griechischen Farbenlehre, das Farbenunterscheidungsvermögen, die Farbenbezeichnungen der griechischen Epiker von Homer bis Quintus Smyrnäus."

Was die Arbeit des Unterzeichneten selbst betrifft, so beschäftigt sich dieselbe zuerst mit der Sagenwelt der Lithauer und Žamaiten, und zwar in der Weise, dass die mitgeteilten Sagen die vier hauptsächlichsten Tonwerkzeuge der Lithauer und Žamaiten erweisen, demnach von den Saiteninstrumenten Leier und Zither, von den Blasinstrumenten Pfeife und Flöte. Hat Nesselmann in seinem lithauischen Wörterbuch: „Kanklas, Kankles, eine lithauische Zither, Kanklys, Wokieszkos kanklys die Guitarre" — Bartsch in seinen Dainu Balsai hat „Kanklės, Kanklos und Kanklys" — so haben wir allerdings anzunehmen, dass jetzt dieser Name beide Arten von Tonwerkzeugen deckt, welche nach den Sagen sich scheiden wie die griechische Lyra und Kithara, doch aber einer Einheit entsprungen sein mögen, da die Lyra ursprünglich ein Saiteninstrument ohne doppelten Resonanzboden war, mit Armen ohne Resonanz, während Kithara und Phorminx Schallkasten und Schallarme hatten. Der von den lithauischen Sagen gemachte Unterschied in den Instrumenten lässt sich noch annähernd gut in den Abbildungen bei Bartsch erkennen, nach welchen IV^{a} der Lyra nahe steht, IV^{b} aber der Kithara nach der Verstärkung des Kastens und Bodens für die Resonanz.*) Die Pfeifen, von denen in der Regel 5—8 zugleich benutzt werden, entsprechen in gewisser Weise der Syrinx; die von dem Unterzeichneten in dem russischen Lithauen erworbenen Tonwerkzeuge befinden sich im Königlichen Museum zu Berlin.

*) Es sei erlaubt, hier darauf hinzuweisen, dass Herr Bartsch, dessen treffliches Buch wir demnächst besprechen werden, mit einer Arbeit über die Weisen der lithauischen Volkslieder für unsere Zeitschrift beschäftigt ist. E. V.

Digitized by Google

Die Sage, in welcher die Erfindung von Flöte und Tanz berichtet wird, hat der Unterzeichnete zur Probe des in der Arbeit Gebotenen in Heft 1 dieses Jahrgangs veröffentlicht.*)

Aus der deutschen Sagenwelt finden der Ritter Tannhäuser und Frau Venus ausführliche Behandlung, sowie die Genossinnen der Frau Venus, Frau Vrene und Holde also, Frêen und Frien, Freyja und Frigg, sowie Rübezahl als Harfenist, der Nix, die Wasserfrauen und Meerweiber.

Aus der griechischen Sagen- und Mythenwelt werden Hermes und Apollo als Erfinder von Tonwerkzeugen behandelt, Pan und Athene, als Tänzerin Athene, als Tänzer aber Neoptolemos, der Sohn des Achilleus, Satyre und Silene, wie Kastor und Polydeukes.

Zur Ergänzung der sprachwissenschaftlichen Deutung des Namens des Achilleus sei hier der Nachtrag erlaubt, dass der Unterzeichnete die Worte für Wasser so zu ordnen für nötig hält, dass der Bezeichnung „Wasser" und den entsprechenden Ausdrücken anderer arischen Sprachen die Bedeutung desselben als Stoff beizulegen ist, seiner Bewegung nach aber in dem Worte Ache vorliegt. Von dem gotischen ahva ausgehend hält er dafür, dass das Urwort einen k- und p-Laut gehabt hat, wie denn das althochdeutsche aha und affa (Wackernagel) kennt, das lateinische aqua hat, aber auch Apulia, amnis, und so findet er denn auch diesen k- und p-Laut wieder in dem Griechischen *Μεσσάπιοι*, *Ἀπιδανός*, wie in Acheloos, Achelos und Achilleus.

Tritt die Erfindung von Haupttonwerkzeugen und Haupttänzen in den Sagen selbst klar hervor, so bemüht sich nun der Verfasser in jedem einzelnen Falle zu erweisen, aus welcher Seite des Wesens der Gottheit oder des Dämons die jeweilige Erfindung oder Kunstübung geflossen.

Darauf wendet er sich der Aufgabe des Erweises zu, dass und inwieweit die mitgeteilten Sagen und Mythen Schlüsse auf die sittlichen und künstlerischen, sowie im allgemeinen schöpferischen Eigenschaften der berührten Völker zu ziehen erlauben.

Sodann stellt er die Frage, ob urarische Urschöpfung, Wanderung der Sage oder Sonderschöpfung anzunehmen, in deren Beantwortung er zu dem Ergebnis gelangt, dass auch in diesem Falle wie in so vielen anderen nur von Sonderschöpfungen der Sagen geredet werden kann, entsprechend der sich fort und fort schöpferisch erweisenden gestalten- und formenbildenden Kraft des arischen Geistes.

Edm. Veckenstedt

*) Herr v. Wlislocki hat die Güte gehabt, dem Unterzeichneten mitzuteilen, dass er demnächst eine Sage von der Erfindung der Flöte bei den Armeniern für unsere Zeitschrift einsenden wird. E. V.

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung. Der Unterzeichnete glaubt den Herren Mitarbeitern und sonstigen Freunden der Volkskunde die Nachricht nicht vorenthalten zu sollen, dass die Abzählreime der Kinder sich sorgfältigster Bearbeitung für unsere Zeitschrift erfreuen. Bereits ist an Material mehr als eine umfassende Sammlung eingegangen und zwar, der Zeit nach, von *Gregor*—Pitsligo, *Schottland*, — *Willmotte*—Lüttich, *Belgien*, — *O. Knoop*—Rogasen, *Posen*, — *Archut*—kgl. Freist, *Pommern*, — *A. Schlossar*—Graz, *Steiermark*.

Da von uns Deutschen in der letzten Zeit nicht mehr gleichwertige Arbeiten auf diesem Gebiete mit denen des Auslandes geschaffen sind, so hat der Unterzeichnete seinen früheren Lehrer und jetzigen Freund *Herrn Dr. Fr. W. G. Legerlotz, kgl. Gymnasialdirektor zu Salzwedel, vor dem Lüchowerthor* 4, gebeten, sich der ungeheuren Arbeit zu unterziehen, die Kinderreime sprachlich und sachlich zu behandeln.

Herr Dr. G. Legerlotz hat die ungemein schwierige Arbeit zu übernehmen die Güte gehabt; da Herr Dr. Legerlotz über ungewöhnlich umfassende Sprachkenntnisse verfügt und sorgfältig geschulter Etymolog ist, so dürfen wir uns der Erwartung hingeben, dass seine Arbeit zu den wichtigsten Ergebnissen führen wird.

Freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Legerlotz verdanke ich sodann die Nachricht, dass er selbst ausserdem sammeln lässt in *Schlesien, Thüringen, Westphalen* und in der *Altmark*.

Demnach richtet der Unterzeichnete *an alle Freunde der Volkskunde* die Bitte, *Herrn Dr. Legerlotz* mit eigenen Sammlungen zu unterstützen, sowie auch denselben alle ihnen bekannten und zugänglichen Veröffentlichungen zu *übersenden*, unter der oben berührten Adresse.

Nebenbei mag dann auch hier darauf hingewiesen werden, wie erwünscht ein Verein für Volkskunde auch in Deutschland sein würde, zu gemeinsamer Arbeit, welche jetzt nur durch unsere Zeitschrift zu ermöglichen ist.

Edm. Veckenstedt,
Halle a/Saale, Mühlweg 23b.

Bis zum 30. November 1889 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Professor Dr. D. Brauns in Halle. Der Strand von Pozzuoli und der Serapis-Tempel in neuem Lichte dargestellt. Abdruck aus Himmel und Erde. Über die Mythologie der Japaner. Deutsche Romanzeitung, Nr. 14 und 15. Berlin 1885. Hallisches Sonntagsblatt. Beilage zu Nr. 76 der „Hallischen Zeitung“ 1877. Frühlingsklänge der Edda. Nr. 24. Die Sommersonnenwende in der deutschen Mythe und Sage. Nr. 31/33. Der Donnermythus der Germanen. Nr. 43. Das Spätjahr in der germanischen Mythe. Nr. 51. Das Julfest und die zwölf Nächte in der germanischen Mythe.

Pierers Konversationslexikon in der Neubearbeitung von J. Kürschner. Bogen 15, mit dem Artikel Ethnographie, welcher einen guten Überblick über die Litteratur dieses Faches bietet.

Anmerkung. In der Zeitschrift für Volkskunde wird nur der Inhalt von denjenigen Zeitschriften angegeben, welche gleichfalls den Inhalt von den einzelnen Nummern unserer Zeitschrift angeben, oder den ganzen Jahresinhalt abdrucken, oder dieselbe in einem besonderen Artikel behandeln. Bücher zur Besprechung sind zunächst dem Verleger zu übersenden.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Harzsagen. Sagen und Geschichten von Carola Freiin von Eynatten. Weimar, Verlag von Jüngst & Comp. 1889.

Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Herausgegeben von L. Frahm. Mit 34 Abbildungen. Altona und Leipzig. Verlag von A. C. Reher. 1890.

Nordhäuser Monatshefte. Heft 1 und 2, Okt.-Nov. 1889. Verlag der C. Hanckeschen Buchhandlung. Für die Redaktion verantwortlich: Carl Haushalter in Nordhausen.

Das Nibelungenlied. Übertragen und herausgegeben von Dr. Gustav Legerlotz. Direktor des kgl. Gymnasiums zu Salzwedel. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing.

Ginevra. Ein erzählendes Gedicht von Adolf Volger. Altenburg. Druck und Verlag von Oskar Bonde.

De Simsonsage, door G. A. Wilken, Leiden. Overgedrukt uit „De Gids" 1888. Nr. 5.

Aux Wallons. Nachrichten von der Bildung einer wissenschaftlichen Gesellschaft für die Folklore in Lüttich (übersandt von M. Wilmotte).

Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen. Von Dr. Heinr. v. Wlislocki. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter) 1889.

Die Sagen Vorarlsbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Überlieferungen gesammelt und erläutert von Dr. F. J. Vonbun. 2. vermehrte Auflage. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verfassers und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabrisse Vonbuns versehen von Hermann Sander. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung, 1889.

The Archaeological Review. A Journal of Historic and Pre-historic Antiquities. Vol. IV N. 4. November 1889. Contents Surnames of English villages. By F. W. Maitland. Domerday Measures and Modern Criticism. By O. C. Pell. Notes on Primitive Residences. By G. L. Gomme. Early Boroughs in Hampshire. By T. W. Shore. Walbrook. By C. L. Thompson. Roman Remains. — VII Dorsetshire. By J. J. Foster. Review. — Clouston's Eastern Romances. Correspondence. — Mr. Tylor's Views on the Couvade. By R. C. Seaton. A. Bricklayers Effects, 1681. Monthly, 2 s. 6 d. Annual Subcription, 21 s. post free. London: David Nutt, 270, Strand.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'Histoire et de Philologie. Directions M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 2e Année N. 10. Octobre 1889. Sommaire: Comptes rendus. Léon La Haye, Cartulaire de la commune de Walcourt (X). Jules Marie Richard, Cartulaire de l'hôspital Saint-Jeanne — l'Estrée d'Arras (L. F.). Dr. Karl Lange, Die lateinischen Osterfeiern (P.). Recueil de mémoires philologiques, présenté à G. Paris (M. W.). Périodiques: France, Archéologie (A. Marignan). Italie, Histoire et Archéologie (C. Frati). Prix de l'Abonnement. Un an, 8 francs pour la France, 9 francs pour l'étranger Union postale. Paris, Émile Bouillon, libraire-éditeur, 67, rue de Richelieu. 1889.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Cinquième Livraison. Novembre. Paris. Aux Bureaux du Polybiblion. 2 et 5, Rue Saint-Simon (Boulevard Saint-Germain). 1889. Sommaire de la Livraison de Novembre 1889. I. Philosophie par M. Leonce Couture. — II. Art et Histoire Militaire par M. Arthur de Ganniers. — III. Comtes rendus. 1. Jurisprudence. 2. Sciences. 3. Belles-Lettres. 4. Histoire. — IV. Bulletin. — V. Chronique.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Paraissant le 15 de chaque mois. Direction: M. M. Émile Blémont et Henri Carnoy. Paris. Aux bureaux de la Tradition, 33 rue Vavin. No. XI, 3e Année (No. 32) Le Numéro: Un franc. 15. Nov. 1889. L'Abonnement est de 15 francs pour la France et pour l'étranger. Sommaire: Fonction sociale de la Tradition, par Emile Blémont. Au Jardin de mon père, Chanson de la Fin du XVIe siècle, Frédéric d'Ortoli. Contes Alsaciens. (Première série, fin) par P. Ristelhuber. Monstres et Géants. VII. Druon Antigon, Le géant d'Anvers par A. Desrousseaux. Les Filles des Forges de Paimpont, ronde bretonne. Henry Boucly. Traditions Napolitaines, par Henry Carnoy. La vierge de Chévremont, par Alfred de Sauvenière. La Tradition, par Gustave Isambert. Bibliographie. Émile Blémont et Henry Carnoy. Le Mouvement Traditioniste.

Digitized by Google

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 2e Jaargang. 11e Aflevering. Inhoud: Volksgeneeskunde. — De Zwarte Hen, door Aug. Gittée. Vertelsels. 15. Van den Haan, den Vlegel on de Pik. 16. Da Gelukkige Molenaarsknecht. 17. Duizend ponderken (Aug. Gittée). Liederen. 8. Wat vreugde, wat blij geraas (P. d. M.). Varia A. Gittée. Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Afl. 7 et 8. Inhoud: Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. 3de Woordenzange. Dichtveerdigheit. Spotrijmkes. J. Cornelissen. Vertelsels. Van waar sommige Dingen komen J. B. Vervliet. Kwelspreuken. Stafrijmen. J. Cornelissen. Hoe de Kinderen tellen J. B. Vervliet. Grappigheid J. Cornelissen. Ons Boek- en Boekstafwezen. De Oudste Schepenbrief van Brecht (7. April 1421) J. Michielsen. Oude Gebruiken. J. Adriaenssen. Boekbeoordeeling. Afl. 9. Oud Wangeloof. — Sagen. J. Cornelissen. Dichtveerdigheit. J. B. Vervliet. Zwierebalkliedckes. Grappigheid. Levende Spraakkunst J. Cornelissen. — Afl. 10. Dichtveerdigheid. Oude Gebruiken. Het Hanekappen J. Cornelissen. Raadsels. J. B. Vervliet. — Afl. 11. Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. J. Cornelissen. Dichtveerdigheid. J. B. Vervliet. Drinkliedcke. J. Cornelissen. Kinderspelen. Kruisgebruiken. J. Cornelissen.

Mélusine. Revue de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages. Dirigée par H. Gaidoz. Tome IV. No. 23. Novembre 1889.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm. 6e Année, Novembre No. 9. Havre 1889.

Revue des Traditions Populaires. Tome IV, 4e Année. No. 11. Novembre 1889.

Schlussbemerkung. Herr Meczius von Davainis-Silvestratis bittet um Berichtigung folgender Angaben: das Dorf Preikapei befindet sich im Kreise Kowno. Statt Kalmye ist zu lesen Kalnujei, endlich den Zusatz, dass Laschinskis und Kanapinskis im Gouvernement Suvalki regelmässig nach reiner lithauischer Endung Laschinis und Kanapinis heissen.

Heft V wird die Johannisbräuche bringen.

Der Herausgeber des Moyen Age, Herr Prof. M. Willmotte, wünscht die Bemerkung, dass seine Zeitschrift nach wie vor eine historische und philologische Berichterstatterin bleibt, dass sie aber von Nr. 11 an dem Studium der Volkskunde weitgehendste Rechnung trägt. So hat die soeben erschienene Nummer denn auch in dieser Hinsicht Beiträge von Veckenstedt, Tille, Prato, demnächst werden solche von G. Paris geboten werden, die voraussichtlich von grosser Bedeutung sind. Auch in dieser Form heissen wir die Zeitschrift herzlich willkommen, da sie auf jeder Seite dem Ernst der Forschung dient.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 4. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Kosmogonien der Arier. Von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. 129
Sagen aus Westpreussen. Von A. Treichel — Hoch-Paleschken. . . 143
Sagen aus Hinterpommern. Mitgeteilt von O. Knoop-Rogasen. . 145
Die Verlobten. Aus Eupen im Zillerthal. Mitgeteilt von Ignaz Zingerle — Wilten (Innsbruck). 147
Volkslieder aus Steiermark. Mitgeteilt von A. Schlossar — Graz. . 148
Kinderspiele der siebenbürgischen und sudungarischen Zeltzigeuner. Von Dr. Heinrich v. Wlislocki — Mühlbach (Siebenbürgen). 151
Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen. Von Robert Prexl — Mühlbach (Siebenbürgen). 156
Aberglaube aus dem Altenburgischen. Gesammelt von E. Pfeifer — Altenburg. 160
Bücherbesprechungen von Aug. Gittée — Charleroi:
A. Lecoy de la Marche. — L'Esprit de nos Aïeux. Anecdotes et bons mots, tirés des manuscrits du 13e Siècle. — Paris, C. Marpon et Flammarion. 1889. — XVII et 306 p. . . . 164
Bücherbesprechungen von D. Brauns — Halle:
Runa, Minnesblad fran Nordiska Museet 1888. Utgifvet af Artur Hazelius. 165
Bücherbesprechungen von W. Tille — Prag:
Staročeské výrsčni obyčeje, pověry, slavnosti, zábavy prostonárodní, pokud o nich vypravují písemné památky až po náš věk. Příspevek ke kulturním dějinám českým sepsal Dr. Čenek Zibrt. V. Praze. Tiskem a nakladem Jos. R. Vilímka, 1889. 8° (IV + 293). (Die altböhmischen jährlichen Volksbräuche, Aberglauben, Feste und Unterhaltungen, soweit von ihnen die schriftlichen Denkmäler bis auf unsere Zeit erzählen.) 165
Zur Bücherkunde 167

Die Kosmogonien der Arier.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Die Griechen. (Fortsetzung.)

Gewähren die behandelten homerischen und orphischen Theo-Kosmogonien eine gewisse Einheit der Anschauung, welche sich in Wasser, Erde, Nacht und Himmel zusammenfindet, so beweist die reiche Mannigfaltigkeit in der hesiodeischen Dichtung, dass der griechische Geist über zu reiche Mittel der Anschauung und gestaltenden Kraft gebot, um in den berührten Grundvorstellungen sein Genüge zu finden, zugleich auch in der Einführung von Eros, Äther und Hemera, der erregenden und damit schaffenden Kraft, wie des Lichtes, die dann ohne rechte Bethätigung bleiben, dass bereits in der Kosmogonie, welche den Namen des Hesiod trägt, Vorstellungen aus älterer Zeit eingefügt sind, die von der hesiodeischen Zeit übernommen werden, ohne dass dieselbe ihren Wesensgehalt recht durchdringt oder im Mythos sich gegenständlich macht.

Und nun nähern wir uns der Zeit, in welcher der Dichter sein Amt, herrschenden und eigenen Ansichten die schöne Form zu geben und in dieser Gestaltung als unmittelbar Gegebenes, als Thatsache der sinnlichen oder übersinnlichen Welt auszusprechen, an den Dichter-Philosophen abtritt, welcher die Unmittelbarkeit des Dichters mit der erwogenen Klarheit des Verstandesbegriffes zu vereinen sucht, bis der Philosoph sich der Verbindung mit dem Dichter entledigt, der Dichter aber in der schillernden Welt der Geheimlehren neue Verknüpfung sucht, um Altes mit Neuem zu mischen, Fremdes und Gewächs des heimischen Bodens.

Der also bezeichnete Weg führt uns zunächst zu dem Weihepriester und Kosmologen Epimenides, der solonischen Zeit angehörig, sodann zu Pherekydes von Syros, endlich zu den orphischen Dichtungen, aber es sei bemerkt, dass mit dieser Aufstellung nicht auch zugleich eine Entfaltung der Gedanken in streng geschichtlicher Entwickelung gegeben sein soll, da dieser Erweis in den Einzelheiten zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte, sondern weil eine Darlegung und Gruppierung in dieser Folge vom Einfacheren ausgehend zu der Fülle in der Mannigfaltigkeit führt.

So finden wir als Ansicht des Epimenides, des Weihepriesters und Kosmologen aus der solonischen Zeit, dass das erste die Luft und die Nacht ist (*ἀήρ* und *νύξ*), welche den Tartaros erzeugen; dann gehen aus ihnen zwei „nicht näher bezeichnete Wesen“ — wie sich Zeller ausdrückt — Eudemus hat: *ἐξ ὧν δύο τινὰς τὴν νοητὴν μεσότητα οὕτω καλέσαντα, διό τι ἐπ' ἄμφω διατείνει τό τε ἄκρον καὶ τὸ πέρας* — hervor; dieser

Digitized by Google

Verbindung entstammt das Ei, welches auch Zeller als das Weltei bezeichnet. Aus diesem Weltei gehen dann weitere Erzeugungen hervor — (Eudemus hat ἐξ οὗ πάλιν ἄλλην γενεὰν προελθεῖν —) was eben nur Himmel, Erde u. s. w. sein können, also die Welt in der Sprache des gewöhnlichen Lebens.

In der Kosmogonie des Epimenides tritt das Weltei in so bedeutsamer Weise hervor, dass wir uns für dasselbe nach weiteren Zeugnissen umzusehen haben. Da ergibt sich denn nun, dass bevor das Ei als kosmogonisches im eigentlichen Sinne von uns bezeichnet werden kann, sich dasselbe als theogonisches in der Mythologie findet, da nach der Sage Helena demselben entstammt. Ist es wahrscheinlich, dass bereits die Kyprien das Ei der Helena kennen, so findet sich doch erst spät die Nachricht, dass auch die Dioskuren aus dem Ei gekommen, dagegen finden wir bei Ibikos, dass die Molioniden aus einem Ei hervorgegangen sind.

Es ist nun nicht wohl möglich, mit Darmestetter das Ei als Entstehungsursache der Welt in diesen Sagen zu bestimmen, denn wenn auch Helena ihrem Namen nach als die „Strahlende, Glänzende" erklärt wird, so können wir sie doch nicht ohne weiteres zu der Gestaltung des Lichtes an sich machen: und selbst, wenn das der Fall wäre, könnte die Sage in die Sprache des gewöhnlichen Lebens aufgelöst nur heissen, aus der Wolke geht das Licht hervor; das aber wäre eine allgemeine Vorstellung, welche eine Verschmelzung mit einer Kosmogonie in diesem Falle nicht gefunden.

Gehen wir nun zu den Molioniden über, so wird uns von denselben berichtet, dass sie Herakles besiegen, um von ihm besiegt zu werden; ihnen wird eine Schlangennatur gegeben. Da nun Herakles ein Sonnengott ist, so kann im Gegensatz dazu das Molionidenpaar nur eine Gestaltung der dunklen Wetterwolke sein, wenn wir dasselbe auf seinen Ursprung befragen, eine Nebelwolke, die sich vom Ufer des Flusses erhebt, vielleicht eine sturmgepeitschte Sandwolke. Da nun in der Molionidensage eben dieses grause Paar dem Ei entsteigt, so würde das nur sagen, dass einer Wolke oder dem Nebel, zusammengeballt wie ein Ei, die sich bewegende Wolke oder der sich lösende Nebel entquillt; eine Kosmogonie ist hier in der Sage nicht zu suchen.

In kosmogonischem Sinne weit bedeutsamer tritt das Ei in den Mysterien des Dionysos hervor, wo dasselbe symbolisch — Allegorie und Symbolik ist ja der Kern der Geheimlehren — für ein Abbild des Weltalls gilt, da dasselbe alles aus sich hervorbringt und in sich umfasst (ὡς μίμημα τοῦ τὰ πάντα γεννῶντος καὶ περιέχοντος ἐν ἑαυτῷ Plut. Symp. II, 3. 2).

Ebenso finden wir das Ei als kosmogonisches in den orphischen Dichtungen; da wir uns mit denselben noch ausführlich zu beschäftigen haben, so begnügen wir uns an dieser Stelle mit dem Hinweis darauf, um uns zu der Kosmogonie zu wenden, welche wir bei Aristophanes in den Vögeln finden. Danach ist das erste das Chaos, die Nacht, das schwarze Dunkel (Erebos) und der Tartaros (v. 693:

χάος ἦν καὶ Νὺξ Ἔρεβός τε μέλαν πρῶτον καὶ Τάρταρος εὐρύς).

Darauf gebiert „die Nacht mit dunklen Schwingen als das erste ein Windei:"

Digitized by Google

(v. 694, 5: *Ἐρέβους δ' ἐν ἀπείροσι κόλποις*
τίκτει πρωτιστον ὑπηνέμιον Νὺξ ἠ μελανόπτερος ᾠόν.)

Aus dem Ei entsteht im Laufe der Zeiten des Eros

„am Rücken von zwei Goldschwingen umglänzt, und behend wie die Wirbel der Windsbraut."

Sodann macht Aristophanes eine witzige Abschweifung, den Vögeln den Stammbaum zu sichern, um dann zur Kosmogonie zurückzukehren. Nach derselben mischt Eros alles durcheinander, sodann entstehen Himmel, Okeanos, Erde und das Geschlecht der Götter.

(v. 700—703:
πρότερον δ' οὐκ ἦν γένος ἀθανάτων, πρὶν Ἔρως ξυνέμιξεν ἅπαντα.
ξυμμιγνυμένων δ' ἑτέρων ἑτέροις γέγον' οὐρανὸς ὠκεανός τε,
καὶ γῆ πάντων τε θεῶν μακάρων γένος ἄφθιτον.)

In bezug auf das Ei haben wir zu bemerken, dass nach Ansicht der Alten ein nach Volksansicht vom Wind befruchtetes Ei als Windei bezeichnet wird, Eier also ohne Begattung gebildet.

Koch erblickt in dieser Kosmogonie die freie Willkür des Dichters, mit Anlehnung an die orphische Weltbildungslehre; er kann aber selbst nicht umhin, an Hesiod dabei zu erinnern. Die freie Willkür des Dichters werden wir aber nur in bezug auf die nicht weiter berührte Abschweifung auf die Vögel annehmen, sonst aber nicht. Diese Kosmogonie ergibt demnach zunächst die Verhältnisse:

Chaos und Tartaros, Nacht und Dunkel (wie wir solche bereits behandelt), sodann
das Ei, (aus diesem)
der Eros, die Gestaltung des Sehnens und Begehrens, die Bewegung; (daraus)
die Mischung, (und nun)
Himmel, Okeanos, Erde, (Götter).

Nun aber haben wir zu untersuchen, ob das Weltei griechischer Anschauung zugeschrieben wird. Den weitesten Spielraum in der Beurteilung dieser Frage lässt uns Zeller, wenn er sagt, dass es unentschieden zu lassen sei, ob diese Vorstellung „aus Vorderasien nach Griechenland verpflanzt wurde, oder ob die griechische Mythologie von selbst darauf kam, oder ob sie vielleicht noch von den Ursprüngen des griechischen Volkes her in uralter Überlieferung sich erhalten hatte."

Darnach haben wir die Wahl zwischen Wanderung, griechischer späterer oder Urschöpfung in der Zeit des Ursprungs des hellenischen Volkes.

In diesem letzteren Ausdrucke lässt Zeller die ihm sonst eigene Klarheit vermissen, denn man kann sich nicht recht dabei etwas denken, wenn die „Ursprünge" eines Volkes mit den Mythenschöpfungen desselben zusammengestellt werden, zumal mit solchen, die eine Lösung von Fragen zu bieten suchen, welche Erwägung wie Nachdenken zu stellen pflegen. Eben diese Erwägung sucht nun Zelle dadurch zu gewinnen, dass er die Weltentstehung aus dem Weltei der tierischen Lebensentwicklung analog

Digitized by Google

nachgebildet sein lässt: den Gedankengang, welcher zu solchem Ergebnis geführt, bezeichnet Zeller als einen sehr naturlichen.

Nun scheint mir denn aber doch, dass nicht so ohne weiteres die Beobachtung des Lebens, welches dem Ei entstammt, zur Vorstellung von der Weltwerdung geführt haben wird, da bei der Bildung des Welteis offenbar Beobachtungen wie Erwägungen verschiedener Art eingegangen sind, und zwar denke ich allerdings die Beobachtung von den Vorgängen in dem Vogelei, welches die Einbildungskraft in das Ungeheure zu vergrössern wusste, wie die Erwägung, ob nicht der über die Erde gespannten Hälfte des Himmels eine zweite untere entsprechen könnte, welche beiden Himmelshälften dann den Schalen des Welteies entsprechen würden.

Somit mag das Ei der Helena wie der Molioniden aus Kleinasien — also selbst von nichtgriechischen Völkern, was übrigens denn doch auch noch nicht erwiesen ist, — nach Griechenland übergeführt sein, wir haben keinen Grund, die Schöpfung des kosmogonischen Eies — welche Zeller sogar als eine sehr natürliche bezeichnet hatte, in welcher wir denn aber doch mehrere Vorgänge des Geistes eingefügt fanden — den Griechen abzusprechen, wenn wir dieselbe auch nicht den „Ursprungen" des Hellenenvolkes zuzuweisen vermögen.

Haben wir so die Vorstellung von der Entstehung des Welteies uns zu erklären vermocht, wie wir dasselbe bei Epimenides und in den dionysischen Mysterien kennen gelernt, so sehen wir doch bereits bei Aristophanes die Einbildungskraft des Dichters die Vorstellungen in Fluss setzen, so dass sich aus dem Gegebenen andere Anschauungen erschliessen lassen, denn wenn bei Aristophanes im unendlichen dunklen Raum die Nacht das Ei zusammenballt, selbiges als nicht befruchtetes oder vom Wind befruchtetes bezeichnet wird, damit dann der Eros daraus hervorgeht, alles mischt und nun die Welt in die Erscheinung tritt, so ist es wahrscheinlich, dass dieses Weltei bereits aus der Anschauung der sich nächtlich ballenden und im Glanze der Morgensonne sich lösenden Wolken entstanden ist, unter Einfluss des Windes.

Demnach ergibt diese Gruppe von Kosmogonien, des Epimenides und der Mysterien also

Nacht, Luft,
der unendliche dunkle Raum

zwei nicht klar bezeichnete Vorstellungen

das Ei,
die Welt —

bei Aristophanes aber:

Der unendliche Raum, das Dunkel,
die Wolke, der Wind,
der Himmel,
die Urflut, die Erde.

Neue Vorstellungen finden sich in der Kosmogonie des Pherekydes von Syros.

Nach den Anfangsworten seiner von Diogenes L. angeführten Schrift war das erste Zeus, Chronos, Chthon.

Digitized by Google

Maximus von Tyrus gibt die Pherekydeische Kosmogonie in der Folge, Zeus, Chthonie (nach einigen gleich Chthon, nach Conrad Chthon die Urmaterie, Chthonie ihre älteste Tochter, die Erde), Eros, die Entstehung des Ophioneus, der Götterkampf, der Baum, das Laken, das Gewand.

Zeller baut sich aus den zersplitterten Berichten bei den Alten die Kosmogonie nach den Anfangsworten des Diogenes L. weiter so auf, dass Chronos aus seinem Samen Feuer hervorbringt, Wind und Wasser; von diesen drei Urwesen werden sodann in fünf Geschlechtern (nach Damascius in fünf Gemächer sich teilend) zahlreiche weitere Götter hervorgebracht. Nachdem sich Zeus zum Zweck der Weltbildung in den Eros verwandelt hat, machte er ein grosses Gewand, auf dass er die Erde und den Ogenos (Okeanos) und die Gemächer des Ogenos einwob, welches er über einen auf Flügeln stehenden Eichbaum spannte.

Dieser Weltbildung widerstrebt Ophioneus mit seinen Scharen, aber das Götterheer unter Chronos stürzt sie in die Meerestiefe und behauptet den Himmel.

Unsere nächste Aufgabe ist nun klar zu machen, welche Bedeutung Zeus, Chronos, Chthon, Gewand oder Laken und Baum, beziehentlich Eichbaum haben, bevor wir zur weiteren Gruppierung schreiten und Darlegung der Grundvorstellungen nach ihrer Entwicklung.

Es leuchtet auf den ersten Blick ein, dass Zeus hier nicht mehr der eigentliche Gott der Mythologie sein kann, sondern einen Begriff mit seinem Namen deckt, welcher der Erwägung entstammen wird.

So ist in der philosophischen Sprache des Empedokles das Element Feuer auch mit Zeus (ἀργής) bezeichnet, und dieses Beiwort ἀργής deutet auf den hellschimmernden Blitzstrahl hin, welchen Zeus führt, für den er eintritt. Nennt Herakleitos den Zeus aithrios, so ist nicht wohl zu zweifeln, dass das bezeichnende Beiwort auf das Licht und Feuer des Äthers hinweisen soll.

Demnach wird auch bei Pherekydes Zeus einen Begriff vertreten, und da Zeus sich später in den Eros verwandelt als weltbildende Kraft, so werden wir in diesem Eros nur die Bewahrung alter Vorstellungen erkennen, an dessen Stelle Pherekydes als Ausdruck derselben Vorstellung, desselben Begriffes den Zeus selbst setzt; Zeus wird uns demnach, allgemein gefasst, als die schaffende Kraft zu erscheinen haben, welche sich in weltbildender Kraft thätig erweist als Eros.

Wir gehen zu Chronos über.

Nach Zeller ist unter Chronos oder Kronos der Teil des Himmels, welcher der Erde näher steht und die denselben beherrschende Gottheit zu verstehen; geführt wird er zu dieser Annahme durch die Angabe, dass Feuer, Wind und Wasser dem Samen des Chronos entstammen. Zeller bemerkt aber auch: „Dass — es muss „da" heissen — Kronos seiner ursprünglichen Bedeutung nach nicht der Gott der Zeit in abstrakto, sondern der Gott der heissen Jahreszeit, der Erntezeit, des Sonnenbrandes, und als solcher ein Himmelsgott ist, dass — da! — er als Himmelsgott auch bei den Pythagoreern erscheint, wenn sie das Himmelsgewölbe dem Chronos gleichsetzen und das Meer Thräne des Kronos nannten — so wird die obige Annahme die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich haben." —

Digitized by Google

Es ist nun klar, dass der Chronos-Kronos Zellers durch sein Ineinanderweben von ursprünglichen Vorstellungen, aus denen er den Gott der Mythologie entstanden sein lässt — und auch hier bietet er nicht wohl Vereinbares — mit philosophischen Begriffen, welche der Name des Gottes deckt, nicht wohl sich als Ursache der Weltwerdung wie als Führer der Götter im Kampf gegen Ophioneus bestimmen lässt.

Zunächst stellen wir fest, dass die Sprachforschung die Gleichsetzung von Chronos und Kronos anzunehmen nicht erlaubt.

Von Kronos wissen uns die Mythologen und Sagenforscher gar manche Deutung zu geben.

So ist Kronos nach Schwartz eine Sturmgottheit, Hartung und Sayce bestimmen ihn als Sonnengott, Brown und Preller als Erntegottheit; H. D. Müller leitet den Namen von *κείρω* ab, den Abscherer als Herrscher im Totenreich und Erntegott; G. Hermann übersetzt perficus, nach seiner Ableitung von *κραίνω*; Th. Bergk billigt diese Zurückführung, aber er gelangt dadurch zu der Bedeutung Herr sein, gebieten; O. Gruppe hält diese Herleitung für allein zulässig und übersetzt „Fürst", um Einstimmung zu dem semitischen אֵל zu erlangen, was ihn dann aber wieder nicht hindert *Τιτῆνες* — nach der dichterischen Etymologie von *τιταίνω* „sich strecken" — aus אֱלֹהִים übersetzt sein zu lassen. Aber das Stammwort von אֵל Gott, eigentlich der Starke, also איל heisst eben stark sein, אֱלֹהִים sind eigentlich die Geister, die Dämonen der Kraft und Stärke: (es ist eben seltsam, dass O. Gruppe alle seine vielfach ganz berechtigte Schärfe nur dazu verwendet, Ansichten anderer zurückzuweisen, nie für seine eigenen Seitenwege scharf zu blicken vermag).

Aber wir sind noch nicht am Ende. Ad. Kuhn holt den indischen Prajâpati herbei und leitet Kronos von dem Partizipium des Sanskrit Krâna, der Schaffende, her. Max Müller aber führt das Wort auf die Partizipia *Κρονίων* und *Κρονίδης* zurück, im Sinne von verknüpft mit der Zeit. Nach Ansicht des grossen Sprachforschers werden aus den Adjektiven alsdann Patronymica. Als man den Sinn der Worte nicht mehr verstanden, hätte man, um dieselben zu erklären, den Gott Kronos geschaffen, welcher darnach als der Sohn der Zeit zu bestimmen ist. Welcker gelangt unter Gleichsetzung von Kronos und *χρόνος* zu dem Sohn der Zeit, dem Sohn der Ewigkeit, dem Ewigen.

So findet denn auch Kronos von den Mythologen, Sprachforschern und mythologisierenden Philosophen so verschiedene Deutung seines Wesens, dass wir mit abgeschlossenen, sicheren Ergebnissen der Forschung in diesem Falle nicht zu rechnen vermögen.

Was nun das Wesen des Kronos betrifft, so werden wir nicht umhin können zuzugeben, dass die Möglichkeit vorhanden, eine orientalische Gottheit habe in ihm Eingang in Griechenland gesucht und gefunden. Als kennzeichnende Hauptzüge seines Wesens werden wir anzunehmen haben, dass durch dieselben der Gegensatz zu Uranos, Zeus und Ophion gegeben ist. Erfordern Ophion als schlangengestaltetes Ungeheuer wie Zeus als Gewittergott als Gegensatz für den Kampf die siegende und unterliegende Macht der Sonne, so widerspricht dieser Annahme auch nicht gerade der Gegensatz des Kronos zu Uranos als dem Ausgang seiner Herkunft und

Digitized by Google

die spätere feindliche Stellung. Mit der ursprünglichen Vorstellung von einem Sonnengott verknüpft sich dann auch diejenige des Herrn der Feldfrucht, wie der Regelmässigkeit in der Zeitfolge, wie denn auch das Fest des Kronos zu Olympia in die Zeit der Frühlingsnachtgleiche fiel, wie Kronos nach griechischer Vorstellung Aussaat und Ernte behütet und den Regen zur rechten Zeit sendet. Aber etwas Fremdes und Altertümliches haftet dem Kronos an; er tritt sein Herrscheramt ab an Zeus, und nun entwickelt sich, man möchte sagen der natürliche Vorgang, dass das Ursprüngliche seines Wesens sich anfängt zu verdampfen in der Ferne der Zeit, und dass nun der von der Zeit verdunkelte Gott, welcher die Regelmässigkeit des Zeitwandels angezeigt, nun selbst mit der Zeit verschmilzt und zu einem Gott der Zeit wird, wie wir ihn bei den Pythagoreern, Orphikern und Stoikern denn auch in der That finden. Und haben wir diesen Vorgang als einen natürlichen zu bezeichnen, so haben wir nun auch keinen Grund, dem mythologisierenden Philosophen des alten Hellas diese Vorstellung zu versagen; ist das aber richtig, so ist eben der Chronos des Pherekydes als Kampfgott nicht ganz von Kronos zu lösen, als kosmogonische Weltursache aber haben wir Chronos als die Zeit zu bestimmen,

Wir gehen zu Chthon über. Nach Zeller bezeichnet Pherekydes damit die Erdmasse mit Einschluss des Meeres, da dieses auf das Gewand der Erde mit eingewebt wird, Conrad nimmt an χθών sei die Urmaterie, Chthonie ihre älteste Tochter, die Erde, wie oben bemerkt.

Gehen wir jetzt zum Gewand über (πέπλος, φᾶρος), welches mit Baum, (δένδρον und δρῦς) Eichbaum seine Verknüpfung hat; zu bemerken ist, dass der Eichbaum das Beiwort (ὑπόπτερος) geflügelt hat. Nach Zeller ist dies Beiwort allerdings ohne tiefere Beziehung, da Flügel nicht bloss für das Bewegte, sondern auch für das in Ruhe frei Schwebende passen. Demnach würde mit Gewand und Eichbaum das im Weltraum schwebende Erdgerüst bezeichnet sein, welches Zeus als Eros mit der mannigfach wechselnden Oberfläche des Landes und Meeres bekleidet — denn Ogenos ist ihm ein anderer Ausdruck für Okeanos; sachlich werden wir uns gegen diese Gleichsetzung nicht zu wenden vermögen. Conrad dagegen erklärt das Gewand als Himmel, den geflügelten Eichbaum mit Preller als das Symbol der Festigkeit, während die Flügel ausdrücken sollen, dass der Himmel ohne Stützen frei schwebe.

Über den Kampf des Ophioneus haben wir gesprochen, nur ist zu bemerken, dass nach Zellers Zusammenstellung nach den Fragmenten Ophioneus mit seinen Scharen der Weltbildung, welche das Ausspannen des Lakens über den Eichbaum bezeichnet, widerstrebt — das wäre der Kampf der ungeordneten Naturkräfte wider die sich vollziehende Ordnung, während nach der Anordnung des Maximus von Tyrus allerdings die Geburt des Ophioneus — nach Conrad ein Sohn des Zeus und der Chthonie — wie der Götterkampf vor Baum und Gewand fällt, und dieser Einreihung des Kampfes würde dann in der That die Grundbedeutung desselben als eines Vorganges in der Weltwerdung zu steigern vermögen.

Gehen wir nun auf die Urvorstellungen zurück, welche sich uns als

Digitized by Google

solche in der Kosmogonie des Pherekydes erschlossen haben, so würden dies, wenn wir richtig geurteilt, sein:

Kraft, Zeit, Urstoff,
als Kinder der Zeit:
Feuer, Wind, Wasser,
die Kraft als Erregung und Bewegung,
das feste Erdgerüst, die Erde, die Urflut,
der Kampf, die Ordnung —
nach der Ordnung des Maximus von Tyrus aber
Kraft, erdiger Stoff, Bewegung,
Kampf, Erdgerust, Scheidung von Erde und Urflut.

Den Himmel Prellers und Conrads vermögen wir dagegen bei dieser Annahme nicht zu erweisen, denn das Symbol der Festigkeit ist denn der Eichbaum in der That doch wohl nur im Sinne Zellers, das Laken kann aber der freischwebende Himmel nicht wohl sein, da Erde und Urflut in denselben eingewebt werden.

Einige Gelehrte glauben in der Kosmogonie des Apollonius von Rhodos, welche der Dichter mit dem Namen des Orpheus belegt, was freilich auch nur eine dichterisch geübte Freiheit sein kann, ältere Vorstellungen mit diesem Namen zu decken, Beziehungen zu der behandelten des Pherekydes von Syros zu finden, was freilich von anderen Forschern nicht gebilligt wird.

Machen wir uns nun mit derselben bekannt; wir finden sie L. I, v. 495—502, einen Ophion-Kronoskampf v. 503—406. Nach derselben sind Erde, Himmel und Meer in einer Gestalt vorhanden, sie werden durch Streit geschieden:

(νείκεος ἐξ ὅλοοῖο διέκριθεν ἁμῆις ἕκαστα).

Gestirne, Mond, die Pfade der Sonne erhalten ihre Bestimmung, die Berge spriessen empor, die rauschenden Flüsse entstehen mit den Nymphen wie die kriechenden Wesen.

Das ist die Kosmogonie des Apollonius im eigentlichen Sinne, welche nach unseren früheren Erörterungen ergibt:

Erde, Himmel, Meer,
Scheidung,
Gestirne, Mond, Sonne,
Ordnung auf der Erde, des Urwassers,
die Lebewesen.

Zunächst stellen wir fest, dass diese Kosmogonie mit derjenigen des Pherekydes nichts Gemeinsames hat, sicher nicht in dem Sinne, dass wir anzunehmen im stande wären, eine sei aus der andern geflossen, wenn wir orphische Vorstellungen in derjenigen des Rhodiers erblicken wollten.

Als neu und bedeutsam tritt aber in dieser Kosmogonie der Streit hervor, als Ursache der Weltwerdung, insofern die Einheit der Gestalt von Erde, Himmel und Meer, *Γῆ, Οὐρανός, Θάλασσα*, eigentlich für den ungesonderten Urstoff steht.

Digitized by Google

Kann es nun für uns keinem Zweifel unterliegen, dass hier der Streit (νεῖκος) eigentlich dasselbe vertritt, was wir bisher als Eros kennen gelernt und als Erregung und Bewegung erklärt haben, so liegt uns jetzt doch die Verpflichtung auf, den Grund für dieses Eintreten aufzusuchen.

Zunächst suchen wir nach geschichtlicher Sicherung, welche uns der Name des Orpheus in der Dichtung des Apollonius nicht bietet, durch weitere Zeugnisse.

Wir lesen bei Euripides, dass einst Himmel und Erde eins waren; nachdem sie sich von einander getrennt haben, bringen sie alles hervor, so dass es an das Licht tritt, Bäume, Vögel, Tiere, Fische und das Geschlecht der Menschen:

(*Οὐρανός τε γαῖα τ' ἦν μορφὴ μία·*
ἐπεὶ δ' ἐχωρίσθησαν ἀλλήλων δίχα,
τίκτουσα πάντα κ. τ. λ.)

Das gibt also

Urstoff (als Voraussetzung, die Einheit),
Trennung,
Himmel, Erde,
Das Leben auf der Erde.

Es ist nun freilich klar, dass diese Trennung und Scheidung bei Euripides nur bedingt als Beweis für die Anschauung des Apollonius von Rhodos oder der orphischen Lehren aufgefasst werden kann, aber immerhin wollen wir doch bedenken, dass diese Scheidung eher als die Vorstufe des Streites gelten kann, denn als Beweis für die Liebe, da das Hervorbringen, die Äusserung der Lebekraft in den angeführten Versen nicht aus der Verbindung, sondern aus der Trennung folgt.

So dürfen wir denn nach der Euripideischen Kosmogonie in der That wenn nicht den Streit, so doch die Vorstufe desselben, die Trennung nicht aus Neigung und Liebe, sondern wohl aus entgegengesetzten Beweggründen als Ursache der Weltwerdung, sodann des Werdens und Entstehens bezeichnen.

Aus dieser klar hervortretenden Vorstellungsart suchen uns einige Gelehrte in den Nebel der blauen Vermutung hineinzuziehen, so wenn Darmestetter die Entstehungsursache der Welt in der Scheidung des Okeanos und Tethys, wie dieselbe bei Homer erzählt wird, erblicken zu können glaubt; gerade Il. 14. 205, 6 wird erzählt:

Denn schon lange Zeit vermeiden sie Einer des Andern
Hochzeitbett und Umarmung, getrennt durch bittere Feindschaft —

(*ἤδη γὰρ δηρὸν χρόνον ἀλλήλων ἀπέχονται*
εὐνῆς καὶ φιλότητος, ἐπεὶ χόλος ἔμπεσε θυμῷ.)

Nun ist doch klar, dass hier ja einfach nur eine Dichtung der erzählenden und listsinnenden Here vorliegen kann, aber selbst, wenn dies nicht der Fall sein sollte, so kann doch aus dem Zwist des hier in menschliche Verhältnisse eingegangenen Ehepaares am wenigsten eine Kosmogonie gefolgert werden, da eben dieser Streit oder diese Feindschaft Liebe

Digitized by Google

und Zeugung hindern; überdies verbieten Name und Wesen der Tethys sie getrennt von Okeanos als besonderen Teil der werdenden Welt durch Trennung zu denken.

Klar und bedeutsam tritt Trennung, Kampf und Streit bei den kosmogonisierenden Philosophen hervor. Aber auch hier sei es gestattet, zunächst falsche Schlussfolgerungen nach den Lehren der Philosophen zu beseitigen. So zieht Darmestetter die Lehren von drei Philosophen heran, um seine vorgefassten Meinungen als Ansichten derselben zu erweisen: die Bedingungen nämlich der Vorstellung von der Trennung als der Entstehungsursache der Welt findet der französische Gelehrte in der Lehre des Anaxagoras von dessen Nus (*νοῦς*). Da nun, gemäss solcher Schlussfolgerung, dieser Nus mit der Psyche des Anaxagoras gleichgesetzt wird, diese Psyche aber mit der Luft (*ἀήρ*) des Anaximenes, die Luft aber in dem unbegrenzten Stoff (*ἄπειρον*) des Anaximander die Scheidung vollzogen hat — so ist die kosmogonische Ursache nach der Lehre der Philosophen fertig, welche damit die Kosmogonien der Okeanos-Tethys Trennung, des Rhodiers und des Euripides wiederspiegelt.

Aber dieser ganze Aufbau des französischen Gelehrten entbehrt gesunder Einsicht. Das zu erweisen prüfen wir jetzt die Lehren der Philosophen des näheren.

Da erfahren wir denn nun, dass Anaximander die Lehre von dem *ἄπειρον* hat, einem seiner Eigenschaft nach unbestimmten, seiner Masse nach unendlichen Stoff, als dem Anfang, dem Prinzip (*ἀρχή*). In diesem unbestimmten und unendlichen Stoff scheiden sich Warmes und Kaltes, eine feurige Sphäre umgibt Luft und Erde, aus Feuer und Luft bilden sich die Gestirne, die Erde entwickelt sich aus einem ursprünglich flüssigen Zustande.

Anaximenes setzt als erstes, als Prinzip die Luft und lässt daraus durch Verdünnung und Verdichtung Feuer, Wind, Wolken, Wasser und Erde entstehen,

Anaxagoras lehrt, dass ursprünglich eine ordnungslose Mischung der Teile bestand, d. h. ein Ganzes, dessen Teile einander gleichartig sind (*τὰ ὁμοιομερές, τὰ ὁμοιομερῆ*). Der göttliche Geist (sein *νοῦς*) tritt hinzu und bildet aus dem Chaos die Welt — freilich nach Aristoteles nur da, wo dem Philosophen die Erkenntniss aus der Naturwissenschaft fehlt.

Somit ergibt sich, dass wir eigentlich nur bei Anaximander das Wort Scheidung treffen, im übrigen aber seine Lehre von der Entstehung der Welt mit der Kosmogonie des Rhodiers ebensowenig zu thun hat, wie des Euripides, ausser in dem philosophischen Begriff des Bewegens, wenn wir denselben dem Scheiden entstammen lassen. Zu des Anaximenes Lehre wie zu derjenigen des Anaxagoras haben die berührten Kosmogonien keine Einstimmung: wohl aber bietet der Philosoph von Klazomenä in seiner Lehre die Grundzüge, aus welchen sich die Vorstellung des weltbildenden Gottes zu entwickeln vermochte, des Weltbildners also (*δημιουργός*), welcher zunächst vom Stoff sich sondert, um als solcher ein Dasein für sich zu suchen und zu finden, dann in den Begriff der Gottheit einzugehen, um endlich als alleiniger Gott und Weltschöpfer sich zu gestalten.

Digitized by Google

Somit haben wir zwar den Aufbau des gelehrten Franzosen zerschlagen müssen, auch nicht die philosophischen Lehren als ein Spiegelbild der Kosmogonien anzunehmen vermocht, wenigstens aber doch die Scheidung als weltbildende Ursache nach der Lehre des Anaximander bestimmt.

Über Scheidung und Streit hinaus führt uns die Lehre des Herakleitos zum Kampf, denn dem tiefsinnigen Ephesier ist das Urwesen das reinste Feuer oder Licht, aus welchem die Einzelobjekte hervorgehen durch Streit oder Kampf, sodass ihm der Kampf geradezu der Vater von allem wird, (*πόλεμος πατὴρ πάντων*).

Unmittelbar als Sieg bezeichnet die Weltwerdung Hippo, der Schüler des Thales, indem er die Lehre aufstellt, dass das erste das Wasser ist: aus dem Wasser entsteht das Feuer, die Welt entsteht aus dem Sieg des Feuers über das Wasser — und hier ist sicher der Sieg Folge des Kampfes.

Haben wir die rein menschlichen Verhältnisse als massgebend in der Erzählung des Okeanos und der Tethys bezeichnet, so werden wir nun natürlich finden, dass auch die griechische Philosophie die Liebe wie den Hass in der gewöhnlichen Auffassung der Empfindungswelt kosmogonisch zu verwerten weiss, so wenn nach der Lehre des Empedokles die Liebe (*φιλότης*) das Vereinende, der Hass in seiner Äusserung als Streit (*νεῖκος*) als das Trennende zur Ursache der Weltbildung wird aus den Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer.

Und nun haben wir die Schlussfolgerungen zu ziehen.

Unsere früheren Beweisführungen ersparen uns die Mühe darzulegen, dass Eros als kosmogonische Ursache mit der Liebe (*φιλότης*), des Empedokles von Agrigent etwas gemein hat, dafür aber hat sich uns um so klarer nach den kosmogonischen Ansichten der Philosophen die Steigerung Trennung, Streit, Kampf, Sieg ergeben, aus welchen wir kein anderes Ergebnis zu ziehen vermögen, als dass die menschliche Empfindungswelt in den Lehren der Philosophen an die Stelle der unvermittelten Anschauung der Dichter der älteren Zeit zu treten begonnen; ist das Erregende und damit Schaffende, dadurch aber auch Weltwerdungsursache der frühesten sinnlichen Vorstellung, wenn sie in das Gebiet der Erwägung und damit Steigerung und Verallgemeinerung des Geschauten die Liebe, als Gott dem Eros hat, so setzt der Philosoph als Ursache der Scheidung des Vorhandenen die Trennung, — wie der Dichterphilosoph Euripides — und in weiterer Steigerung des Begriffes Streit, Kampf und Sieg, wie auch der Rhodier von dem verderblichen Streit als Ursache der Weltwerdung zu singen weiss — aber nicht von Kampf.

Und hier haben wir nun auf den zweiten Teil der Kosmogonie des Apollonius einzugehen.

Wir entsinnen uns, dass wir die angeblich orphische Kosmogonie des Rhodiers bis zu dem Punkte verfolgt hatten, wo die Ordnung auf Erden eingetreten war.

Mit der Ordnung auf Erden ist aber nicht zugleich diejenige des Götterstaates gegeben; dieselbe bieten die Verse L. I. 503—511.

Aus diesen Versen erfahren wir nun, dass zuerst Ophion und Eurynome die Okeanosgeborene den schneereichen Olympos beherrscht, diese

Digitized by Google

dann von Kronos und der Rhee besiegt und in die Wogen des Okeanos gestürzt werden. Nun herrschen Kronos und Rhee über die Titanen, so lange Zeus noch als Kind in der Diktäichen Höhle weilt und die erdgebornen Kyklopen ihm noch nicht den Blitz geschmiedet.

Es erübrigt darauf hinzuweisen, dass der Kampf des Kronos und Ophion ein solcher um die Macht und Herrschaft des Olympes ist, also ein Götterkampf um die Herrschaft über das Vorhandene, der Kampf des Ophioneus aber mit Chronos und den Scharen der Götter ein solcher um die Art der Weltbildung, des Werdens der Welt also und im Weltraum geführt wird, um festzustellen, dass, wenn der Kampf des Pherekydes und der Bericht des Rhodiers aus einer und derselben Quelle geflossen sind oder auf eine und dieselbe Naturvorstellung zurückgehen, diese Kämpfe doch von dem Syrer wie von dem Dichter aus Rhodos so verschiedene Anwendung und Einfügung in Lehre und Dichtung gefunden, dass sie als Beweise für die Einstimmung der beiden Kosmogonien nicht zu verwerten sind, zumal Kronos bei dem Rhodier eigentlich gar nicht als kosmogonische Ursache besungen wird; auch hier hat die Forschung die Einzelheit zu beobachten und der Gefahr der verallgemeinernden Schlussfolgerungen zu entgehen.

Wir haben uns jetzt auf das neue den sogenannten orphischen Überlieferungen zuzuwenden, um aus den in denselben enthaltenen Theogonien, Weltentstehungssagen und Menschenbildungsberichten die uns berührenden Teile herauszunehmen und eingehend zu behandeln, nachdem wir uns erinnert haben, dass wir zwischen der Darlegung von Homer und Hesiod bereits orphische Kosmogonien zu erklären versucht, wie in weitgesuchter Beziehung zu der Lehre des Pherekydes von Syros diejenige des Apollonius von Rhodos, und indem wir uns hier wieder vergegenwärtigen, dass eine Überlieferung, welche mit dem Namen des Orpheus verknüpft ist, weder die sichere Gewähr des Namens noch der Zeit bietet, mit welchen sie wohl verbunden wird: so bleibt denn allein als Massstab der Berechtigung irgend welchen Ansatzes die etwa vorzufindende Verbindung der Vorstellungen, da die Einzelvorstellung selbst, wenn sie nicht etwa als die verknüpfende Ursache der Verbindung sich erweist, auch nicht die sichere Bestimmung der Zeit mit Sicherheit zulässt

Als erste von diesen Kosmogonien, welche allerdings das Wort Erde nicht hat, aber doch unmittelbar nach ihrem Abschluss als eintretende Erscheinung erwarten lässt, haben wir die sogenannte rhapsodische Theogonie zu bezeichnen.

Diese Theogonie findet sich bei Damascius, und da der letzte Scholarch der Platoniker nicht frei von der Absicht ist, die Lehren seiner Schule in den Aufstellungen der Rhapsodie zu finden, so werden wir das Beiwerk beiseite lassen und nur im allgemeinen seinem Bericht entnehmen, dass als das erste Chronos zu gelten hat, dann folgt Aither und Chaos, das Ei — der Gott, das weissschimmernde Untergewand oder die Wolke — sodann Metis, Erikapaios Phanes.

Bemerkt sei hier, dass Damascius mit der Dreiteilung, Gott, weissschimmerndes Untergewand, Wolke, nicht einverstanden ist, ja sogar als nichtorphische Vorstellungen bezeichnet. Deshalb will er für die Dreiheit

Digitized by Google

Chronos, Aither-Chaos und ὠόν, nur das Ei setzen, für die Dreiheit Gott, weisses Untergewand, Wolke, den im Ei vorgebildeten Gott, für Metis, Erikapaios, Phanes aber den Gott selbst.

Es ist von vornherein wahrscheinlich, dass hier der Scholarch entweder die Rhapsodie nicht richtig gelesen oder verstanden oder in seine philosophischen Gedanken einzuzwängen versucht hat.

Um uns darüber Klarheit zu verschaffen, werden wir zunächst als Ergebnis eingehender Erwägung die Überzeugung aussprechen, dass zwar die Rhapsodie keine Dreiteilung genau im Sinne der Neuplatoniker geboten haben wird, dass aber immerhin eine gewisse Zusammenordnung stattgefunden haben kann, wie uns die Zweigruppierung von Hesiod her noch in der Erinnerung ist.

Das würde nun erfordern, dass wir entgegen den Ausführungen des Damascius weder das Ei als Einheit für die erste Dreiheit einzusetzen uns erlauben, noch auch überhaupt nur dasselbe nach seiner Ausführung in der ersten Triade zulassen. Dann erhalten wir, als Urheber und Ursachen der Welt:

Chronos, die Zeit,
Aither, der lichte Himmel nach seiner Ausdehnung in die Höhe,
Chaos, den unbegrenzten Raum oder den Urstoff,

denn dass Chaos seinen ursprünglichen Begriff des leeren unbegrenzten Raumes hier an denjenigen des ungeordneten Urstoffes abgetreten haben kann, werden wir aus einer der folgenden Kosmogonien ersehen.

Nun würde uns die zweite Dreiteilung sein:

Ὠόν, Ei,
θεός, der im Ei ruhende Gott,
Chiton arges, das silberweiss schimmernde Gewand, welches durch den Beisatz (νεφέλη) Wolke (oder lesen wir ἢ χιτὼν ἢ νεφέλη so tritt die Wolke nur um so bedeutsamer hervor) sich als die weissschimmernde Wolkenhülle des Himmels erweist.

Wir gelangen zur dritten Dreiheit, der in die Erscheinung tretenden Gottheit, doch wohl je nach den Formen ihrer Äusserung

Metis, Erikapaios, Phanes.

Bevor wir uns aber an diese Aufgabe machen, suchen wir weitergehende Kenntnis von den Theo-Kosmogonien zu erlangen, welche etwa diesem Vorstellungskreise entsprechen.

Unmittelbar den Namen des Orpheus trägt eine Kosmogonie, welche wir bei Athenagoras finden; nach derselben war Wasser das erste, daraus entstand Schlamm (ἰλύς), aus beiden aber ein Tier, ein Drache, mit dem Kopf eines Löwen, Stieres und Gottes, welcher den Namen Herakles und Chronos hatte. Von diesem Herakles stammt ein Ei her, welches zerbrochen wird; aus dem oberen Teile des Eies wird der Himmel, aus dem unteren die Erde. (Die nun folgende Theogonie berührt uns in dieser Untersuchung nicht.) Das gibt also

Wasser, Schlamm,
Drache, gleich Herakles, Chronos,
Das Ei, Himmel, Erde.

Digitized by Google

Die ursprüngliche Ansetzung Wasser haben wir sodann noch in einer Kosmogonie, welche mit dem Namen des Hieronymus und Hellanicus belegt zu werden pflegt und die in der That dem so bezeichneten orphischen Vorstellungskreis sich einordnet. Nach derselben ist Wasser das erste und Stoff (ὕλη, wofür Schlamm ἰλύς, von Creuzer als die ursprüngliche Lesart vermutet wird.) Daraus wird die Erde — aber nur als Masse. Zu dem Weltaufbau und der Weltordnung im höheren Sinne gelangt dann die Kosmogonie dadurch, dass sie aus Wasser und Erde einen Drachen hervorgehen lässt, ausser mit den drei Köpfen mit Flügeln versehen, Chronos und Herakles genannt, dem sich Anagke und Adrasteia gesellen, die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit, der Göttin des Schicksals, des Geschickes.

Von dem Drachen rührt her Aither Chaos, Erebos, von Chronos das Ei, dem Ei entstammt der Gott, welchen die Gotteslehre als Protogonos besingt, Zeus und Pan.

Das wäre also

Wasser, Urstoff (Schlamm?),
Drache gleich Chronos, Herakles mit Anagke und Adrasteia,
Aither, Chaos, Erebos,
Das Ei (von Chronos herrührend),
Protogonos, Zeus, Pan.

Zu bemerken ist hier, dass das Chaos das Beiwort ἄπειρον, unbegrenzt also, führt, Erebos aber ὁμιχλώδες, also nebelartig, wolkig, trübe, dunkel, mithin in ursprünglicher sinnlicher Auffassung gedacht sind. Aus diesen Kosmogonien ersehen wir, dass da, wo wir in der rhapsodischen die Reihe Metis, Erikapaios, Phanes hatten, auch eine solche eintritt Protogonos, Zeus, Pan, ebenso aber auch, dass ein Mittelglied da ist, ein θεός, ein Drakon, welcher auch die Namen Chronos, Herakles führt.

Letzteres beweist, ebenso wie die Beiworte nebelig, dunkel (ὁμιχλώδες) zu Erebos und unbegrenzt (ἄπειρον) zu Chaos, dass wie Kosmogonie und Theogonie nicht immer in erwünschter Klarheit geschieden sind, so auch Symbol und Allegorie ursprünglicher Anschauung nicht ganz entfremdet sind.

Darmestetter sucht die Erklärung von Metis, Erikapaios, Phanes in den wenigen Worten zu bieten: Métis; la pensée, l'intelligence universelle, Ericapéos le dieu de vie universelle et de sève qui se réveille chaque année au printemps ou chaque matin à l'aurore, Phanès l'être lumineux.

Wir werden in der That Metis von dem Begriff des Hauptwortes Klugheit, Einsicht nicht wohl scheiden, mithin in dieser Seite der Thätigkeit des Gottes die Verkörperung der Einsicht erblicken.

Was aber ist Metis, Erikapaios, Phanes?

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Sagen aus Westpreussen.

Von

A. TREICHEL — HOCH-PALESCHKEN.

Der besprochene Tote.

Einstmals war ein Mann gestorben; der Tote lag auf der Bahre. Da kam die Frau in das Zimmer, um dasselbe auszufegen. Indem glitt der eine Fuss des Toten von der Bahre herab. Alsobald legte die Frau den Fuss wieder zurecht. Kaum war dies geschehen, so fiel der Fuss wieder herunter. Die Frau legte auch diesmal den Fuss wieder zurecht. Nun fielen aber Fuss und Hand des Toten herunter. Da bekam die Frau Angst, sie lief auf den Boden und zog die Leiter zu sich herauf. Der Tote aber war der Frau nachgelaufen und sprang unten auf dem Flur unter der Leiter immer umher; die Frau fürchtete, er werde auf den Boden kommen und sie zerreissen. In ihrer Angst schrie die Frau laut auf und rief mit lauter Stimme: „Jesus Maria, wer mich hört und sieht, der komme und rette mich."

Zum Glück fuhr gerade in dem Augenblicke ein Pfarrer an dem Hause voruber. Als er das Geschrei der Frau hörte, trat er in das Haus ein. Kaum hatte er gesehen, was vorging, so besprach er den Toten. In demselben Augenblicke fiel der Tote um.

Die Frau war nun zwar gerettet, aber dieselbe lebte nur noch kurze Zeit.

Das Totenhemd.

Ein armer alter Mann hatte sich so viel Geld zusammengespart, dass er sich ein gutes Totenhemd davon kaufen konnte, in welchem er begraben sein wollte. Als er aber starb, gaben ihm die Leute, bei denen er krank gelegen hatte, statt des guten ein altes schlechtes Hemde mit in das Grab.

Von da an kam der Tote jede Nacht zu jenen Leuten nach seinem Hemde. Diese konnten das zuletzt nicht mehr mit ansehen und liessen deshalb den Pfarrer kommen. Als in der nächsten Nacht der Tote wiederkam, fragte ihn der Pfarrer, was er denn haben wolle; der Tote antwortete, er wolle sein gutes Hemd haben, sie sollten ihm dasselbe vor Sonnenuntergang auf das Dach legen, er werde sich dasselbe von dort abholen.

Das thaten die Leute denn auch am folgenden Tage, und als sie den Morgen darauf nachsahen, lag statt des neuen Hemdes das alte dort, welches sie dem Toten mit in das Grab gegeben hatten. Das alte Hemde sah schwarz und schmutzig aus.

Der Tote kam von da an nicht wieder.

Digitized by Google

Eine polnische Lenorensage.

Der Bräutigam eines Mädchens war im Kriege gefallen; das Mädchen wünschte denselben noch einmal zu sehen. Eines Abends hatte sie diesen Wunsch auch wieder, gerade als sie beim Melken war. Da kam ein Reiter angeritten, in welchem das Mädchen den Liebsten erkannte. Derselbe fragte sie, ob sie mit ihm kommen wolle. Das Mädchen bejahte das und stieg zu ihrem Geliebten auf das Pferd.

Als sie eine Strecke geritten waren, sagte er zu ihr:

„Der Mond, der scheint so helle,
Der Tote reitet schnelle,
Feinsliebchen, graut Dir nicht?"

Das Mädchen antwortete: „Wie sollte mir denn grauen, wenn Du bei mir bist."

Aber das Reiten wollte kein Ende nehmen; da wurde dem Mädchen bange, zumal sie bemerkte, dass ihr Geliebter keinen Schatten hatte, obgleich der Mond hell am Himmel stand; auch ritt ihr Geliebter nicht mehr auf der Erde, sondern in der Luft mit ihr dahin. Als sie nun über ein Dorf hinwegritten, bat das Mädchen den Geliebten, er möchte sie einmal absteigen lassen, da sie ihre Notdurft zu verrichten habe. Aber derselbe wollte davon nichts wissen. Da riss sich das Mädchen los, warf sich vom Pferde herab und fiel gerade durch einen Schornstein fremden Leuten in die Stube.

Das Mädchen erzählte den Leuten alles und bat dieselben, niemand in die Stube zu lassen. Es währte auch nicht lange, da klopfte es an das Fenster und es liess sich von draussen eine Stimme vernehmen, welche sagte: „Knäuel ohne Seele, komm', mach' auf."

Alsbald kam ein Knäuel, welches keine Seele hatte*), hervorgerollt, nach der Thür zu und wollte dieselbe aufmachen. Aber schnell sprangen die Leute hinzu und steckten eine Seele in das Knäuel. Alsdann liess sich die Stimme vernehmen und rief: „Besen ohne Seele, mach' auf." Allein die Leute waren wieder schnell bei der Hand und steckten einen Stiel in den Besen. So blieb dem Toten nichts übrig, als von dannen zu ziehen.

Als am andern Morgen die Leute auf den Kirchhof kamen, welcher in der Nähe des Gehöftes lag, auf welches sich das Mädchen gerettet hatte, fand man auf jedem Grabe ein Fetzen von dem Kleide des Mädchens, denn der Reitersmann hatte ihr ein grosses Stück von dem Kleide abgerissen, als sie sich von dem Pferde geworfen hatte.

An diesen Fetzen von dem Kleide auf den verschiedenen Gräbern konnte man sehen, wie es dem Mädchen ergangen sein würde, wenn es ihr nicht geglückt wäre, dem Toten zu entschlüpfen.

So war das Mädchen zwar gerettet, aber kurze Zeit darauf ist es doch gestorben.

*) Die Seele des Knäuels ist das, um was der Faden gewickelt ist, wie diejenige des Besens darnach der Stiel, welcher in das Geflecht gesteckt wird.

Digitized by Google

Sagen aus Hinterpommern.*)

Mitgeteilt von

O. KNOOP — ROGASEN.

I. Der Lebensbaum.

Auf dem Kirchhofe zu Carzin (Kr. Stolp) steht über einem Grabe eine hohe Tanne. In diesem Grabe soll eine Person zur Ruhe gebettet sein, die in ihrem Leben sehr wenig Gutes gethan hat. In ihrer Todesstunde jedoch hat sie ihre Sünden bereut und die Ihrigen gebeten, sie möchten einen Baum auf ihr Grab pflanzen; würde der Baum wachsen, so solle das ein Zeichen sein, dass sie von Gott in Gnaden angenommen sei.

2. Der blutende Stein.

Auf der Südseite der Kirche von Rowe ist etwa in der Höhe von vier Metern ein schwarzer Granitstein eingemauert, der eine trübe Feuchtigkeit aussondert, welche an der Mauer herunterläuft. Die Leute behaupten, dass der Stein blute, und nennen ihn deshalb den blutenden Stein.

3. Die versteinerten Glocken.

Auf der Grenze von Schönwalde und dem zu Klein-Machmin gehörenden Neuen Strand (Kr. Stolp) befinden sich drei Steine, zwei grössere und ein kleinerer, von denen folgendes erzählt wird: Vorzeiten sollen die Dörfer Rowe und Weitenhagen einem Besitzer gehört haben, der in Weitenhagen wohnte. Rowe hatte damals drei sehr schöne Kirchenglocken, und diese wollte der Herr gern nach Weitenhagen haben. Sie wurden auf einen Wagen geladen und sollten nach Weitenhagen hingebracht werden, aber auf der Grenze der beiden Kirchspiele waren sie plötzlich vom Wagen verschwunden und hatten sich in Steine verwandelt. Dort befinden sie sich noch jetzt.

*) Zweiter Nachtrag zu meinen Volkssagen, Erzählungen u. s. w. aus dem östlichen Hinterpommern. Posen 1885.

Digitized by Google

4. Der goldene Sarg.

Im Walde von Weitenhagen, zur rechten Seite des nach Bedlin führenden Weges, hat man wiederholt Urnen gefunden, die aber immer zertrümmert wurden. In der Nähe soll auch ein goldener Sarg vergraben sein, in dem ein wendischer Fürst begraben ist. Man hat den Sarg aber trotz wiederholten Suchens noch nicht auffinden können.

5. Wie die Garder den Teufel wegschaffen wollen.*)

Vor sehr vielen Jahren war es, da hatten die Leute von Gross-Garde (Kr. Stolp) einmal ein festliches Gelage veranstaltet. Mit einem Male hörten sie ein Singen und Klingen vom Kirchturm herab, und sie meinten, dasselbe könne nur durch den Teufel selbst verursacht sein. Man stieg deshalb auf den Turm hinauf und suchte nach, allein es war nichts zu finden. Als sie sich entfernt hatten, fing das Summen und Klingen von neuem an, und der Glaube, dass der Teufel dort sein Wesen treibe und herumspuke, wurde jetzt erst recht in den Leuten befestigt. Doch sie fürchteten sich durchaus nicht vor ihm, denn bis jetzt hatten sie zwar schon viel von ihm gehört, aber noch keiner hatte ihn gesehen. Deshalb wurde der Turm zum zweiten Mal bestiegen, und nach langem Suchen fand man endlich den Teufel, der sich in eine Ecke verkrochen hatte, und brachte ihn triumphierend hervor. Er wurde in eine Lischke eingesperrt und ein Fischer wurde beauftragt, den Teufel nach Stolpmünde zu tragen; dort sollte er ihn auf ein Schiff bringen, das ihn dann ganz aus der Gegend fortschaffen sollte. So meinten sie, wäre man dann hier zu Lande den Teufel los. Aber der Teufel hatte sich während des Weges ein Loch in die Lischke gemacht und war durch dasselbe entschlüpft, und so kommt es, dass der Teufel sich noch jetzt in Hinterpommern befindet. Spötter meinen freilich, es sei gar nicht der wirkliche Beelzebub gewesen, den die Garder gefangen hätten, sondern eine grosse Ratte, die sie damals noch nicht kannten.

Fortsetzung folgt.

*) Diese Erzählung, sowie die früher von mir veröffentlichten Sagen, Gebräuche und Namen aus Rowe verdanke ich der Freundlichkeit des dortigen Lehrers Herrn Haseler. Da es in dem interessanten Fischerdorfe und seiner Nachbarschaft noch viel zu sammeln gibt, so sei auch hier die Bitte an ihn gerichtet, seine freie Zeit der Sammlung und Aufzeichnung solcher Sachen zu widmen.

O. Knoop.

Digitized by Google

Die Verlobten.

Aus Eupen im Zillerthal.

Mitgeteilt von

IGNAZ ZINGERLE — WILTEN (Innsbruck).

Es ging ein Knab' spazieren
Zu der Liebsten Fensterlein:
„Herzliebste, bist Du's mein,
Steh auf und lass mich ein."

„Herinnen bin ich wohl,
Aber einer lass ich Dich nit.
Ich bin mit einem versprochen,
Kein andern lieb' ich nit.""

„Bist Du mit einem versprochen,
Kein andern liebst Du nit,
So reck nur ausser Dein Händlein,
Vielleicht erkennst Du mich."

Sie ruft wohl zu dem Himmel
Zum allerhöchsten Gott:
„Du stinkst ja laut von Erden,
Vielleicht bist Du schon tot?""

„Soll ich nicht stinken von Erden,
Wo ich darinnen lag,
Sind schon acht Jahr verflossen,
Dass ich gestorben war.

Jetzt putz' Dich nur fein sauber,
Setz' Dir auf Dein Kränzelein,
Heut werden wir verbunden
Und tanzen in den Himmel hinein."

Wie's Ave Maria thut läuten,
Da war die Braut bekränzt,
Wie's zum ersten thut läuten,
Da nahm sie ein seliges End'.

Und wenn sich zwei versprochen
Und halten nicht ihren Stand,
Sie können nit selig werden,
Bis dass sie kommen zusamm'.

Digitized by Google

Volkslieder aus Steiermark.

Mitgeteilt von
A. SCHLOSSAR — GRAZ.

1. Das Liedl vom Scheiden.*)

Redst allweil vom Scheidn,
Vom Urlaub nehma,**)
I wir***) amal scheidn
Und nimmer kemma.†)

Und wann i wir scheiden
Und nimmer kemma,
Da werdn deine Augln
Im Wasser schwimma.

Im Wasser wern's schwimma,
Werdn sein so betriebt,
I wollt halt, i hätt di
Mein Lebtag nit g'liebt.

I wollt halt, i hätt di
Mein Lebtag nit g'sehn,
So wurd' mir wohl g'wisslich
Viel leichter sein g'schehn.

2. Der Bauernbua und der Jäger.

Es war amal a Bauernbua,
Der gang auf d'hohe Alm,
Da höret er das Wullaza,†*)
Das that ihm gar so g'falln. Juha!

Er ginget frisch auf d'Höch hinauf
Wohl über d'Oxenwoad,†**)
Da gegnet†***) ihm die Schwoagerin††)
Wohl in oan hibschn Kload.

Ei du mein' schöni Schwoagerin,
Wohin gehst du noch aus?
Siegst††*) nit, dass heut ganz finsta wird,
Geh', bleib du lieber z'Haus.

Schau, schau, du liabi Senderin,
I muass di heunt was fragn,
Du bist die schönste Schwoagerin,
Du darfst mir's nit abschlagn.

---

*) Dieses Lied und die folgenden 3 Lieder entstammen der Aufzeichnung des 1847 zu Seckau in Obersteiermark verstorbenen tüchtigen Kenners seiner Heimat: J. N. Sonntag. Allerdings macht es mir den Eindruck, als habe Sonntag kleine Änderungen vorgenommen, um diese echten Volkslieder aus der Gegend, wo er weilte (Knittelfeld, Seckau) in etwas künstlerisches zu gestalten. Sonntag hat auch zahlreiche Sagen, Gebräuche u. dergl. aus seiner Heimat in verschiedenen Zeitschriften seiner Zeit bekannt gemacht und wertvolle handschriftliche Aufzeichnungen hinterlassen, die sich zumeist auf das steiermärkische Volksleben beziehen.

) Abschied nehmen. *) werde. †) kommen.
†*) d. h das Jodeln. †**) Ochsenweide. †***) begegnet.
††) Die Sennerin in Steiermark meist Schwagerin genannt.
††*) Siehst.

Digitized by Google

Mein Voda*) is a reicher Mann,
Du bist für mi nit z'schlecht,
Der Voda kaft**) an Grund für uns,
Das Ding, das g'freut mi recht.

Na, na, mein lieber Bauernbua,
Das Ding, das kann nit sein,
Wann das mein Jager inne wurd',
So wurd er saggrisch grein'.***)

Wie soll er denn das inne werdn?
Wie soll er's denn erfragn?
Es is koa Mensch sonst auf der Alm,
Der ihm das Ding konnt sagn.

Die Sendrin war a falsches Kind,
Vergisst 'n Jager ganz,
Versprechet glei mit Mund und Hand
Ihr Herz dem reichen Hans.

Der Jager vor der Hütten draust,
Der lost†) schier hoamli zua,
Er denkt: O falsche Senderin,
O falscher Bauernbua.

O Bauernbua, o Bauernbua,
Die Schwoagerin is mein,
Heut han†*) i gleich mein Bixn da,
A Kugel is wohl drein.

O Jagerbua, o Jagerbua,
Du bist mir ja viel z'kloan,
Di fürcht' i wohl koa Breserl†**) nit,
Du magst ma ja nix thoan.

Der Schimpf und d'Untreu machen gleich
Dem Jager bösi Lust,
Er schiesst mit einer Kugel Blei
Dem Buabn durch die Brust.

Der Jager is in d'Mur gestürzt,
Weil er verzweifelt hat,
Die Schwoagrin war an all'n schuld,
I wünsch ihr Gottes Gnad.

Die Untreu und die Eifersucht,
Die machen bösen Muat,
Für d'Steirer thuan sie 's gar so schlecht,
Sie machen falsches Bluat.

Wer hat das Lied gesungen heut,
Wer hat es ausgedacht?
A Bauernbua hat's gesungen heut
Der Sendrin auf die Nacht.

3. Der Almjäger.

Wann der Brandvogel†***) wispelt,
Der Auvogel††) schreit
Und der Auerhahn pfalzt,†††)
Is die lustigste Zeit.

Es is lusti in Wald,
Wenn der Hirschnhund kallt†††*)
Und der Auerhahn pfalzt
Und das Schildhahnl schnalzt.

Und wenn's Bixerl schön knallt
Und a Gams abifallt,†††**)
Na dann schwing' i mein Huat,
Denn ums Herz wird ma guat.

Ja im Herz wird ma guat
Und da kimmt's mar†††) in Sinn,
Ja i gebet mein Bluat
Für mein Steirerland hin.

*) Vater. **) kauft. ***) murren. †) hört. †*) habe.
†**) koa Breserl — keinen Brosamen, d. h. nicht ein wenig. †***) das Rotschwänzchen.
††) ††*) balzt. ††**) bellt.
†††*) nämlich eine Gemse getroffen herabstürzt. †††) kommt mir.

Digitized by Google

Und mein Bluat gab i hin,
Für mein' Kaiser und mehr,
Aber d'Nannerl halt nit,
Denn was thut er damit.

Ja die Nannerl is liab
Und die säuberste*) schier,
Und 'n'Kaiser g'hört die Brust,
Aber 's'Herzerl g'hört ihr.

4. Meine Freundschaft.

I red wia's mir kimmt**) und i suach nit a Wal,***)
I nimm mir a nimmert†) a Blatl vor's Mal,†*)
I sag enks rund aussi:†**) i bin enk nit feind
Und wann's es nur haben wöllts, bin i enk gut Freund!

Koan solcher Freund, wia'n man auf†***) jedn Ort kriagt,
Der sich mit der Freundschaft alloan nur begniagt;
Ein ehrlichen Will'n, ein Druck mit der Hand;
Da han††) i als Steirer mein' Freundschaft beinand.

*) die säuberste, d. h. hübscheste.
**) wie es mir kommt, d. h. gerade aus, ohne Umschweife.
***) ich suche nicht eine Weile. †) niemals. †*) ein Blatt vor den Mund (Maul).
†**) ich sage euch's ohne Umschweife heraus.
†***) auf = Provinzialismus für an. ††) habe.

Digitized by Google

Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner.

Von

DR. HEINRICH V. WLISLOCKI — MÜHLBACH (Siebenbürgen)

Man ist von jeher gewöhnt, die Zigeuner jedes innigern Gefühles bar, ja selbst ihre Kinderwelt nur rohen Genüssen fröhnend, darzustellen und von diesem Standpunkte aus zu beurteilen. Und doch haben auch diese Zigeunerkinder neben ihren Liedern und Reimen einen Schatz von Spielen, der ihnen jedenfalls lieber und wertvoller ist, als alle die feinen Duodezpüppchen, Miniaturreitpferde und dergleichen andere geistige und körperliche Verkrüppelungsspielnippsachen der modernen Salonkinder. Für den Forscher aber bilden diese Spiele einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis des innern Lebens dieses harmlosen, ungerechterweise so übel verrufenen Völkchens.

Was ich im folgenden biete, ist wohl nur ein geringer Teil dessen, was die Zigeunerkinder an Spielen besitzen; immerhin wird vielleicht auch diese bescheidene Auslese ihre Beachtung finden und die betreffenden Fachkreise zu einem liebevolleren, eingehenderen Studium der Zigeuner aneifern.

a. Tanzspiele.

Ringelreihen.

1. Gemeinschaftlich wird das folgende Lied gesungen:

Adyes ámen jiás, ámen jiás,
Pro e bárá dures dikhás dures dikhás!
Aven, áven te jiás, te jiás.
Káthe-kothe the jiás!
Den tumenge e vástá, e vástá,
Aven mánge, cávorá!
Anglál, ánglál, pálpále,
Kelyen, kelyen, devorle
Cin yek perel, yek perel,
Te kelyiben may kerel!

Wollen heute wandern gehn, wandern gehn,
Von dem Berge weithin sehn, weithin sehn!
Kommt und lasst uns wandern, wandern
Von einem Ort zum andern, andern!
Reichet euch die Hände, Hände,
Folgt mir, wohin ich euch wende!
Vorwärts, rückwärts und gradaus,
Tanzt und springt in Saus und Braus,
Bis dass einer fällt, ja fällt,
Und den Tanz von neuem bestellt!

Anmerkung. Vergl. Jahrgang I, Heft VIII bis XII: Kinderlieder, Reime und Spiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner von H. v. Wlislocki.

Digitized by Google

Während dies Lied öfter wiederholt wird, nimmt der gewählte Vortänzer seinen Nächsten an der Hand, dieser wiederum seinen Nachbar, und auf diese Weise eine lange Linie bildend, ziehen die Kinder tänzelnd und springend den Windungen und Wendungen nach, welche der Vortänzer einschlägt. Am Fusse eines Hügels bleibt der Vortänzer stehen, bildet mit seinem und seines Nachbarn gehobenem Arm ein Thor, und während der Gesang einen sehr schnellen Takt anschlägt, laufen die Kinder durch das Thor hindurch, lösen die Reihe auf, und wer zuerst ein auf der Spitze des Hügels aufgestecktes Ziel erreicht, wird im nächsten Spiele der Vortänzer. Dieser Ringeltanz heisst Báriudárla (Thortanz) und wird bei festlichen Gelegenheiten auch von erwachsenen Jungfrauen und Jünglingen getanzt.*)

2. Eine andere Art des Ringelreihens wird auf folgende Weise aufgeführt: Die Spielenden teilen sich in zwei gleichstarke Parteien, in Teufel und Engel, je nachdem die Betreffenden aus einem Hut oder einer Mütze den „weissen" oder „schwarzen" Stein gezogen haben. Während nun zwei Spielgenossen, und zwar ein Teufel und ein Engel, mit emporgehaltenen Armen ein Thor bilden, tanzt je ein Teufel und ein Engel durch dasselbe hindurch; kaum aber haben sie das Thor passiert, so läuft jedes nach seinem Ziele, „dem „Teufels- oder Engelsziele", und wird dabei von den beiden das Thor bildenden Kindern verfolgt, und zwar der Engel vom Teufel und der Teufel vom Engel; gelingt es dabei einen oder beide der Passanten zu fangen, so gehören dieselben von nun an zur Partei des Fängers. Nun tanzt das zweite, dritte Paar durch das Thor u. s. w., wobei das oben mitgeteilte Lied oder auch das folgende nur von den jeweiligen Tänzern und den das Thor bildenden Genossen gesungen wird:

Hin ámenge ándyálos
Te yek beng may frunsitos!
Báriudár upro bár, —
Beng te ándyálos shukár!
Aven, áven sigátár
Tele e báriudár!

Einen Teufel haben wir,
Einen Engel zu gröss'rer Zier!
Steht ein Thor hier auf dem Feld,
Teufel, Engel haben's bestellt!
Wer durchs Thor hindurch gehn will,
Laufe schnell, steh' nimmer still!

Je nachdem nun alle gefangen sind, stellen sie sich in die damit bezeichneten zwei Parteien, der Teufel und der Engel, und es beginnt ein Ringkampf der beiden Haufen, der häufig genug in eine förmliche Schlacht ausartet. —

3. Noch eine eigentümliche Art des Ringelreihens ist zu erwähnen, die wohl als ein Überbleibsel der Pest- und Totentänze betrachtet werden kann und unter dem Namen „schwarzer Vogel" (Kálo ciriklo) bekannt ist. Einer der Spielgenossen stellt, durch das Los bestimmt, den schwarzen Vogel dar und muss ein Feuer unterhalten, das die Mitspielenden auszulöschen trachten, indem sie kleine Steine, Sand, Erde u. dergl. in die Flammen werfen. Jeder der Mitspielenden steht in einer gewissen Entfernung vom Feuer, an einem „Ziele"; verlässt er nun dasselbe in der Absicht, das Feuer auszulöschen und wird dabei, ehe er noch seinen Stand (Ziel)

*) S. meinen Aufsatz: „Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner" (im „Globus" 1888. Bd. LIV. Nr. 22 u. 23).

Digitized by Google

erreicht, vom schwarzen Vogel mit der Hand berührt, so gilt er für „tot" (mulo) und darf am Spiele nicht mehr teilnehmen. Mehr als zwei Spieler dürfen ihren Stand nicht gleichzeitig verlassen. Gelingt es den Spielern das Feuer auszulöschen, so wird das folgende Lied gesungen:

Kálo cirikleske ná hin yákhá!
Kere, kere tu sik urá!
Ciriklo, tu máy bute
Mudárehás ráciye!

Schwarzer Vogel, dein Feuer ist aus!
Fliege du, fliege du rasch nach Haus!
Hast so manchem den Tod gebracht,
Schwarzer Vogel, schwarz wie die Nacht!

Hierauf wird der „schwarze Vogel" über die verschränkten Hände der Mitspielenden gelegt und so lange in die Höhe geschnellt, bis er endlich auf die Erde kollert. Gelingt es aber dem „schwarzen Vogel" das Feuer zu unterhalten und die Spielgenossen abzufangen, also „tot" zu machen, dann wird das folgende Lied gesungen:

Yákh te yákh may pçábuvel,
Kálo ciriklo men mudárel;
Urál, urál ámensá,
Kerel men may but' dukú!

Feuer ist nicht ausgegangen,
Schwarzer Vogel hat uns gefangen,
Fliegt mit uns nun in die Höh'
Und bereitet uns viel Weh!

Während dies Lied gesungen wird, teilt der „schwarze Vogel" Püffe aus, welche die Mitspielenden als Strafe für ihre Ungeschicklichkeit annehmen müssen.

b. Ballspiele.

4. Eines der gewöhnlichsten Ballspiele der Zigeunerkinder ist das Náshápelé (Lauferei). Ein durch folgenden Auszählvers:

Loles hin ceresñe,
Párnes hin o yiv,
Selenes hin e mál,
Káles hin e pçuv etc,
Vunetes uvá tu sál,
Mro pçráloro!

Rot ist die Kirsche,
Weiss ist der Schnee,
Grün ist die Wiese,
Schwarz ist die Erde u. s. w.,
Blau aber bist du,
Brüderchen mein!

dazu bestimmter Knabe schleudert den Ball aufs Dach oder an eine Wand und fordert zugleich einen der Mitspielenden auf, denselben aufzufangen, während die übrigen davonlaufen. Hat der Betreffende den Ball aufgefangen, so schleudert er ihn den Laufenden nach und trifft er dabei einen derselben, so muss dieser den Ball aufs Hausdach werfen u. s. w.; kann er aber den Ball nicht auffangen, so wird er vom Spiele ausgeschlossen. —

5. Das Lochspiel (Çevelipé) besteht im folgenden Vorgehen: In einer geraden Linie werden von den Spielern, ungefähr drei Spannen weit von einander entfernt Löcher gegraben; zwei durch das Los dazu bestimmte Knaben stellen sich an die beiden Endpunkte der Linie auf und rollen sich den Ball, rasch über die Löcher hinweg, gegenseitig zu. Bleibt nun der Ball in einem Loche stecken, so muss der Besitzer des Loches denselben seinen entspringenden Spielgenossen nachwerfen; trifft er einen, so muss dieser einen zweiten treffen, worauf dann die beiden Getroffenen das Spiel von neuem beginnen. —

Digitized by Google

6. Beim sogenannten Hengerlé (Schinderspiel) teilen sich die Knaben nach dem Lose in den äussern (Schinder-) und innern (Hunde-) Haufen, welche sich gegenüber aufstellen; die äussere Partei hat den „Hauptschinder" beim innern Haufen, welcher den Ball in halbe Mannshöhe wirft, während je einer der innern Partei den geworfenen Ball je dreimal mit dem Prellholze den Gegenüberstehenden (Schindern) zuschlagen muss; fangen diese den Ball, bevor er den Boden berührt auf, so wird der Betreffende (Hund) ebenfalls Schinder und gehört nun zum äussern Haufen; wird aber der Ball nicht aufgefangen, so muss der betreffende Preller beim dritten Schlage „auslaufen", d. h. er muss durch den Haufen der Schinder hindurch ein aufgestecktes Ziel erreichen ohne inzwischen mit dem Ball getroffen zu werden; trifft man ihn, so wird er ebenfalls Schinder; wird er aber nicht getroffen, so muss er bei der nächsten Gelegenheit zu seiner Partei zurückkehren ohne vom Ball getroffen zu werden. Das Spiel dauert so lange an, bis alle Hunde abgefangen sind, worauf sich die Parteien ablösen, d. h. die Hunde Schinder werden und umgekehrt. —

7. Das Shugrelipé (Wurfspiel) wird auf folgende Weise gespielt: Zwei Linien werden gezogen mit einem Zwischenraum von 5—10 Schritten. Auf der einen Linie stehen mit Ausnahme eines Spielers alle übrigen zum Laufen bereit; auf der andern Linie steht ein Spieler, der Bickásh (etwa: Messerheld), welcher den Ball aufzufangen und zu werfen hat. Einer der Spieler wirft nun den Ball dem Bickásh zu, worauf alle weglaufen. Dieser wirft nun, falls er den Ball fängt, auf einen der Laufenden, trifft er ihn, so ist dieser abgesetzt und muss auf die Seite gehen, trifft er ihn nicht, so ist er abgesetzt und wirft nicht weiter; ein anderer seiner Partei tritt an seine Stelle (vergl. Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, S. 185, Nr. 4). —

8. Das Bikâ-Spiel (Stierspiel) ist ein wahres Kunststück, wenn es — was gar selten geschieht — vollständig gelingt. Der Ball wird nämlich auf die verschiedenste Weise je dreimal geworfen; dreimal an die Wand, dreimal auf den Boden, dreimal von hinten nach vorn zwischen den Füssen durch, dreimal mit abgewendetem Gesicht über den Kopf an die Wand und dreimal in liegender Stellung in die Höhe geschnellt; sobald der, der den Ball geworfen, ihn nicht auffängt, ist er „tot" (mules) und ein anderer tritt an seine Stelle (vergl. Haltrich-Wolff, a. a. O. S. 185, Nr. 3). —

9. Eines der beliebtesten Spiele ist das Kanályi-Spiel (Eselsspiel). Es werden im Kreise Löcher gegraben; in der Mitte steht der Eselstreiber mit einem Stock, wo in einem grossen Loch der Ball, der Esel, ist; rings im Kreise stehen die Spielgenossen, deren jeder seinen Stock in einem Loch vor sich hält. Der Eselstreiber treibt nun seinen Esel, den Ball, mit dem Stocke aus, während die andern Spieler zu verhüten suchen, dass der Ball in ihr Loch kommt; hebt einer seinen Stock aus dem Loch und kommt der Eselshüter mit dem Balle oder mit seinem Stocke in dasselbe, so wird der Betroffene Eselshüter. (Ähnlich bei Werner, 330 Spiele, S. 12 und Haltrich-Wolff a. a. O. S. 187, Nr. 10.) —

10. Das einfachste aller Ballspiele ist wohl das folgende: Zwei Kinder, jedes mit einem Ball und einem Schlagbrettchen versehen, suchen

Digitized by Google

sich den Ball gegenseitig zuzuwerfen und zurückzuschlagen. Wird der Ball über eine bestimmte Grenze hinausgeschlagen, so tritt der Betreffende seinen Platz einem andern ab. (Vergl. Niebuhr, Reise nach Arabien 1, 171 und Rochholz a. a. O. S. 391.) —

11. Das Dádorolé (Väterchenspiel) ist auch sehr einfach. Man zählt: „Mein Väterchen, Mein Mütterchen, Mein Brüderchen, Mein Schwesterchen, Mein Hündchen, Mein Pferdchen" u. s. w. die Reihe der bekanntesten Haustiere entlang, worauf von vorne angefangen wird. Bei jedem Ausrufe wird der Ball von einem der Spielenden an eine Wand geschleudert und muss von ihm wieder aufgefangen werden. Fällt der Ball z. B. beim Ausruf: „Väterchen", so wird der betreffende Spieler „Väterchen" und muss beiseite stehen; ist nun das Spiel zu Ende und sind z. B. zwei der Spielenden „Väterchen" geworden, d. h. haben sie den Ball beim Ausruf: „Väterchen" zu Boden fallen lassen, so müssen sie einen Ringkampf bestehen, nach welchem der Sieger als König begrüsst und beschenkt wird. —

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Besprechungsformeln

der

Rumänen in Siebenbürgen

von

ROBERT PREXL — MÜHLBACH (Siebenbürgen).

(Vergl. Bd. I, Heft 4 und 5 dieser Zeitschrift.)

Wenn jemand an unerklärlicher Appetitslosigkeit leidet, von schweren Träumen gequält wird, die Lust zur Arbeit verliert oder immer fortziehen möchte, so wird angenommen, dass ihn die Folgen des „Wurfes" betroffen hätten. Die Folgen eines Wurfes treten auch mit anderen Erscheinungen auf und lassen sich in zweifelhaften Fällen lediglich nur durch die bestimmte Aussage des Leidenden, dass er in seinem Wege auf unreine Dinge getreten sei oder geworfenes Geld aufgehoben hätte, feststellen.

Die um ihr leibliches und geistiges Wohl besorgten Leute weichen den in ihrem Wege liegenden unreinen Dingen behutsam aus und heben selbst das verlockende Geld nicht auf aus Furcht, dass sie den Gegenstand eines bösen Wurfes bilden könnten. Die schädlichste Wirkung soll geworfener Kehricht haben. Wer nämlich über ihn geht, kann sich leicht den Tod zuziehen.

Gegen die Folgen des Wurfes wendet die Besprecherin folgende geheime Künste an: Sie bereitet aus zerstossenem Samen der auf Äckern wuchernden Trespe (Agrostema githago Linn) und aus abgestandenem Wasser einen Teig, legt ihn auf den schmerzenden Körperteil und verbindet ihn mit einem schwarzen Tuch, indem sie diese Formel hersagt:

Luară 2 ómenĭ 2 securi negre	Zwei ergriffen ihre schwarzen Äxte,
Şi le puse pe umerŭ negrŭ,	Nahmen sie auf ihre schwarze Schultern,
Plecară pe calea neagră	Machten sich auf ihren schwarzen Weg,
Sĕ duseră la pădurea négra,	Zogen langsam in den schwarzen Wald,
Taĕra lemne negre.	Fällten unermüdlich schwarzes Holz.
Şi plecară pe calea négră,	Sie begaben sich auf schwarzen Weg
Şi venirĕ la curtea négră,	Und gelangten dann zum schwarzen Hof,
Şi luară 2 care negre	Zogen dort hervor 2 schwarze Wagen,

Digitized by Google

Și 2 boi negrĭ.
Spannten in das Joch 2 schwarze Ochsen.

Și plecară pe calea négră,
So dus la pădurea négră,
Sie begaben sich auf schwarzen Weg,
Zogen langsam in den schwarzen Wald,

Și o'ncărcat lemne negre
Și o plecat la curtea négră.
Luden auf die Wagen schwarzes Holz,
Kehrten dann zurück zum schwarzen Hof.

Luară 2 pluguri negre,
Două grape negre,
Doi pogănici negrĭĭ,
Juguri negre,
Boi negri
Și a plecat pe calea négră.
Și o venit la pământul negru,
Beide nahmen sich 2 schwarze Pflüge
Und 2 schwarze Eggen,
Dann 2 schwarze Knechte,
Schwarze Joche,
Schwarze Ochsen
Und begaben sich auf schwarzen Weg.
Sie gelangten bald zum schwarzen Acker,

Și o arat pământul negru,
Și o sèminat neghină négră.
A plecat pe calea négră
Și o venit la curtea négră,
Ackerten den schwarzen Grund,
Säten schwarze Trespen.
Sie begaben sich auf schwarzen Weg
Und gelangten dann zum schwarzen Hof,

Și luară 2 mueri negre,
Și 2 seceri negre
Și o secerat neghina négră.
Au plecat pe calea négră.
Și o venit la curtea négră.
Nahmen dort 2 schwarze Frauen
Und 2 schwarze Sicheln,
Ärnteten die schwarzen Trespen.
Sie begaben sich auf schwarzen Weg
Und gelangten dann zum schwarzen Hof.

Doi ómeni negrĭĭ
Luară 2 cară negre
Boi negri,
Poganici negri,
Juguri negre.
Și biciuri negre.
Au plecat pe calea négră
Și o ajuns la pământul negru,
Die 2 schwarzen Menschen
Nahmen sich 2 schwarze Wagen,
Schwarze Ochsen,
Schwarze Knechte,
Schwarze Joche,
Schwarze Peitschen.
Sie begaben sich auf schwarzen Weg
Und gelangten dann zum schwarzen Acker,

A încărcat neghina négră.
Luden auf die Wagen schwarze Trespen.

Și o plecat pe calea négră.
Și o venit la curtea négră.
Sie begaben sich auf schwarzen Weg,
Fuhren dann gemach zum schwarzen Hof

Și o venit la șură négră,
Und gelangten zu der schwarzen Scheune;

A descarcat anania négră.
Luară 2 ómenĭ negri
Două îmblăci negre,
Luden ab die schwarzen Trespen.
Die 2 schwarzen Männer
Nahmen gleich 2 schwarze Dreschflegel.

Digitized by Google

Și inblătiră neghina négră.	Draschen dann die schwarzen Trespen.
Două mueri negre	Die 2 schwarzen Frauen
Luară 2 ciururi negre,	Griffen zu 2 schwarzen Reutern,
Și cernură neghina négră.	Reuterten die schwarzen Trespen.
Luară 2 omeni negri	Die 2 schwarzen Männer
Doi saci negri,	Nahmen dann 2 schwarze Säcke,
Plecară pe calea négră	Zogen auf den schwarzen Weg
Sĕ dusără la móra négră,	In die schwarze Mühle,
Și au macinat neghina négră.	Mahlten dort die schwarzen Trespen.
A plecat pe calea négră	Sie begaben sich auf schwarzen Weg
Și o venit la curtea négră.	Und gelangten dann zum schwarzen Hof.
Luară două mueri negre	Die 2 schwarzen Weiber
Două site negre,	Nahmen gleich 2 schwarze Siebe,
Și cernură neghina négră,	Siebten dann die schwarzen Trespen,
Și facură colaci negrii,	Bucken schwarze Kuchen,
Și facură poménă négră,	Machten schwarzes Totenmahl,
Și pe tote bubele le chemară,	Luden alle die Geschwüre ein,
Dar pe „aruncătura“ au uitat s'o cheme	Doch vergassen sie den „Wurf.“
Ea reu s'a mâniat,	Dieser grämte sich darob,
Din rădăcină a sĕcat	Dorrte aus der Wurzel,
Și de vĕrf s'a uscat,	Welkte aus der Spitze,
Că N. sĕ ramaie curat,	Damit N. allein
Luminat,	Bleib' geklärt und rein,
Cum e de Dumnedeu lăsat	Wie von Gott erschaffen
Și de popa botezat.	Und getauft vom Pfaffen.

Der Leidende muss diesen Verband 3 Tage lang tragen, nach welcher Frist die Besprecherin ihn selbst abnimmt und in einen Sumpf wirft. Wenn während der Besprechung zufällig ein Hahn kräht, so ist der Erfolg sicher.

Gegen Herzklopfen gebraucht die Besprecherin folgende Mittel: Sie bereitet aus 9 Knospen von 3 Bäumen, aus 9 Tropfen Honig von 3 Bienenkörben, aus 9 Krümchen von 3 Broten, aus 9 Stückchen Knoblauch von 3 Beeten, aus 9 Tropfen Wein von 3 Reben, aus 9 Tropfen Wasser von 3 Quellen und aus 9 Tropfen Tau von 3 Blumen einen Trank und gibt dem Leidenden davon 3 Tropfen ein, indem sie folgende Formel hersagt:

Eși Maica-Domnului	Mutter Gottes tritt hervor
In pórta raiului,	Aus des Himmelreiches Thor,
Luminată,	Hellverklärt,
Adorată,	Tiefverehrt,
Cu 9 sorĭ,	Mit 9 Sonnen,
Cu 9 norĭ,	Mit 9 Wolken,
Cu sorii luminând,	Mit den Sonnen leuchtend,
Cu norii umezând.	Mit den Wolken feuchtend.
Ea altueșce,	Sie dann pfropft,

Digitized by Google

Cum și pomul sé altueșce,	Wie man pfropft des Baumes Zweig,
Gramădesce,	Häufet,
Cum albina mierea o grămădesce,	Wie die Bienen Honig häufen,
Dospesce	Säuert,
Cum aluatul pita o dospesce	Wie der Sauerteig das Brot
Și înfrățesce	Und verbrüdert,
Cum și aiul sĕ înfrățesce.	Wie der Knoblauch sich verbrüdert.
Feciórā luminată,	Jungfrau, du verklärte
Adorată,	Und verehrte,
Inima i-o altuesce	Pfropf' sein Herz,
Gramadesce,	Fülle es,
Dospesce	Säuer' es
Și înfrățesce!	Und verbrüder' es!
De va fi inima mâncată	Wenn ein Mann sein Herz gebissen,
De bărbat, sĕ-i curgă pișatul,	Soll ihm der Urin zerfliessen.
De muere sĕ-i crepe țițele	Ist es einer Frau Beginnen,
Sĕ-i cure laptele;	Solle ihr die Milch gerinnen.
De va fi de fetiță,	That ein Mädchen dieses Schlechte,
Sĕ-i cadă cosița.	Fall' ihr ab des Haares Flechte.
N. sĕ rămâie curat,	N. allein
Luminat	Bleib' geklärt und rein,
Ca argintul stracurat!	Wie filtriertes Silber fein!

Dieses wiederholt sie 3 Tage hindurch jeden Morgen vor dem Aufgang der Sonne und schüttet schliesslich den Rest des Heiltrankes an einem besuchten Orte aus, damit der etwaige Urheber selbst das besprochene Herzleiden bekomme. Die Besprecherin achtet darauf, dass kein Freitag dazwischen falle, da sie an einem solchen Tage, der nur Unglück bringt, überhaupt keine Besprechung vornimmt.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Aberglaube aus dem Altenburgischen.

Gesammelt von
E. PFEIFER—ALTENBURG.

a. Heilsprüche.

1. a. Gegen das Beschreien.

Drei falsche Zungen haben dich geschlossen,
Drei heil'ge Zungen haben für dich gesprochen —
Die erste ist Gott der Vater,
Die zweite ist Gott der Sohn,
Die dritte ist Gott der heilige Geist —
Sie geben dir dein Fleisch und Blut,
Fried' und Mut.
Fleisch und Blut ist an dich geraten,
Ist an dich gewachsen, an dich geboren.
Hat dich überritten ein Mann,
So segne dich Gott und der heilge Cyprian.
Hat dich überschritten ein Weib,
So segne dich Gott und Mariens Leib.
Hat dich bemächtigt*) ein Knecht,
So segne dich Gott und das Himmelrecht (Himmelreich).
Hat dich gebühret**) eine Magd oder Dörne (Dirne),
So segne dich Gott und das Himmelsgestörne (Himmelsgestirne).
Der Himmel ist ob dir, das Erdreich unter dir, du bist in der Mitten,
Ich segne dich für das Verrichten.***)
Als unser lieber Herr Jesus Christ in sein bitteres Leiden und Sterben trat,
Da versprachen†) die falschen Jüden,
Wie zitterte der Sohn Gottes, als hätte er den Ritten.
Da sprach unser lieber Herr Jesus Christ:
Wer mir hilft mein Kreuz tragen,
Den will ich von dem Ritten absagen.
Im Namen Gottes etc.

*) Scheint eine Verwechslung mit bemühet, mühen zu sein, was im Althochdeutschen s. v. w. anthun bedeutet.
**) bühren ist s. v. w bürden und gleichbedeutend mit bemühen.
***) das Verrichten — Verritten, d. i. ins Zittern bringen, das Fieber anthun.
†) versprechen s. v. w. verklagen, anthun.

Digitized by Google

b. Wenn ein Kind beschrien ist, stellt man sich mit demselben gegen die Morgensonne und spricht:

Es waren zwei böse Augen, die dich übersahen.
Drei waren, die dir das Gute widersprachen,
Sie haben dir genommen deinen Schweiss,
Sie müssen dir wiedergeben dein Gewächse, deinen Schlaf und deine Ruh,
Dass du wieder nehmest zu.
Im Namen Gottes etc.

c. Das Kind wird gestrichen, indem man spricht:

Zwei böse Augen haben dich übersehen,
Drei böse Zungen haben dich übersprochen,
Drei will ich dir gewähren;
Die sollen dir wiedergeben dein Essen und Trinken,
Deinen Schlaf und deine Ruh,
Deinen Saft und deine Kraft.
Deine ganze Eigenschaft.
Hat es gethan ein Mann, so komm's ihm selber an.
Hat es gethan ein Weib, so fall's in ihren Leib.
Hat dich beschrien eine Magd oder Dirn',
So segne dich Gott und das Himmelsgestirn,
Bist du beschrien hinterwärts oder vorwärts,
So helfe dir der liebe Herr Jesus Christ hinterwärts oder vorwärts.
Das zähl' ich dir zu gut.
Im Namen Gottes etc.

2. Gegen den Brand.

Unser lieber Herr Jesus Christ ging über Land
Und hatte den Brand in der Hand.
Brand schwäre aus und nicht ein.
Du sollst nicht gähren,
Du sollst nicht schwären.
Das zähle ich dir im Namen der h. Dreifaltigkeit zu gute.

Dazu wird dreimal im Namen Gottes darauf geblasen.

3. Gegen die Blatter.

Jesus und die Atter (Otter) ging über Land
Und unser lieber Herr Jesus Christus hatte die Blatter in der Hand.
Da kamen sie zu einem Brunn;
Die Atter ertrank,
Die Blatter verschwand.
Das zähle ich dir zu gute u. s. w.

4. a. Gegen die Rose.

Die Glocke klingt,
Das Messing springt,

Digitized by Google

Das Evangelium wird gelesen,
Die Rose wird genesen.
Im Namen Gottes u. s. w.

b. An drei Tagen hintereinander vor dem Schlafengehen wird die Rose von unten nach oben leise gestrichen, auch wohl angehaucht und dabei, ohne dass der Kranke es hört, gesprochen:

Ich stand unter einer Liebesthür,
Da schossen drei Rosen herfür,
Die erste zerstoss,
Die zweite zerfloss,
Die dritte verschwand,
Unter der Mutter Gottes Liebeshand.
Das zähl' ich dir N. N. zu gut
Im Namen Gottes u. s. w.

c. Die Mutter Gottes ging über Land,
Drei Rosen trägt sie in ihrer Hand,
Die erste verlor sie,
Die zweite beschwor sie,
Die dritte verschwand.
Im Namen Gottes u. s. w.

d. Die Rose gebietet dir Gott zur Busse,*)
Du sollst nicht schwitzen,
Du sollst nicht hitzen,
Du sollst nicht gähren,
Du sollst nicht schwären,
Du sollst nicht wüten,
Du sollst nicht töten.
Das zähl' ich dir N. N. zu gut.

5. Gegen die Geschwulst.

Es gingen drei reine Jungfrauen,
Sie wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen.
Die eine sprach: Es ist husch.
Die andere sprach: Es ist nicht.
Die dritte sprach: Es ist dann nicht.
So kam unser lieber Herr Jesus Christ im Namen u. s. w.

6. Gegen den bösen Schlund.

Jakob ging über das Land
Und hatte den Stab in der Hand.

*) Busse s. v. w. Besserung; gleiche Bedeutung hat der Ausdruck „zu gute".

Digitized by Google

Da begegnete ihm Gott der Herr und sprach: Jakob, warum bist du traurig? Ach Gott, warum sollte ich nicht traurig sein, mein Schlund im Munde will mir verfaulen. Da sprach der Herr zu Jakob: Dort in jenem Thal steht ein Brunn, der heilt den Schlund in deinem Mund.
Im Namen Gottes u. s. w.

7. a. Blutstillung.

Man drückt die Wundränder zusammen, haucht darauf und spricht:

Glückselige Wunde,
Glückselige Stunde,
Glückselig ist der Tag,
Da Jesus Christus geboren war.
Im Namen Gottes u. s. w.

b. Jesus war geboren,
Jesus war verloren.
Jesus war wieder gefunden,
Das heilte sein Blut und seine Wunden;
Das ist Gottes Wille,
Blut steh' stille.
Im Namen Gottes u. s. w.

c. Drei Blumen stehen im Himmel,
Die erste Wehmut,
Die zweite Demut,
Die dritte Gottes Wille,
Blut steh' stille.
Im Namen Gottes u. s. w.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

A. Lecoy de la Marche. — L'Esprit de nos Aïeux. Anecdotes et bons mots, tirés des manuscrits du 13e Siècle. — Paris, C. Marpon et Flammarion. 1889. — XVII et 306 p. (3,50 fr.).

Lecoy de la Marche, rühmlichst auf dem Gebiete der mittelalterlichen Predigt bekannt, hat den guten Gedanken gehabt, die Anekdoten und Histörchen, welche er in seinen Lektüren antraf, zu notieren. Eine Anzahl derselben, dem 13. Jahrhundert angehörig, hat er eben in einem Bande vereinigt.

Quellen dazu waren besonders Jacques de Vitry und Etienne de Bourbon. Diese Anekdoten werden hier, natürlich in einer verjüngten Form geboten, aber in einer Übersetzung, welche dem Original so nahe steht, dass der eigentümliche Geschmack der alten Sprache nicht aufgeopfert wurde. Der heutige Leser, der diese Erzählungen durchsieht, kann dabei den Gedanken nicht fern halten, dass der mittelalterliche Geist viel natürlicher beschaffen war als der unsrige; für uns wäre eine solche Einfachheit etwas Kunstmässiges, und oft wäre es uns Gebildeten fast nicht möglich, zu einer solchen zu gelangen.

Das Buch von Lecoy hat einen doppelten Charakter: es ist lehrreich und unterhaltend. Diese Anekdoten gehören dem Schatz der Erzählungen an, welche frei in der Welt umlaufen. Aus diesem Grunde mögen sie in den folkloristischen Studien einen Platz beanspruchen. Unsere Wissenschaft hat den grössten Vorteil daran, dass die mittelalterlichen Schriftsteller in den Kreis unserer Forschungen gezogen werden. Manches Märchen, mancher Schwank, der heute noch allgemein erzählt wird, diente schon zur Unterhaltung in früheren Zeitaltern. Dieser Punkt wird zu oft vergessen und daher ist es gut, dass er so oft als möglich ins Licht gestellt werde. Die alten Dichter enthalten in vielen Fällen ältere und daher ursprünglichere Varianten für die Stoffe, die allzuhäufig nur in ihren neueren Formen bekannt sind. Die Vergleichung beider wird dazu dienen, um die Entwicklung der neueren Formen und in manchem Falle die Frage ihres Ursprungs zu beleuchten. Gar zu gern wird die Entlehnung angenommen, und man vergisst dabei, dass unsere Vorfahren, welche ihren Geist nicht mit vielerlei Kenntnissen vollzustopfen hatten wie wir, eine ganze Menge Erzählungen fertig im Gedächtnisse hatten; diese machten einen Teil von ihrem Leben aus und die Gebildeten nahmen öfter als wir wissen, ihre Zuflucht zu denselben. Rabelais, La Fontaine, Perrault schöpften aus der mündlichen Litteratur wohl mehr als man gewöhnlich annimmt.

Ausser diesem wissenschaftlichen Interesse hat das Buch von Lecoy noch ein anderes, nämlich als Quelle für die Summe der Gedanken, welche den Geist unserer Vorfahren erfullten. Für Kultur- und Sittengeschichte

Digitized by Google

hat diese Sammlung grossen Wert. Das ganze mittelalterliche Leben mit seinen Freuden und Leiden finden wir hier geschildert in dieser Reihe von Anekdoten, welche dem treuherzigen Volke von den Predigern als Exempla vorgehalten wurden. Der köstliche Humor, welcher das Ganze durchdringt, macht ferner das Buch zu einem sehr unterhaltenden.

Aug. Gittée — Charleroi.

Runa, Minnesblad fran Nordiska Museet 1888. Utgifvet af Artur Hazelius.

Die Bemerkung ist nicht neu, dass im skandinavischen Norden die alte Volksüberlieferung in Leben und Litteratur eine ungleich grössere Rolle spielt, als bei uns. So kann es uns denn auch nicht überraschen, wenn das vorliegende sich an die schon besprochenen Jahreshefte des nordischen Museums anschliessende, überaus anmutig und reich mit Holzschnitten ausgestattete „Gedenkblatt" voll von Anklängen an die altnordischen Sagen u. s. w. ist. Selbst in dem Eingangsgedichte Barndomspoesien (Poesie der Kindheit) tritt dies hervor; mehr noch in dem Schlussgedichte Vardträdet (der Schutzbaum eines Gehöftes), dessen Sturz mit dem der Esche Yggdrasil verglichen wird u. a. m. Aber auch sonst ist das Buch voll interessanter Einzelheiten, von denen wir hervorheben die Abbildungen norwegischer Holzhäuser, besonders der merkwürdigen Stabbur (Vorratshäuser), auch vieler schöner Stücke aus dem Museum (Kelche, Haken, Schwerter, Dolche, Pulverhörner u. s. w.), ferner Darstellungen von Trachten, Volksscenen und charakteristischen Landschaften, z. B. „König Frodes Grabhügel" (Kung Frodes Hög) in Holland und eine Reihe zum Teil alter und charakteristischer Porträts und namentlich mehrere Proben volkstümlicher Musik. Wir durften nicht unterlassen, die Folkloristen auf das interessante Werkchen aufmerksam zu machen. —

D. Brauns — Halle.

Staročeské výroční obyčeje, pověry, slavnosti, zábavy prostonárodní, pokud o nich vypravují písemné památky až po náš věk. Příspěvek ke kulturním dějinám českým sepsal Dr. Čeněk Zíbrt. V. Praze. Tiskem a nákladem Jos. R. Vilímka, 1889. 8° (IV + 293). (Die altböhmischen jährlichen Volksbräuche, Aberglauben, Feste und Unterhaltungen, so weit von ihnen die schriftlichen Denkmäler bis auf unsere Zeit erzählen.)

Dieses nicht allein für die Böhmen interessante Buch nahm seinen Ursprung im slavischen Seminar der böhmischen Universität in Prag, wo der junge Autor die erste Anregung zu seinen kulturhistorischen Studien vom Vorstande des Seminars, Prof. Dr. Gebauer, erhielt. Am Anfang beschränkte er sich auf einige Postillen, in denen er interessante Daten aus dem Familien- und Gesellschaftsleben der alten Böhmen und ihres Aberglaubens und

Digitized by Google

der Bräuche aufsuchte; er begnügte sich aber nicht damit und binnen kurzer Zeit las er mit unermüdlichem Fleisse eine solche Masse von alten Büchern und Dokumenten durch, die ihm das Leben der Vorfahren beleuchteten, dass das angehäufte und ungeordnete Material ihn in seinen Studien fast zu hindern begann. Um eine bessere Einsicht hierin zu gewinnen und um es auch anderen Forschern zugänglich zu machen, las er aus seinem reichen Vorrate dasjenige, aus was zu den alljährlichen Festen in irgend einer Beziehung stand, und ordnete es nach dem Kalender, mit dem Neuen Jahre beginnend und mit Weihnachten schliessend. Manche Gebräuche und Aberglauben, die zwar auf die kirchlichen Feste keinen bezug haben, für das Volksleben jedoch wichtig schienen (z. B. die Erntenfeste, der Glaube an den Wassermann, an wilde Menschen u. s. w.), wurden, wie es sich eben thun liess, unter das andere eingereiht. Es ist leicht begreiflich, dass dem Autor bei einer solchen Menge ungeschichteten Stoffes, durch die er sich erst durcharbeiten musste, und bei dem Mangel an einheimischen Mustern, nach denen er sich richten konnte, für eine tiefere und einheitlichere Bearbeitung nur wenig Zeit geblieben, so dass er sich mit der treuen Wiedergabe des mühsam gesammelten und fleissig geordneten Materiales begnügen musste. Dieser Mangel ist besonders dort, wo sich der Verfasser auf Erklärungen und Komparationen einlässt, deutlich zu spüren. Wir sind aber überzeugt, dass es ihm gewiss gelingen wird, seine Studien auch in dieser Richtung zu vervollständigen. Es muss aber noch ein Verdienst, welches sich dieses Buch speziell um die böhmische wissenschaftliche Arbeit in betreff der Volkskunde erwarb, hervorgehoben werden. Wir müssen es bekennen, dass bis in die jüngste Zeit in Böhmen in der Volkskunde, obwohl die Verhältnisse dazu mehr als irgendwo anders geeignet scheinen, sehr wenig Wissenschaftliches geleistet wurde. Um so mehr ist es also ein freudiges Zeichen, wenn wir einer tüchtigen Arbeit der jüngern Generation begegnen, welche die alten, unbrauchbaren Wege verlässt, um neue, wissenschaftlichere, wenn auch am Anfang nicht ganz glatte und bequeme Bahnen einzuschlagen. Der Versuch ist gemacht und gelungen, und es ist nur eine Fortsetzung in dieser Richtung zu wünschen. — Was das Interesse der Deutschen an diesem Buche anbelangt, so ist nur zu bedauern, dass es der Sprache wegen unzugänglich bleibt. Es scheint mir, dass ein kurzer deutscher Auszug den deutschen Forschern bei ihren folkloristischen und kulturhistorischen Arbeiten, besonders wenn wir bedenken, wie wenig noch das Böhmische, obwohl mit dem Deutschen oft recht innig verknüpft, in Deutschland im wahren Lichte bekannt ist — recht viel Nützliches und Brauchbares bieten könnte.

W. Tille — Prag.

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung. Den Herren, welche so freundlich waren, dem Unterzeichneten Ihre Ansicht über Bildung eines Vereines für Volkskunde mitzuteilen, den besten Dank. Der Unterzeichnete erlaubt sich jetzt die Bitte auszusprechen, die betreffenden Herren wollen die Güte haben, im Kreise ihrer Freunde und Bekannten weiter in dem gedachten Sinne zu wirken, damit demnächst eine allgemeine Aufforderung ergehen kann.

Edm. Veckenstedt,
Halle a/Saale, Mühlweg 23b.

Bis zum 31. Dezember 1889 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Japanische Märchen, gesammelt und der Kinderwelt erzählt von C. W. E. Brauns. Mit 6 Bildern in Farbendruck von Otto Försterling. Glogau. Verlag von Carl Flemming.

Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen von Sophus Bugge. Deutsch von Oscar Brenner. München. Christian Kaiser. 1889.

Paulus oder Phol. Ein Sendschreiben an Prof. Bugge in Christiania von D. Paulus Cassel. Guben-Berlin. Sallis'sche Verlagsbuchhandlung. 1890.

Vedische Studien von Richard Pischel und Karl F. Geldner. 1. Band. Stuttgart. Druck und Verlag von W. Kohlhammer. 1889.

Hundert Lieder des Atharva Veda. Übersetzt und mit textkritischen und sachlichen Erläuterungen versehen von Lic. Dr. Julius Grill, ordentlichem Professor der Theologie in Tübingen. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Stuttgart. Verlag von W. Kohlhammer. 1889.

Bibliothèque de Carabas. The Fables of Aesop, as first printed by William Caxton in 1484, with those of Avian, Alfonso and Poggio, now again edited and induced by Joseph Jacobs. I. History of the Aesopic Fable. London. Published by David Nutt in the Strand. 1889.

Die Kahlenberger. Zur Geschichte der Hofnarren. Von Friedrich W. Ebeling. Mit 39 Holzschnitten. Berlin. Verlag von Hans Lüstenöder. 1890.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'Histoire et de Philologie. Directions M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 2e Année N. 11. Novembre 1889. Sommaire: Comptes rendus A. Jearnoy. Les origines de la poésie lyrique en France au Moyen Age (L. Sudre). — Usener, Religionsgeschichtlichte Untersuchungen (A. Marignan). Julien Tiersot, Histoire de la Chanson populaire en France (M. W.). Variété. Edm. Veckenstedt, Le tambour du roi des Wendes. — Périodiques: Pays Slaves (W. Tille). — Pays Romans (S. Prato et M. W.). Prix de l'Abonnement. Un an, 8 francs pour la France, 9 francs pour l'étranger Union postale. Paris, Émile Bouillon, libraire-éditeur, 67, rue de Richelieu. 1889.

Anmerkung. Zum Bedauern des Unterzeichneten musste diesmal die Anzeige des Archivio unterbleiben, da Herr Dr. Pitrè in Palermo, durch grobe Täuschung veranlasst, in der letzten Nummer der evangelischen Kirche Deutschlands einen schweren Vorwurf gemacht, der hohen evangelischen Geistlichkeit Deutschlands eine grobe Beleidigung zugefügt hat, welche es unmöglich machen, den Verkehr mit dem so hochverdienten Forscher Italiens aufrecht zu halten, bis von ihm der Widerruf im Archivio veröffentlicht, und die Leute, durch welche er sich auf so gröbliche Weise hat täuschen lassen, namhaft gemacht sind. — In der Zeitschrift für Volkskunde wird nur der Inhalt von denjenigen Zeitschriften angegeben, welche gleichfalls den Inhalt von den einzelnen Nummern unserer Zeitschrift angeben, oder den ganzen Jahresinhalt abdrucken, oder dieselbe in einem besonderen Artikel behandeln. Bücher zur Besprechung sind zunächst dem Verleger zu übersenden.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Chamber's Encyclopaedia. A. Dictionary of Universal Knowledge with Maps and Wood Engravings in 10 Vols., Imperial 8 vo. Price-Cloth, 10 s. each; Half-morocco 15 s. each. The Work is also being issued in Monthly Parts price 1 s. each. London and Edinburgh. Seite 708—714 enthält einen trefflich klaren und umfassenden Aufsatz: Folklore — auf welchen hiermit die Aufmerksamkeit unserer Forscher und Leser gelenkt sei. E. V.

Folklore Wallon. N. 1. Adresser les adhésions et communications au secrétaire de la Société du Folklore Wallon. M. J. Defrecheux, 90, rue Bonne-Nouvelle, à Liege.

Mélusine. Revue de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages. Dirigée par H. Gaidoz. Tome IV. No. 24. Décembre 1889.

Nordhäuser Monatshefte. Heft 3. Dezember 1889. Die Hermannshöhle im Harz von H. Heineck. Ein Gang durch das städtische Museum, von P. Osswald. Beziehungen Luthers zu Nordhausen. Von Dr. Mattias. Zur Volkskunde des Harzes. Monatschronik. Aus dem Vereinsleben. — Verlag der C. Haackeschen Buchhandlung. Für die Redaktion verantwortlich: Carl Haushalter in Nordhausen.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Sixième Livraison. Décembre. Paris. Aux Bureaux du Polybiblion. 2 et 5, Rue Saint-Simon (Boulevard Saint-Germain). 1889. Sommaire de la Livraison de Décembre 1889. I. Récentes Publications illustrées, par Visenot. II. Ouvrages pour la Jeunesse par M. E.-C. La Grette. III. Comtes rendus, Théologie, Sciences, Belles-Lettres, Histoire. IV. Bulletin. V. Chronique. VI. Table Méthodique des ouvrages analysés. VII. Table alphabètique des noms d'auteurs. VIII. Table de la chronique. IX. Table des Questions et Réponses.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm. 6e Année, Décembre, No. 10. Havre 1889.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Paraissant le 15 de chaque mois. Direction: M. M. Emile Blémont et Henri Carnoy. Paris. Aux bureaux de la Tradition, 33 rue Vavin. No. XII, 3e Année (No. 33) Le Numéro: Un franc. 15. Décembre 1889. L'Abonnement est de 15 francs pour la France et pour l'étranger. Sommaire: La Légende de Persée par H. Carnoy. Le Mois de Mai (Suite) par J. Defrecheux et G. Pitrè. Chansons grecques III par A. Proust. Contes populaires de Lorraine de M. E. Cosquin. — D. St. Prato. Fonction sociale de la Tradition IV et fin par É. Blémont. Le Branle du Paradis par Ch. de Sivrey. Les Empruntes merveilleuses IV par A. Chabouseau. The Blue Fairy-Book, par A. Lang. Marinette, poésie, par G. Vicaire. Contes populaires de l'Egypte ancienne, par J. Gautier. Les Rosières I par J. Plantadis. Poésies Semi-Populaires. sérénade par A. L. Ortoli. Livres de Divination, par Jean Nicolaides, L. Blémont. Bibliographie par H. Carnoy. Raoul Gineste et Charles le Goffic. Table des matieres du Tome III de la Tradition.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 2e Jaargang. 12e Aflevering. Inhoud: Plagerijen. —. Grepen uit het Kinder-en Volksleven, door Aug. Gittée. Volksliederen. — Van de vier Weverkens. Boekbeoordelingen. P. Sébillot. — Contes des Provinces de France. H. Gaidoz et Paul Sébillot. Blason populaire de la France (Aug. Gittée). Vragen en Aanteekeningen. Inhoud.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 1. Jaargang 1889. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Afl. 12. Inhoud: Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. Sagen. Vertelsels. Schippekesspel. Boekbespreking. Verduitsching onzer meest gebruikte doopnamen, door Reebrecht Schrijvers. De Taal der Vogelen. Oude Gebruiken. Uit Boeken, Brieven en Bladen. Brieven en Bladen. Bericht. Von den Herren Jos. Cornelissen, J. Adriaenssen, Vervliet, A. Aerts.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUN

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STRE

LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 5. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Die Kosmogonien der Arier. Von Edm. Veckenstedt — Halle a./S. 169
Sagen aus Hinterpommern. Mitgeteilt von O. Knoop — Rogasen. 185
Volkslieder aus Steiermark. Mitgeteilt von A. Schlossar — Graz.. 187
Albanesische Lieder. Von E. Mitkos — Beni-Suef. Deutsch v. J. U. Jarnik — Prag 189
Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner. Von Dr. Heinrich v. Wlislocki — Mühlbach (Siebenbürgen). 192
Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen. Von Robert Prexl — Mühlbach (Siebenbürgen).. 195
Aberglaube aus dem Altenburgischen. Gesammelt von E. Pfeifer — Altenburg. 200
Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.
A Short Account of further Bushman Material, Collected by L. C. Lloyd. Third Report concerning Bushman Researches, presented to both Houses of the Parliament of the Cape of Good Hope, by command of His Excellency the Governor. London: David Nutt. 1889. 205
Die Kahlenberger. Zur Geschichte der Hofnarren, von Friedr. W. Ebeling. Mit 39 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder. 1890 206
Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen. Von Dr. Heinrich von Wlislocki in Mühlbach (Siebenbürgen). Hamburg 1889. . . 206
Zur Bücherkunde 207

Digitized by Google

Die Kosmogonien der Arier.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

Die Griechen. (Fortsetzung.)

Wir wenden uns zu Erikapaios. Mat hat hier eine Herkunft aus dem Griechischen gesucht ἦρι und *κάτος*, Hauch, Atem — das Wort begegnet uns in der Septuaginta, der Stamm *καπ* ist aber doch als alt in der Bedeutung Hauch, Dampf zu betrachten. Göttling gibt vernalium ventorum afflatus, während Darmestetter geneigt ist die Bedeutung „der belebende Morgenwind" darin anzunehmen.

Freilich widersprechen auch Sprachgelehrte der Herleitung aus dem Griechischen, am entschiedensten O. Gruppe, und es ist nicht zu leugnen, dass das Wort eher den Eindruck eines aus einer fremden Sprache umgedeuteten macht. So hat denn auch Movers Anschluss an das Ebräisch-Phönizische gesucht, und zwar an Erekapaim, Delitzsch aber an אריך אנפין longus facie der Kabbala. Zu bemerken ist, dass O. Gruppe sowohl die Herleitung von Delitzsch verwirft als die ursprünglich von Schleiermacher ausgehende אֲרֵךְ אַפַּיִם.

Aber auch die Herleitung von Phanes kann nicht als ganz gesichert angesehen werden. Movers hat auch hier wieder das Semitische פָּנִים Gesicht, Person, aber man wird schwerlich ganz von einer Verknüpfung mit *φαίνω*, *φαν*, scheinen, leuchten, abzusehen geneigt sein.

In keiner Weise unklar ist die Herleitung von Protogonos, der Erstgeborne, das Eintreten von Zeus und Pan wie des Herakles kann aber wie bemerkt nur zur Deckung philosophischer Begriffe dienen, von denen wir die ursprüngliche Vorstellung nur zu vermuten vermögen.

Wie nun aber zu Ergebnissen gelangen, welche den Anspruch auf Sicherheit erheben dürfen?

Entgegen jener Richtung der vergleichenden Mythologen der letzten Jahrzehnte, nicht aus den Sachen ihre Ergebnisse zu nehmen, sondern ihre Ansichten in die alten Überlieferungen hinein zu tragen, haben wir zu versuchen, welche Anschauungen sich in der griechischen Litteratur selbst darbieten, und zwar besonders in denjenigen Berichten und Dichtungen, welche zwar aus später Zeit herstammen, immerhin aber doch durch ihre Verbindung mit dem Namen Orpheus eine Art von Gewähr dafür bieten, dass sie dem orphischen Vorstellungskreise angehören, wenn auch mit stoischen und anderen Anschauungen durchsetzt.

Was nun das Wesen des Phanes betrifft, so durchdringt in bezug auf ihn alle die alten Berichte der Hinweis auf das Licht; so lesen wir in dem

Digitized by Google

orphischen Hymnus N. VI von ihm als dem Aither durchirrenden, dem mit goldenen Flügeln prangenden (*χρυσέῃσιν ἀγαλλόμενον πτερύγεσσι*), dem allleuchtenden Spross (*παμφαὲς ἔρνος*), der sich überall im Weltall hinwendet mit dem Schwung seiner Flügel, mit sich führend das heilige glänzende Licht — weswegen der Hymnus ihn Phanes nennt, aber auch Priepos und Antauges.

(*πάντῃ δινηθεὶς, πτερύγων ῥιπαῖς κατὰ κόσμον,*
λαμπρὸν ἄγων φάος ἁγνόν, ἀφ' οὗ σε Φάνητα κικλήσκω
ἠδὲ Πρίηπον ἄνακτα καὶ Ἀντιάγην ἑλικῶπον.)

Finden wir an dieser Stelle Phanes nicht nur Antauges sondern auch Priepos genannt, so belehrt uns Diodor. Sic. I, 11, dass Orpheus den Phanes auch Dionysos genannt habe:

τοὔνεκά μιν καλέουσι Φάνητά τε καὶ Διόννσον.

Nun aber würden wir daran zu gehen haben, diesen Phanes als solchen, sowie in seinen verschiedenen Beziehungen zu erschliessen.

Zu den bisherigen Zeugnissen für die Lichtnatur der Gottheit seien noch einige weitere gefügt. So berichtet Hermias zum Phädrus des Plato. dass Phanes in dem Eingang der Höhle der Nacht sich befindet (*ἐν τοῖς προθύροις γὰρ τοῦ ἄντρου τῆς νυκτὸς κάθηται ὁ Φάνης*), dass zuerst der Himmel erglänzt von dem göttlichen Licht des Phanes (*καὶ πρῶτος καταλάμπεται ὁ οὐρανὸς ὑπὸ τοῦ θείου φωτὸς τοῦ Φάνητος*): von Joannes Malala Chron., Suidas und Cedrenus aber erfahren wir, dass das Licht, welches den Äther zerreisst und die Erde erleuchtet, von Orpheus Metis, Phanes und Erikapaios genannt ist. (Dann findet sich der merkwürdige Zusatz, dass in der Sprache des gewöhnlichen Lebens dies Rat, Licht, Lebensspender heissen würde, dass die Orphische Bezeichnung eine solche des heiligen Dienstes sei — wir würden sagen der symbolischen oder allegorischen Kirchensprache: *Ἔφρασε δὲ (ὁ Ὀρφεὺς) ὅτι τὸ φῶς ὁῆξαν τὸν αἰθέρα ἐφώτισε τὴν γαῖαν ἐπὼν ἐκεῖνο εἶναι τὸ φῶς τὸ ὁῆξαν τὸν αἰθέρα τὸν ὑπέρτατον πάντων οὗ ὄνομα Ὀρφεὺς ἀκούσας ἐκ τῆς μαντείας ἐξεῖπε Μῆτιν, Φάνητα, Ἠρικαπαῖον, ὅπερ ἑρμηνεύεται βουλή, φῶς, ζωοδοτῆρ.*)

Wird uns somit die Einstimmung von *βουλή* oder Metis und Eubuleus nicht zweifelhaft sein, wie ebenfalls nicht diejenige von Phanes, — Protogonos — das Licht als das Erstgeborene — und Antauges, der Widerschein — so haben wir jetzt die Möglichkeit einer Gleichsetzung von Zeus, Dionysos und Pan mit Phanes-Erikapaios zu begründen.

Diejenige von Zeus wird uns leicht werden zu verstehen, da Zeus als Schleuderer der Blitze wie als Gott des Gewitterregens Licht und schöpferische Fruchtbarkeit in sich vereint, zugleich auch als Begriff der Göttlichkeit an sich in der späteren hellenischen Zeit nicht fehlen darf, wo die orphische Geheimlehre den Phanes als solchen gefunden.

Ist der Name des Dionysos an sich nicht mit unzweifelhafter Sicherheit zu erklären, so werden wir doch nicht bezweifeln können, dass die Wurzel di, div, glänzen, scheinen, leuchten, sowohl dem Namen des Zeus wie des Dionysos zu Grunde liegt.

Digitized by Google

Vor allem aber ist Dionysos der Gott des feurigen Trankes, welchem die schwellende und schöpferische Kraftfulle eignet und darum die Verbindung mit Phanes-Erikapaios suchen und finden lässt.

Schwieriger erscheint der Erweis der Beziehung von Pan-Phanes, er ermöglicht sich uns aber, wenn wir erwägen, das derselbe ursprünglich nicht nur die Gestaltung des nährenden, schützenden und behütenden Gottes ist, sondern auch als Lichtgott Verehrung gefunden hatte: so wurden ihm Fackelfeste gefeiert, er selbst führt in der Hand die Fackel, in einigen seiner Heiligtümer brennt ein ewiges Feuer, sein Licht erleuchtet die Höhen der Berge zuerst, bestrahlt sie zuletzt, und in der alles verallgemeinernden und übertreibenden Weise unserer Kirchengesänge nennt ihn der orphische Hymnus (XI) unsterbliches Feuer (*πῦρ ἀθάνατον*).

Somit haben wir auch hier die Wege gefunden, welche zu dem Ziele zu führen vermögen, dass wir erkennen können, weshalb nach orphischer Anschauung Phanes-Pan als gleich gesetzt werden konnten, wie dann durch den Anklang des Namens Pan an das All und die Verbindung von Pan mit Phanes dieser als die im All schaffende und dann das All schaffende Kraft einzutreten vermochte.

Aber Phanes ist auch Priepos genannt, oder wenigstens ihm gleichgesetzt, und wir werden nicht zu bezweifeln haben, dass wie die orphischen Argonautica Eros und Phanes gleichsetzen, die Kosmogonie des Akusilaos Metis und Eros hat, der Erikapaios als Lebensspender nach der mystisch-heiligen Ausdrucksweise, eben die schaffende Kraft als Ausgangspunkt der Göttereinheit in der Dreiheit Metis — Phanes — Erikapaios darstellt und demnach seine Vertretung zu finden vermag durch Eros, durch Priepos.

Die orphischen Lehren und Dichtungen sind ein Gemisch tiefsinniger Erwägungen, dichterischer Verallgemeinerungen und Steigerungen des Gegebenen, wie nicht minder in das Fremdartig-Phantastische wie Grobsinnliche hineinragender Vorstellungen, welche zu einer Einheit der Anschauung zu gelangen versuchen, und wieder, wo sie sich derselben nähern, im freien Spiel der Worte zu fliehen versuchen.

Machen wir uns zunächst mit den theriomorphen Erscheinungen des Phanes bekannt. So hat Phanes nach Proclus verschiedene Tierhäupter, und zwar des Widders, Stieres, der Schlange, des Löwen mit den Augen voll blauen Widerscheines.

(*πρῶτος γοῦν ὁ θεὸς παρ' αὐτῷ ζῴων κεφαλὰς φέρει πολλάς*
κριός, ταυρείας, ὄφεως χαροποῦ τε λέοντος.)

Es ist nun ja möglich, dass solche Vorstellungen aus der Fremde in Griechenland eingewandert sein können, indess so ganz unbezeugt sind dergleichen Vorstellungen doch auch in Griechenland seit alter Zeit her nicht, wenn wir uns nur an die Chimara des homerischen Liedes erinnern, an die Kentauren, an Proteus und seine Verwandlungen. Aber auch dann, wenn alle diese Vorstellungen dem Süden oder Osten entnommen wären, würden sie doch nur demselben Ausdruck der Gedanken dienen, denn man glaubt annehmen zu dürfen, dass in der mythologischen Sprache der Semiten der Stier auf den Frühling hinweist, der Löwe auf den Sommer, die Schlange — nach

Digitized by Google

Movers — auf den Winter, der Widder aber auf die Zeugungskraft; in Ägypten stellt die Schlange, wenn sie auf dem Haupte getragen wird, mit ihrer durch den Anblick bannenden Macht, die königliche Würde symbolisch dar, der Stier die Zeugungskraft, der Widder die männliche Kraft; nach griechischer Anschauung endlich bedeutet die Schlange die zeugende Erdkraft, der Löwe die königliche Würde, aber auch Hitze und Brunst, Stier und Widder die Zeugungskraft.

Somit würde uns die bildliche Sprache der Semiten, Ägypter und Griechen zu einer Gottheit führen, welche von Hitze und Feuer redet und damit von Licht, wie von der zeugenden und damit schöpferischen Kraft, wie wir solches aus dem Wesen erschlossen des Phanes-Erikapaios.

Beiläufig sei hier ein Beweis für die Behauptung eingeschoben, dass neben grosser Tiefe der Gedanken und reicher Fülle bedeutender Vorstellungen auch das Grobsinnliche in der orphischen Litteratur Platz gesucht und gefunden, so wenn wir die Nachricht finden, dass Phanes die Schamteile am Hinteren gehabt habe (Patr. Mign. vol. 36 p. 1027 bei Abel, Orphica S. 179 *ὧν τὸν Φάνητα εἰσάγει αἰδοῖον ἔχοντα ὀπίσω περὶ τὴν πυγήν.*)

Wir nähern uns jetzt einer weiteren Vorstellungsreihe.

Ist Metis-Phanes-Erikapaios die Gestaltung der Einsicht, des Lichtes, der lebensschaffenden Kraft, so musste für den Phanes früher oder später sich die Frage ergeben, da dieser Gottheit eine Genossin nicht gegeben ward, wie sich derselben der Vorgang der Zeugung stellt.

Eben, da die Genossin dem Phanes-Erikapaios nicht gegeben war, so musste der Zeugungsakt in der Gottheit selbst vor sich gehen können; zu dem Zwecke aber war Phanes als zweigeschlechtig vorgestellt, wie uns Proclus bezeugt und Lactantius erklärend berichtet (Instit. IV, 8, 4. Nisi forte existimabimus deum, sicut Orpheus putavit, et marem esse et feminam, quod aliter generare nequiverit, nisi haberet vim sexus utriusque; quasi aut ipse secum coierit aut sine coitu non potuerit procreare.)

Auch eine solche Vorstellung ist weit allgemeiner, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, sei es, dass der viehzüchtende Mensch aus der Beobachtung nicht nach der Regel entwickelter Geschlechtsteile — noch heute wissen unsere Landleute und Schlächter von Bullfärsen zu berichten — zu dergleichen Ansichten gelangt sind, welche natürlich erst durch Hinzufügung von Erwägung und Einbildung lebensfähige Gestaltung gewonnen, oder dass sie allein der Neigung entsprungen, jenes Rätsel zu lösen, welches der menschliche Geist sich stellt, wenn er zur Einmenschheit und Eingottheit vordringt und doch das Werden neuer Wesen nicht zu beseitigen vermag.

So haben wir von dem zweigeschlechtigen Wesen in der Überlieferung der Żamaiten gelesen, wir finden diese Vorstellung in Indien wie bei Plato, Adam ist nach der Anschauung des Targumins wie des Talmud und Moses Maimonides zweigeschlechtlich und nach Berosus ist die chaldäische Vorstellung von der mannweiblichen Einheit des ersten Menschen dieselbe — und erst wenn die Vergeistigung der Vorstellungen bis in das Unkenntlichmachen vorgeschritten, gelangt der Bericht zur höheren Unnatür-

Digitized by Google

lichkeit, so wenn der heilige Geist aus seiner Frauennatur, von welcher derselbe bei den Mohamedanern Erinnerungen hinterlassen, nun als Gott in die Vorstellung des Mannes übergeht, doch aber den eingebornen Sohn empfängt.

Es ist nur natürlich, dass wenn Phanes als Protogonos, *διφυής*, also in diesem Falle zweigeschlechtig genannt wird, dies auf ihn als Erikapaios zu beziehen ist, wie der Hymnus VI dies Wort hat, ebenso auch dass wenn Eros *διφυής* und Phanes in den Argnautica des Orpheus genannt ist, wir bei dem Eros uns in demselben Kreise von Anschauungen bewegen, welche wir soeben dargelegt.

Aber die orphische Litteratur gewährt uns nicht nur die Mittel, das Wesen des Phanes in allen seinen wesentlichen Beziehungen aus der Hülle der Geheimlehren herauszulösen, sondern sie gibt auch genau die Stelle an, wohin diese Gottheit in der Kosmogonie zu stellen ist; das aber ist diejenige des Weltbaumeisters, wie Proclus zu Plato's Timäus sagt (*καὶ ὁ μάλιστα παρ' αὐτῷ (Ὀρφεῖ) δημιουργὸς ὁ Φάνης ἐστίν.*)

Haben wir so die letzten Glieder der orphischen Kosmogonien sich in lichtvoller Klarheit ergeben sehen, so wird immerhin noch das Mittelglied erwägender Betrachtung bedurfen, bevor wir die letzten Ergebnisse ziehen.

Sowohl in der rhapsodischen Theogonie wie in derjenigen des Athenagoras wie Hellanikus und Hieronymus hatten wir von dem Ei zu berichten, von dem sowohl gesagt ist, dass dasselbe dem Chronos entstammt, welcher dem Drakon und Herakles gleichgesetzt wird, wie die rhapsodische Theogonie das Ei für Chronos Aither und Chaos setzt, aber auch mit der Hinzufügung, dass aus diesem wie dem weissen Untergewand oder der Wolke Phanes hervorgeht (*ἐκ τούτων ἐκφρώσκει ὁ Φάνης*).

Hatten wir einem Zweifel darüber nicht wohl Raum zu geben versucht, dass in dem letztern Falle das Ei der Wolke sich gleichsetzt, aus welcher das Licht hervordringt, so sind doch auch bei den Orphikern Zeugnisse für die Vorstellung, dass eigentlich das Chaos selbst dem Ei gleichzusetzen ist. (Vergl. Apio apud Clement. Rom. Homil. VI. 4. 671. *Καὶ Ὀρφεὺς δὲ τὸ χάος ᾠῷ παρεικάζει, ἐν ᾧ τῶν πρώτων στοιχείων ἦν ἡ σύγχυσις· τοῦτο Ἡσίοδος χάος ὑποτίθεται, ὅπερ Ὀρφεὺς ὠὸν λέγει γεννητὸν ἐξ ἀπείρου τῆς ὕλης προβεβλημένον γεγονὸς δὲ οὕτω κ. τ. λ.*)

Wird nun von Herakles-Chronos gesagt, dass er das Ei hervorbringt, welches in der Mitte zerberstend sich mit seiner oberen Hälfte zum Himmel gestaltet, mit der unteren zur Erde, wird dieser Herakles-Chronos mit dem Drakon gleichgesetzt, welcher einen Stier- und Löwenkopf hat wie das Haupt eines Gottes, dazu Flügeln an den Schultern, so kann das alles eben nur heissen, dass Zeit und Kraft dem ungeformten Urstoff die erste Form geben, aus welcher dann Himmel und Erde sich bilden, unter der lebensspendenden Kraft des einsichtvollen Lichtgottes, des Phanes-Erikapaios.

Unmittelbar in seiner Kraftäusserung endlich tritt Herakles-Chronos hervor — und damit nur um so deutlicher als Gestaltung der Kraft, wenn eine Überlieferung berichtet, dass Herakles-Chronos dieses Ei nicht nur hervorbringt, sondern zerspaltet und in zwei Hälften teilt, deren eine den Himmel, die andere die Erde bildet.

Digitized by Google

Somit haben wir nun nach den früheren Erklärungen jetzt nur daran zu erinnern, dass die wesentlichsten Vorstellungen der rhapsodischen Theogonie sind:

Zeit, Raum, Stoff,
Gottheit, Wolke,
weltbildende Gottheit,

nach der orphischen des Athenagoras:

Wasser, Schlamm,
Kraft, sich ordnender Urstoff,
Himmel, Erde —

endlich nach derjenigen des Hellanicus und Hieronymus

Wasser, Stoff (Schlamm), Erde als ungeordnete Masse,
Kraft, Licht, Raum, Dunkelheit —
sich formender Urstoff,
die weltbildende Gottheit. —

In allen wesentlichen Beziehungen gehören nun auch die übrigen noch aufzufindenden Kosmogonien mit wenigen Ausnahmen hierher, so wenn Akusilaos nach Eudemus und dort auch wohl orphisch die Aufstellung hat Chaos, Erebos und Nacht, Aither, Eros, Metis, also:

formlose Masse, Urstoff,
Dunkel und Nacht,
das Licht der Höhe, die sich äussernde Schöpferkraft, die Einsicht, — oder Alexander von Aphrodisias nach Orpheus Chaos, Okeanos, Nyx, Uranos, Zeus, danach also:

formlose Masse,
Urflut,
Nacht,
Himmel,
gestaltende Gottheit, —

und endlich Clemens Romanus, die Theo-Kosmogonie als orphische bezeichnend,

ἄπειρος ὕλη, ὠόν Phanes,
Substantia, prudentia, motus, coitus,
daraus Himmel und Erde (ex his factum Coelum et Terram), demach:

unbegrenzten Stoff,
Ei,
weltbildende Gottheit,
Stoff — nun doch wohl sich formender,
Klugheit, Bewegung, Zeugung,
Himmel und Erde.

Offenbar liegen hier die beiden Schichten übereinander, von welchen die erste bei Phanes, die andere bei der Bildung von Himmel und Erde ihren Abschluss findet.

Digitized by Google

Wir haben auch in dieser Kosmogonie eigentlich neue Gedanken nicht mehr, nur dass der Anfang, der Urstoff nun auch unmittelbar als solcher, als ἄπειρος ὕλη also, bezeichnet ist.

Hier haben wir einen Augenblick zu verweilen, um festzustellen, dass in der kosmogonischen Litteratur die ὕλη eben Stoff ist, nicht aber wie Darmestetter annimmt, gestützt auf die Lehren der griechischen Philosophen, der Hylozoisten, der Raum, denn er sagt: C'est ce mot qui joue un si grand rôle dans sa (c'est-à-dire la Grèce) métaphysique, ὕλη, „le bois, la forêt."

Nun ist aber in der Lehre der griechischen Hylozoisten, des Thales wie Anaximander, des Anaximenes wie Heraklit, keine Spur von dem Baum als Urgrund der Welt zu entdecken; die Wurzel von ὕλη wird auf svar glänzen, leuchten, brennen, zurückgeführt, oder auf sval, das wir im aln. svalir Gebälk haben, und in den Wörterbüchern wird ὕλη mit Holz, Wald übersetzt, aber auch mit Schiffsballast, — und dies waren Schutt, Steine oder Holz, aber auch mit Stoff, Materie, Masse, ja mit Basis in chemischem Sinne.

Somit erweist sich die Ansicht des französischen Gelehrten auch in dieser Annahme als hinfällig, ebenso ist die Gleichsetzung von Stoff und Stoff in Philosophie und Kosmogonie nicht gelungen, wie das ja aber auch wieder naturlich ist, da eben auch die Philosophie von Stoff zu Geist vorschreiten musste.

Wir nähern uns dem Schluss der griechischen Kosmogonien, der zeitlich etwa durch diejenige bezeichnet werden mag, welche in den orphischen Argonautica sich befindet, und die von uns bereits gestreift ist. Nach derselben haben wir die Folge

Chaos, Chronos, Aither, Nyx, Eros-Phanes,

danach Urstoff, Zeit, Licht der Höhe, Nacht, schaffende Gottheit als Eros und Phanes, zweigeschlechtig.

Vermögen wir diese Kosmogonie etwa als die zeitlich letzte zu bezeichnen — man verlegt die Abfassung der Dichtung in die Zeit nach Quintus Smyrnäus aber vor Nonnus, — so erweist sich doch der Kreis der Vorstellungen, welche darin hervortreten, durchaus den behandelten in allen wesentlichen als in zu hohem Grade entsprechend, um eine besondere Behandlung zu erfordern, welche dann doch aber jener zu widmen ist, die sich bei Proclus in Einzelversen zerlegt findet; setzen wir dieselben zusammen, so gelangen wir wieder zu einer rhapsodischen Kosmogonie, mit folgendem Gehalte:

Phanes als weltbildende Ursache, umfasst als Erikapaios-Protogonos alles in seinem Leibe, darauf Zeus, den Aither den Himmel, die Urflut, Flüsse und Meer, Götter und Göttinnen —

ὅσσα τ' ἦν γεγαῶτα καὶ ὕστερον ὀπτώς' ἔμελλεν,
ἐγένετο· Ζηνὸς δ' ἐνὶ γαστέρι σύμφυτα πεφύκει,

dann folgt die Wiedergeburt (παλιγγενεσία.).

Dieser Gedankengang lässt die Absicht durchscheinen, zu einer Einheit des All zu gelangen, durch Einswerden des Alls in dem Weltbildner und Welterneuerer, und zwar — in der Sprache unserer Tage zu reden,

Digitized by Google

in der vorgeschichtlichen und somit religiös-philosophischen Dämmerzeit, wie sodann in der späteren, der religiös-philosophischen Zeit aufleuchtender Klarheit.

Dieser Alleinsgedanke hat dann auch seinen Ausdruck in der apokryphischen Theogonie des Musäus (*φάναι τε ἐξ ἑνὸς τὰ πάντα γίνεσθαι καὶ εἰς ταὐτὸν ἀναλύεσθαι*) gefunden, wie auch wohl des Linos

ἦν ποτέ τοι χρόνος οὗτος, ἐν ᾧ ἅμα πάντ' ἐπέφυκει,

und die folgenden Verse, in denen auch die Thätigkeit der trennenden Kraft ihre Stelle findet:

ὡς καὶ' ἔριν συνάπαντα κυβερνᾶται διὰ παντός·
ἐκ παντὸς δὲ τὰ πάντα, καὶ ἐκ πάντων πᾶν ἔασι.
πάντα δ' ἓν ἔσιν, ἕκαστον ἑνὸς μέρος, ἦν ἓν ἅπαντα.
ἐκ γὰρ ἑνός ποι' ἐόντος ὅλον τάδε πάντ' ἐγένοντο.
ἐκ πάντων δέ ποι' αὖθις ἓν ἔσσεται ἐν χρόνον αἴσῃ κ. τ. λ.

endlich im orphischen Zeushymnus

Ζεὺς πρῶτος γένετο, Ζεὺς ὕστατος ἀρχικέραυνος,
Ζεὺς κεφαλή, Ζεὺς μέσσα, Διὸς δ' ἐκ πάντα τέτυκται κ. τ. λ.

Und hiermit haben wir das Endziel der Darlegung der griechischen Kosmogonien erreicht, welche uns dahin geführt haben, den Weltbildner hervortreten zu sehen, welcher in natürlicher Weiterbildung der Ideen zum Weltschöpfer werden musste, der aber auch die Möglichkeit bot, die etwa von einem anderen Volke herausgearbeitete Idee des Weltschöpfers in sich aufzunehmen und zu vertreten, oder ihm das Feld zu räumen, wie geschehen.

Wir wenden uns zu den Römern.

VIII. Die Römer.

Es ist gebräuchlich, dass man den Römern, beziehentlich lateinischen Völkern die Schöpfung von Kosmogonien abzusprechen pflegt. Bis zu einem gewissen Grade hat man dazu das Recht, doch aber auch nicht in dem Masse, als dasselbe bis jetzt gilt: das zu erweisen werden die folgenden Zeilen sich jetzt bemühen.

Von Darmestetter werden einige Zeugnisse aus den Dichtungen der Römer angeführt, welche er in kosmogonischem Sinne verwendet. Machen wir uns mit denselben bekannt, so lesen wir bei Lucrez II 991 ffg. „Wir alle entstammen himmlischem Samen, alle haben denselben Vater; sobald von demselben die Mutter Erde die Tropfen des flüssigen Nass empfangen, gebiert sie prangende Feldfrucht, freundliches Gebüsch und das Geschlecht der Menschen."

Bei Virg. Georg. II 325:

Doch der allmächtige Vater mit schwängerndem Regen, der Aither,
Sinkt herab in den Schooss der lüsternen Gattin und nähret
Alles Geschlecht, das Grosse zum grossen Leibe sich mischend.

Digitized by Google

Sodann im Pervigilium Veneris, in welchem derselbe Gedanke ausgesprochen ist, weshalb es genügt, hier die lateinische Fassung zu bieten:

Cras et is, qui primus Aether
Copulavit nuptias,
Ut paternis recrearet
Vernus annum nubibus,
In sinum, maritus imber,
Fusus almae conjugis,
Inde vitam mixtus ardet
Ferre magno corpore.

In diesen drei Anfuhrungen aus den Schöpfungen der Schüler der Griechen wie der Volksdichter — Schüler der Griechen wären also Lucrez und Virgil, die Volksdichtung das Pervigilium Veneris — aber Frankreich hat diesem Gedichte am schärfsten diejenigen Eigenschaften abgesprochen, welche einer Volksdichtung eigen sind, wenn es heisst: l'affectation y est sensible, beaucoup de paroles qui ne disent souvent rien ou peu de choses — des constructions entortillées etc. — also einfach aus diesen Anfuhrungen römischer Verse mit griechischen Gedanken erfahren wir aber nur, dass der Frühlingsregen die Erde befruchtet, eine Kosmogonie ist in denselben nicht enthalten.

Dagegen tritt uns allerdings eine kosmogonische Auffassung in den Worten des Virgil entgegen, Aen. VI 724—30:

Anfangs nährt der Himmel, die Erd' und Wassergefilde,
Auch die leuchtende Kugel des Monds, und titanische Sterne,
Innen ein Geist, und bewegt als Seele die sämtliche Masse,
Durch die Glieder geströmt und dem grossen Körper vereinigt.
Dorther stammt das Menschengeschlecht, die Tiere, die Vögel u. s. w.

Das würde also sein:

Das Weltall,
Der Weltgeist, welcher dasselbe durchdringt und belebt,
Die lebenden Wesen, hervorgerufen durch diesen Weltgeist.

Wir finden diesen Gedanken auch Georg. IV, 219—27, aber zum Aufbau einer römischen Kosmogonie ist derselbe nicht zu verwerten, da der Dichter nur spekulativen Anschauungen griechischer Philosophen die Worte seiner Sprache leihet.

Endlich ist noch zu erwähnen, dass Virgil Georg. II, 336 allerdings einen selbständigen kosmogonischen Gedanken ausspricht, wenn er den Frühling und seine Werdelust besingt und nun fortfährt:

Dass nicht andere Tage den neugeborenen Weltkreis
Angestrahlt im Beginn, noch andere Folge bewahret,
Glaube ich gern u. s. w.

(Non alios prima crescentis origine mundi
Illuxisse dies, aliumve habuisse tenorem,
Crediderim.)

Digitized by Google

Das ergibt als kosmogonischen Gedanken des Römers die feuchte befruchtende Wärme des Frühlings.

Gleichfalls griechische Gedanken in römischen Worten haben wir in der bekannten Kosmogonie des Ovid in seinen Metam. I 5—31. Aus dieser Kosmogonie heben wir daher nur die gestaltende Ursache hervor; diese aber ist „die Gottheit und eine bessere Naturkraft" (v. 21):

Hanc deus et melior litem natura diremit

und zwar in der Ausserung des Scheidens thätig:

Nam caelo terras et terris abscidit undas,
Et liquidum spisso secrevit ab aëre caelum.

Demselben Gedanken begegnen wir in allen wesentlichen Beziehungen in der Ars. am. II 467—70:

Prima fuit rerum confusa sine ordine moles,
Unaque erat facies sidera, terra, fretum.
Mox caelum impositum terris, humus acquore cincta est,
Inque suas partes cessit inane chaos —

nur dass der Dichter hier von einer Trennung spricht, welche ohne treibende Ursache vor sich gegangen zu sein scheint.

Vermögen wir so weder aus den Darlegungen von Darmestetter, noch aus den sonst gebotenen Anführungen zu einer eigentlich römischen Kosmogonie zu gelangen, so haben wir nun wenigstens von dem Versuche Nissens Kenntnis zu nehmen, welcher in der Folge der sogenannten italienischen Könige Janus, Saturnus, Picus, Faunus, Latinus den Rest einer italischen Schöpfungsgeschichte von fünf Tagen (Himmel, Erde, Vögel, Tiere, Menschen) hat finden wollen (vergl. Preller „Röm. Mythol.", 3. Aufl. 1 Bd. S. 3).

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Gleichsetzung: Himmel—Janus, Erde—Saturnus, Vögel—Picus u. s. w. an Kühnheit nichts zu wünschen übrig lässt, die Gewähr der Wahrscheinlichkeit aber nicht für sich hat, da eine symbolische Sprache solcher Art weder die Jugendzeit eines Volkes hervorzubringen pflegt, noch auch etwa aus römischer Geheimlehre der Beweis für eine Düftelei in diesem Sinne sich führen lässt.

Somit verlassen wir nun Nissen und seine weitere Annahme von der Schöpfungsgeschichte, um uns der Vegoia-Weissagung und damit etruskischer Anschauung zuzuwenden. In Gromat. vet. p. 350 (L.) findet sich die Überschrift: Ex libris Vegoiae Arrunti Veltymno, wo wir lesen: Wisse, dass das Meer aus dem Aether abgeschieden ist. Als aber Jupiter das Land Etrurien für sich in Beschlag nahm, beschloss er und befahl, dass man die Felder messen und die Äcker abgrenzen solle u. s. w.

Nun sagt Preller dazu: Nach den ersten Worten Scias mare ex aetere remotum — ist etwas ausgefallen, da notwendig von der Entstehung der Erde und ihrer Verteilung unter den verschiedenen Völkern die Rede sein musste u. s. w.

Digitized by Google

Wir gewinnen hier also als ursprünglich etruskische Anschauung:

Aether,
Meer,
Erde —

und damit doch wohl die Vorstellung, nach Scheidung von Himmel und Erde tritt Meer und Erde in die Erscheinung.

Preller erblickt in dieser Kosmogonie italischen Volksglauben, etwas modifiziert durch die Lehre etruskischer Priester.

Etruskischen Einfluss ist Preller auch in dem zu erkennen bereit, was wir aus den römischen Quellen gewinnen über das Wesen des Janus, wo dasselbe mit kosmogonischen Anschauungen Verknüpfung gefunden, da Varro nach Jo. Lydus d. Mens. IV, 2 im 14 B, Rerum Divinarum von Janus sagte: *αὐτὸν παρὰ Θούσκοις οὐρανὸν λέγεσθαι καὶ ἔφορον πάσης πράξεως.*

Hiergegen wendet sich nun Jordan mit der Versicherung, dass Lydus aus Cato und Varro Dinge anführt, die sicher bei ihnen nicht gestanden haben.

In der That sehe ich nicht, weshalb man den Römern eigentlich alle wesentlichen Gedanken nur aus der Fremde zugeführt sein lässt, und wenn auch seit Ennius der Einfluss der griechischen Mythologie auf die Auffassung und Umgestaltung der römischen Götterwelt als ein ungeheurer bezeichnet werden muss, wenn auch die Etrusker Spuren ihres Denkens in derselben hinterlassen, so haben doch auch die Römer Nationalgötter gehabt und an ihrem Wesen festgehalten. Wenn einer, so gehört sicher Janus zu den alten römischen Volksgöttern, gerade von ihm behaupten Mythologe, Dichter wie Geschichtsschreiber, dass er vielleicht „der eigentümlichste unter allen römischen Göttergestalten ist."

Stellen wir nun zunächst alles das zusammen, was zu kosmogonischen Vorstellungen mit ihm Verknüpfung gefunden.

In dem saliarischen Liede bei Varro heisst es von Janus: Duonus ceres es, d. h. bonus creator es.

Bei Martial X, 28. 1 wird Janus annorum mundique sator genannt, also der Anfang der Zeit und der Welt auf ihn zurückgeführt, in Septim. Seren. Anthol. 1. 191 der Anfang der Götter (principium deorum), bei Paul. p. 52 der Anfang aller Dinge (a quo rerum omnium factum putabant initium.)

Nach Macrobius hat M. Valerius Messalla vom Janus gesagt: „Der alles bildet, alles regiert, alle Elemente, die nach unten drängende Natur des Wassers und der Erde und die nach oben entschwebende des Feuers und der Luft in der Wölbung des Himmels verbunden und dadurch für immer aneinander gekettet hat."

Endlich hat Messalla — und in ähnlichem Sinne Varro — Janus mit dem Aeon gleichgesetzt und für den Demiurg erklärt.

Eins der wichtigsten Zeugnisse für die Verknüpfung kosmogonischer Vorstellungen mit Janus bietet dann noch Ovid in den Fasten I, 63 ff.

Wir heben aus dieser Dichtung die wichtigsten Einzelheiten heraus.

Digitized by Google

Zunächst versichert uns der Dichter, dass Griechenland eine ihm gleiche Gottheit nicht hat (v. 90).

(Nam tibi par nullum Graecia numen habet.)

Dann berichtet Janus von sich selbst, dass er ursprünglich Chaos genannt sei (v. 103):

(Me Chaos antiqui — nam sum res prisca — vocabant).

Es haben einst Luft, Feuer, Wasser, Erde eine Einheit gebildet, welche dann sich geschieden haben (v. 105—109):

(Lucidus hic aer, et quae tria corpora restant,
Ignis, aquae, tellus, unus acervus erat.
Ut semel haec rerum secessit lite suarum
Inque novas abiit massa soluta domos,
Flamma petit altum etc.).

Darauf hat Janus, ursprünglich als Chaos eine formlose Masse, Antlitz und Glieder der Gottheit angenommen (v. 111—112):

(Tunc ego qui fueram globus et sine imagine moles
In faciem redii dignaque membra deo),

um nun von sich zu sagen, dass er der Anfang von Himmel und Meer, Wolken und Erde ist, freilich in der hier spielenden Sprache des Dichters mit Anspielung an des Janus Thätigkeit als Öffner und Schliesser (v. 117, 118):

(Quicquid ubique vides, caelum, mare, nubila, terras,
Omnia sunt nostra, clausa patentque manu).

Das würde also wiederum ergeben:

Chaos — als Einheit von
Luft und Feuer,
Wasser und Erde, den vier Elementen,
Trennung,
Gestaltung des Janus als Gottheit,
Der Weltbildner, Janus.

Somit vermögen wir uns die römische Kosmogonie zwar nie ganz ohne den Einfluss griechischen Denkens vorzustellen, — denn die vier Elemente sind doch wohl dem griechischen Denken entnommen, — aber wir haben doch auch Mittel genug, uns dieselbe so zu erschliessen, dass wir den Römern die Vorstellung zusprechen können:

Ungeschiedener Urstoff,
Trennung,
Luft und Feuer als Vertreter des Aethers, wie auch die etruskische Kosmogonie hatte, und damit des Himmels,
Wasser, Erde,
Die Ordnung im Weltall.

Digitized by Google

Hatten wir die mit dem Namen des Janus verknüpften kosmogonischen Anschauungen als römische bezeichnet, wie denn auch die zuletzt behandelte Kosmogonie des Ovid von den griechischen Einflüssen sich lösen lässt und auf die ursprünglichen Vorstellungen zurückgeführt werden kann — auch hier den Einfluss der Etrusker anzunehmen, ist kein Grund vorhanden — so wird diese Bezeichnung durch die Thatsache gerechtfertigt, dass eben das saliarische Lied den Janus bereits den duonus ceres, den bonus creator nennt; das aber beweist, dass die Thätigkeit des Janus als Weltbildner alter römischer Anschauung entspricht.

Und eben aus diesen kosmogonischen Beziehungen und entsprechenden Bezeichnungen gewinnen wir nun auch wieder die Mittel, Streiflichter auf das Wesen des Janus selbst fallen lassen zu können. Th. Mommsen behauptet bekanntlich, es liege in Janus nichts als die für die ängstliche römische Religiosität bezeichnende Idee, dass zur Eröffnung eines jeden Thuns zunächst der „Geist der Eröffnung" anzurufen sei; das würde also heissen: Janus ist die Gestaltung einer von allem sinnlichen losgelösten Idee.

Hiergegen muss ich denn aber doch bemerken, dass Götter in der abstrakten Idee zu enden, nicht von einer solchen auszugehen pflegen.

So suchen denn auch die Sprachforscher aus seinem Namen sein Wesen so zu erklären — Curtius hat in der 5. Aufl. seine Verknüpfung mit Wurzel i, ja — dazu dann skt. janas, gehend, Bahn nicht mehr, — dass Corssen an die Wurzel div, glänzen, anknüpft, Grassman an divus, Legerlotz *Ζάν* — Janus aufstellt, wie *Ζεύς* — Jupiter. Jordan sagt: Der Name des Janus ist identisch mit dem Appellativum ianus — neben ianua, daher sicher lateinisch-römisch, da indessen ianus, ianua unzweifelhaft die Öffnung bedeutet und diese Bedeutung der natürlichen Vorstellung entspricht, die sowohl im lateinischen lumina wie in unserem „lichte Weite" technisch fixiert ist, so muss man sich huten, vorschnell den Zusammenhang dieser Wörter mit der indogermanischen Wurzel, welche Licht (Himmel) bedeutet, zu leugnen: vielmehr bleibt derselbe trotz der Schwierigkeit, die Wortform zu erklären, im höchsten Grade wahrscheinlich.

Sind wir denn doch so eigentlich zu der Urvorstellung Glanz, Licht gelangt, welche im Namen des Janus sich findet, so wird uns nun auch erklärlich, wie aus dieser Anschauung heraus sich die abstrakte Idee des Anfangs hat bilden können — aber auch diejenige des Schöpfers und Weltbildners, des Anfangs der Zeit wie der Welt, der Scheidung von Himmel und Meer, Wolken und Erde, denn im Lichte und durch das Licht gestaltet sich die unentwirrte Masse, welche die Nacht gedeckt hat, die Finsternis ist ja Voraussetzung der schaffenden Thätigkeit des Lichtes; und wiederum gibt uns diese Voraussetzung, deren Notwendigkeit der Vorgang in der Natur selbst erweist, deren Beobachtung die Idee der Gottheit entstammt, wie der Kosmogonie, jetzt das Recht anzunehmen, dass die Volksvorstellung von der Entstehung der Welt gewesen ist:

Nacht,
Urstoff,
Licht,

Digitized by Google

Himmel und Wolke,
Wasser und Erde.

So aber mag die römisch-lateinische Kosmogonie ursprünglich gelautet haben.

Und nun wenden wir uns zu den Kelten

IX. Die Kelten.

Haben wir uns bereits mit jener Kosmogonie der Kelten beschäftigt, welche von den drei Druiden als den Urhebern von Himmel und Erde zu berichten weiss, so ermöglicht uns das Werk von D'Arbois de Iubainville, Le cycle mythologique irlandais et la mythologie celtique (Paris 1884) eine weitere Kosmologie der Kelten zu erweisen.

Wir folgen zunächst der Darstellung von D'Arbois de Iubainville. Es berichtet uns aber der französische Gelehrte, dass nach keltischer Lehre die Erde ihre gegenwärtige Gestalt allmählich angenommen hat, unter den Augen der verschiedenen Menschenrassen, welche sich auf derselben gefolgt sind. So gab es auf Irland, als Partholon dort ankam, nur drei Seen, neun Bäche und eine einzige Ebene. Den drei Seen gesellten sich sieben andere zu, noch zu Lebzeiten des Partholon. Der Ursprung von einem dieser Seen wird folgendermassen berichtet: Partholon hatte drei Söhne, von denen der eine Rudraige hiess. Rudraige starb: als man sein Grab grub, bemerkte man, dass ein Quell dort entsprang. Dieser Quell war so wasserreich, dass daraus ein See entstand, welcher Loch Rudraige genannt wurde.

Zur Zeit des Partholon hob sich die Zahl der Ebenen von einer auf vier. Die eine Ebene, welche in Irland vorhanden war, hiess Son Mag, die alte Ebene Als Partholon mit seinen Genossen in Irland ankam, gab es auf dieser Ebene weder Wurzel noch Baumgezweig (Ni frith frêm na flesc feda). Zu dieser einen Ebene fügten die Kinder Partholons drei andere durch Trockenlegung.

Hierzu macht D'Arbois de Iubainville die Bemerkung, dass diese Trokkenlegung euhemeristische Deutung sei, dass ursprünglich die Überlieferung eine andere gewesen sein muss, da in derselben sich der Ausdruck findet: diese Ebenen wurden geschlagen, nahmen also ihren Ursprung durch Schläge.

Ro slechta maige a môr-chaill
Leis ar-gaire di-a-grad-chlaind
Furent battues plaines hors de grand bois
Chez lui en peu de temps par son agréable progéniture.

Livre de Leinster, p. 5. col. 2, lignes 26 et 27. (bei D'Arbois de Iubainville, S. 31.)

Sodann erfahren wir noch von dem französischen Gelehrten, dass Partholons Genealogie ihn den Sohn des Baath nennt, also des Meeres. Nachdem er die Gleichsetzung von dem christlichen Apostel Barthélemy und Parthaloin zurückgewiesen, führt er sodann aus, dass Partholon auch Bartholan geschrieben wurde. Davon soll nun die erste Silbe, also Bar, Meer

Digitized by Google

heissen, tolan aber von tola, Wogen, Fluten herkommen. Danach würde nun Partholon heissen: derjenige, welcher Beziehung zu den Fluten des Meeres hat.

Nach der Genealogie übersetzt der französische Gelehrte „Sohn des Meeres" als dichterische Formel mit: herstammend von einer Insel des Meeres (originaire d'une île de la mer" —) aber wenn auch die Übersetzung dem Geist der Dichtung entspricht, so würde doch auch wieder nichts dem entgegenstehen anzunehmen, dass der Ausdruck ursprünglich von Partholon als einem Spross des Meeres gesprochen, welcher diese Verbindung mit den Fluten des Meeres aufrecht erhalten hat, wenn die Übersetzung seines Namens die richtige ist.

Es ist nun klar, dass nur bei äusserster Kühnheit in der Auslegung sich in diesem Falle eine befriedigende Kosmogonie herausbauen lässt, welche aber kaum rechten Anspruch auf wissenschaftliche Sicherheit wird erheben können. Doch mag der Versuch gewagt werden.

Führen uns Baath und Partholon zu Woge, Flut und Meer, erkennen wir die unbewachsene also tote Ebene als Vertreterin des Landes an, das Herausschlagen der Ebenen als ein Zurückweichen des die Ufer schlagenden Meeres und damit Freilegen des Landes, so würde das allerdings heissen können: dem Meer entstammt das Land, im kosmogonischen Sinne

Meer,
Bewegung,
Erde.

Weiter aber als die Möglichkeit eine solchen Annahme aufzustellen, werden wir nicht zu gehen wagen.

Immerhin können wir die Möglichkeit einer solchen Annahme auf verwandte Anschauungen in den Mythologien anderer Völker stützen, indem wir uns, solche anzuführen, des Rechtes bedienen, welches die vergleichende Mythologie bei richtiger Verwendung ihrer Mittel uns bietet.

So lesen wir bei Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter, Leipzig 1885/88, S. 155: „Alles, was sich der philosophierende Gedanke über den Ursprung der Welt zurecht gelegt hatte, von dem Chaos an bis zur Entstehung des Lichtes hin, wurde in fassbarer Gestalt auf den durch Menschenhand entstandenen „See" übertragen, „das Seeland", das heutige Fajum, gleichsam in einen Schauplatz der Schöpfungsgeschichte verwandelt."

Dann bemerkt er mit bezug auf die Darstellungen „des mythologisch wichtigen, auf die Gottheiten des Mörissees und des Labyrinthes bezüglichen Papyrus im Museum zu Bulak: „die Hauptgestalten des grossen kosmogonischen Dramas erscheinen hier mit unverkennbarer Deutlichkeit nach dem irdischen Schauplatz des Mörissees versetzt."

Diese Thatsache, dass ein künstlich angelegter See zum Schauplatz kosmogonischer Vorgänge erhoben werden kann, gehört an sich zu den bemerkenswertesten der mythologischen Forschung, beweist aber auch mittelbar, dass sehr wohl die Möglichkeit da sein kann, dass eine solche Verknüpfung auch mit einem irischen See vor sich gegangen ist. Aber wir haben noch einen Schritt weiter zu gehen; wenn ein künstlicher

Digitized by Google

oder natürlicher See Schauplatz einer Kosmogonie zu werden vermocht hat, so ist kein Grund vorhanden nicht anzunehmen, dass überhaupt die Kosmogonie nicht von einem irdischen See, von dem Meer ausgegangen ist, als sie die Formel schuf, das erste ist das Wasser, das Land entstammt der Flut, dem See, die Erde dem Meer.

So hat uns denn auch die irisch-keltische Sage die Wahrscheinlichkeit, die ägyptische Mythologie die Gewissheit gegeben, dass das Wasser, der See, das Meer, die Urflut als das erste irdischer Anschauung entstammt, dass der Okeanos als Nebel- oder Dunstmeer der dichterischen Sprache auch einmal angehören kann, in den kosmogonischen Sagen aber nur der unklaren Anschauung unserer vergleichenden Mythologen der letzten Jahrzehnte angehört.

Die Germanen haben nun den Abschluss mit ihren Kosmogonien zu bieten.

Schluss folgt.

Digitized by Google

Sagen aus Hinterpommern.

Mitgeteilt von

O. KNOOP—ROGASEN.

6. Der verwünschte Dieb.

In den Birken am Schievelbeiner Wege ist es nicht geheuer, denn hier haust ein verwünschter Dieb. Er kann seine Finger noch nicht halten und sucht darum die Vorübergehenden zu bestehlen. Einmal kam ein Mann aus der Stadt zurück. In den Birken kam ihm die Mütze fort, aber als er zum nächsten Dorfe kam, da fühlte er einen Druck auf dem Kopfe; von unsichtbarer Hand war ihm die Mütze wieder aufgesetzt worden.

7. Das Schulhaus in Klötzin.

Das neue Schulhaus in Klötzin ist an einer Stelle gebaut worden, die sonst als Aschengrube diente. In derselben sah man in früherer Zeit oft einen schwarzen Hund sitzen, und die Leute behaupteten, das sei der Teufel selbst gewesen. Noch heute muss er ganze Nächte hindurch auf der einen Giebelseite des Hauses, wo sich die Wohnung des Lehrers befindet, Holz hacken, wozu er früher einmal verurteilt worden ist. — In der That hört es sich so an, als ob dort in der Nacht Holz gehackt würde.

8. Der Spuk in den Sandfichten.

Zwischen Klötzin und Kreitzig liegen etwa auf der Hälfte des Weges die Sandfichten. Dort ist es nicht richtig, denn vielen Leuten erschienen hier der wilde Jäger, dreibeinige Hasen und andere gespensterhafte Wesen.

An einem Sonntage, eine Stunde nach Sonnenuntergang, ging ein Mann von Kreitzig nach Klötzin. Als er bis in die Nähe der Sandfichten gekommen war, ging plötzlich eine Gestalt neben ihm, die mit einem langen Rock und Holzpantoffeln bekleidet war. Bis zum Kreuzwege hin kam keiner dem andern zu nahe, denn der Mann ging auf der rechten, die Gestalt auf der linken Seite des Weges. Hier aber versperrte die Gestalt dem Manne den Weg und versuchte, ihn nicht über den Kreuzweg gehen zu lassen, indem sie sich stets vor ihn hinstellte, und dem Manne blieb nichts übrig als den Weg nach Dolgenow einzuschlagen. Von hier nahm

Digitized by Google

er sich einen Freund mit, der ihn nach Hause begleiten sollte. Als sie bis zur Pottkenbrücke gekommen waren, die nahe bei den Krugfichten bei Klötzin liegt, wo es auch nicht geheuer sein soll, denn oft hat man hier um Mitternacht die schönste Musik gehört und Männer ohne Kopf haben Vorübergehende um Feuer für ihre Pfeife gebeten, da war auch die Gestalt wieder da und begleitete sie bis zu dem Hirtenkater im Dorfe, der jetzt abgebrochen ist. Dort verschwand sie, aber nicht für immer, denn schon nach einigen Tagen machte sie sich wieder bemerkbar. Sie wagte sich sogar bis in das Haus des Mannes, anfangs bloss bis in den Hausflur, dann täglich einige Schritte weiter bis in die Wohnstube, bis sie zuletzt in die Kammer vor das Bett des Mannes trat, ihm die Bettdecke wegzog und ihn bei den Händen fasste und aufrichtete. Nach einer kurzen Unterredung gingen beide in dunkler Nacht auf den Kirchhof, der Mann sagte dort einige fromme Gebete her, und die arme Seele war nun erlöst.

9. Der Schmiedekamp.

Zwischen Klötzin und Nelep liegt ein kleines Fichten- und Birkenwäldchen, der Schmiedekamp genannt. Hier gab es in früherer Zeit viele Schlangen, und fast keinen Tag trieb der Hirt seine Herde heim, ohne dass wenigstens ein Stück Vieh von Schlangen gebissen war. Ein Schlangenbeschwörer jedoch vernichtete das Ungeziefer, und seitdem sieht man nur noch selten eine Schlange an jenem Ort.

10. Das Schlachtfeld bei Klötzin.

Zwischen den Dörfern Klötzin und Balsdrey scheint ein altes Schlachtfeld zu liegen. In der Gegend zwischen dem Stadtberge, dem Krähen- und Kinderholz und den Birken hat man beim Ackern und Roden allerhand Waffen in bedeutender Menge gefunden. Auch hat einst eine Frau am Johannistage, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr, eine unzählbare Menge von Soldaten dort kämpfen sehen. Wer an diesem Tage und zu dieser Stunde geboren wird, soll sie auch sehen können.

11. Der Kindersoll.

Zwischen Klötzin und Balsdrey befinden sich zwei Teiche, die der grosse und kleine Kindersoll genannt werden. Aus denselben holt der Storch die neugebornen Kinder, und zwar aus dem grossen die Knaben, aus dem kleinen die Mädchen. Oft hat man in den Teichen ein grosses Kindergeschrei gehört, dasselbe verstummt jedoch, sobald man einen Stein in das Wasser wirft.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Volkslieder aus Steiermark.

Mitgeteilt von
A. SCHLOSSAR — GRAZ.

5. Berglied.*)

Glück auf! Ihr Bergleut' jung und alt,
Singt, dass es laut zum Himmel schallt,
Den lieben Gott zu preisen;
Er hat die Gnade uns gegeben
Ein Dankfest wieder zu erleben.
Glück auf!

Blick, Jungfrau, der dies Fest geweiht,
Blick hold herab, wir kommen heut
Aus dunkeln engen Schichten;
Und bringen dir am Dankaltar
Die Herzen frommer Kinder dar.
Glück auf!

Bist dieses Berges Schirmerin,
Schwand ein Jahrtausend längst auch hin,
Er gibt uns jetzt noch Eisen;
Es führet deine milde Hand
Uns jetzt noch hin zur reichen Wand.
Glück auf!

Dich preist der fromme Bergmann hoch
Und fleht: Gewähr, o Jungfrau, noch
Den Enkeln deinen Segen;
Und was das Eisen uns gewährt,
O Jungfrau, sagen Pflug und Schwert,
Glück auf!

Beschütz den Mann in seiner Schicht
Und leite ihn mit deinem Licht
Durch dieses Lebens Gänge;
Und schliesst er seinen müden Lauf,
Schliess ihm den Weg zum Himmel auf.
Glück auf!

Beschütz den frommen Kaiser auch,
Er schirmt ja Recht und alten Brauch,
Beschütz ihn noch recht lange;
Wir geben gern das Leben hin,
Beschütze, o beschütz' nur ihn!
Glück auf!

*) Dieses Lied wurde von den Knappen des berühmten Bergwerkes in Eisenerz an dem Feste der heiligen Barbara (4. Dezbr.), der Schutzpatronin der Bergleute und des Bergbaues nach dem festlichen Rückzug vom Erzberge vor dem Bergamtshause gesungen.

Digitized by Google

6. Totenlied.*)

Fahr hin, o Seel', zu deinem Gott,
Der dich aus Nichts gestaltet,
Zu dem, der dir durch seinen Tod
Den Himmel offen haltet.
Fahr hin zu dem, der in der Tauf'
Die Unschuld dir gegeben,
Er nehme dich barmherzig auf
In jenes bessre Leben.

Du warst besorgt für Gottes Ehr'
Auf Erden hier zu streiten,
Die unverfälschte Christenlehr'
Nach Kräften auszubreiten.
Jetzt bleibet dir der Glanz bereit,
Der jenen ewig zieret,
Der viele zur Gerechtigkeit
Durch seine Lehren führet.

Wirst du vielleicht nicht gänzlich rein
Vor Gottes Aug' gefunden,
So schliessen wir hiermit dich ein
In des Erlösers Wunden;
Sein Leben komme dir zu gut,
So er für dich beschlossen,
Er wasche dich mit jenem Blut,
So dir zu Lieb geflossen.

Gedenk an die, so du noch hier
In dieser Welt gelassen,
Dass all' und jede nach Gebühr
Ihr Heil zu Herzen fassen.
Bitt für die ganze Christenheit,
Dass Gott zu seiner Ehre
Dieselbe stärke jederzeit
Und für und für vermehre.

Dein Leib geht jetzt der Erde zu,
Woher er ist genommen,
Der Seel' wünscht man die ew'ge Ruh
Bei Gott und allen Frommen.
Wenn durch des letzten Tages Flamm'
Die Welt zu Grund' wird gehen,
So gebe Gott, dass wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen.

7. Totenlied.**)

Nun, jetzt muss ich von euch scheiden,
Liebste Freund' und Kinder mein;
Muss verlassen alle Freuden
Und muss in das Grab hinein.

B'hüt euch Gott und lebts mit Freuden,
Ach, ihr liebste Kinder mein,
Weil ich jetzt von euch muss scheiden
Und muss in das Grab hinein.

Muss unter die kalte Erden
In die schwarze Totenbahr,
Und zu Staub und Asche werden,
Muss verfaulen ganz und gar.

Das thut mich am meisten kränken,
Dass ich muss von euch so g'schwind,
Thuts bisweilen auf mich denken,
Schlagt mich nicht so gering in Wind.

*) Wird zu Schäffern nach der Einsegnung der Leiche von allen Leidtragenden gemeinsam gesungen.

**) Aus einem fliegenden Blatte, das im Ennsthale verbreitet war. Obiges Lied ist das erste des Blattes, welches Blatt den Titel trägt: „Vier schöne geistliche Lieder." Steyr. gedr. bei Joseph Greis. 8° o. J. Es wird das Lied hier genau nach dem Drucke wiedergegeben, der offenbar mehrere Fehler aufweist.

Digitized by Google

Behüt euch Gott, die allhier stehen,
Liebe Schwestern und Brüder mein,
Ich werd euch wohl nicht mehr sehen,
Lebt wohl ihr Nachbarn mein.

Ich hoff, ihr werd mir's verzeihen,
Wenn ich euch was Leids gethan,
Denn es reuet mich von Herzen,
Dass ich muss so g'schwind davon.

Und ihr Gvattersleut desgleichen,
Behüt euch Gott, jetzt muss ich fort,
Und muss von der Erde weichen
Und muss auf ein andres Ort.

Behüt dich Gott, und leb in Frieden,
Ach du lieber Gegenteil mein,
Ich will dort fleissig für dich bitten,
Bethe vor die Seele mein.

Ich hoff', du werdest mir's verzeihen,
Wann ich dir was Leid's gethan,
Gott wird dir sein' Gnad verleihen
Und sich deiner nehmen an.

Nun jetzt will ich von euch wandern,
Liebste Freund zu guter Nacht,
Euren Gang wird Gott belohnen,
Den ihr mir zu Lieb gemacht.

Albanesische Lieder.

Von

E. MITKOS—BENI-SUEF.

Deutsch von J. U. JARNIK—PRAG.

I.

Bašt e zotɛrīsɛ s'ate
stoľisur me ľuľe,
na erδi biľbiľi,
kā zēn e bɛn kuje.
As unɛ s e doja:
vet ungrít e erδi:
sā mɛ malɛńéu
me tsa ľot, ḱɛ derδi!

Dein Garten
Geschmückt mit Blumen,
Zu uns kam die Nachtigall,
Sie hat begonnen und macht Lärm.
Ich verlangte keineswegs nach ihr:
Selbst brach sie auch und kam;
Wie sehr stimmte sie mich traurig
Durch so viele Thränen, die sie vergossen!

Anmerkung. In diesem und in den übrigen Texten wird die von Gustav Meyer in seiner kurzgefassten albanesischen Grammatik, Leipzig 1888, angewandte Transkription strenger durchgeführt werden, als dies in dem ersten auf S. 29—30 abgedruckten Beitrag der Fall ist. Daher wird auch der Accent in der Regel nur dann bezeichnet werden, wenn er nicht auf der vorletzten Silbe eines mehrsilbigen Wortes ruht. Damit nun auch der erste Beitrag mit der zu befolgenden Schreibweise in Einklang gebracht werde, so möge in demselben statt *y* in *dy*, *pyettɛ*, *špyrt* ein *ü*, statt *rr* ein *r̄*, statt *i* und *ʒ* ein *ī* und *ɛ* angesetzt werden. Zugleich möge in der zweiten Zeile des Heldengesanges statt *sɛt* bloss *sɛ* gelesen und in der Übersetzung des zweiten Sprichwortes das erste *nicht* gestrichen werden.

Digitized by Google

„Unε s ertšε vetε,	„Ich kam nicht von selbst,
pō mε soli hali;	Sondern mich brachte der Zwang:
pεr zotεrīnε t' ende	Nach dir
mε pat mar̄ε māli.“	Hat mich die Sehnsucht ergriffen.“
N'ε̄ baštεz e-vógεľε,	Ein kleines Gärtchen,
düzét r̄εńε molε,	Vierzig Wurzeln von Apfelbäumen,
na ur̄íteke tšupa,	Es wächst uns das Mädchen auf
pō na bεn me dorε.	Und winkt uns mit der Hand.
„Ritu, tšupε, r̄itu,	„Wachse, Mädchen, wachse,
se t umpľák jot εmε,	Denn alt ist dir geworden deine Mutter,
ngadó tε mε škońεš,	Wohin immer du mir gehen mögest,
uδa t εštε :ε̄nε.“	Der Weg ist dir besetzt.“

II.

*Hiḱ e driδε válenε, moj Matiane,**)	Führe an und drehe den Reigen, o du Matianer,
me šεndét tumánenε....	Mit Gesundheit die Hose.....
hiḱ e mos e ľúajε....	Führe an und tanze ihn nicht.....
se kā diεm tε-húajε....	Denn es gibt fremde Bursche hier....
mε̄ nga-daľe válenε....	Langsamer mit dem Tanz....
pľuhurón tumánenε....	Du bestäubst die Hose....
„Se aü :ot, ḱε mε kā,	Der Herr, der mich hat (dem ich gehöre),
kur m i preu, aštú mε ϑa:“	Als er sie mir zuschnitt, also zu mir sprach:
„„mbaj i, pa tε bεń tε-rā.““	„Trage sie, dann mache ich dir eine neue.“

III.

Škonin pľaku eδé diaľi	Es ging der Greis und der Jüngling
udε ńε̄ tε-pεrpjetε maľi,	Auf einem Bergabhang,
pεrpoḱnε ńε̄ rašε mb' uδε;	Sie begegneten einem Mädchen unterwegs;
pľaku ϑotε: „t a mar̄ε unε“,	Der Alte sagte: „Die möchte ich nehmen.“
diaľi ϑotε: „jo, pō unε“,	Der Junge sagte: „Nein, sondern ich.“
tε štijεn škurtεn u-vūnε:	Das Los zu werfen einigten sie sich:
škurta i rā pľákutε,	Das Los fiel auf den Alten.
vaša i vajti diáľitε.	Das Mädchen ging dem Jungen nach (wurde sein Weib).
Oré pľak, ō r̄okominε,	O du Greis, du runzliger,
tš kεrkón ti me dieľm urīnε?	Was suchst du unter jungen Burschen?

*) Bewohner der Stadt Mat im nördlichen Albanien. Die Punkte dienen hier und anderswo dazu die Wiederholung des Refräns zu vermeiden.

Digitized by Google

IV.

„Tš faj tɛ pata bɛnɛ, moj tsulufe-zɛzɛ,	Was hab' ich dir verbrochen, du Schwarzhaarige,
kɛ mɛ ľojte mɛnnɛ?“	Dass du mir den Sinn in Aufruhr gebracht?
Fajnɛ t a kā bali....	Schuld daran ist die Stirn....
k'e kē šeš-mejdani.	Die du hast wie ein Schlachtfeld.
Fajnɛ t a kā sūri,....	Schuld daran ist das Auge.....
sūri sī uliri.	Das Auge wie die Olive.
Fajnɛ t a kā fáḱeja,....	Schuld daran ist die Wange.....
erɛ-manušáḱeja.	Riechend nach Veilchen.
Fajnɛ t a kā guša,....	Schuld daran ist der Hals.....
pľot ľuľe sī fuša.	Voll von Blumen, wie das Feld.

V.

Tš tɛ humbi, ḱɛ po kɛrkón, buzɛ-ḱenǵerúšeja ime?	Was ging dir verloren, was suchst du denn, du mein (Liebchen) mit den Lippen eines Lammes?
Vɛth i-artɛ nɛ ńɛ̄ kartɛ, tšun i-vógɛľɛ, bīr ńaj trimi.	Goldene Ohrgehänge in einem Papier (eingewickelt), du junger Bursch, Sohn jenes Helden dort.
Tš mɛ nep mua, tɛ t a ǵoń? buzɛ....	Was gibst du mir, wenn ich sie dir finde? du mein...
Tɛ t ap bálɛtɛ ńɛ̄ natɛ, tšun....	Dass ich dir gebe die Stirn eine Nacht, du junger....
Jo ńɛ̄ natɛ, pō ngā natɛ, buzɛ....	Nicht eine Nacht, sondern Nacht für Nacht, du mein....

VI.

Sevdaja, šokɛ, sevdaja	Die Liebe, Freund, die Liebe
m' e-keḱe se fukaraja.	(Ist) ärger als die Armut.
Moj sevdá, küš mɛ kē bɛnɛ,	O du Liebe, wie hast du mir gethan,
do tɛ mɛ vratš pa tɛ-ϑɛnɛ.	Du wirst mich töten ganz gewiss (ohne zu sagen).

Digitized by Google

Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner.

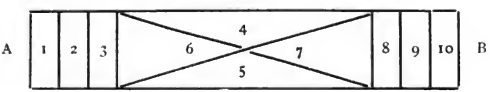
Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki — Mühlbach (Siebenbürgen).

c. Fangspiele.

12. Das „Geissspiel" (Kecká), ein auch in Deutschland bekanntes Spiel (s. Rochholz a. a. O. S. 402) wird auf folgende Weise gespielt: Über zwei Gabelhölzer, die in der Erde stecken, wird ein Querholz gelegt. Die Spielenden springen nun der Reihe nach rasch über diese „Geiss" und wer dabei das Querholz umwirft, muss Spiessruten laufen, d. h. er muss zwischen den in zwei Reihen Aufgestellten hindurch laufen und erhält dabei von jedem mit der flachen Hand einen Streich über den Rücken. —

13. Das „Ziegelspiel" (teglá) ist ein beliebtes, uraltes Spiel der Zigeunerkinder, von denen es auch die Kinderwelt der übrigen siebenbürgischen Völkerschaften gelernt zu haben scheint (s. Haltrich-Wolff, a. a. O. S. 207). Folgende Figur wird auf den Boden gerissen:



Jeder Spieler hat einen flachen Stein; der erste legt ihn in A nieder und schiebt ihn dann, auf einem Beine hüpfend, in das erste (1) Quadrat; schiebt dann durch Hüpfen den Stein wieder aus demselben und hüpft dabei selbst nach A zurück; von dort wirft er ihn mit dem Fusse in das zweite Quadrat, hüpft nach und wirft den Stein zu A zurück; dann schiebt er ihn mit dem Fusse, auf dem er steht, zu 3, von da zurück nach A, nun zu 4 u. s. w. bis er ihn nach B bringt. Wer nun zuerst damit fertig wird, der hat das Spiel gewonnen; wenn er aber inzwischen einen Fehler begeht, so muss er das Spiel wieder frisch anfangen. Als Fehler werden angesehen: 1. wenn der Spieler seinen Stein nicht in das rechte Quadrat schiebt, 2. wenn beim Zurückschieben derselbe auf einer Linie liegen bleibt, 3. wenn der betreffende Spieler beim Hüpfen auf eine Linie tritt oder auf beide Beine zu stehen kommt. —

14. Beim sogenannten Futunk-Spiel (Laufspiel) kehrt sich ein durch das Los bestimmtes Kind mit dem Gesicht an eine Wand, einen Baum oder sonst etwas und schliesst die Augen; jeder der Spielenden hat ein

Digitized by Google

grünes Blatt in der Hand und steht vor einem Loche, in welches er das Blatt fallen lässt, sobald folgendes Lied abgesungen worden ist:

Selene, selene práytin
Sávoreske, sávoreske hin!
Perel, perel ándrál vást,
Andrál vást, ándrál vást,
Kothe, kothe sik áven,
Sár e bárvál sik áven,
Kothe, kothe, sik, sik, sik!

Grünes Blatt, grünes Blatt
In der Hand ein jeder hat!
Lasst es fallen aus der Hand,
Aus der Hand, aus der Hand!
Lauft zum Ziel geschwind,
Laufet wie der Wind
Hin zum Ziel, zum Ziel geschwind!

Nun laufen alle nach einem vorherbestimmten Ziele, während der Fänger, d. h. das Kind, das mit geschlossenen Augen dagestanden, in entgegengesetzter Richtung zu einem Ziele läuft; nun kehren alle zu den Löchern zurück und jeder sucht sein Blatt zu erhaschen, bevor es der Fänger ergreifen kann; erhascht der Fänger ein Blatt, bevor noch dessen Besitzer vom Ziele zurückgekehrt ist, kehrt er also früher vom Ziele zurück, so tritt der betreffende Verlustige an seine Stelle. —

15. Das deutsche „Zickijagen" (Rochholz a. a. O. S. 404) ist auch den Zigeunerkindern unter dem Namen „Ruv" (Wolf) bekannt. Die Kindergesellschaft bildet einen Kreis und zählt sich von 1 bis 10 aus; wen diese Zahl trifft, ist der Wolf und während die Schar auseinander springt, muss der Wolf trachten eines der mitspielenden Kinder zu erwischen; damit dies nicht gar zu leicht geschehe, sind mehrere Ziele, gewöhnlich Bäume, bestimmt, bei welchen der Wolf die Spielenden nicht erhaschen darf, mehr als ein Kind darf bei einem solchen Ziele nicht stehen. —

16. Das „Fuchs- und Hühner-Spiel" (Çulpo te káçná) wird ähnlich wie das deutsche „Hühnlein braten" (Rochholz a. a. O. S. 409) aufgeführt. Ein Kind, der Fuchs, sitzt auf dem Boden und rührt mit einem Stabe in einer Grube herum. Da erscheint der Hahn, dem sich in langer Reihe hinten anhaltend, die Hühner anschliessen und folgendes Lied singen:

Amen upro mál jiánás,
Cárá the dikhel kámás!
Çulpo, çulpo the ável,
Men te men yov kámel;
Kokosh les máy márel,
Láces kokosh les márel!

Wollen auf die Felder gehn,
Wollen nach dem Korn nun sehn!
Kommt ein Fuchs gegangen,
Will er uns dann fangen,
Ist der Hahn schon der Mann,
Der ihn gut durchprügeln kann!

Nun beginnt zwischen dem Hahn und dem Fuchs folgendes Gespräch:

„So keres tu kothe?"
Yákh me keráv káthe.
„So the pekel tu kámes?"
Adá lokes tu penes.

„Was machst du dort?"
Fürs Feuer 'nen Ort.
„Was willst du braten?"
Das kannst du leicht erraten.

„Kámes tu yeká káçná?"
Hey, me kámáv máy ádá!
„Me ná dáv tute!" —
Dáv tumen mosht meribe!

„Willst etwa ein Hühnlein haben?"
Ja, daran werd' ich mich erlaben!
„Ich werd' es dir nimmer geben!"
Dann nehm' ich euch das Leben!

Nun beginnt ein Ringkampf zwischen dem Fuchs und dem Hahn; ersterer steht in einem in die Erde gerissenen Kreise, dessen Durchmesser

Digitized by Google

ungefähr 2 Meter beträgt; letzterer steht ausserhalb des Kreises und hinten in langer Reihe halten sich an ihn die Hühner. Gelingt es nun dem Fuchse den Hahn — ohne selbst den Kreis zu verlassen — bis in die Mitte des Kreises zu zerren, so dass er die vermeintliche Feuerstätte mit dem Fusse berührt, so wird er vom Hahne abgelöst und schliesst sich als letzte Henne der Spielreihe an, während die erste Henne die Rolle des Hahnes übernimmt, der nun als Fuchs das Spiel von neuem beginnt. —

17. „Cibles, káy tu sál?“ (Tschibles, wo bist du?) ist eines der gewöhnlichsten Fangspiele der Zigeunerkinder. Indem sich die Kinder die Hände reichen, bilden sie einen Kreis, in dessen Mitte einer mit zugebundenen Augen steht und zwei Schlüssel in der Hand hält. Während ein beliebiges Lied gesungen wird, wirft der Fänger einen seiner Schlüssel vor die Füsse eines den Kreis bildenden Kinder, das ihn aufhebt, worauf sich alle im Kreise zu drehen beginnen. Der Fänger ruft nun: „Tschibles, wo bist du?“ worauf jedesmal derjenige, welcher den Schlüssel hat, mit diesem auf den Schlussel des Fängers einen Schlag versetzen muss; wird er dabei vom Fänger erhascht, so muss dieser erraten, wer der Gefangene ist, der dann die Rolle des Fängers zu übernehmen hat. —

18. Das Cirikleskro mánush (Vogelsteller-Spiel) ist sehr beliebt und wird auf folgende Weise aufgeführt: Man bildet einen Kreis, in dessen Mitte ein Kind mit zugebundenen Augen steht und eine Hand in die Höhe streckt, während die übrigen das Lied singen:

Andro bes ciriklo beshel,
Shukáres koth' silyábel;
Cirikleskro mánush,
Avel coro mánush!

Vöglein in die Wälder zieht,
Singt dort manches schöne Lied;
Vogelsteller bös und gram,
Es zu fangen hieher kam!

Nun läuft das durchs Los zum Ersten bestimmte Kind zum Vogelsteller und fasst ihn bei der Hand, worauf dieser spricht: „Singe!“ Das Kind singt nun das obige Lied allein, und kann der Vogelsteller aus der Stimme erraten, wer der Sänger gewesen, so wird er von diesem abgelöst. —

19. Häufig gespielt wird auch der „Gefangene Teufel“ (Pçandlo beng). Einer der Spielenden sitzt auf einem Steine und lässt sich den Kopf mit einem Tuche zudecken, welches die Mitspielenden, einen Kreis bildend, begreifen, während [illegible] mit zugebundenen Augen ausserhalb des Kreises herumgeht und ruft: „Wer ist dort gefangen?“ worauf die andern antworten: „Der Teufel!“ — „Darf man ihn beschauen?“ fragt nun der Erste, worauf erwidert wird: „Nein, der Turm ist gar zu hoch! Du musst zuerst einen Stein abhauen!“ Hierauf ergreift der Erste ein beliebiges Kind, und kann er erraten, wer es ist, so muss das Betreffende das Tuch loslassen und sich beiseite stellen. Nun wird das Spiel auf diese Weise so lange fortgesetzt, bis niemand mehr beim Tuche bleibt, worauf sich dann der Teufel erhebt und eines der Entrinnenden zu fangen trachtet. Das gefangene Kind muss nun die Rolle des Teufels übernehmen, während dieser sich mit zugebundenen Augen ausserhalb des Kreises aufzustellen hat. —

Digitized by Google

20. Beim „Richterspiel“ (Cibályo) wird folgender Vorgang beobachtet: Einer von den Spielenden, der Richter, sitzt auf einem erhöhten Platze, um welchen herum sein Diener geht und mit einem Stabe anschlägt. Dann sagt der Richter: „Ich wasche mich jetzt!“ Beim zweiten Anklopfen oder Anschlagen an seinen Sitz sagt er: „Ich kämme mich!“ Beim dritten: „Ich ziehe mich an!“ u. s. w. bis er endlich seinen Diener vorlässt, dem er dann den Auftrag erteilt: „Gehe ins Dorf und bringe mir Neuigkeiten!“ Der Diener geht nun zu den übrigen Spielenden, von denen ihm jeder etwas sagt, z. B. der Richter ist ein Esel, er ist betrunken, er ist ein guter Mann u. dergl. m. Haben alle etwas gesagt, dann kehrt er zum Richter zurück und sagt jeden Satz einzeln her. Der Richter muss nun bei jedem einzelnen Satz erraten, wer ihn gesagt hat. Verfehlt er beim Erraten dreimal die Person, die den betreffenden Satz gesagt hat, so wird ihm der zweite und dann der folgende Satz hergesagt, bis er endlich eine Person erratet. Tritt aber dieser Fall nicht ein und sind alle Sätze schon hergesagt worden, dann beginnt das Spiel von neuem; erratet aber der Richter eine Person, dann übernimmt diese seine Rolle und er spielt als Diener im neuen Spiel weiter. —

Fortsetzung folgt.

Besprechungsformeln
der
Rumänen in Siebenbürgen

von

ROBERT PREXL—MÜHLBACH (Siebenbürgen).

(Vergl. Bd. I, Heft 4 und 5 dieser Zeitschrift.)

Wenn irgend eine Wunde zufolge einer Erkältung oder Erhitzung in Entzündung gerät, so wendet die Besprecherin zu deren Heilung folgende Mittel an: Sie nimmt ein Stückchen noch nicht gebrauchter Seide oder Leinwand, zieht 9 Fäden heraus, hüllt 9 Stengel Basilienkraut, 9 Körnchen Weihrauch und 9 Stück Gewürznelken ein, bindet es mit den 9 Fäden zusammen, legt es auf 9 glühende Kohlen und beräuchert die entzündete Wunde damit, indem sie sagt:

Oaia laie
Strigă din colo de mare.
Oaia laie stete d'a sbera,
Paunaru d'a şuiera.
Obrintire din răceala,

Eine Herde Schafe blökt
An des Meer's jenseit'gem Strand.
Da verstummt der Schafe Blöken,
Da verstummt des Schäfers Locken.
Du Entzündung von Erkältung,

Digitized by Google

Obrintire din ferbinţală,	Du Entzündung von Erhitzung,
Nu 'mpunge,	Steche nicht
Nu străpunge!	Und durchsteche nicht!
Dăĭ pace,	Stör' nicht weiter
Sânge cu puroiu nu face!	Und erzeug' nicht Blut mit Eiter!
Sĕ peri,	So vergehe,
Se rĕsperi,	So verwehe,
Ca róua de sóre,	Wie der Tau im Sonnenstrahl,
Ca pulberea 'n cale!	Wie der Staub am Weg zumal!

Nun führt sie ein Kreuz dreimal gegen die entzündente Wunde und lässt es jedesmal vom Leidenden küssen, wobei sie ihre Besprechungsformel fortsetzt.

Te potoleste!	Dämpfe dich!
Te domoleste!	Lind're dich!
Eu te opresc in numele Tatalui	Ich verhind're dich im Namen
A fiului	Gottes des Vaters, des Sohnes
Şi a sfêntului Duch. Amin!	Und des heil'gen Geistes. Amen!
N. sĕ rĕmâie curat	N. allein
Luminat	Bleib' geklärt und rein,
Ca aurul măcinat!	Wie gemahlnes Gold so fein!

Schliesslich bereitet sie aus der Asche und aus Honig eine Salbe und bestreicht die entzündente Wunde damit. Dieses wiederholt sie drei Tage hindurch täglich dreimal und zwar morgens, mittags und abends. Die übriggebliebene Salbe vergräbt sie an einem selten betretenen Orte.

Gegen Sonnenstich gebraucht die Besprecherin diese Mittel: Sie führt den Leidenden vor dem Aufgange der Sonne zu einem Bach, der aber klar sein muss, lässt ihn in das Wasser schauen und wirft 9 Späne von 9 verschiedenen Bäumen einzeln in den Bach, indem sie diese Formel hersagt:

Eşi din de-sóre!	Weiche Sonnenstich
Fugi din de-sóre	Und beeile dich!
Din frunte,	Weiche aus der Stirn,
Din creerii capului,	Aus des Kopfes Hirn,
Din faţa obrazului!	Aus dem Angesicht,
Din vederea ochiului!	Aus der Augen Licht!
Pe aschie sai	Springe auf das Spänchen her,
Şi te du la mare!	Treib hinab ins Meer!
Atunci numai te 'ntórce,	Komme dann nur, wenn der Span
Dacă aschia sĕ va 'ntórce!	Wiederkehren kann!
Ce-i în capu seu,	Was in seinem Kopf,
Sĕ fie'n părĕu,	Sei nun in den Bach.
Ce-i în părĕu	Und was in dem Bach
Sĕ fie'n capu seu!	Sei in seinen Kopf!
N. sĕ remâie curat,	N. allein

Digitized by Google

Luminat,	Bleib' geklärt und rein,
Ca róua de diminéță,	Wie des Morgens Tau,
Ca flórea 'n fânață!	Wie das Blümlein in der Au!

Schliesslich schöpft sie nach dem Laufe des Baches Wasser und wäscht die Stirne, den Kopf, das Gesicht, die Augen und Ohren des Leidenden damit. Dieses wiederholt sie drei Tage hindurch immer wieder vor dem Aufgange der Sonne. Diese Besprechung soll sich auch gegen Geschwürchen, die sich im Kopfe bilden, als ein wirksames Mittel bewähren.

Gegen den Biss einer Schlange wendet die Besprecherin folgende geheime Mittel an: Sie begibt sich mit dem Gebissenen an Ort und Stelle des Ereignisses. Dort angelangt, reisst sie Gras aus dem Wege und befeuchtet es mit Wasser aus 3 Quellen, welches sie gewöhnlich vorrätig hat, legt es auf die Bisswunde und verbindet sie mit einem schwarzen Tüchlein, indem sie den Leidenden mit dieser Formel bespricht:

Șerpe veninos,	Giftige und träge
Șerpe lenos,	Schlange, lang am Wege
Mult ai păzit,	Hast du lauern müssen,
Pân ai otrăvit.	Bis du ihn gebissen.
Unde ai muşcat,	Wo du schlugst die Wunden,
Carnea sa unflat,	Ist sein Fleisch entzunden,
Vina sa 'ncordat,	Ist sein Nerv gespannt
Sângele sa stricat.	Und sein Blut verbrannt.
Șerpe veninos,	Giftige und träge
Șerpe lenos,	Schlange, lang am Wege
Mult ai păzit	Hast du lauern müssen,
Până ai otrăvit.	Bis du ihn gebissen.
Și euvoi aștepta,	Aber auch ich passe,
Fără a lăsa.	Ohne dass ich lasse.
Șerpe veninos,	Giftige und träge
Șerpe lenos,	Schlange an dem Wege,
Ti-oi da de mâncare	Ich will dir zum Frasse g'rad
Érbă din cărare	Gras vom Pfad
Și de beutură	Und zum Tranke eben
Apă din 3 isvóre.	Wasser von 3 Quellen geben.
Mâncă și bea apă	Friss und trink am Ort
Și creapă!	Und zerplatz sofort!
N. sĕ rămâie curat,	N. allein
Luminat,	Bleib' geklärt und rein,
Cum e de Dumneḑeu lăsat	Wie von Gott erschaffen
Și de popa botezat!	Und getauft vom Pfaffen!

Schliesslich wirft sie Gras und schüttet Wasser auf den Ort der That. Der Gebissene muss den Verband bis zum Untergang der Sonne tragen, um welche Zeit die Besprecherin ihn selbst abnimmt und verbrennt. Die Asche streut sie auf den Ort des Ereignisses, damit die Schlange umkomme.

Digitized by Google

Gegen den Typhus wendet die Besprecherin diese Mittel an: Sie kocht eine vom Grabe eines Kindes am Karfreitag genommene Wurzel in ungefalschtem Wein und gibt den Kranken davon dreimal und zwar morgens, mittags und abends zu trinken, wobei sie ihn mit folgender Formel bespricht:

Unde lungórea locuesce,	Wo der Typhus hält sein Haus,
Flórea sè vestezesce.	Sterben alle Blumen aus.
Ear pe care 'l atinge,	Wen er nur berühret sacht,
Mórtea 'n braţa îl stringe.	Fällt leicht in des Todes Macht.
Lungóre cu răcélă,	Typhus mit Frösteln,
Lungóre cu ferbinţélă,	Typhus mit Hitze,
Lungóre cu ameţélă,	Typhus mit Betäubung,
Lungóre cu nebunélă,	Typhus mit Phantasmen,
Eşi din creriĭ capului,	Weiche aus des Kopfes Hirn,
Din faţa obrazului,	Aus Gesicht und Stirn,
Din auḑu urechilor,	Aus Gehör der Ohren,
Din vêrful degetelor,	Aus der Finger Spitze,
Din tóte ósèle,	Aus den Knochen
Din tóte încheieturile!	Und Gelenken!
N. sè rêmâie curat,	N. allein
Luminat,	Bleib' geklärt und rein,
Cum e de Dumneḑeu lăsat	Wie von Gott erschaffen
Şi de popa botezat!	Und getauft vom Pfaffen!

Wenn diese Wurzel nicht baldige Genesung bringt, so ist der Tod nahe. Auch bei anderen schweren Krankheiten wird die Karfreitagswurzel als letztes Heilmittel versucht.

Nach dem Aberglauben des rumänischen Volkes können nicht nur Menschen, sondern auch Haustiere in gewissen Fällen mit Erfolg besprochen werden. Unter allen Tieren in Hof und Stall der rumänischen Dorfbewohner, geniesst die Kuh die sorgfaltigste Pflege, denn sie ernährt das Haus und bestellt bisweilen auch das Feld. Sobald eine Kuh zum erstenmal gekälbert hat, wird die Besprecherin gerufen. Diese begibt sich unverzüglich in den Stall, wirft ein silbernes Geldstück in das Melkgeschirr und melkt durch einen silbernen Ring kreuzweise dreimal die Zitzen der Kuh, damit sie reichliche und gute Milch bekomme. Dabei sagt sie folgende Formel her:

Cură lapte în mulţime!	Fliesse, fliesse Milch in Hülle!
Cură lapte cu smêntână!	Fliesse Milch mit Rahm in Fülle!
Cură lapte şi cu unt,	Fliesse Milch mit Butter schnell,
Ca isvorul din pământ!	Fliess', wie aus der Erd' der Quell!
Din cias în cias te limpezesce,	Dich von Stund' zu Stunde klăre,
Din ḑi în ḑi te înmulţeste!	Dich von Tag zu Tag vermehre!
Se fii bucuria casei	Sei des Hauses Preis
Şi prînzul mesei!	Und des Tisches Speis'!

Um die Kuh vor den schädlichen Folgen der Behexung zu bewahren, bohrt sie ihr rechtes Horn an, lässt durch die entstandene Öffnung

Digitized by Google

9 Pfefferkörnchen, 9 Körnchen Sommerfrucht, ein wenig Brot und Salz in das Horn gleiten und bestreicht mit einer Salbe aus ranzigem Schweinefett und aus Knoblauch ihren Rücken und zwar vom Schwanz gegen die Hörner und dann kreuzweise, während sie folgende Worte spricht:

Atunci sĕ fie fermecată	Dann nur soll auf Erden
Vaca acésta, dacă	Diese Kuh behexet werden,
Işi va numera perii	Wenn ihr Haar sie ungefehlt
Dela córne până 'n vêrful codi.	Vom Gehörn zum Schwanze zählt.

Schliesslich gibt sie die Nachgeburt der Kuh in ein irdenes ungebranntes Gefäss, welches der Töpfer mit der linken Hand formen muss, und versenkt sie in einen Sumpf.

Hat eine Kuh aus irgend einer unbekannten Ursache ihre Milch verloren, so wird die Kunst der Besprecherin wieder in Anspruch genommen. In einem solchen Falle hebt die Besprecherin den Mist einer Kuh, von welcher sie genau weiss, dass sie reichliche und gute Milch hat, heimlich auf, indem sie diese Worte spricht:

Eu nu iau balegă, lut, pământ,	Ich nehm' nicht den Mist der Kuh,
Ci iau smêntână şi unt	Sondern Butter nur und Rahm
Şi las zêrul,	Und lass ihr die Schlegelmilch,
Ca să nu péră viţelul.	Dass das Kalb nicht geh' zu Grund.

Sie trocknet den aufgehobenen Mist und gibt ihn, unter Heu gemischt, der milchlosen Kuh zum Frasse, wobei sie diese kurze Formel hersagt:

Eu nui dau lut pământ,	Ich geb' ihr nicht Mist zum Futter,
Ci i dau smêntână şi unt.	Sondern geb' ihr Rahm und Butter.
Laptele sĕ i se limpezéscă	Ihre Milch soll gleich sich klären,
Şi din cias în cias să se mulţéscă!	Sich von Stund' zu Stund' vermehren!

Die Besprecherin wiederholt diese Formel dreimal hintereinander und macht schliesslich dreimal das Kreuz uber das Melkgeschirr.

Auch die Haustiere ohne Unterschied können von den schädlichen Folgen des „bösen Blickes" und des „Wurfes" betroffen werden. Die Weise ihrer Behandlung in solchen Fällen weicht von derjenigen der Menschen wesentlich nicht ab, die Besprechungsformeln hingegen sind durchgehends verschieden.

Digitized by Google

Aberglaube aus dem Altenburgischen.

Gesammelt von
E. PFEIFER—ALTENBURG.

a. Heilsprüche.

8. Gegen die Schmerzen an einer Wunde.

Unser lieber Herr Jesus Christ hat viele Wunden
Und Beulen gehabt und nicht verbunden.
Sie gähren nicht, sie schwären nicht,
Es gibt auch keinen Eiter nicht.
Jonas war blind,
Sprach ich, das heilige Kind,
So wahr als die heiligen fünf Wunden
Sind geschlagen und gerinnen nicht.
Daraus nehme ich Wasser und Blut.
Das ist für alle Wunden und Schäden gut.
Heilig ist der Mann,
Der alle Wunden und Schäden heilen kann. —
Im Namen Gottes u. s. w.

9. Gegen Krämpfe (Frässeln) der Kinder.

Frau Frässel ging über den Mist,
Da begegnete ihr der Herr Jesus Christ.
Frau Frässel, wo willst du hin?
Ich will zu einem Kinde gehn,
Ich will es stossen und drücken,
Ich will es kneipen und zwicken,
Frau Frässel, das sollst du nicht thun,
Du sollst das Kind lassen ruhn.
Im Namen Gottes u. s. w.

10. Gegen Flechten und Grind.

Der Kranke muss früh vor Sonnenaufgang und bei abnehmendem Monde an ein fliessendes Gewässer gehen, die kranke Stelle mit der Hand streichen und indem er drei Kreuze über derselben schlägt, sprechen:

Guten Morgen, Wasserflut,
Hier bring ich dir meinen Schmerz und meine Nut (Not).
Schwemm sie in ein Angerland,
Schwemm sie in ein Körnchen Sand.
Im Namen Gottes u. s. w.

Digitized by Google

11. Gegen Zahnreissen.

Bei zunehmendem Monde wird die Wange gestrichen, indem man dabei sagt:

Was ich sehe, nehme zu,
Was ich streiche, nehme ab.
Im Namen Gottes u. s. w.

Das „Amen" kann man auch weglassen oder ein Stück Löschpapier dabei unter die Zunge legen.

Ferner gilt als Heilspruch gegen Zahnschmerzen der auch in der Provinz Sachsen gebräuchliche: Petrus stand am Wasser und weinte, da kam unser lieber Herr Jesus Christ und sprach: Was weinest du? u. s. w. Jahrgang I, Heft 1, Seite 36.

12. Gegen das Fieber.

Bete erstlich früh, dann kehre den linken Ärmel des Hemdes um und sprich: Kehre dich um, Hemde, und du, Fieber, wende dich um. (Nenne den Namen dessen, der das Fieber hat.) Das sage ich dir zu Buss im Namen Gottes u. s. w. Sprich es drei Tage nacheinander, so vergeht das Fieber.

13. Gegen das Reissen.

Ich N. N. leide Pein an meinem Fleisch und Blut und Mark und an meiner Gesundheit. Wie der Mond am Himmel abnimmt, wie der Hopfen am Stengel läuft, wie Tek (Teig) im Troge läuft, zähle ich dir im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zu gut im Namen Gottes u. s. w. Dieses muss im Frühlinge bei abnehmendem Monde gesprochen werden, wobei das schmerzende Glied dreimal mit einem Krötensteine*) bekreuzigt wird.

14. a. Gegen Brüche.

Man wendet denselben Spruch wie gegen das Reissen an. Der Bruch muss aber dabei dreimal mit einem Tragbande bekreuzigt und dasselbe unter einem Weidenbaume vergraben werden. Auch muss man den Bruch mit Altöl, Durchwuchsöl und Fuchsfett bestreichen.

b. Am Montag Abend kauft man für drei oder fünf Pfennige Jungbaumwachspflaster — die Zahl muss ungerade sein — und legt es stillschweigend auf den Bruch.

Am Donnerstag Abend nimmt man das Pflaster stillschweigend weg, geht früh vor Sonnenaufgang an eine junge Eiche, die man tags zuvor gesucht haben muss und deren Zweige gegen Morgen gerichtet sind, bohrt ein Loch in dieselbe, thut das Pflaster hinein und spricht:

*) Krötensteine sind angeblich im Kopfe der Kröte gefundene Steinchen, welche man aber nur dann erlangt, wenn man das Tier in einem Ameisenhaufen zerfressen lässt. (Bei Magdeburg Versteinerungen.)

Digitized by Google

Hier, Eiche,
Bring' ich Dir Blut und Kraft
In Deine Macht.
Im Namen Gottes u. s. w.

15. Gegen die Würmer.

Jesus und Petrus fuhren aus gen Acker, ackerten drei Furchen, ackerten heraus drei Würmer.

Der erste ist weiss,
Der andre ist schwarz,
Der dritte ist rot,
Da sind alle Würmer tot.
Im Namen Gottes u. s. w.

b. Krankheiten.

1. Dicker Hals.

Man muss sich im ersten Frühlinge die Nägel an Fingern und Fusszehen über das Kreuz abschneiden und die Abschnitte in einen Weidenbaum verbohren. Dann nimmt man eine Schnecke mit ihrem Hause und Petersilie, macht daraus eine Salbe und bestreicht den Hals damit.

2. Keuchhusten.

Man nimmt schwarze Ackerschnecken, kocht dieselben und trinkt den Saft mit Zucker vermischt.

Auch der aus frischem Kuhdünger gepresste Saft gilt als Heilmittel gegen diese Krankheit.

3. Ziegenpeter.

Diese Halsdrüsenanschwellung verschwindet bei den Kindern, wenn man denselben ein Tuch um den Hals legt, das man zuvor einer schwarzen Ziege umgebunden hatte.

4. Zahnschmerzen.

Gegen dieselben hilft am sichersten das Vernageln. Man braucht dazu einen Sargnagel oder einen Nagel, der in eine Flüssigkeit getaucht ist, deren Zusammensetzung geheim gehalten wird. Mit solchen Nägeln wird das Zahnfleisch unter dem kranken Zahne berührt oder auch blutig geritzt und der Nagel dann im Namen Gottes u. s. w. in eine Thür des Seitengebäudes oder in eine Feueresse eingeschlagen.

5. Erfrorene Glieder.

Man muss dieselben mit einer Salbe aus Katzenfett und Steinöl bestreichen.

Das Essen von Hundefett gilt als Heilmittel gegen die Schwindsucht. (Aberglaube aus der Provinz Sachsen. Jahrgang I, Heft 4 u. 5, Seite 202.)

Digitized by Google

6. Hundebiss.

Wenn Mensch oder Tier von einem tollen Hunde gebissen worden ist, muss man folgende Buchstaben auf ein Butterbrot schreiben und dem Gebissenen zu essen geben:

S. A. F. O. R.
A. R. E. P. O.
F. E. N. E. F.
O. P. E. R. A.
R. O. F. A. S.

Ausserdem gilt auch hier als Heilmittel gegen Hundebiss das Auflegen von Hundehaaren. (Aberglaube aus der Prov. Sachsen, Jahrgang I, Heft 4 u. 5, No. 10.)

7. Wassersucht.

Man kocht drei Eier einer schwarzen Henne in dem Urin des Kranken und zwar in einem Töpfchen, das „ohne Handel" gekauft wurde und vergräbt dieselben dann in einen Ameisenhaufen.

Die ganze Handlung muss stillschweigend und ohne Wissen des Kranken geschehen.

8. Überbeine.

Das Überbein wird bei abnehmendem Monde mit einem ungesuchten Tiegelbeine dreimal übers Kreuz gedrückt im Namen Gottes des Vaters u. s. w., dann wirft man das Tiegelbein hinter sich.

9. Englische Krankheit.

Man trägt das kranke Kind am Karfreitage vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang ins Freie, legt es mit ausgebreiteten Armen auf den Rasen und sticht denselben ringsum ab. Hierauf wendet man die Rasendecke um und sagt: Im Namen Gottes des Vaters u. s. w. nimm ab, im Namen Gottes des Vaters u. s. w. nimm zu. Die ganze Handlung muss stillschweigend geschehen.

10. Warzen.

Man nimmt ein Stückchen Kreide und streicht die Warzen dreimal damit im Namen Gottes des Vaters u. s. w., geht dann an eine Esse und macht damit drei Kreuze in der Höhe, die man mit ausgestrecktem Arme erreichen kann und vergräbt die Kreide dann oder wirft sie hinter sich. Wie die drei Kreuze im Rauchfange vergehen, so vergehen auch die

Digitized by Google

Warzen. — Hebt jemand die Kreide auf — ebenso das Tiegelbein, das zur Heilung eines Überbeines benutzt wurde, so überträgt er die Krankheit auf sich.

Eine andere Art die Warzen zu vertreiben, ist folgende: Am letzten Freitage vor dem Neumonde versucht man ein Stückchen Fleisch, „so gross wie ein Heller", zu stehlen. Mit diesem streicht man die Warzen und gräbt es dann mittags in der zwölften Stunde unter eine von der Sonne nicht beschienene Dachrinne.

Ferner kann man Warzen vertreiben, indem man sich unter eine Brücke stellt, über welche ein Leichenzug geht, die Warzen kreuzweise mit einem Läppchen streicht, dasselbe hinter sich wirft und sagt: Nimm sie mit im Namen Gottes des Vaters u. s. w.

11. Schiefwachsen der Kinder.

Wenn ein Kind anfängt schief zu wachsen, so sucht man sich das gerade gewachsene Stämmchen einer jungen Eiche zu verschaffen. Dasselbe wird der Länge nach in der Mitte aufgeschnitten und das Kind hindurchgesteckt, im Namen Gottes des Vaters u. s. w.

Das Stämmchen wird dann wieder zusammengedrückt, gebunden und in fliessendes Wasser geworfen oder vergraben.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

A Schort Account of further Bushman Material, Collected by L. C. Lloyd. Third Report concerning Bushman Researches, presented to both Houses of the Parliament of the Cape of Good Hope, by command of His Excellency the Governor. London: David Nutt. 1889.

Die nähere Kenntnisnahme der äusseren Kultur und der Äusserungen und Schöpfungen des geistigen Lebens der Naturvölker ist als ein überaus erwünschtes Ziel zu bezeichnen, welches aber nur dann als ein gewinnbringendes bezeichnet werden kann, wenn die Darbietungen, welche diese Kenntnisnahme vermitteln, auf sicherer Grundlage ruhen. Da dies nun aber nur zum geringen Teil der Fall ist, so hat die junge Wissenschaft der Volkskunde in Sage und Mär und den verwandten Schöpfungen des Volksgeistes vor allem die Pflicht, mit äusserster Behutsamkeit sich dieses Materiales zu bedienen — denn die Nichtbefolgung dieser Pflicht hat bereits wie in der Theorie vom Ahnenkult als dem Uranfang jeder Mythologie verwirrend genug auf die Anschauungen einiger unserer Sagenforscher gewirkt, was des näheren zu erweisen eine der folgenden Arbeiten des Unterzeichneten sich zur beiläufigen Aufgabe setzen wird.

Auch darauf sei noch hingewiesen, dass die Nichtbefolgung dieser Pflicht ihre Gefahren darin birgt, dass gar leicht missverstandene Äusserungen der Gefühls- und Denkweise dieser Naturvölker in unsere europäischen Verhältnisse hinein, sowie auch aus unserer Anschauung heraus oft falsche Ergebnisse der Forschung, welche unseren Verhältnissen entstammen, in das Land der Naturvölker getragen werden. Hatten z. B. Afrikareisende wie Pechüel Loesche die Verkehrtheiten der Gladstone-Geiger-Magnus in bezug auf ihre Ansichten von der Entwicklung des Farbenunterscheidungsvermögens glücklich bei den Bewohnern des schwarzen Erdteiles als deren Eigenheit in gleicher Weise wie der homerischen Menschen erwiesen, so erlebte der Unterzeichnete, dass der jüngst verstorbene Afrikareisende Dr. Wolf ihm, als er in einem Vortrage in der Leipziger anthropologischen Gesellschaft das Gegenteil nicht nur der europäischen Farbenforschung der Herren Gladstone-Geiger-Magnus erwiesen, sondern auch der afrikanischen der Herren Pechüel Loesche und Genossen, nach eigenen Untersuchungen bei Völkern im System des Kongo, welche nie zuvor einen weissen Menschen gesehen, die volle Zustimmung aussprach zu dem, was er in seiner Stube sich in bezug auf das Farbenunterscheidungsvermögen der Naturvölker des schwarzen Erdteiles erschlossen.

Das Studium der Naturvölker bedingt seine Behandlung für sich.

Unter den Veröffentlichungen über die materielle und geistige Kultur derselben sind ausser denjenigen von Amerika, der Smithsonian Institution, über welche wir uns demnächst genauer unterrichten werden, diejenigen, welche uns diese Untersuchungen, presented to both Houses of the Parliament of the Cape of Good Hoope, by Command of His Excellency the Governor, darbieten, um ihrer Zuverlässigkeit willen von hohem Werte.

Digitized by Google

So hat das Buch den Inhalt: A. Mythology, Fables, Legends, and Poetry. 1. The Mantis, 2. Moon, 3. Stars, 4. Animal Fables, 5. Legends, 6. Poetry. — B. History (Natural and Personal). 7. Animals and their Habits, — Adventures with them, and Hunting. 8. Personal History, 9. Customs and Superstitions, 10. Words and Sentences.

Ein vorsichtiger Forscher wird das Buch mit grossem Nutzen für seine Arbeiten zu verwerten wissen.

Edm. Veckenstedt.

Die Kahlenberger. Zur Geschichte der Hofnarren, von Friedrich W. Ebeling. Mit 39 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder. 1890.

Das Buch bietet ausser dem Vorwort eine geschichtliche Einleitung, sodann die Abteilungen: Der Pfaffe von Kahlenberg (Vincenz Weigand), Peter von Hall (der andere Kahlenberger), Beschluss.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Schwank und Streich, wie sie sich das Volk erzählt, nicht nur für die Kultur- sondern auch für die Sagenforschung von leicht unterschätzter Wichtigkeit sind; deshalb haben wir es mit Freuden zu begrüssen, dass uns die Sammlung albanesischer Schwänke und Streiche, welche Herr Prof. Jarnik gesammelt und übersetzt, von dem nächsten Hefte unserer Zeitschrift an mit diesen Schöpfungen jenes Volkes bekannt machen wird, dessen Lieder E. Mitkos, jetzt in Ägypten, zusammengetragen, deren Übersetzung gleichfalls Herr Prof. Jarnik übernommen. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, wollen wir auch die vorliegende Veröffentlichung willkommen heissen, da dieselbe der Sitten- und Kulturgeschichte gute Dienste zu leisten vermag.

Hat sich nun der Verleger um die Ausstattung des Buches sehr wohl verdient gemacht, so dass der Band nach Holzschnitt, Druck und Papier alles Lobes wert ist, so haben wir zu bedauern, dass der Herausgeber des Buches seiner Sache nicht gewachsen gewesen ist; die sogenannte geschichtliche Einleitung dient zum guten Teil der Redensart, jede tiefere Auffassung der Aufgabe wird vermisst, die Noten unter dem Text beweisen, dass der Herausgeber die Bedeutung der ursprünglichen Worte rät, nicht kennt. So kann das Buch leider nur denen in die Hand gegeben werden, welche der sicheren Lesart nicht bedürfen und um diesen wenigstens nicht den Geschmack an der Sache zu verderben, so wie um des wirklichen Verdienstes des Verlegers in der äusseren Ausstattung willen, enthält sich der Unterzeichnete der Darlegung aller jener Einzelheiten, deren Fehler dem Herausgeber zur Last fallen.

Edm. Veckenstedt.

Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen. Von Dr. Heinrich von Wislocki in Mühlbach (Siebenbürgen). Hamburg 1889.

Die liebenswürdige Arbeit gibt einen guten Einblick in die äussere Kultur und das Seelenleben der Rumänen in Siebenbürgen. Mit gewohnter Sicherheit stellt der Verfasser das Leben dieses Volkes in allen Einzel-

Digitized by Google

heiten nach Sitte und Brauch dar, von der Geburt bis zum Grabe, und zwar stets unter Hinzufügung der Formeln und Lieder, welche für die einzelnen Lebensabschnitte geschaffen sind. Da uns die Besprechungsformeln der Rumänen nach der Aufzeichnung unseres Mitarbeiters R. Prexl geläufig sind, damit aber auch ihr hoher Wert bekannt ist in bezug auf die abergläubischen Vorstellungen, denen dieselben dienen, so bedarf es nur dieses Hinweises und der Bemerkung, dass den Darbietungen v. Wlislocki's entsprechende Bedeutung inne wohnt, um den Besitz der Arbeit jedem Freunde der Volkskunde als einen erwünschten bezeichnet zu haben.

Edm. Veckenstedt.

Zur Bücherkunde.

Bis zum 31. Januar 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Glossaire des Jeux Wallons de Liège. Par Julien Delaite. Ouvrage couronné par la Société liégeoise de Littérature wallonne. Liège 1889.

Die Luxemburger in der neuen Welt. Beiträge zur Geschichte der Luxemburger. Festschrift gelegentlich der fünfzigjährigen Unabhängigkeit des Grossherzogtums Luxemburg. Von Ns. Gonner, Redakteur der Luxemburger Gazette. Dubuque, Jowa. Druck der Luxemburger Gazette, 1889.

Příspěvky ku Poznání Národů Albánských. Uveřejňuje Jan Urban Jarník. V. Praze, 1889.

De Sphinge Graecarum fabularum commentationem mythologicam scripsit Dr. R. Schroeter. Rogasen 1880.

A. Treichel. Drei neue Wälle in Ostpommern. Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. 1889. Schlossberg bei Nieder-Schrödlau, Kr. Berent, gleichfalls aus den Verhandlungen.

The Archaeological Review. A Journal of Historic and Pre-historic Antiquities. Contents: Earth-Houses and their Inhabitands. By David Mac Ritschie (Illustrated). The Conditions for the Survival of Archaic Custom. By G. L. Gomme. The Antiquity of the Cinque Ports Charters. By Prof. Montagu Burrows. Retrospect and Prospect. Review — By Alfred Nutt, Aug. Gittée, G. L. Gomme, Miss L. Toulmin Smith. Correspondence — The Long Hundred. By O. C. Pell. Index to Vol. IV. Supplement: Contents of Archaelogical Reviews pp. 77. 9. Title and Contents to Vol. IV. Vol. IV, N. 6. January 1890. London: David Nutt, 270, Strand.

The Journal of American Folk-Lore, edited by Franz Boas, T. Fr. Crane, J. O. Dorsey, W. W. Newell, General Editor. Vol. VI. October-December, 1889. N. VII. 1. Huron Folk-Lore. II The Story of Tijaiha, the Sorcerer. Horatio Hale. 2. The Story of the Bear and his Indian Wife. James Deans. 3. Onondaga Tales. — II O-kwencha, or Red Paint. W. M. Beauchamp. 4. Ponka and Omaha Songs. J. Owen Dorsey. 5. Additional Notes on Onondaya. Witschraft and Hon-do'-i. W. M. Beauchamp. 6. Onondaga Superstitions. De Cost Smith. 7. The Great Mosquito. W. M. Beauchamp. 8. Tsimshian Proverbs. Mrs. O. Morison. 9. Legends of Jowa. G. W. Weippiert. 10. Contributions to the Folk-Lore of New England. John Mc. Nab. Currier. 11. On the Eastern Shore. Mrs. Fanny D. Bergen. 12. Some Words on Thief Talk. William Amming Wilde. 13. Notes and Queries. 14. Record of American Folk-Lore. 15. Bibliographical Notes, I. Books, II. Journals. 16. Officers and Members of the American Folk-Lore Society. 17. Index. Boston and Ney York. Published for the American Folk-Lore Society by Houghton, Mifflin and Company.

Digitized by Google

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'Histoire et de Philologie. Directions M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 2e Année N. 12. Décembre 1889. Sommaire: Comptes rendus E. Prarond. Valerandi Varanii de Gestis Joannae Virginis Franciae egregiae bellatricis (R. Mahrenholtz). Dr. Edgar Loening, Die Gemeindeverfassung des Urchristenturns (A. Marignan). Chanoine V. Barbier, Histoire du Chapitre de Selayn (G. C.). Louis Bourdeau, L'histoire et les historiens (L. F.). Desroussaux, Moeurs populaires de la Flandre française (P. P.). Variété. Gaston Paris. Lantfrid et Cobbon. Chronique bibliographique. Périodiques: Revues de province allemandes I (von der Nahmer). Prix de l'Abonnement. Un an, 8 francs pour la France, 9 francs pour l'étranger Union postale. Paris, Emile Bouillon, libraire-éditeur, 67, rue de Richelieu. 1889.

Nordhäuser Monatshefte. Heft 1. (Laufende Nr. 4.) Januar 1890. An unsere Leser. Die Schlosskirche St. Pancratii in Ballenstedt. Eine Luchsjagd im Harz. Von Ludw. W. Ude. Ein Gang durch das städtische Museum. II. Das Münzkabinett. Von Paul Osswald. Monatschronik. Witterungsbericht — Verlag der C. Haackeschen Buchhandlung. Für die Redaktion verantwortlich: Carl Haushalter in Nordhausen.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Première Livraison. Janvier. Paris. Aux Bureaux du Polybiblion. 2 et 5, Rue Saint-Simon (Boulevard Saint-Germain). 1890. Sommaire de la Livraison de Janvier 1890. I. Dernières Publications Illustrées, par Visenot. II. Romans, Contes et Nouvelles, par Firmin Brissin. III. Comtes Rendus, Théologie, Jurisprudence, Sciences, Belles-Lettres, Histoire. Bulletin. Chronique.

La Tradition. Revue générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Paraissant le 15 de chaque mois. Direction: M. M. Emile Blémont et Henri Carnoy. Paris. Aux bureaux de la Tradition, 33 rue Vavin. No. I. 4e Année (No. 34) Le Numéro: Un franc. Livraison de Janvier 1890. L'Abonnement est de 15 francs pour la France et pour l'étranger. Sommaire: Le Folk-Lore en Angleterre. I Thomas Davidson. Notes de Voyage en Orient. I René Stiébel. Les Mois de Mai XII Dr. Giuseppe Pitrè. Un Livre d'Oraisons Manuscrit. Antoni Delannoy. Les Empreintes merveilleuses. V Augustin Chaboseau. La-Haut sur la Montagne, chanson et mélodie. Charles de Sivrey. Les Rosières II Joannès Plantadis. Les Guerrières de Flandre II A. Desrousseaux. Les Démons de Bourg-Saint-Pierre en Valais. Henry Correvon. La Tradition française en Allemagne. II A. Eschenauer. La Complainte de Sainte Cathérine. Noel Selter. Les Enrhumés qui vont à Saint-Guenrcuchon. Achille Millien et Armand Beauvais. Ballade. Poésie de Augustin Nicot. Contes Populaires du Hainaut. VI Jules Lemoine. La Fête de Noel XVIII et XIX Henry Carnoy. Taprata, devinette provinçale. Dr. Bérenger-Feraud. La fille fière, récit berrichon. Gabriel Echaupre. Bibliographie Henry Carnoy. Mouvement Traditioniste.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang. 1e Aflevering. Inhoud: De Slapende Jongeling, door Dr. Edm. Veckenstedt. Vertelsels: 1. Jan Martin de Wildemann (A. Vermaet). 2. Vertelsels om de Doen schnikken. De Spookhand. Onze Oude Liederen. Mei planting. Boekbeoordelingen door Pol de Mont, Aug. Gittée. Vragen en Aanteekeningen. Boersche Grapphigheid, 1. Pastoors Verken.

Le Moniteur de l'Epargne du Travail. 16. an 31. Janvier 1890, Lille. Mit der erfreulichen Mitteilung, dass Herr Desrousseaux, über dessen wertvolle Sammlungen auf dem Gebiet der Volkskunde wir im Jahrgang I wiederholt berichtet, zum Officier d'Académie von seinem dankbaren Vaterlande ernannt ist. E. V.

Revue des Traditions Populaires. Tome IV. 4e Année, N. 12 Décembre 1889. Paris, J. Maisonneuve. 25. Quai Voltaire.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm. 6e Année, Janvier, No. 11. Havre 1890.

Spécimen des Publications de la Société du Folklore Wallon. Liège. Imp. H. Vaillant-Carmanne.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 6. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Die Kosmogonien der Arier. Von Edm. Veckenstedt — Halle a./S. 209
Sagen aus Hinterpommern. Mitgeteilt von O. Knoop — Rogasen. 236
Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner. Von Dr. Heinrich v. Wlislocki — Mühlbach (Siebenbürgen). 238
Patengeschenke in Wallonien. Von Aug. Gittée — Charleroi. . 240
Aberglaube aus dem Altenburgischen. Gesammelt von E. Pfeifer — Altenburg. 243
Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.
Vedische Studien von Richard Pischel und Karl F. Geldner. I. Bd. Stuttgart. Druck und Verlag von W. Kohlhammer 1889. . 244

Die Kosmogonien der Arier.

Von

EDM. VECKENSTEDT — HALLE A/S.

X. Die Germanen.

Unter den Zeugnissen, welche man für das Vorhandensein einer eigenen kosmogonischen Schöpfung bei den Deutschen anzuführen pflegt, wird das Wessobrunner Gebet genannt; dasselbe wird dem IX. Jahrhundert zugeschrieben; es hat seinen Namen davon, dass dasselbe im bayerischen Kloster Weissenbrunn gefunden ist. Hahn hat die Übersetzung: „Dies erfrug ich als höchstes Wissen von den Lebenden! Als weder die Erde, noch der Himmel darüber, als weder Baum noch Berg war, die Sonne nicht schien, der Mond nicht leuchtete, als der vielberühmte See, als nichts der Enden und Grenzen vorhanden war, da war schon der eine allmächtige Gott, der Männer mildester, da waren mit ihm schon die Menge der göttlichen Geister."

(Aus dem Urtext heben wir nach der Schreibung von Wackernagel, nur die Worte hervor:

dô dâr niuuiht ni uuas
enteô ni uuenteô.)

Es ist bekannt, dass W. Wackernagel dieses Gebet für den Eingang zu einer Geschichte der Schöpfung oder vielmehr zu einer Übertragung des alten Testamentes hält, während andere Gelehrte diese Ansicht nicht teilen. Aber selbst wenn wir das Gebet im kosmogonischen Sinne betrachten, so sagt uns dasselbe eigentlich nur, dass, als nichts da war, Gott vorhanden ist und die Schar der göttlichen Geister

(enti dâr uuârun auch manakê
mit inan cootlihhê geistâ).

Es ist nun klar, dass die Gegenüberstellung von Gott mit den göttlichen Scharen und dem Nichts altheidnischer Anschauung nicht entspricht, denn das Nichts der Enden und Grenzen zu einem Ausdruck des Chaos zu erheben darf nicht als berechtigt angesehen werden, da der Zusatz aus dem Gedichte selbst erklärt, doch nur dazu dient, den Begriff des Nichts zu verstärken, zu welchem bereits die Aufzählung der nicht vorhandenen Erde, Himmel, Gestirne und See das Gemüt vorbereitet haben.

Sind wir zu diesem Ergebnis durch Betrachtung des Gebetes an sich gelangt, so dürfen wir nun allerdings auch wieder die Möglichkeit nicht leugnen, dass dasselbe, so unabgeschlossen wie es ist, durch ein Folgendes

Digitized by Google

eine Art Vorstufe einer germanischen Kosmogonie bezeichnet haben kann; immerhin begeben wir uns mit der Annahme dieses Gedankens auf das Gebiet von Vermutungen, welche nur dann wissenschaftliche Beachtung fordern können, wenn wir nicht nur dazu entsprechende Belege bieten können, sondern auch wahrscheinlich zu machen vermögen, dass altheidnisch-germanische Ansichten mit der christlichen Anschauung einen solchen Bruderbund eingegangen sind.

Was nun den ersten Teil dieser Anforderung betrifft, eine versifizierte Vorstufe mit gewissen Anklängen an den Inhalt des Gebetes und eine darauf folgende Kosmogonie auch sonst zu erweisen, so ist dieselbe durch die Edda zu erfüllen, freilich ist damit nicht auch zugleich die Frage gelöst, ob Heidentum und Christentum in der Fortsetzung des Wessobrunner Gebetes mit christlichem Gehalt Verschmelzung gefunden haben würden — oder ob dieselbe nur christliche Anschauung geboten hätte.

Jedenfalls aber haben wir uns nun der Edda zuzuwenden.

Wir haben uns zunächst mit dem Stand der Ansichten über den heidnischen oder christlichen Charakter der Eddadichtungen und Prosaerzählungen bekannt zu machen, da durch denselben nicht nur Wert und Unwert für die Forschung, sondern auch zum Teil die Art der Auslegung bedingt sind.

Haben Herder, wie Jacob Grimm, Edzardi, Rydberg, Stephens und Mullenhoff in allen wesentlichen Beziehungen für den heidnischen Charakter der Edda-Anschauung gestritten, so hat Keysler bereits 1728 christliche Einflusse in der Völuspa zu verspuren geglaubt, Adelung die Edda für eine blosse Nachbildung christlicher Ideen zu erklären versucht, denen mit entsprechenden Ansichten Ruhs gefolgt ist, Jessen, Bang und Bugge, wie der Isländer Vigfusson — und in seiner neuesten Schrift: Völuspa — der geistvolle und vielbelesene deutsche Forscher E. H. Meyer.

Kann hier der Raum nicht zu einer eingehenden Darlegung der verschiedenen Ansichten geboten werden, so ist dies doch insoweit nötig, als wenigstens Bugge nach seinen Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen uns seinen Standpunkt wird zu erklären haben, wie E. H. Meyer nach der Völuspa, da wir mit den Ergebnissen dieser so hervorragenden Gelehrten und Forscher eingehend zu rechnen haben.

So heben wir aus Bugge's Werk hervor: „Nicht bloss zwischen den Göttern der Nordleute und denen der verschiedenen deutschen Stämme besteht ein Zusammenhang. Es gilt dasselbe von mannigfachen Vorstellungen auf dem gesamten Gebiete der Mythenwelt" (S. 3).

„Alle Germanen haben gleicherweise von Heroen wesentlich dieselben Vorstellungen." (S. 3.)

Für die Behauptung, dass keines der altnordischen Gedichte älter als das neunte Jahrhundert ist, führt der nordische Forscher als Beweise „den Versbau", „die Sprache", „die Fremdwörter" an. (S. 4.)

Dann stellt Bugge den Satz auf;

„Von überaus zahlreichen nordischen Götter- und Heldensagen darf man behaupten, dass sie Erzählungen, Dichtungen oder Legenden, religiöse oder abergläubische Vorstellungen wiedergeben, oder wenigstens unter Einwirkung von solchen entstanden sind, welche halbheidnische und heidnische

Digitized by Google

Nordleute in den Wikingerzeiten auf den britischen Inseln von Christen, und zwar von Mönchen und von Leuten, die in Mönchsschulen erzogen waren, vernommen haben." (S. A.)

Sodann: „Die mündlichen Mitteilungen von Engländern und Iren, unter deren Einwirkung Götter- und Heldensagen im Norden entstanden, waren in der Regel aus Büchern geschöpft.

Wir können hier zwei Hauptströme verfolgen, die sich, obwohl verschieden in ihrem Ursprunge, vereinigt hatten; der eine führt zurück zu der jüdisch-christlichen Kultur, der andere zu der antiken griechisch-römischen." (S. 10.)

Aber es muss dann doch auch wieder eine weitgehende Aufnahme nordischen Stoffes auch von Bugge angenommen werden, wenn wir nun den Satz lesen: „Mit den Götter- und Heldensagen, deren Stoff fremder Einwirkung zu danken ist, verwuchsen sich im Norden vielfach Züge, die aus dem fruchtbaren Stamm des Volksmärchens entsprossen waren, der zum Teil seine Wurzel ausschliesslich im heimischen Boden hatte." (S. 25.)

Den Vorgang, fremde Gewächse mit nordischem Namen bezeichnet zu sehen, erklärt Bugge so, dass er sagt: „Ebenso verwandelte man die fremden Namen von handelnden Personen in einheimische, indem man sie entweder umdeutete (durch Volksetymologie veränderte), oder nach der vermeintlichen etymologischen Bedeutung der Namen übersetzte, oder durch Namen von mythischen Personen des Nordens wiedergab, die am ehesten den fremden zu entsprechen schienen." (S. 28.)

Das heisst also: die Nordleute hatten mit den anderen Germanen Götter und Helden gemeinsam — sie holten fremden Bücherstoff von den Engländern und Iren; aus demselben schufen sie ihre Götter- und Heldenlieder. Der Stoff wurde dann nationalisiert unter dem Einfluss des heimischen Volksmärchens wie der Volksetymologie.

Überdenken wir dieses Ergebnis, so wird uns dasselbe so lange in seiner Allgemeinheit als unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich erscheinen, bis uns Bugge erweist, dass die Schöpfungen der Nordleute nichts anderes als das Spiel von Künstlern gewesen sind, welche daran ihr Gefallen gehabt haben, den Apollo von Belvedere mit englisch-irischem Zierrat zu behängen und dann in das Gewand eines Wikingers zu kleiden, Jesum Christum aber als Odhin an das Galgenkreuz zu hängen, wo besagter Odhin-Christus neun Nächte hängt, auf Runen sinnt und solche lernt, um dann vom Ast des Baumes herunterzufallen, um sich auch in Baldur zu verwandeln, damit er als solcher seinen Tod im Kreise der Götter durch einen Mistelzweig finden kann, welchen Hödur nach ihm wirft, besagten Christus als Baldur damit zu ehren. Dass dieser Christus als Leiche auf sein Schiff gebettet wird, zur Verbrennung, eine Frau hat, die aus Gram über seinen Tod stirbt, und einen Hengst, welchen die Götter für den Scheiterhaufen bestimmen, haben wir ausserdem bei dieser Gleichsetzung mit Baldur mit in den Kauf zu nehmen.

Die Volksetymologie in der unbeschränkten Ausdehnung, wie dieselbe von Bugge in einer sehr grossen Anzahl von Fällen verwandt wird, kann als wissenschaftlich berechtigter Faktor nicht anerkannt werden, ebensowenig wie das Vertauschen der jüdisch-christlichen, wie griechisch-römischen Namen mit

Digitized by Google

solchen der nordischen Überlieferung, welchen Bugge selbst die nordische Heimatsangehörigkeit zuspricht; mit den Bugge'schen Grundsätzen kann man ebenso gut die lithauische Götter- und Dämonenwelt aus den Legenden der Heiligen entstanden sein lassen wie die griechische Mythologie ihres nationalen Gewandes entkleiden, um Achilleus zu einem Phönizier zu machen oder Ägypter.

Aber wir sind mit den Ansichten der Schule von Bugge noch nicht fertig, wie sich uns sogleich zeigen wird.

Die erste Kosmogonie der Edda befindet sich in der Vǫluspá. Über dieses Eddalied hat E. H. Meyer sein Werk geschrieben, welches wie alles, was der Feder des vielbelesenen und geistvollen Gelehrten entquillt, den wissenschaftlichen Standpunkt, auf den wir von ihm geführt werden, in aller Klarheit zu erkennen erlaubt. So lauten die Schlussworte seines Werkes: „die Völuspa, die in Wirklichkeit die Summe christlicher Theologie enthält, gilt bis heute für die Summe der heidnisch-germanischen."

Von den wichtigeren Äusserlichkeiten, welche E. H. Meyer erwiesen zu haben vermeint, merken wir uns noch, dass die Völuspa „im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts entstanden" ist. Die Geburtsstätte der Dichtung sucht er „in einer der damals blühenden vier isländischen Kirchenschulen, und zwar in der von Saemund gestifteten Schule zu Oddi", als ihren Verfasser den die Schule leitenden Mann, Saemund. (S. 273. 275.)

Aber wie kam Saemund dazu, der Summe christlicher Theologie einen solchen Ausdruck zu geben, dass man dieselbe bis heute für die Summe der heidnisch-germanischen gehalten hat?

Auch das weiss uns E. H. Meyer zu sagen, denn er behauptet, die Vǫluspá sei eine gelehrte Stilübung eines hochgebildeten Theologen, der sich daran erfreute, einen grossartigen, fremden, religiösen Inhalt, das heiligste christliche Thema, in die mythengetränkte, dunkle Sprache heimischer Weissagung zu übertragen.

Wer dieser hochgebildete Theologe war, haben wir bereits vernommen und wissen demnach nun, dass wir die Vǫluspá als eine Stilübung Saemunds zu betrachten haben.

Hier sind zunächst zwei Dinge zu berichtigen: E. H. Meyer sagt mit Unrecht ganz allgemein, dass die Völuspa bisher für die Summe der heidnisch-germanischen Theologie gegolten habe, denn kein anderer als er selbst führt in seinem Werke an, dass bereits Keysler im Jahre 1728 christliche Einflüsse namentlich in der Völuspa zu verspüren geglaubt, sowie auch mehrere nordische Gelehrte das gethan, bis zum Jahre 1787, wie Adelung (1803) die Edda für eine blosse Nachbildung christlicher Ideen erklärte, Ruhs (1801, 1812, 1813) die ganze skaldisch-eddische Poesie aus England nach Irland eingeführt sein lässt; nach Ruhs ist die nordische Mythenwelt nur zum geringen Teil aus dem Volksglauben, wesentlich aber aus direkt oder durch angelsächsische Vermittlung entlehnten antiken Mythen, auch christlichen Ideen über Gut und Böse, Himmel und Hölle und Weltuntergang und endlich aus freien Erfindungen von Mönchen zusammengesetzt worden.

Das beweist denn doch aber, dass Bugge und E. H. Meyer nur bereits ausgesprochene Ansichten weitergeführt haben — mithin also die

Digitized by Google

Völuspa keineswegs für unberührt von weitgehendem christlichen Einfluss gegolten hat.

Sodann die Stilübung des Vorstehers der Schule zu Oddi! Kein anderer als E. H. Meyer selbst zerlegt die Völuspa in die Abschnitte: 1. Einleitung, 2. Schöpfung, 3. Der Sündenfall des Menschen und seine Folgen. 4. Die Erlösung der sündigen Seele durch den Gekreuzigten, 5. Hölle und Paradies, 6. Vorzeichen des jüngsten Gerichtes in der Natur, 7. Vorzeichen des jüngsten Gerichtes auf Erden und am Himmel, 8. Beginn des jüngsten Gerichtes, 9. Die neue Welt und Ankunft Christi zum jüngsten Gericht.

Kein Zweifel, ist dies der Inhalt der Völuspa, so ist diese Dichtung keine Stilübung eines Schulvorstehers, sondern ein mächtiges Gemälde von ergreifender Wirkung, welches den Anfang der Dinge darstellt, den Sündenfall, das jüngste Gericht.

Aber selbst wenn wir die Völuspa als Stilübung betrachten wollten, so ist es doch mehr als auffallend, dass E. H. Meyer gezwungen sein konnte, um zu seinem Ergebnis zu gelangen, verschiedene Lesarten nicht aus der Edda, sondern aus der christlichen Exegese zu erklären, eingeschobene Strophen anzunehmen, welche er in dem Text stehen lässt, andere aber anzunehmen und aus dem Text zu verbannen.

Dagegen stelle ich nun die Frage: Wie vermögen hochgebildete Gottesgelehrte die Summe der christlichen Theologie in heidnischen Götter- und Dämonendichtungen darzulegen, sie, welche all ihr Sinnen und Denken darauf zu richten haben, dass der heidnische Gott oder Dämon aus dem Bewusstsein ihres Volkes schwindet, welche das zu erreichen, wohl dem christlichen heiligen Arbeitsfelder mit überweisen, auf denen sich sonst nur der Heide zu tummeln pflegt, nicht aber Christus ausstatten mit Schiff und Hengst und liebender Gattin: der Spötter Voltaire wäre in diesem Falle überfrivolisiert worden durch den Gottesgelehrten Saemund in Oddi. —

Nun aber haben wir die Kosmogonie der Edda näher kennen zu lernen: da nun einmal jetzt die Schriften von Bugge und Meyer in dem Vordergrund der Eddaforschung stehen, so mag dies in der Form geschehen, welche Meyer derselben gegeben; der Urtext wird nur da angeführt werden, wo die Übersetzung von Simrock der vollen Sicherheit entbehrt. Endlich sei bemerkt, dass die von Meyer als interpoliert bezeichneten Verse sich durch Kursivdruck abheben; hinzugefügt sind die Schöpfungstage der Genesis in der also von Meyer zurechtgeschnittenen Kosmogonie:

1. Tag. 3. Einst war das Alter, da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See, nicht salz'ge Wellen,
Nicht Erde fand sich noch Überhimmel;
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.

2. Tag. 4. Bis Börs Söhne die **Bälle** erhuben,

3. Tag. Sie, die das mächtige Midgard schufen.
Die Sonne von Süden schien auf die Felsen
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch.

Digitized by Google

4. Tag.
5. Die Sonne des Südens, des Mondes Gesellin,
Hielt mit der rechten Hand die Himmelsrosse.
Sonne wusste nicht wo sie Sitz hätte,
Mond wusste nicht was er Macht hätte,
Die Sterne wussten nicht wo sie Stätte hätten.
6. *Da gingen die Berater zu den Richterstühlen,*
Hochheilige Götter hielten Rat.
Der Nacht und dem Neumond gaben sie Namen,
Hiessen Morgen und *Mitte des Tags*
Under und Abend, die Zeiten zu ordnen.

5. Tag.
6. (7.) Die Asen einten sich auf dem Idafeldde,
Hof und Heiligtum hoch sich zu wölben.
Erbauten Essen und schmiedeten Erz,
Schufen Zangen und schön Gezäh.
7. (8.) Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und darbten goldener Dinge noch nicht.
Bis drei der Thursen-Töchter kamen,
Reich an Macht, aus Riesenheim.

Dann heisst es: 9—16 folgt das interpolirte Dvergatal.

6. Tag.
17. Gingen da dreie aus dieser Versammlung,
Mächtige und milde Asen zumal,
Fanden am Ufer unmächtig
Ask und Embla und ohne Bestimmung.
18. *Besassen nicht Seele und Sinn noch nicht,*
Nicht Blut noch Bewegung, noch blühende Farbe.
Seele gab Odhin, Hönir gab Sinn,
Blut gab Lodur und blühende Farbe.

Hier haben wir nun zunächst Vers 1 von Strophe 4 zu behandeln, wo Simrock die Übersetzung hat:

Bis Börs Söhne die **Bälle** erhuben. —

Hans von Wolzogen aber:

Bis die Gebornen des Bur die Mittburg
Schufen und himmelan Scheiben erhoben.

Im Urtext lautet die Stelle nach Hildebrand:

A ðr Burs synir
bióðun um ypðu.

E. H. Meyer liest:

A þr Bors syner bjóþom yþþo.

Zu Hildebrand stellt sich Sievers mit der Billigung der Lesart bjóþr. ein Rundes, eine Scheibe, runder Tisch, runde Schüssel, während Bugge Müllenhoff Sijmons bjǫþ in der Bedeutung von Land, Erdfläche lesen: zu bemerken ist, dass diese Lesart nur hier im Plural sich findet; E. H. Meyer

Digitized by Google

verwirft diese Lesart aber auch deshalb nur, weil sonst eine Tautologie geboten sein würde durch die folgenden Verse:

þeir er miðgarð
maeran skópu —

ja das Verbum yppa nicht am Platze wäre.

Diesen Behauptungen fügt E. H. Meyer weitere Ausführungen hinzu. So soll bereits Snorre hier nicht Länder, sondern Himmelskörper verstanden haben — bjǫþ ist demnach ausserdem in besonderer Bedeutung zu fassen — nach E. 1, 50 þá tóku (Bors syner) stur ok settu í mitt Ginnungagap (miþjan Ginnunga himin baeþir) ofan ok neþan á himininn — was dann wieder der Genesis entsprechen soll: Et fecit Deus firmamentum divisitque aquas vocavitque Deus firmamentum caelum.

Aber E. H. Meyer fühlt denn doch wieder selbst, dass die bisherigen Darbietungen eigentlich beweisender Kraft entbehren, denn er stellt nun die Behauptung auf, dass die Gestirne des Himmels als orbes und circuli coeli als Himmelssphären den bjóþom, den Rundungen, Scheiben der Edda entsprechen, dass bjóþom yþo das οὐρανὸν ὕψωσε des sibyllinischen Ausdrucks genau wiedergibt.

Es ist nun aber klar, dass hier die philologische Auslegung nicht genau sein kann; heisst bjóþom yþo den Himmel, das Himmelsgewölbe erhöhen, dem Himmel die Höhe als Raum anweisen, so kann derselbe Ausdruck nicht auf die Himmelssphären, bedingt durch die Kreise und Bahnen der Gestirne, bezogen, oder vielmehr aus demselben gewonnen werden; wohl aber steht dem nichts entgegen anzunehmen, dass mit den Worten das Emporsteigen des Landes als runder Flächen gemeint ist, wie solcher Anblick aus der Frühjahrsüberschwemmung oder dem Anschauen einer Insel gewonnen und dann zu einem allgemeinen kosmogonischen Ausdruck erhoben sein kann. Und wenn wir die Worte so erklären, so schwindet auch die Tautologie, vor welcher E. H. Meyer zurückschreckt, da nun das Midgard als geordnete und zur Wohnstätte eingerichtete Erde eine natürliche Fortsetzung der kosmogonischen Anschauungen bietet.

Damit fällt aber jede Berechtigung, dem bjóþom yþo eine Bedeutung unterzuschieben, welche es nicht hat, um das Schöpfungswerk des zweiten Tages der Genesis aus der behandelten Zeile der Edda herauslesen zu können, wie dies geschieht.

Hatten wir in der Simrockschen Übersetzung den unklaren Ausdruck:

Under und Abend die Zeiten zu ordnen,

so hat der Urtext:

morgin hétu
ok miðjan dag,
undorn ok aptan,
árum at telja

und Gehring belehrt uns in seinem Eddaglossar, dass undorn den Zeitpunkt bezeichnet, der zwischen Morgen und Mittag oder Mittag und Abend liegt, an unserer Stelle wohl den Nachmittag.

Digitized by Google

Und nun ordnen wir die Kosmogonie der Bibel, wie diejenige der Vǫluspá, um die letzten entscheidenden Einblicke in dieselben zu thun, in der Absicht, zu erkunden, ob uns diese Gegenüberstellung zu der Ansicht von E. H. Meyer nicht doch noch zu bekehren vermag.

Es hat nun aber die Bibel als Vorstufe der Schöpfung:

Gott,
Himmel und Erde,
Erde, ungeordnet,
Finsternis, Geist Gottes, Wasser.

Die Vǫluspá hat als Vorstufe:

Das Alter (die Urzeit), Ymir, der gähnende Abgrund, — Erde und Himmel aber nicht.

Trotzdem nun diese Vorstufen einander nicht gleichen, setzt E. H. Meyer die kosmogonische Vorstufe der Vǫluspá dem ersten Schöpfungstag der Genesis gleich; der erste Tag der Genesis hat nun aber: Licht, Scheidung von Licht und Finsternis, Ordnung der Zeit nach Tag und Nacht.

Mithin ist die erste Gleichsetzung von E. H. Meyer verfehlt.

Das zweite Tagewerk der Genesis ist: Schöpfung des Himmels, Scheiden der Wasser.

Wir entsinnen uns, dass E. H. Meyer den Versuch machte, aus bjóþom yþþo zu einer Schöpfung des Himmels zu gelangen, dass wir aber darin nur das Emportauchen der Erdfläche aus dem Wasser zu erkennen vermochten.

Demnach ist auch diese Gleichsetzung zurückzuweisen.

Der dritte Tag der Genesis hat: Erde, Meer, Wachstum.

Hier hat die Vǫluspá: das Midgard, die Erde als Wohnstätte, als geordnet, die Sonne — denn ihre Erwähnung setzt sich doch wohl der Schöpfung gleich, — das Grün auf der Erde.

Hier erlauben Erde und Wachstum die Gleichsetzung, Meer und Sonne aber nicht.

Hat der vierte Tag der Genesis die Schöpfung der Gestirne und damit die Ordnung der Zeiten nach Tag und Jahr, so gelangen wir nun in der Vǫluspá zu der Ordnung der Gestirne; dann aber auch zu einem Götterrat.

Folgt nun in der Vǫluspá die Schaffung der Wohnstätten der Götter, ihrer Geräte und die Erwähnung ihrer Spiele, sodann das Eintreten der Riesentöchter, so hat die Genesis als fünftes Tagewerk die Schöpfung der Fische und Vögel.

Hier ist jede Art von Gleichsetzung eine Unmöglichkeit.

Bildet am sechsten Tage die Schöpfung der Tiere und des Mannes und Weibes den Abschluss der Kosmogonie der Genesis, so hat die Vǫluspá nun die Schöpfung der Zwerge und das Beleben von Mann und Frau, Ask und Embla, welche ihre Bezeichnung mit altheidnischen Vorstellungen verknüpft.

Somit führt diese Gegenüberstellung mit ganz geringen Übereinstimmungen, welche sich in allen wesentlichen Beziehungen, ausser etwa einem gewissen mittelbaren Einfluss der Genesis und ihrer Ausleger oder

Digitized by Google

Nachbildner, aus der Aufgabe, die Kosmogonie vernunftgemäss zu gestalten — und das hat doch auch der Dichter der Vǫluspá offenbar beabsichtigt — von selbst erklären, zu dem Ergebnis, dass die Behauptung von E. H. Meyer als nicht begründet bezeichnet werden muss.

Und noch haben wir hierbei nicht einmal die unzweifelhaft altheidnischen Beziehungen in Anschlag gebracht, wie solche die Vǫluspá bietet, also Ymir, Börs Söhne, die hochheiligen Götter zu den Richterstühlen wandelnd, die Asen auf dem Idafelde, die Thursentöchter, die Zwerge, die Einstimmung mindestens des Ask zu der Baumwelt, die Götter, welche Ask und Embla beleben, Oðinn, Hoenir, Lóðurr. —

Und nun wenden wir uns zunächst der Kosmogonie der Gylfaginning zu, welche nicht nur ausdrücklich auf die Vǫluspá bezug nimmt, sondern deren Verhältnis zu derselben E. H. Meyer dahin bestimmt: „der jüngere Snorre" (als Verfasser der Gylfaginning) „benutzt regelmässig dieselben Quellen wie der Völuspa-Verfasser, dieser in diskreter, mehr zu Andeutungen, dagegen jener in ausgibiger Weise zu breiteren Darstellungen." (S. 60.)

Die Kosmogonie der Gylfaginning ist folgende: Zunächst wird die Vorstufe der Schöpfung mit den Worten der Völuspa wiedergegeben, aber mit der bemerkenswerten Abweichung

Einst war das Alter, da Alles nicht war.

Dann wird als vor der Erde entstanden Niflheim (Nebelheim) genannt, in der Mitte desselben der Brunnen Hvergelmir mit zwölf Flüssen: noch vor Niflheim entsteht aber im Süden Muspellheimr, das Heim der Flammen.

Die Entwicklung des Werdevorgangs ist nun die, dass das Wasser der Flüsse zu Eis wird, wie der aus demselben emporsteigende Dunst. Zuletzt ist der Abgrund mit Eis und Schnee gefüllt, Sturm und Unwetter herrschen dort

Das Eis nach Muspellheimr zu schmilzt, dort herrscht laue und windlose Luft. Nun entsteht aus den Tropfen, welche durch die Hitze veranlasst werden, ein Menschengebild, das Ymir genannt wird: die Hrimthursen nennen ihn Orgelmir. Von ihm stammt das Geschlecht der Hrimthursen ab, der Frostriesen. Als Ymir nämlich schläft, fängt er an zu schwitzen; da wächst ihm aus seinem linken Arm Mann und Weib und sein einer Fuss zeugt einen Sohn mit dem andern; das sind die Eltern der Hrimthursen.

Als das Eis auftaut entsteht die Kuh Audhumbla; Ymir nährt sich von den vier Milchströmen aus ihrem Euter.

Die Kuh beleckt die salzigen Eisblöcke; aus den Steinen, die sie beleckt, entsteht am dritten Tage ein Mann, der Buri heisst; dessen Sohn ist Bǫrr, welcher sich mit der Bestla vermählt; deren drei Söhne sind Odhin, Wili und We, welche Himmel und Erde beherrschen.

Bǫrrs Söhne töten den Riesen Ymir; in dem Blute desselben ertränken sie das Geschlecht der Hrimthursen bis auf den Riesen Bergelmir, welcher sich mit seinem Weibe in einem Boote (einer Wiege) rettet. (Der Urtext hat hier luðr. H. Gering sagt in seinem Edda-Glossar: der Kasten, auf dem der Mühlstein ruht, das Boot (?); es ist demnach sehr wohl mög-

Digitized by Google

lich, dass in der Gylfaginning luðr Hausgerät, Kasten, Trog heisst, in welchem der Riese sich mit seinem Weibe rettet.)

Auch dieser Vorgang wird noch vor die Zeit der Schöpfung der Erde verlegt nach den Worten:

> Im Anfang der Zeiten, vor der Erde Schöpfung
> Ward Bergelmir geboren.
> Des gedenk ich zuerst, dass der altkluge Riese
> Im Boot geborgen ward.

Von Bergelmir und seinem Weibe stammt das (neue) Hrimthursengeschlecht.

Und nun heisst es in bezug auf die Schöpfung der Erde: Sie (die Söhne Børrs) nahmen Ymir und warfen ihn mitten in Ginnungagap und bildeten aus ihm eine Welt; aus seinem Blute Meer und Wasser, aus seinem Fleische die Erde, aus seinen Knochen die Berge und die Steine aus seinen Zähnen, Kinnbacken und zerbrochenem Gebein.

Dann heisst es wieder: Aus dem Blut, das aus seinen (Ymirs) Wunden floss, machten sie das Weltmeer, fertigten die Erde darin, aus seinem Hirnschädel bildeten sie den Himmel und erhoben ihn über die Erde — hier finden die vier Weltgegenden als Zwerge Erwähnung — aus den Feuerfunken, die aus Muspellheim ausgeworfen umherfliegen, bilden sie die Lichter des Himmels.

Es folgt nun die Ordnung der Gestirne und danach der Zeiten — ausdrücklich mit dem Bemerken begründet: „So wird es in alten Sagen erzählt und so heisst es in der Vǫluspá." Die Bildung der Wolken erfolgt aus dem Gehirn Ymirs, die Burg Midgard aus dessen Augenbrauen, auch Asgard, das Götterheim wird gebildet.

Von der Schöpfung der Menschen wird ausdrücklich berichtet, dass Börs Söhne am Seestrande zwei Bäume finden, und dann: „Sie nahmen die Bäume und schufen Menschen daraus." Ask und Embla wird Midgard zur Wohnung verliehen.

Zuletzt endlich folgt auch die Zwergschöpfung.

Das ergibt also die Kosmogonie:

Das Alter (die Urzeit).
Der gähnende Abgrund (sonst nichts).
Die eigentliche Schöpfung:

Muspellheimr,	Niflheimr,
	Hvergehnir, zwölf Flüsse,
	Eis, Unwetter,
Hitze,	Tropfen, Ymir,
	Audhumbla,
	Buri,
	Tod des Ymir,
	Flut, Bergelmir,
	Leiche,
	Weltmeer,
	Erde,
	Himmel, Zwerge (als Träger der Himmelsgegenden),

Digitized by Google

Gestirne, Wolken,
Midgard (Ordnung auf der Erde, als Wohnstätte),
Asgard, als Heim der Götter,
Menschen (aus Bäumen),
Zwerge.

Hier liegt also die Kosmogonie im eigentlichen Sinne vor:
Gähnender Abgrund, Hitze, Kälte,
Urgewässer, Stein,
Leiche, Weltmeer, Erde, Himmel, Gestirne,

sodann die Theo-, Dämono- und Androgonie, also das Werden von Göttern, Riesen, Zwergen und Menschen.

Allein diese Aufstellung beweist, dass die Kosmogonie der Gylfaginning so wenig nur eine Ausführung und Erweiterung, oder auch nur dichterische Umgestaltung der Vǫluspá ist, als sie sich mit der Vǫluspá auf dieselbe Quelle zurückführen lässt, wenn diese als Summe christlicher Theologie bezeichnet werden soll, die Genesis also und christliche Dichter des Mittelalters; wohl aber werden wir anzunehmen geneigt sein, dass wie die Bibel vielleicht mittelbar nicht ohne Einfluss auf die Anschauung der Zeit des Dichters der Vǫluspá gewesen, so auch die Gylfaginning dem Einfluss der Vǫluspá Rechnung trägt, im übrigen aber ihre eigene Anschauung hat, nordisches Leben atmet.

Als besonders beachtenswert heben wir nun die nordischen Bezeichnungen und Namen hervor: Hvergelmir, Ymir, Ǫrgelmir, Audhumbla, Buri, Bör, Bestla, Odhin, Wili, We, Bergelmir, Midgard Asgard, Ask und Embla in ihren Beziehungen zu den Bäumen, die Hrimthursen und Zwerge als Bezeichnungen der Himmelsgegenden, wie dem Leichnam Ymirs entstammend, als wohnend in der Erde und im Gestein. —

Wir gelangen jetzt zur Ymir-Untersuchung. Nach der Länge oder Kürze des Y, also Ýmir oder Ymir, leitet man den Namen von ym, ymja, Brummen, Stöhnen, Heulen, Brausen oder von der Wurzel des Wortes ýmish, d. i. wechselnd, ab. Nach E. H. Meyer wäre diese Unterscheidung eigentlich gleichgültig, da jede dieser beiden Ableitungen erlauben soll „ihn für den Bewohner der brausenden oder der formwechselnden Wetterwolke" zu halten. (S. 53.)

Es ist nun doch aber zu verlangen, dass, wenn Ýmir von ýmish (H. Gering hat adj. verschieden) hergeleitet wird, er in seinem Wesen mindestens eine stets sich wandelnde Gestalt erkennen lässt, und wenn diese Verwandlungsfähigkeit keine Spur in dem Thun und Treiben des Urriesen hinterlassen hat, so ist es klar, dass uns diese Namensdeutung für unsere Forschung nichts nützt. Ob wir dabei gewinnen, wenn wir, an der Messung von Sievers festhaltend, Ymir mit ymr, Getöse, Lärm zusammenstellen, wird sich ergeben.

Vermochten wir die von E. H. Meyer gebilligte beliebige Ableitung aus ymja oder ýmish nicht anzunehmen, so ist von uns die weitere Darlegung des Gelehrten nun auf ihre Bedeutung hin zu untersuchen, wenn er aus dem Kampf Hymers mit Thor um den Kessel, aus seinem Namen Fornjótr, aus seiner Gleichsetzung mit dem Quellenwächter Mimir nun Ymir

Digitized by Google

mit Gaudharva und Kentauros gleichsetzt, wie mit dem Erzieher des Blitzheros Arjuna, Achilleus, Sigfrid und hierzu als weibliche Personifikation die Kuh Audhumbla heranzieht.

Suchen wir vor allem das Wesen Hymirs zunächst nach den Zeugnissen in der Edda zu bestimmen.

In der Vǫluspá wird uns von Ymir gesagt, dass er wohnt, haust, in der Urzeit, da nur die gähnende Kluft da ist.

Dann geben einige Eddazeugnisse im wesentlichen dieselbe Anschauung, so Grimnismal:

Aus Ymirs Fleisch ward die Erde geschaffen u. s. w.

Hyndlulied:

Aber von Ymir (stammen) die Riesen alle.

Die Anschauung von Ymir in Gylfaginning ist uns in der Erinnerung, ebenso, dass er dort auch Orgelmir genannt wird. In Wafthrudnismal haben wir die Ahnenreihe:

Im Urbeginn der Zeiten vor der Erde Schöpfung
Ward Bergelmir geboren.
Drudgelmir war dessen Vater,
Orgelmir sein Ahn —

wie daselbst auch seine Entstehung berichtet wird:

Aus der Eliwagar fuhren Eitertropfen
Und wuchsen bis ein Riese ward.
Dann schoben Funken aus der südlichen Welt
Und Lohe gab Leben dem Eis. —

Wir wenden uns dem Kampfe Hymirs mit Thor zu. E. H. Meyer sagt hier: „Thor raubt in diesen Mythen dem stürmischen Winddämon, der die Gewitterwolke mit ihrem lebenspendenden Nass in Form eines Kessels (oder eines Quells) besitzt, sein köstliches Gerät, und erschlägt ihn im Gewitter." (S. 53.) Von dem Namen behauptet er, dass in demselben die ältere der jüngeren Form Hymer bereits gewichen sei, und zwar in der Hymiskwidha.

Was nun den Kampf betrifft, so ist in Gylfaginning c. 48 der Kampf Thors mit der Midgardschlange erzählt; bei dem „Fischzug" wird der Riese — aber nicht Ymir, sondern im Urtext steht Hýmir — von dem erzurnten Thor erschlagen. Dieser Kampf ist in dem Eddaliede Hýmiskwidha eingeflochten, wo das Holen des Braukessels von seiten Thors die Hauptaufgabe der Liederdarstellung ist. Von der Hymiskwidha sagt Simrock, dass sich das Gedicht schon durch Versbehandlung und Sprache als eins der späteren zu erkennen gibt, dass es dem Verfasser der jüngern Edda nicht vorgelegen, mithin nach ihr entstanden sein kann.

Wie dem nun auch sei, jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, dass der Hýmir der Hymiskwidha wie des 48. Kap. der Gylfaginning derselbe Riese ist; wenn wir aber das annehmen, so kann dieser Hýmir nicht auch der Ymir des 6., 7. und 8. Kapitels der Gylfaginning sein, da aus ihm dort Erde, Himmel, Meer, Gestirne, also eigentlich der ganze Kosmos gebildet werden; überdies spricht gegen die Gleichsetzung auch die Verschiedenheit von ý

Digitized by Google

und y; Bugge führt sogar Hymir auf Oeneus zurück, was wenigstens — als Seltsamkeit — erwähnt sein mag.

Aber wir vermögen auch nicht die Gleichsetzung von Ymir und Fornjótr anzuerkennen, welche E. H. Meyer aufstellt. Bereits Jac. Grimm sagt: Hými heisst forn iötunn (vgl. Hýmiskwidha V. 13:

fram gengu þeir,
en forn iǫtunn
siónum leiddi
sinn andskota —

Simrock übersetzt:

Vorgingen die Gäste; der graue Riese
Fasst' ins Auge den Feind sich scharf) —

und dann fährt er fort: „und ein anderer Riese, von dem Götter stammen, führt den Eigennamen Forniotr, Forneot:" forn, gothisch fairneis aber heisst alt.

Das aber ergibt forn iǫtunn als Beiname des Hýmir, sowie das Sonderdasein des Riesen Forniotr; damit ist aber jede Möglichkeit zur Gleichsetzung geschwunden.

Aber auch Brimir ist nicht gleich dem Ymir der Vǫluspá; eben die Vǫluspá berichtet, dass aus Brimirs Blut und blauen Gliedern die Zwerge geschaffen werden und demnach spricht Jacob Grimm demselben die Berechtigung des Sonderdaseins zu.

Aber auch Mimir soll gleich Ymir sein. Das zu widerlegen setze ich nur die Worte Jacob Grimms her: „Mimir ist kein Ase, aber ein erhabenes Wesen, mit dem die Asen umgehen, dessen sie sich bedienen, inbegriff der Weisheit, vielleicht älterer Naturgott; spätere Fabeln würdigten ihn zum Waldgeist und klugen Schmied herab. Seine Gemeinschaft mit Helden ist geeignet, göttlichen Schein auf diese zu werfen."

Somit vermag ich ein anderes Ergebnis dieser Untersuchung nicht zu bieten, als dass der Riese Hymir des Kap. 48 der Gylfaginning wie der Hýmiskwidha von dem Ymir der Vǫluspá und den Kap. 6—8 der Gylfaginning auseinander zu halten sind, sowie dass der Ymir als kosmogonisches Element nur die Urmaterie, den Urstoff bezeichnen kann.

Und nun zur Kuh Audhumbla.

Nach E. H. Meyer ist dieselbe die Personifikation der Wolke, wie solches besonders daraus sich ergeben soll, dass in der Wolke der Ursprung der indogermanischen Muttergottheiten liegt. E. H. Meyer beruft sich auf sein Werk „Ind. Mythen, 2, 586 und 654." An der ersten Stelle lesen wir, dass Fredun von seiner Mutter zu einem Hirten gebracht wird, dessen Kuh ihn säugt; S. 654 bezieht sich auf die Mitteilung von S. 586.

Mir scheint die Zurückweisung der Gleichsetzung dieser persischen Kuh mit der Audumbla der Edda nicht nötig, da dieselbe nur gewonnen ist aus der Ernährung des jungen Perserhelden mit der Milch wie des kosmogonischen Ymir der Edda; wir hoffen sogar, dass die Milch der Kuh noch recht lange Nahrung der Kinder der Menschen und auch der Götter und Helden bleiben wird, wie solche auch jetzt noch der Mensch trinkt, der Riese und der Zwerg. Im übrigen scheint mir eine Beobachtung aus

Digitized by Google

dem Leben, das Belecken und damit gleichsam Gestalten des ebengeborenen Jungen durch das Muttertier den Anlass zu der Vorstellung gegeben zu haben, welche in der Edda zu einem kosmogonischen Vorgang erhoben ist.

Wir kommen zu Buri. Derselbe ist der Vater des Bǫrr, die Söhne von Bǫrr und Bestla sind Oðinn, Vili und Vé, von denen nach der Gylfaginning die Belebung von Ask und Embla geschieht, wofür in der Vǫluspá Hœnir und Lóðurr genannt werden.

Was die Erklärung des Namens anbelangt, so sagt uns E. H. Meyer: Jene Namen Buri und Borr oder Burr können nur aus bera, hervorbringen entstanden sein, und da Borr und Burr, wie wir aus dem gleichlautenden Appellativ genau wissen, den passivischen Sinn des Hervorgebrachten, des Sohnes hat, so wird der Name seines Vaters den Hervorbringer, den Erzeuger bedeuten.

Das wäre Buri der Erzeuger, Borr der Erzeugte. Leider hat hier E. H. Meyer der Willkür in der Deutung der Namen nachgegeben; sowohl Wilken wie Gering haben in ihren Glossaren zu den Edden: bera g. bairan, zur Welt bringen, gebären, bairan ist im gothischen gebären — wir lesen Lucas I, 57: Iþ Aileisabaiþ usfullnoda mel du bairan jah gabar sunu. — Kluge bemerkt: Im Ind. kann Wz. bhṛ, bhar die Bedeutung „als Leibesfrucht tragen" neben tragen überhaupt haben: damit ist die Worterklärung Buri der Erzeuger eine Unmöglichkeit. So sagt denn auch Jac. Grimm: Buri ist der von der Kuh aus den Steinen geleckte erste Mann oder Mensch, also der êristporo, ein ahd. Poro, goth. Baúra; Börr könnte ahd. Paru, goth. Barus heissen, oder welche Form man sonst annehmen will, immer rührt sie aus der in einer Stammsage zusehends passenden Wurzel baíran, welche erstgeborene, ersterschaffene Menschen verkündet.

Im übrigen erlaube ich mir Wilkens Worte anzuführen: „Entweder sind Buri und Börr (oder Burr nach der L. E.) nur zwei allmählich unterschiedene Namensformen für dieselbe Person, oder Buri erzeugte in ähnlicher Weise Nachkommen wie Ymir und würde in diesem Falle, wenn nicht völlige Identität beider, so doch nähere Verwandtschaft zwischen Riesen und Göttern (d. h. dem Geschlecht des Börr) sich darstellen, als sie C. VI durch die Heirat des Börr mit Bestla, der Tochter des Riesen Bólþorn angedeutet wird."

Aber wir sind mit den Behauptungen von E. H. Meyer noch nicht fertig; eben die Söhne aus der Ehe von Bǫrr und Bestla, Oðinn, Hœnir, Lóður oder Oðinn, Vili und Vé — stellen nun in den Vorgang der Menschenbelebung, des Schaffens der Menschen aus den Bäumen — die heilige Dreieinigkeit dar. Für diese Annahme hat der Freiburger Gelehrte zunächst die Namensdeutung, denn an. Vili ist ihm der Wille, Vé das Heilige, also der heilige Geist; Hœner und Lóþorr erklärt er zwar dem Namen nach nicht, dafür aber nennt er sie „bloss Vertreter der als Personen der menschenschaffenden Dreieinigkeit nachgewiesenen Vili und Vé."

Nun gibt Gering von vili die Bedeutungen Wille, Wunsch, Freude, dann bemerkt er, dass Vili als männlicher Eigenname eines Zwerges und eines Gottes in der Edda erscheint, zu vé sagt er: Heimstätte, Wohnsitz, besonders der geheiligte Wohnsitz eines Gottes, Wilken hat Vé (für

Digitized by Google

Véi?) ist der Name einer frühe verdunkelten nordischen Gottheit — daraus ist also Christus und der heilige Geist nicht zu gewinnen.

Behauptet nun E. H. Meyer, in Anzweiflung dieser Dreiheit als einer heidnisch-germanischen: „Nirgendwo sonst erzählen die Germanen von einer das All und das Menschengeschlecht in demselben schaffenden Gottheit, und noch viel weniger von einer derartig thätigen Götterdreiheit", so ist das, so scharf zugespitzt, richtig, aber als beweisende Behauptung nicht zulässig. Zunächst stellen wir fest, dass auch der heidnisch-germanische Götterglaube Zusammenstellungen hat, und zwar Zweiheiten, Dreiheiten und Vierheiten, so Thôrr ok Odinn; Odinn, Thôr, Freyr; (Odinn) Tridi, Hâr, Jafnhâr; Odinn, Loki, Hoenir; Wodan, Thunar, Saxnot; Odin, Thor und Fricco; Odin, Thor, Freyr; Thor, Odin, Frigga, Freya — und dass eine heidnisch-germanische Dreiheit uralt ist, beweist kein Geringerer als Tacitus mit seiner germanischen Trias: Mercurius, Hercules, Mars.

Allein diese Aufzählung ergibt mit unwiderleglicher Sicherheit, dass, wenn in irgend einem heidnischen Glauben die Dreiheit der Götter Vertretung gefunden, dies in weitgehendster Weise bei den Germanen der Fall gewesen ist; demnach haben wir keinen Grund, eine solche in der Vǫluspá und Gylfaginning bei der Belebung der Menschen nur als die Trinität der christlichen Anschauung annehmen zu wollen, welche man denn doch nur mit Gewalt in den Schöpfungsvorgang der Genesis hineinzuerklären vermag.

Aber das Zurücktreten von Lǫdurr und Hoenir, von Vili und Vé vor Odinn? Wie mir scheint, genügt zur Erklärung dieser Erscheinung das stets sich steigernde Hervortreten von Odinn. Endlich mag erwähnt werden, dass in der Oegisdrekka Loki die Frigg beschimpft, sie habe mit Vé und Vili gebuhlt, wie in der Ynglingasaga erzählt wird, Vé und Vili hätten mit Frigga ehelich gelebt; damit ist aber jede Möglichkeit genommen, Vili und Vé mit Christus und dem heiligen Geiste gleichzusetzen, wenn wir nicht annehmen wollen, die Herren Nordleute hätten mit unerhörtem Frevelmut Lucian und Ovid zu überbieten verstanden.

Wir kommen zu Ask und Embla.

Wilken hat Askr, Name des ersten Menschen, (zu askr, Esche?) die Ableitung des Namens Embla von Almr, Ulme, gilt nicht für sicher — aber ich höre auch die Anklänge an Adam und Eva aus diesen Worten nicht heraus, von denen E. H. Meyer spricht, welcher dann auch wieder die Verknüpfung mit germanischen ja indogermanischen Vorstellungen von der Herkunft der Menschen aus Bäumen gegeben sein lässt, wie nach ihm die Auffindung der Bäume á lande, d. i. am Ufer, wohl infolge einer charakteristischen Erscheinung der isländischen Küste, der Anschwemmung des Treibholzes geschehen ist.

Das gäbe als Einheit: biblische Vorstellung, indogermanische, germanische, isländische. Würde man selbst diese Aufstellung annehmen, so scheint mir denn doch der klare und ausführliche Bericht der Gylfaginning durchaus dafür zu sprechen, wie der Name Askr in der Vǫluspá, dass nicht christliche, sondern heidnische Vorstellung der altnordischen Menschwerdung zu Grunde liegt, auf deren Berichterstattung dann in entfernter Weise diejenige der Genesis eingewirkt haben kann.

Digitized by Google

Wir gehen zu den sachlichen Bezügen über. E. H. Meyer sagt: das Chaos oder den abyssus gab der nordische Dichter mit energischer poetischer Steigerung durch gap ginnunga wieder. Ags. gin ist der offene aufgesperrte Abgrund, ags. gin latus, vastus mhd. Ginunga f. die Hölle ndrd. Günne, namentlich in den vielen Ortsnamen Ovelgünne u. s. w., daneben afgunst pustertal. Gunne Grube. Die Formen mit n entwickeln sich aus mhd. ginen, Mundaufsperren (ginan, gein), die mit nn aus einem daraus abgeleiteten (be, en-) ginnen, schneiden. spalten, anfangen, vgl. lat. (i) hiare findi, inchoare, cohus; gr. χαίνειν χάος. Den gaffenden Schlung bezeichnet aber engl. gap, Öffnung, Loch, Riss, Kluft, und gape, Öffnung (des Mundes), ndrd. ergapinge im Daniel von Soest, und wie die Vsp., bringt nun auch die Flateyarb. I, 530 beide begriffsverwandte Stämme in eins „gapanda gin" zusammen. (S. 56.)

Aber ich muss doch auch darauf hinweisen, dass Gering in seinem Glossar folgendes hat: ginnung f (?) Kluft (vgl. jedoch E. Mogk, der Ginnunga als gen. sg. eines nom. prop. Ginnungi auffasst).

Danach ist es nur wahrscheinlich, dass die Vǫluspá-Vorstellung Ymir in Ginnunga gap hausend besagt; im gähnenden, unendlichen Raum befand sich der Urstoff, welcher sich rauschend und brausend zu formen begann; unzweifelhaft sicher ist aber die Auslegung nicht.

Der Name des mythischen Brunnens Hvergelmir bedeutet nach Jacob Grimm einen rauschenden Kessel — „gelmir" sagt er, leite ich von gialla stridere ab und vergleiche das ahd. galm stridor, sonitus. Holtzmann sagt: Hvergelmir, wohl von hverr, Kessel, und galm, als Rauschen des Kessels; aber auch Hvergemlir: dann von gamall, alt; Wilken hat freilich diese letztere Lesart nicht.

Das Wort eitr, welches zumeist mit Gift wiedergegeben wird, erklärt Wilken mit: „die brausende Schaum- oder Gischtmasse", was damit gemeint sei.

Von Miðgarðr endlich bemerkt Wilken, dass man darunter nicht die ganze Erde, sondern, mit Abzug der wüsten Grenzländer gegen das Weltmeer hin, die den Riesen überlassen blieben, die eigentlich bewohnbare, kulturfähige Menschenheimat verstehen muss, in deren Mitte nach C. IX wieder Á'sgarð, die Götterwohnung gedacht werden soll.

Somit dürfen wir uns jetzt diese Kosmogonie der Germanen so gestalten:

Gähnender, unendlicher Raum, Urstoff,
Hitze, Kälte,
Urflut, Gischt, Schaum,
Urstoff sich gestaltend,
Leiche,
Weltmeer, Erde, Himmel, Gestirne —
sodann
auf die Gestaltung einwirkende Kraft,
Götter, Riesen, —
in dem Urstoff wirkend die Zwerge, —
die Menschen, aus Bäumen, belebt durch den Anhauch des Windes. —

Digitized by Google

Wir wenden uns zur Esche Yggdrasill.

Von den vergleichenden Mythologen werden uns einige recht fesselnde Erklärungen der Weltesche gegeben. W. Schwartz erblickt ausnahmsweise darin nicht den Blitz, sondern diesmal die Sonne, er weiss aber seine Gewitterscenerie wenigstens so anzubringen, dass der Adler auf der Esche zur Gewitterwolke wird, die Schlangen, die an der Esche nagen, gezackte Blitze sind, die unter einem anderen Bilde als Hirsche betrachtet werden. Warum nicht? Wenn die ganze mythische oder religiöse Gestaltungskraft eigentlich aller Völker von einer so ungeheuren Armseligkeit ist, wie sich dieselbe in dem Geiste des Berliner Mythologen und Sagenforschers widerspiegelt, so mag auch der Hirsch die Schlange sein und die Schlange der Hirsch als Zickzackblitz, und das um so eher, je weniger man sich dabei denken und vorstellen kann.

Nach H. Pfannschmidt hat der Yggdrasillmythus seine Grundlage in der Vorstellung vom Wolkenhimmel als einem Baum: er ist die mythische Formel für das belebende Wasser.

Nach E. H. Meyer — Indogermanische Mythen, II, S. 588 ist die Yggdrasill ein altindogermanisches Mythenbild, das ein immer feuchtes Wolkengebilde bezeichnet.

Darmestetter belehrt uns, dass die Welt eine Verzweigung (ramification) der Esche Yggdrasill ist, er setzt sie dem Wetterbaum gleich und erklärt dieselbe so als ein kosmogonisches Prinzip; wir finden bei dem französischen Gelehrten die Ableitung: yggr „Woge", drasil „welche trägt."

Machen wir uns jetzt mit dem Stoff aus der Edda bekannt, so entnehmen wir denselben besonders der Vǫluspá und der Gylfaginning; in der Vǫluspá lesen wir:

Ask veit ek standa,
heitir Yggdrasill
hár baðmr, ausinn
hvíta auri.

Eine Esche weiss ich stehen, übergossen mit dem weissen Nass; Yggdrasill heisst der hohe Baum.

Nach der Gylfaginning ist diese Esche der grösste und beste von allen Bäumen; seine Zweige breiten sich über die ganze Welt und reichen hinauf über den Himmel. Drei Wurzeln halten den Baum aufrecht, die sich weit ausdehnen: die eine zu den Asen, die andere zu den Hrimthursen, wo vormals Ginnungagap war; die dritte steht über Niflheim, und unter dieser Wurzel ist Hvergelmir und Nidhöggr nagt von unten auf an ihr; bei der andern Wurzel, die sich zu den Hrimthursen erstreckt, ist Mimirs Brunnen; unter der dritten Wurzel der Esche, die zum Himmel geht, ist ein Brunnen, der sehr heilig ist, Urðs Brunnen genannt u. s. w.

Diese Esche setzen Bugge und andere Gelehrte dem Mímameiðr gleich nach den Worten in Fjǫlsvinnzmál: „Wie heisst der Baum, dessen Äste sich breiten über alle Lande? Mímameiðr (Mimis Baum) heisst er, aber niemand weiss, aus welchen Wurzeln er sprosst" — während Wilken hat: Yggdrasill der Schutzbaum des Universums, Laeraðr der speziell für die Götter und Einheryer bestimmte Lebensbaum nach seiner ernährenden Seite hin.

Digitized by Google

Glaesir, au f die Schönheit der äussern Erscheinung bezogen, während Mimameiðr de n Baum bezeichnen soll, welcher bezug auf das Menschengeschlecht hat.

Was die Deutungen der Yggdrasill-Esche betrifft, so weist Jacob Grimm bereits darauf hin, dass solche in bezug auf das Kreuz gegeben sind wie andere an heidn ischen Vorstellungen festhalten.

Machen wir uns mit den Kreuzdeutungen bekannt, so sind solche in ausführlichster Weise von Bugge gegeben; dieselben stützen sich auf den Namen wie auf Auslegungen christlicher Schriftsteller.

Wir lesen bei Bugge: Das erste Glied ist der Stamm von Yggr, einer poetischen Bezeichnung Odins, die der „Fürchterliche“ bedeutet. Das zweite Glied des Namens drasill ist als appellativische Bezeichnung für Pferd ein ausschliesslich poetisches Wort; es ist keine Spur, dass es je in Prosa in dieser Bedeutung gebraucht worden wäre. In der Anm. (S. 423) lesen wir sodann: „Der Pferdename Drasill bedeutet vielleicht „Verscheucher“ (ein Hengst, der andere Hengste verscheucht). Es ist dasselbe Verbum wie lat. terrere. In Hjolsv. ist Vegdrasill ein Zwergname.“

Der Hauptbeweis Bugge's für seine Ansicht ist nun der, dass die Esche Odins Pferd hiess, weil sie der Galgen war, an dem Odin hing. (S. 426.)

Hierzu führt er die Nachricht an, dass sich das Kreuz ebenfalls in einer christlichen Schrift aus dem späteren Mittelalter als Christi Pferd bezeichnet; die Worte sind: On stokky stede He rod, auf hölzernem Pferde er ritt.

Obgleich es nach Bugge nicht wahrscheinlich ist, dass dieser mittelalterliche englische Ausdruck durch Hinweisung auf das im Altertum im Süden gebrauchte Kreuz zu erklären ist, so meint er doch, dass es auf dieses passen könnte, da in dessen Mitte ein Pflock eingetrieben wurde, auf welchen man den gebundenen Verbrecher hob, so dass er rittlings über dem Pflock sass, also gleichsam auf ihm ritt. (S. 427.) Das sollen die Worte von Justinus martyr ergeben: *καὶ τὸ ἐν τῷ μέσῳ πηγνύμενον ξύλον ὡς κέρας καὶ αὐτὸ ἐξέχον ἐστὶν ἐφ' ᾧ ἐποχοῦνται οἱ σταυρούμενοι.*

Hier liegen schwere Fehler der Erklärung vor.

Das Altertum hat das Kreuz in unserem Sinne und sagt dann cruci affigere, es hat wohl auch den Galgen, wenn es heisst pendere in cruce; dann aber hat es eine Vorrichtung, bei welcher der Sklave oder Verbrecher auf einen spitzen Pfahl gesetzt wird, und das ist dann in crucem sedere (Maecen. ap. Senec-Ep. 101).

Justinus martyr redet, da *ἐποχέω* — Pape hat worauf tragen, nur pass. mit fut. med., worauf getragen werden, besonders auf Lasttieren reiten, auf Wagen fahren, auf hohen Schuhen einherschreitend *ἄνθρωπος ἐμβάταις ὑψηλοῖς ἐποχούμενος* — eben auf etwas schreiten, sitzen, reiten bedeutet, von dem Holz, auf welchem der Verbrecher stand; das erweisen in aller Deutlichkeit Abbildungen aus den verschiedensten Zeiten; ich führe als Beweis für diesen Fussauftritt an: S. Sebastian von Civitali, Lucca; Christus und die Schächer, Relief von Donatello, Florenz; Christi Kreuzabnahme, Relief von Nicola Pisano, Lucca u. s. w.

Digitized by Google

Dieser Auftritt für die Füsse ist aber nötig, damit der Gekreuzigte eine Stütze hat, weil sonst die angenagelten Hände leicht ausreissen könnten.

Dass für das Kreuz auch der Galgen gesagt werden kann, erklärt sich daraus, dass mancher Verbrecher nicht aufgenagelt, sondern aufgebunden wurde, auch wohl das Herniederhangen vom Galgen mit dem Hängen am Kreuz verglichen sein mag.

Hiervon ist das Pferd als Bezeichnung für ein Martergerät aber zu scheiden.

Bis in die deutsche Neuzeit hinein reicht bei uns das Strafmittel der Soldaten, das Setzen auf den, das Reiten auf dem Esel. Dieser Esel war ein zugespitztes, nach unten abgewalmtes kleines Dach. Unter den Marterwerkzeugen in Mirandola befindet sich il cavalletto, das kleine Pferd, ein zugespitztes abgewalmtes kleines Dach auf einem Pfahl, auf welchem ein Verbrecher reitet.

Allein ein solches Marterwerkzeug, welches das Altertum als equuleus zur Bestrafung seiner Sklaven benutzte, kann dem englischen Dichter des 14. Jahrhunderts vorgeschwebt haben, wenn er von Christus sagt: „on stokky stede He rode — auf hölzernem Pferde er ritt."

Es ist nun aber klar, dass, wenn es von Oðin in Hávamâl heisst:

Veit ek at ek hekk
vindga meiði á
naetr allar níu —

Ich weiss, dass ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte —

damit die Möglichkeit ausgeschlossen ist, dass dieses Hängen am Baum und das Reiten auf dem Marterblock, welcher Esel, Pferdchen, Pferd genannt wurde, als ein gleicher Vorgang gesetzt ist.

Damit hat aber dieser Teil der Bugge'schen Beweisführung sich als hinfällig ergeben.

Wollen wir nun aber noch an der Deutung von Yggdrasill in der Buggeschen Ableitung festhalten, so werden wir nicht umhin können, auf die Darlegung von E. H. Meyer hier einzugehen, welche sagt: Yggdrasell ist demnach der Name der Esche selber, nicht Odins und heisst der Hengst, poet. drasill, drǫsull Yggs, d. i. Odins, mit hochskaldischem Namen, weil Odin als Windgott Wolken oder auch Bäume reitet. (S. 88.)

Aber ich meine, man kann auch zu einer anderen Deutung gelangen: wenn Simrock hat Yggr Schauer (ein Beiname Odins), Hotzmann ygg Schrecken, drasil nach Simrock Träger zu bedeuten scheint, so würde doch eine Bedeutung, der Schreckenträger nicht unmöglich sein, sehr wohl, wenn terrere wie Bugge will, die Grundbedeutung des Wortes gegeben; dann würde sich aus Yggdrasils askr, die Esche des Schreckenträgers, des Schreckenbringers, der Name entwickelt haben, denn es ist an die Möglichkeit zu denken, dass die Snorra Edda in diesem Falle die ältere Form erhalten hat, welche in der Vǫluspá bereits in abgestumpfter Gestaltung vorliegen kann.

Digitized by Google

Aber es ist auch an die Möglichkeit zu denken, dass ein Wort wie dänisch drasle, herniederprasseln, herniederrauschen in dem zweiten Teile des Wortes liegt, dass der Baum nicht als Oðins- sondern als Schrecken niederrauschende Esche zu erklären ist, wie denn auch Bugge nur mit Mühe die Thatsache zu beseitigen sucht, dass nach seiner Deutung in der Zusammensetzung Ygg nicht als Genitiv gebraucht ist.

Somit kann ich die Ableitung des Namens als vollständig gesichert noch immer nicht bezeichnen, als sicher zu verwerfen die Buggesche Erklärung, um nach ihr die Übersetzung zu bestimmen.

Es bleibt die eigentliche sachliche Gleichsetzung von Kreuz und Weltesche.

Wir werden die Zeugnisse gern zur Vergleichung heranziehen, welche in den mystischen Deutungen bei Pseudo-Alcuin, Otfrid, Johannes Scotus und anderen mittelalterlichen Theologen vom Kreuz auftreten; auch im Liede des Wartburger Krieges lesen wir:

ein edel boum gewahsen ist
in eime garten, der ist gemacht mit hôher list;
sîn wurzel kan der helle grunt erlangen,
sîn tolde (für zol der) rüeret an den trôn
dâ der süeze got bescheidet vriunde lôn,
sîn este breit hânt al die werlt bevangen u. s. w.

(beiläufig sei bemerkt, dass tolde von J. Grimm falsch gedeutet ist; Tolle wird noch jetzt als Spitze des Hauptes, besonders vom Haar, gebraucht, wenn es aufgewirbelt emporsteht; tolde muss demnach das Holz sein, welches sich über den Armen erhebt).

Nach diesen Vorstellungen reichte das oberste Ende des Kreuzes zum Himmel hinauf, erreichen die Arme desselben die Enden der Welt, geht das unterste Ende zur Unterwelt oder Hölle hinab.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese mystische und dichterische Ausmalung des Kreuzes äussere Züge hat, welche zu der Ansicht von der Weltesche Einstimmung geben — ebenso aber auch nicht beweist, dass die Weltesche nicht auch aus ursprünglich heidnischen Vorstellungen erwachsen sein kann. Sagt doch J. Grimm: Ich kann unmöglich glauben, dass der Mythus von Yggdrasill in seiner ganzen reicheren Gestalt aus dieser kirchlichen Vorstellung von dem Kreuz hervorgegangen sei; eher möchte statthaft sein zu mutmassen, schwebende heidnische Traditionen von dem Weltbaum seien in Deutschland, Frankreich oder England bald nach der Bekehrung auf einen Gegenstand des christlichen Glaubens angewandt worden, wie man heidnische Tempel und Örter in christliche umänderte."

Haben wir so heidnischen Untergrund gefunden, aus welchem die Weltesche nach Ansicht Jacob Grimms erwachsen ist, so erübrigt zu sagen, dass doch auch Bugge den weitgehendsten Einfluss heidnischer Anschauung in den Vorstellungen von der Weltesche anerkennt, wie er denn selbst darauf hinweist, dass der von ihm als Oðins Galgen bezeichnete Baum verschiedene Züge eines lebenden Baumes hat, und den Satz aufstellt: „In seiner vollen Entwicklung als ganzes und harmonisches Mythenbild ist

Digitized by Google

Yggdrasill einzig und allein nordisch, steht er vor uns innig verwachsen mit der gesamten Mythologie."

Nun haben wir zu fragen, ist die Weltesche auch allein aus ursprünglich heidnischen Vorstellungen zu gewinnen?

Die eine derselben, und zwar diejenige vom Wetterbaum ist uns aus den Behauptungen von Darmestetter erinnerlich; dieselbe entbehrt fester Stützen, da sie aus der Dunst- und Wolkenlehre gewonnen war, welche wir ebensowenig als den Urgrund aller Mythologie anzuerkennen vermochten wie den Blitz oder die Sonne.

Deshalb halten wir es nicht für nötig, die Behauptung von E. H. Meyer noch besonders zurückzuweisen, wenn er sagt: „der Wolkenbaum der Esche wird hier (in Vǫl.) als Paradiesesbaum des Lebens aufgefasst." Im übrigen lesen wir bei ihm: „Aber auch nordische, germanische, ja indogermanische Züge haften diesem Baume an." Das wäre also wieder das volle Heidentum.

Und nun wenden wir uns derjenigen Darlegung zu, welche die Wurzeln des Baumes in heidnischer Anschauung erweist. Dieselbe ist von Mannhardt in seinem Baumkult, wo wir lesen: „Ich vermute, dass auch der tiefsinnigen Eddamythe vom Weltbaum Yggdrasill in ihrer ältesten Gestalt nichts anderes als eine ins Grosse malende Anwendung der Vorstellung vom Värträd (Schutzbaum) auf das allgemeine Menschenheim zu Grunde gelegen habe. Schon diejenige Form, in welcher der Yggdrasillmythus in der Völuspa uns entgegentritt, noch mehr derjenige des Grimnismál enthält spekulative Gedanken durch Allegorie ausgedrückt, und so einheitlich und harmonisch das aus allen Vorstufen als schliessliches Ergebnis hervorgegangene grossartige und allumfassende, die Einheit des gesamten Universums, wie es sich in Raum und Zeit darstellt, vergegenwärtigende Bild auch zu sein scheint, schon der Name Yggdrasill (Odhins Ross), die Vorstellung, dass Götter und Nornen als Richter und Urteiler unter dem Baume Ding halten, und die andere, dass die drei Schicksalsfrauen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Fluten aus dem Brunnen der Vergangenheit die Erde begiessen und frisch erhalten, stellen ebenso viele Entwicklungsphasen der Sage dar." —

Sodann bemerkt er: „Eine mehrfach abweichende Variante zur Auffassung des Weltbaumes neben derjenigen in Vǫluspá gewährt das Lied Fjólsvinnzmál.

Der Kernstoff der Komposition, in welchen alle anderen spekulativen Bezüge erst hineingebildet wurden, war demnach deutlich erkennbar ein kosmologisches Philosophem in Gestalt einer lebendigen mythischen Vorstellung, die Anschauung des Weltalls selbst als immergrüner vom Himmel bis in die Tiefen der Unterwelt reichender Baum, der beim Weltuntergang zittert, sich entzündet. Die erweiternde Spekulation zeigt ihn vom Wipfel bis zum Fusse vom regsten Leben erfullt, an der Wurzel aber fortwährend von schädlichem Gewürm benagt.

So ist es wohl klar, weshalb jede der neun Welten einen solchen Weltbaum besitzt, ein Gegenbild ihrer selbst.

Galt mit der Esche das Geschick der Welt von Anfang an verknüpft – , so ist in allen Teilen die Ähnlichkeit des Grundgedankens so gross,

Digitized by Google

dass man kaum umhin kann, den Vârträd, den Schutzbaum — als das ursprüngliche und einfache Urbild des Weltbaumes in Anspruch zu nehmen."

Als unverwerfliches Beweisstück für diese Behauptung sieht Mannhardt dann die angeführte Stelle aus Fjölsvinsm. an, wonach Mimirsbaum mit der Esche Yggdrasill gleichzusetzen ist.

Wir haben die Schutzbaum-Darlegungen nicht weiter in allen Einzelheiten zu prüfen, da dieselben auf unsere kosmogonischen Anschauungen keinen unmittelbaren bezug haben, aber wir wiederholen die aus Mannhardt gewonnene altheidnische Vorstellung, dass der Schutzbaum auf dieser unserer Erde Anlass geworden zu einem sagenhaften Schutzbaum, der in einen Weltbaum ausgeweitet wird, welcher die Einheit des gesamten Universums, wie es sich in Zeit und Raum darstellt, vergegenwärtigt.

Das wäre das kosmologische Problem, aber nicht ein kosmogonisches, die Weltesche ein Bild des Weltalls, nicht die Ursache der Welt. —

Weiter als zu möglichst sicheren Ergebnissen eine Untersuchung zu führen, entbehrt in dem Falle seine Berechtigung, wo leere Vermutungen die Stelle von Beweisen zu vertreten haben, immerhin haben wir denn doch aber auch in der Edda einige Anhaltepunkte, welche uns ermöglichen, nicht nur Beziehungen des Schutzbaumes zu der Weltesche anzunehmen, nicht nur darin ein Bild des Universums zu erblicken, sondern auch auf die Wahrscheinlichkeit hinzuweisen, dass einst kosmogonische Vorstellungen mit derselben Verknüpfung gefunden. Umfasst die Gebärende den Schutzbaum des Gehöftes, des Dorfes, soll die Frucht des Mimameiðr in das Feuer geworfen werden, damit die Gebärende das Kind zur Welt bringt, entstammen Askr und Embla Bäumen, weist Askr auf die Esche mit seinem Namen hin, so vermögen wir wohl anzunehmen, dass wie mit dem Baum auch sonst in der germanischen Vorstellungswelt androgonische Vorstellungen verbunden gewesen sind, so auch mit der Weltesche kosmogonische, denn aus dem Stoff, aus welchem der Mensch entsteht, hat auch die Welt sich gebildet, in dem Werden des Mikrokosmus wiederholt sich der Vorgang des Werdens des Makrokosmus. Ist aber diese Annahme begründet, so haben wir den Verlust dieser Mythen zu beklagen, deren einstiges Vorhandensein angenommen — aber allerdings nicht bewiesen werden kann.

Und nun sind wir auch gerüstet genug, die Scheidung von Christentum und Heidentum in den altgermanischen Zeugnissen zu vollziehen. Auch mir erscheint es zweifellos, dass nicht nur Einzelheiten des Ausdrucks in der Edda durch den neuen Glauben bedingt sind, sondern auch Einzelzüge durch denselben neue Ausprägung erhalten; aber die Erweiterung des Gesichtskreises der Nordmänner, die sich vollziehende Wandlung ihrer Anschauungen vermag ich mir denn doch nicht in der Weise vorzustellen, dass nun christliche, theologisch hochgebildete Schulvorsteher mit dem Christentum ein zum Teil unglaublich leichtfertiges Spiel zu treiben Anlass genommen, sondern ich muss an der Annahme festhalten, dass heidnische Männer des Nordens mit Bildung und Begabung wie nordländische Christen voll Liebe und Begeisterung für die Lieder und Sagen ihres Heimatlandes jene Zeugnisse ihres Geistes geschaffen, welche wir mit dem Namen Edda zu bezeichnen uns gewöhnt haben.

Digitized by Google

So vermochte die hereinbrechende und neue Bildung zur Gestaltung von Anschauungen zu führen, welche wie im Wessobrunner Gebet und der bekannten Strophe in der Vǫluspá demselben Vorstellungskreise entstammen, den fast gleichen Ausdruck suchen und finden, und doch in Bayern dem Christentum dienen, in der Edda dem Vorstellungskreise der Männer des Nordens, erweitert durch die Kunde und Bildung aus dem Süden.

Und nun eilen wir zum Schluss.

XI. Schluss.

In dem Schlussabschnitt haben wir eine kurze Übersicht des Behandelten zu bieten, ausführend nur da, wo die frühere Darlegung als nicht ausführlich genug sich erweist; und da wir mit Offenbarung und übersinnlicher Weisheit in der heidnischen Sagen- und Mythenwelt nicht zu rechnen haben, so haben wir auch in diesem Teile der Abhandlung die Elemente der Kosmogonien als der Beobachtung, Erfahrung und Erwägung entstammt zu erklären und als solche in der Erklärung zu erschliessen.

Ist es nicht recht wahrscheinlich, dass die Kosmogonien der verschiedenen Völker den Zeiten ihrer frühesten Kindheit entstammen, da dieselben die Fähigkeit zu ihrer Voraussetzung haben, dass die Bildner solcher Schöpfungen nicht nur aus der Beobachtung und Erwägung Schlüsse verschiedener Art zu ziehen vermochten, sondern auch das Beobachtete und Erwogene in das Unendliche zu steigern und dasselbe dann wieder in Sagen und Mythen zu gestalten, so ist damit auch die Wahrscheinlichkeit gegeben, dass die kosmogonischen Mythen um so reichere Blüten jeweilig dann getrieben haben werden, wenn die Völker im begriff waren, sich Religion oder Philosophie zu schaffen, ohne diese neue Aufgabe bereits gelöst zu haben.

Mit dieser Darlegung ist uns aber auch der Weg gezeigt, wie wir die Elemente der Kosmogonien zu ordnen haben werden, dass mithin diejenigen, welche der sinnlichen Vorstellung am nächsten liegen, die ersten zu sein haben, während die abstrakten und vergeistigten ihre Darlegung an letzter Stelle finden werden.

Sehen wir das Land aus der Überschwemmung des Regens auftauchen, wie solcher zu verschiedenen Zeiten in den verschiedenen Ländern der Erde in reicher Fülle herniederströmt, oder nach den Frühjahrsüberschwemmungen, wie diese nach der Schneeschmelze einzutreten pflegen, wie See und Meer das Land auftauchen lassen, um dasselbe scheinbar oder in Wirklichkeit wieder zu verschlingen, so ist es natürlich, dass das Wasser als Ursprung der Erde die weitgehendste Verwendung in den Sagen der Völker gefunden, als Urflut, Meer, See, Strom, aber auch als Regen, welcher in dichterischer Steigerung des Geschauten und in mythischer Verklärung eines Naturvorgangs als Blut sich ergiesst aus dem Leibe des Adlers, Riesen oder Dämons, welcher in der Lithauersage als Engel bezeichnet wird.

Löst sich die Erde, welche wir in die Hand nehmen, in Körner auf, hat die Volksvorstellung den Stein als wachsenden, ragt der Fels wie hervorgewachsen aus der Erde in der Ebene auf, wie der Sand der Meeres-

Digitized by Google

küste aus der zurückweichenden Flut als dem Meer entstiegene Erdfläche erscheint, so finden wir Sand und Stein als Ursache der Welt in den Sagen der Russen und Lithauer.

Ist es noch heute vielfach gebräuchlich, in Pflanze und Baum der kosmogonischen Sagen die Wolke zu erblicken, so war uns die Annahme dieser Deutung nicht wohl möglich, da dieselbe auf Voraussetzungen beruht, welche wir zurückzuweisen hatten; so wurde uns die Esche Yggdrasill zu einem Bild des Universums, wir konnten aber auch auf die Möglichkeit hinweisen, dass, wie androgonische Vorstellungen mit dem Baum verbunden waren, früher auch kosmogonische mit demselben Verknüpfung gesucht und gefunden.

Wie bei den Germanen, so war auch bei den Kelten der Baum im kosmogonischen Sinne nur aus Vermutung zu gewinnen, während ihm in der Russensage kaum eine andere Aufgabe zugefallen ist als bei den Griechen, wo er seine Deutung als das Abbild eines Erdgerüstes finden mag, des Festen in der Entwicklung, während die Pflanze des Inders, der Lotos, aus dessen einzelnen Teilen Brahma die Welt bildet, allerdings als kosmogonische im eigentlichen Sinne bezeichnet werden muss; hier mag der Anblick des breiten Blattes der Pflanze wie der Blüte, wie sie auf dem Wasser schwimmen, durch den Vergleich, dass auch die Welt auf dem Wasser schwimmt, Anlass zu der mythischen Vorstellung gegeben haben. So erinnern wir uns, dass auch in der Lithauersage der Flügel des Engels zur Erde wurde, offenbar nach ähnlichen Vorstellungen.

Höchst bemerkenswert ist auch die Thatsache, dass ein kosmogonischer Lotos ebenso in den Sagen der Ägypter und Japaner gefunden wird, und es scheint mir eben diese Thatsache auch dafür wieder als Beweis einzutreten, dass in vielen Fällen zur Erklärung der Sagen und Mythen der Eigenheit der Natur des Landes die Stelle gebührt, welche jetzt vielfach der Ansicht von der Wanderung einer Sage entnommen wird.

Wie das Ei aus verschiedenen Beweggründen und unter verschiedenen Gesichtspunkten zu einer kosmogonischen Vorstellung hat werden können, ist mehrfach da erörtert, wo wir dasselbe in den Mythen antrafen.

Wir kommen zum Leichnam.

Stellt ein Mythologe von der Bedeutung eines E. H. Meyer für das Bilden der Welt aus Ymirs Körper den Satz auf, dass das Ymirarsenal in seiner Gesamtheit erst mit Hilfe mittelalterlicher Gelehrsamkeit hergestellt worden ist: Honorius von Augustodonum, aus dem nach Ansicht unseres Gelehrten die wesentlichsten Eddabezüge genommen sein sollen, hat allerdings die Aufstellung: Microcosmus (homo) habet ex terra carnem, ex aqua sanguinem, ex aëre flatum, ex igne calorem, aber er sagt dies doch eigentlich nur im androgonischen Sinne, während die Eddaausführung den Ymir zum Macrocosmus erhebt — so scheint es mir natürlicher dem Germanen eine Vorstellungskraft zu lassen, welche der Inder erweist, wenn aus dem Herzen des Purusha der Mond gebildet ist, aus den Augen die Sonne, aus dem Mund Indra und Agni, aus dem Hauche Vayu, aus der Nase der Luftraum, aus dem Haupte der Himmel, aus den zwei Füssen die Erde, aus den Ohren die Weltgegenden; das Hineinragen der Götter in dieses Stück Upanischadenphilosophie beweist doch eigentlich nur, dass diese Kosmogonie nicht dem ältesten Vorstellungskreise angehören mag, aber es

Digitized by Google

widerspricht nicht der Möglichkeit, dass dasselbe auch ältere Vorstellungen bietet.

Nun scheint es mir nicht zweifelhaft zu sein, dass wir zu der Weltbildung aus dem Leibe Ymirs und des Purusha die entsprechenden Vorstellungen bei den Lithauern und Letten zu stellen haben; diese bieten den Leichnam des Dämons (Engels) wie des Adlers. Somit haben wir nun das Recht auszusprechen, dass in den Kosmogonien der Arier zur Bildung der Welt der Leichnam von Tier und Mensch Anlass wurde, welche Vorstellung dann auf Riese und Dämon (Engel) übertragen ist, nach der Erfahrung, dass dem Verwesenden neues Leben entspriesst — aber auch nach der Anschauung und Vergleichung des Bildes des Menschen.

Tritt jeden neuen Morgen bei dem Aufdämmern des ersten Lichtes die Erde neu in die Erscheinung, so ist nichts natürlicher, als dass sich die kosmogonische Vorstellung gebildet hat, dass aus Dunkel und Nacht, aus Helle und Licht alles entstanden ist. Nun kann es aber wieder als ein natürlicher Vorgang bezeichnet werden, dass die dämonische Macht des Lichtes in der Dämonisierung und Vergöttlichung reiche Vertretung gefunden und ausklingt in den Gottesnamen christlicher Völker, ein Beweis, dass auch diese Gottesbezeichnungen aus Abstraktionen gewonnen sind, welche der Natur entstammen. Hierher ziehen wir denn auch nicht nur Ahura Mazda und Phanes, sondern nicht minder Bogŭ, Deews und Dēwas, wie auch den Teufel Lucifer. Letzterer ist aber dieser Ehre teilhaftig geworden, da im frühesten Mittelalter aus Missverständnis biblischen Berichts der Teufel mit dem Morgenstern in Verbindung gesetzt und als solcher Lucifer genannt wurde. Derselbe ist nach der Auffassung des Mittelalters als Fürst über alle Engel bei Gott, im Anfang der Zeiten, bevor noch der Mensch da war; eben dieser Lucifer muss aber der Teufel der russischen Sage sein, welcher als Gestaltung des Lichtes den wesentlichsten Anteil hat an dem Entstehen der Welt.

Hier zeigt sich die russische Sagenwelt von der höchsten Bedeutung mit diesem Beitrag zur Bestimmung jenes Einflusses, welchen das Christentum auf dieselbe geübt; wie nämlich Bugge-Meyer das Christentum und die Theologie überwältigenden Einfluss auf die germanisch-heidnische Welt der Edda ausüben lassen, so hat Jagič ähnliches von den Schöpfungen des russisch-slavischen Volksgeistes zu erweisen versucht. Nun sind in unserer Slavensage Gott und Lucifer die Weltschöpfer — und doch ist von dem eigentlichen Wesen Gottes und des Teufels in der Sage eigentlich keine Spur zu finden. Das beweist aber, dass die sprachlichen Kenntnisse und die Beschäftigung mit den christlichen Schriften Jagič nicht davor bewahrt — oder dazu geführt haben — in Überschätzung ihrer Verwendung für die Forschung, das Wesen der russisch-slavischen Überlieferungen zu verkennen.

Von dem Lichte der Sonne ist nicht wohl ihre Wärme zu trennen; da dieselbe belebende Kraft ausübt, so ist es nur natürlich, dass sie in den kosmogonischen Sagen Vertretung gefunden, wie denn die Sonne in den kosmogonischen Sagen der Lithauer durch ihre Wärme das Ei zum Zerplatzen bringt, wie die Wärme aus Muspellheim Ursache des Lebens wird. Aus dem Anblick der Lava und der Schlacke mag sich dann die Vorstellung gebildet haben, dass die Götter des irdischen Feuers, wie desjenigen

Digitized by Google

des Erdinnern, Ugniedokas und Ugniegawas wie Agni kosmogonische Aufgaben gelöst haben, der Inder freilich mehr als Gott des Lichtes.

Der Gegensatz zur Hitze, die Kälte tritt gleichfalls bedeutsam hervor in der Kosmogonie des Nordens. Wilken scheint denn auch recht gesehen zu haben, wenn er aus der Gletscherbildung des Nordens die Vorstellung von den urweltlichen Reifmassen hervorgehen lässt, welche dann von Niflheim nach Ginnungagap sich vorschieben; auftauend und in schmelzende Bewegung gesetzt, ballen sie sich dann zu Massen zusammen, welche ermöglichen, die Kälte als Mitursache der Weltbildung zu setzen.

Auch in diesem Falle haben wir wieder als äusserst bedeutsam die Thatsache zu verzeichnen, dass die Eigenschaften des Landes in den Sagen und Mythen desselben bestimmenden Einfluss ausüben.

Die Kraft des Windes in dem Verscheuchen oder Aufsagen des Wassers wie nicht minder seiner Wolken und damit das Dunkel verscheuchenden Thätigkeit ist erörtert, so dass wir hier nicht weiter den Nachweis zu führen haben, dass der Wind sich passend den kosmogonischen Sagen einfügt, wozu derselbe überdies als belebende und befruchtende Kraft weiteren Anlass seinem Wesen nach geboten haben wird.

Dem Winde gesellt sich der Nebel und die Wolke, als die Fluren verhüllende und nach ihrem Wegzuge enthüllende Naturerscheinung, in der Sagenwelt der Völker gestaltet als Vogel oder Tier, Dämon oder Gott, und in diesem Falle oft im Kampf mit der dämonischen oder göttlichen Gestaltung der Sonne.

Der Beobachtung, dass mit der Zeit die Pflanze der Erde entspriesst und in fröhlichem Wachstum zur Höhe strebt, dass weitgehende Veränderungen mit der Zeit dieser unserer Erde ein zum Teil neues Aussehen zu geben wissen, vermag die Vorstellung zu entstammen, dass die Zeit als Ursache des Weltwerdens zu bestimmen ist, was dann den Mythus veranlasst, die Zeit als Urheberin in der Weltbildung zu setzen, wie wir bei den Persern, Griechen und Lithauern gefunden.

Richtet sich der Blick in die Höhe, vom Gipfel des Berges in die Ferne oder Tiefe, so vermag sich die Ansicht zu bilden, dass einst nichts war als der Raum und darin unentwirrter, weil ununterscheidbarer Urstoff. Aus dem unendlichen Raum in Höhe und Tiefe sind dann die Vorstellungen entstanden, nach welchen die Welt dem unendlichen Raum wie dem begrenzten Teil des Raumes, dem Abgrund durch Entwicklung und Entwirrung des Urstoffes entstammt, wie wir nach den kosmogonischen Sagen besonders der Griechen und Germanen zu urteilen haben.

Aber die Bildung der Welt geht nicht nur aus einfacher Entwirrung und Scheidung vor sich, sondern nach der Anschauung der Völker auch durch Hass, Streit und Kampf, wie durch Bewegung, veranlasst durch Neigung, Begehren, Liebe; damit sind wir aber zur seelischen Empfindungswelt gelangt, welche die von ihr hervorgezauberten Mächte dahin weiter zu bilden die Ursache wurde, dass endlich der Vorgang der Weltbildung zu einem solchen der Weltschöpfung erhoben wurde, der Weltschöpfung aus dem Nichts, ausgeführt durch die geistige Macht; die Einsicht, die Erwägung, die Kraft, welche als Geist dann Gott wurde, der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde.

Digitized by Google

Das ergibt als Weltursachen nach den Kosmogonien der Arier:

Wasser, Sand (Stein), Pflanze (Baum),
Ei, Leichnam (Tier, Mensch, Dämon — Engel),
Nacht, Licht, Wärme, Kälte, Wind, Wolke,
Zeit, Raum mit Urstoff,
Scheidung, Streit, Kampf, Begehren, Neigung, Liebe,
Erwägung, Einsicht, Kraft, Gott. —

Die behandelten Kosmogonien können selbstverständlich nicht auch als abschliessender Beweis dafür gelten, dass die Völker, von denen sie berichtet sind oder bei denen ich sie zuerst gefunden habe, nicht auch noch andere als die dargelegten besitzen oder besessen haben; solange aber anderweitiger Stoff nicht erwiesen ist, mögen dieselben nun dazu dienen, uns eine Kennzeichnung der geistigen Eigenheiten der Völker zu geben. Da erweist sich denn, dass bei Kelte und Perser die Neigung stark hervortritt, den Stoff zu vergeistigen, dass dem Römer Fülle der Anschauung in diesem Falle kaum zugesprochen werden kann, während der Germane die Sagen seines Landes im Spiegel der Natur seiner Heimat mit neuen Bildungselementen aus der Ferne mit mächtiger Kraft zu verschmelzen sich bemüht; tritt in den kosmogonischen Sagen der Russen eine unvergleichliche Naivität hervor, so dass das Christentum den Namen ohne Bedeutung gibt, das Heidentum den Stoff, so hat bei Lette und Lithauer das Christentum weitgehenderen Einfluss geübt, aber ohne die Fülle altheidnischer Anschauungen in den Kosmogonien zu ersticken; an Reichtum der Gedanken und Fülle der Vorstellungen überragen die Kosmogonien der Inder und Griechen, der Lithauer und Žamaiten diejenigen ihrer Brudervölker, bei aller so hohen Begabung derselben. —

Und nun erübrigt die Vergleichung von Semit und Arier.

Die Kosmogonien der Semiten sind noch zu schreiben. Bis dies in anderer Weise als von Lenormant geschehen, haben wir als vorläufiges Ergebnis dieses Vergleiches zu verzeichnen, dass auch in den Denkmälern dieser Völker die Eingottheit als Schöpfer erst emporgewachsen, dass das Schaffen der Eingottheit aus dem Nichts erst durch den philosophischen Begriff in die entsprechenden Geistesschöpfungen der Semiten hineingetragen ist, denn auch der bekannte ebräische Bericht hat bei der geläufigen falschen Auslegung desselben nur dazu beigetragen, die Schöpfung aus dem Nichts durch Gott als Forderung hervorzurufen, wie sie die Philosophie stellt, wenn sie den Stoff durch den Geist zu überwinden vermag, die Religion aber als vollzogen ausspricht.

Das weitere vorläufige Ergebnis dieses Vergleiches ist die Thatsache, dass auch in diesen Schöpfungen seines Geistes der Semit seine Bedeutung in der Beschränkung sucht und findet, der Arier mit erstaunlicher Vorstellungs- und Gestaltungskraft den Riesenbau seiner Kosmogonien auffuhrt.

Da nach dieser Untersuchung ein Zweifel nicht wohl darüber noch erlaubt sein kann, dass der Arier seine Kosmogonien in ursprünglicher Anschauung aus eigener Kraft geschaffen, so hat fortan die Theologie eine andere Begründung ihres Glaubenssatzes, wie ihn Wuttke formuliert, zu suchen und wir zweifeln nicht, dass sie dieselbe zu finden im Stande sein wird.

Digitized by Google

Sagen aus Hinterpommern.

Mitgeteilt von

O. KNOOP—ROGASEN.

12. Steine und Berge bei Klötzin.

In den Birken am Schievelbeiner Wege liegt ein breiter, flacher Stein; derselbe ist dadurch merkwürdig, dass sich auf seiner breiten Oberfläche allerlei Fusstapfen von verschiedenen Tieren befinden. Er wird daher der Treppenstein genannt. Die Entstehung dieser Fussspuren kann man sich nicht erklären. Ein anderer grosser Stein, der eine schräge, dachähnliche Seite hat, auf der die Knaben heruntergleiten, heisst der Glitschstein und soll ein verwünschter Sauhirte sein. Er liegt auf dem bäuerlichen Felde.

In der Nähe dieses Steines erhebt sich der Galgenberg, auf dem früher ein Galgen gestanden haben soll. Nicht weit davon sieht man den Höllenberg, so genannt, weil von ihm aus der Teufel mit den gehängten Missethätern zur Hölle fuhr.

13. Der Spuk bei der Kamp'schen Brücke.

Bei der sogenannten Kamp'schen Brücke auf dem Wege von Nelep nach Klötzin treibt der Teufel sein Wesen. Häufig erscheint er dort als eine Nebelgestalt auf einem Pferde reitend. Ein beherzter Kutscher aus Nelep erdreistete sich einst, ihn in dieser Gestalt anzureden, erhielt jedoch von unsichtbarer Hand eine derbe Ohrfeige. Seitdem wagt niemand mehr die Gestalt anzureden, und jeder freut sich, wenn er die Brücke hinter sich hat.

14. Der Gottesdiener aus Nelep.

Der Küster von Nelep führt in der Umgegend den Titel „Gottesdiener aus Nelep.“ Derselbe soll von folgender Begebenheit herrühren: Der alte Küster von Nelep begab sich eines Tages nach Schievelbein. Als er auf dem Rückwege durch die Beustriner Fichten kam, bemerkte er plötzlich, dass der leibhaftige Gottseibeiuns ihn begleitete. Um sich dieses argen Gesellschafters zu entledigen, rief er im Bewusstsein seiner hohen Würde: „Satan, weiche von mir, ich bin der Gottesdiener aus Nelep!“ Diese wie-

Digitized by Google

derholt gesprochenen Worte wurden von hinter ihm kommenden Leuten gehört und weiter verbreitet. Durch sie stellte sich auch heraus, dass der vermeintliche Teufel ein schwarzes Schaf war, welches dem Beustriner Muller entlaufen war.

Ein anderes Mal aber hat der Gottesdiener aus Nelep doch eine wirkliche Teufelserscheinung gehabt. Er ging nach Klötzin, wo eine Erbschaftsangelegenheit geregelt werden sollte. Man wollte dabei betrügen, der Gottesdiener aus Nelep aber gab solches nicht zu, denn er hatte unterwegs bei der Kamp'schen Brücke gesehen, wie der Teufel einen Betrüger vor einen Besen gespannt hatte und wie dieser schwer keuchend und stöhnend seine Last ziehen musste.

15. Friedrich der Grosse soll ein Rätsel erraten.

Friedrich der Grosse ist einmal zu einem Bauern hereingekommen und hat dort niemand weiter getroffen als den zwölfjährigen Sohn des Bauern. Den hat er gefragt: „Mein Sohn, hast du auch einen Vater?“ „Ja!“ „Wo ist er?“ „Er ist hin und macht das Unglück grösser.“

Weiter fragte der König: „Mein Sohn, hast du auch noch eine Mutter?“ „Ja!“ „Wo ist die?“ „Die backt das Brot, das wir im vergangenen Jahre aufgegessen haben.“

Der König fragte weiter: „Hast du auch eine Schwester?“ „Ja!“ „Wo ist die?“ „Die beweint das vergangene Jahr, das sie belachte.“

Verblüfft durch die Antworten des Jungen wollte der König sich wieder entfernen, da rief ihm der Junge nach: „Wir haben auch einen Knecht.“ „Was macht denn der?“ fragte der König. „Der ist auf der Jagd, und was er trifft, das schlägt er tot, und was er nicht trifft, das bringt er wieder mit.“*)

16. Hackst du mi, so ät ick di.

Bei dem Schulzengutsbesitzer in Strussow (Kreis Bütow) diente vor mehreren Jahren ein Knecht, der keine Erbsen essen mochte. Wenn sie auf den Tisch kamen, steckte er den Löffel verkehrt in die Schüssel und sagte dabei: „Hackst du mi, so ät ick di; hackst du mi nich, so ät ick di nich!“ Später verheiratete sich der Knecht in demselben Dorfe, der Mangel kehrte bei ihm ein und nun suchte er seinen früheren Brotherrn auf und bat ihn flehentlich, ihm einen Scheffel Erbsen abzulassen. Der Besitzer aber sprach: „Als du bei mir dientest, waren dir meine Erbsen

*) Aufgezeichnet von einem Schulmädchen in Sanskow bei Polzin. Die Lösung war nicht gegeben. In der Zeitschrift für Volkskunde (1, S. 389) wird dasselbe Rätsel von Herrn Treichel mitgeteilt und dem jungen Till Eulenspiegel in den Mund gelegt. Dort siehe auch die Lösung. Doch fehlt das letzte vom Knecht. Die Lösung ist wohl: „Er sucht Läuse.“

Digitized by Google

nicht gut genug; darum habe ich auch jetzt keine für dich übrig.“ Und er gab dem Bittenden keine.*)

17. Das Licht in der Kirche zu Ristow.

In der Kirche von Ristow (Kreis Schlawe) hat man vor Jahren wiederholt ein Licht gesehen. Endlich haben die Leute den Pastor darauf aufmerksam gemacht, und dieser ist denn auch in die Kirche gegangen, um zu sehen, was da wäre. Als er eintrat, sah er am Altar eine Frauengestalt stehen, die ihn zu sich heranwinkte. Er trat näher und fragte, was sie wolle. Sie bat ihn, ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Der Pastor that das, die Gestalt verschwand und hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen.

Wie die Leute weiter erzählen, war das Licht die Seele einer Frau, die früher bei einem dortigen Pastor als Wirtschafterin gedient hatte. Diese war an einem Sonntage zum Abendmahl gewesen, und als der Pastor nach Hause kam, war das Mittagessen nicht fertig. Darüber war er aufgebracht und schalt auf die Wirtschafterin, die sich wieder so sehr darüber erboste, dass sie sich verschwor, nie wieder zum Abendmahl zu gehen. Als sie später auf dem Sterbebette lag, wollte ihr Sohn den Pastor rufen, sie wollte aber nicht und so starb sie ohne Abendmahl. Nach ihrem Tode aber hat sie als Licht in der Kirche erscheinen müssen, und erst, als sie aus den Händen des Geistlichen das Abendmahl empfangen hatte, war sie erlöst.

Fortsetzung folgt.

Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki—Mühlbach (Siebenbürgen).

21. Das Spiel: „Esel, wer sitzt auf dir?“ (Kánályi, ko beshel pro tut?) ist nicht nur unter den Zigeunern, sondern auch unter der sächsischen, rumänischen und ungarischen Bevölkerung Siebenbürgens verbreitet und wird also gespielt: Ein Knabe, der sitzt, hält einem andern gegen ihn Gebückten, welcher den Esel vorstellt, die Augen zu, während ein Dritter dem Gebückten auf den Rücken springt, worauf ihn der Sitzende fragt: „Esel, wer sitzt auf dir?“ Errät nun der Esel den auf ihm Reitenden, so muss dieser den Esel spielen; errät er ihn aber nicht, so muss der,

*) Dieselbe Erzählung auch bei Temme, Volkssagen aus Pommern und Rügen, S. 317.

Digitized by Google

den er eben genannt hat, sich vorwärts gebeugt hinter den Esel so stellen, dass ihm ein Knabe auf den Rücken springen kann. Jetzt wird der erste Esel vom Sitzenden wieder wie oben gefragt. Errät er den Reiter des zweiten Esels, so muss der Erratene die Rolle des ersten Esels übernehmen und sich die Augen zuhalten lassen; errät er ihn aber nicht, so kommt der Genannte als dritter Esel hinter den zweiten zu stehen. Dies wird nun so lange fortgesetzt, bis der erste Esel einen Reiter erraten hat; errät er aber während des ganzen Spieles, d. h. bis alle Spielenden als Esel und Reiter angestellt sind, keinen, so muss jeder Esel seinen Reiter zu einem entfernten Ziele tragen (vgl. Haltrich-Wolff a. a. O. S. 192). —

22. Das „Sonne und Mond"-Spiel (Kám te camut) der Zigeunerkinder ist nicht nur allen siebenbürgischen Völkerschaften, sondern auch in Deutschland unter verschiedenen Namen, wie: Farbenwahl, goldene und faule Brücke, Brückenspiel u. s. w. bekannt (vgl. Mannhardt in seiner Zeitschr. f. deutsche Mythol. 4, 301; Liebrecht's altgriechische Kinderspiele in der Germania 18, 455; Haltrich-Wolff a. a. O. S. 193, wo auch die bibliographischen Daten zu finden sind). Es wird also gespielt: Die zwei grössten der Gesellschaft bestimmen unter sich, ohne dass es die übrigen hören, welcher von ihnen beiden der Mond und welcher die Sonne sei; nun bilden sie, indem sie die Arme aufheben, einen Bogen, durch den alle andern am Rock, Hemd oder sonstwo einander fassend in einer Reihe gehen, der Letzte aber wird durch Sinkenlassen der bogenbildenden Arme zurückgehalten und muss sich nun zum Mond oder zur Sonne bekennen, worauf er ein darauf bezügliches Abzeichen (Blatt, Stroh, Zweig u. s. w.) erhält und sich bei Seite stellt. Erst am Ende des Spieles erfahren die Spieler, welcher von den Beiden der Mond und die Sonne ist, von denen dann derjenige gewonnen hat, der die meisten auf seiner Seite hat. —

23. Das „Verkaufen" (Biknipen) wird also gespielt: Die Kinder setzen sich in einen Kreis und geben sich Obstnamen (Birne, Äpfel, Pflaume u. s. w.). Nun beginnt der erste: „Birnen habe ich feil! Mein Freund hat ...." — worauf der zweite rasch einfallen muss: „Äpfel feil! Mein Freund hat ...." worauf der dritte einfällt: „Pflaumen feil! Mein Freund hat ...." u. s. w.; wenn dabei jemand seine Obstgattung verfehlt, wenn er z. B. statt Äpfel Birnen sagt, so muss er — verfolgt von den andern — nach einem entfernten Ziele laufen, wird er aber vor dem Ziele abgefangen, so erhält er von jedem der Mitspieler mit einer Rute je nach Übereinkunft 3—6 Streiche auf die Handfläche. —

24. Auf eine ähnliche Art wird auch der „Strauss" (Bokritá) gespielt. Die Kinder sitzen im Kreise und geben sich Blumennamen (Nelke, Rose u. s. w.); der erste beginnt: „Ich binde einen Strauss und brauche dazu eine Rose!" worauf die Rose sofort zu sagen hat: „Ich binde einen Strauss und brauche dazu eine Nelke!" worauf die Nelke es fortsetzt u. s. w. Wer dabei nicht gleich das Spiel fortsetzt oder einen Blumennamen nennt, der unter den Spielern nicht vorhanden ist, muss nach einem entfernten Ziele laufen und wird er dabei abgefangen, so erhält er von jedem Spielgenossen mit einer Rute 3—6 Streiche auf die Handfläche. —

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Patengeschenke in Wallonien.

Von

AUG. GITTÉE—CHARLEROI.

Dass die Paten, auch Freunde und Verwandte, vor allem an dem Tage der Taufe dem Neugeborenen Geschenke darbringen, ist wohl eine allgemein verbreitete Sitte. Der noch in Deutschland übliche „Patenbrief" ist in Belgien nicht bekannt; ebensowenig der daselbst oft vorkommende Gebrauch in den „Patenbrief" ein Geschenk in Geld zu wickeln und beides dem Kinde in das Kissen zu stecken. In Belgien erhält nur die Hebamme Geld geschenkt, und zwar, im vlämischen Teil des Landes, zum mindesten ein Fünffrankenstück (4 Mark) von den beiden Paten. Dem Täufling gibt man, wie übrigens bei vielen Völkern*), Kleider oder Schmucksachen, und die Paten, besonders aber die Patin, bezahlen ferner die Süssigkeiten, welche den Kindern der Nachbarn und der Bekannten am Tage der Taufe allgemein in Belgien zugesendet werden. Es ist Regel, dem Bringer derselben ebenfalls einen guten Trinkpfennig zu geben. Einen besonderen Namen für dieses Geschenk gibt es nicht; das Zuckerwerk aber heisst in Wallonien wie in Frankreich des dragées; in Flandern Kindersuiker, d. i. Kinderzucker; denn daselbst gilt es als „Vom Täufling gek. —" In ganz Flandern wird dieser Ausdruck gebraucht in der Kindersprache und von Erwachsenen als ein Euphemismus. Wie die sonderbare Erklärung entstanden, weiss ich durchaus nicht zu sagen.

Diese Verabreichung von Zuckerwerk besteht auch in vielen Gauen Deutschlands, zu Gunsten jener Kinder, welche noch an den Storch als Kinderbringer glauben, mit dem Bemerken „das Kind habe es mitgebracht." Dieselbe Erklärung findet sich in Wallonien.

Das Geldgeschenk nimmt bisweilen in Deutschland beachtenswerte Formen an. So scheint an vielen Orten der Gebrauch zu herrschen, ein grosses Münzstück neben einem kleinen zu geben; in der Schweiz schenken die Paten dem Kinde einen Brabanterthaler und einen kleinen Angster (kleinste Scheidemünze). Anderswo, im Voigtlande, besteht das Patengeschenk zuweilen aus dreierlei Geldsorten: ein Gold-, ein Silber- und ein Kupferstück; diese Münzen werden in den Patenbrief gesteckt und dieser zugebunden, bei Knaben mit einem grünen, bei Mädchen mit einem roten Bande.

Endlich will ich noch aus den in Deutschland verbreiteten Gewohnheiten, als sich mit den unsrigen berührend, anführen, dass dieses Paten-

*) S. Ploss, Das Kind I, 240, welchem Buch wir vieles verdanken.

Digitized by Google

geschenk, bisweilen wie in Hof „Patenthaler" genannt, wie ein Heiligtum in der Familie aufbewahrt und den Kindern erst bei der Verheiratung ausgehändigt wird.

Hier und dort ist die Sitte, dass die Paten sich untereinander Geschenke geben, noch nicht verschwunden. In Deutschland gibt der Gevatter der Patin zuweilen einen Blumenstrauss; die Patin hingegen kauft dem Gevatter ein Paar Handschuhe oder dergleichen. Auch kommt noch als Geschenk der Patin an den Gevatter ein Rosmarinstengel vor; dafür, sagt Ploss, kauft der Gevatter Zuckerdüten, welche nach aufgehobener Tafel auf eine Schüssel geschüttet, im Kreise herumgegeben werden.

Etwas mehr Eigentümliches und ein bisher, soviel ich weiss, noch nicht aufgezeichneter Gebrauch besteht in Wallonien, spezieller in Charleroi und Umgegend.

Hier wird die Taufe gewöhnlich am Sonntag Nachmittag gefeiert. Nach Vesper fahren der Gevatter und die Patin nebst dem Täufling und der Hebamme, bisweilen auch anderen Verwandten, zur Kirche. Sogleich versammeln sich vor der Kirchthür eine Menge Kinder, welche die Gesellschaft beim Ausgehen abwarten. Sobald die Paten erscheinen, fangen alle wie aus einem Munde an zu rufen: „Volée, Volée!" das heisst: „Lasst fliegen!" und es ist dies eine Einladung an die Paten, welche, sobald sie wieder eingestiegen sind, aus den Fenstern des Wagens Hände voll Kupfermünzen von 2 Centimes unter die Knaben hinauswerfen. Während der Wagen sich entfernt, stürzen die Knaben in bunter Menge durcheinander, indem sie auf dem Boden nach den Geldstücken suchen. Wenn nichts mehr kommt, laufen sie hinter dem Wagen her und so geht es bis an das Haus des Kindes.

Hier neues Rufen, neues Hinauswerfen von Kupfermünzen, bis endlich die Gesellschaft ins Haus verschwindet und der Wagen wegfährt, was der Geldschenkung ein Ende macht.

Es geschieht aber auch, dass man den Kindern nichts oder fast nichts zuwirft und dann beginnen sie zu rufen: „Al volée, poche trouée!" und bleiben lange vor dem Hause stehen, indem sie diese Worte, natürlich eine Beleidigung, wiederholen. Bei reichen Tauffesten werden die Kupfermünzen oft durch grösseres Kupfergeld, ja bisweilen durch Silber (50 centimes oder 1 Frankstücke) ersetzt. In diesem Falle sind es nicht bloss die Kinder, welche sich anstrengen Geld aufzufangen, sondern auch die Erwachsenen, selbstverständlich aus den unteren Ständen.

An Freunde und Bekannte senden die Paten ein anderes Geschenk; sie behändigen ihnen auch dasselbe bei dem ersten Treffen. Eine gewisse Anzahl 2 Centimesstucke, in Belgien cense genannt, lässt man mit einem Loch durchbohren, worin man ein seidenes Bändchen von verschiedenen Farben, speziell aber blau, rot oder grün, festmacht. Diese Stücke heissen Cense de baptême oder Cense bénie („Taufcense" oder „Geweihte Cense"). Der zweite Name weist darauf hin, dass sie, wenigstens früher, geweiht wurden. Sie werden jedenfalls als ein Glücksfetisch betrachtet und von vielen Leuten als ein Heiligtum aufbewahrt. In vielen Häusern könnte man eine ganze Menge solcher „Cense" aufweisen, welche stets sorgfältig bewahrt werden. Soviel ich weiss, wird in der Farbe der

Digitized by Google

Bändchen, je nach dem Geschlecht des Kindes, kein Unterschied gemacht. Einige Personen jedoch bestimmen, die Stücke mit rotem Bande den Weibern, die mit blauem den Männern. In den meisten Fällen werden aber die Farben willkürlich gegeben.

Endlich gibt es bisweilen noch ein besonderes Geschenk, von dem Gevatter der Patin angeboten. Es besteht aus einer grösseren Kupfermünze, einem 10 Centimesstück, welche dicht am Rande mit fünf Löchern durchbohrt wird, und in jedes Loch wird mittelst eines gefärbten Bändchens, alle jedoch von derselben Farbe, eine kleinere Kupfermünze, ein 2 Centimesstück, gehängt. Mein Exemplar hat rote Bändchen, was mit dem obig erwähnten Gebrauch, die mit roten Bändchen gezierten Stücke für die Weiber zu verwenden, stimmt und ihn zu befestigen scheint. Das Geschenk wird ebenfalls von der Patin als ein Glücksfetisch in hoher Ehre gehalten. Dieser Gebrauch scheint sich nur an vereinzelten Orten vorzufinden; viele meiner Schüler kannten denselben nicht.

Offenbar liegt diesem Gebrauch der Glaube an den durchbohrten Pfennig zu Grunde. Dass dieser als ein glückbringender Gegenstand gilt, wenigstens in Belgien und Frankreich, ist bekannt; ob auch in Deutschland, weiss ich nicht. Noch heute tragen unsere Hausmütter den durchbohrten Pfennig bei sich. „Seit Neujahr", sagte mir neulich noch eine meiner Verwandten, „habe ich einen ‚Cent mit einem Loch darin' in der Börse und mein finanzieller Zustand ist bedeutend verbessert."

Das Loch im Pfennig, auch schon die ihm zugeschriebene Macht, beweist hinlänglich, dass wir uns hier vor einem Amulett befinden; der durchbohrte Pfennig wurde in früherer Zeit um den Hals getragen. Für diese Annahme finden wir bei den Hagiographen einen umumstösslichen Beweis, namentlich im Leben der heiligen Genovefa, von welcher berichtet wird, dass sie auf Wunsch des heiligen Germanus eine solche Münze um den Hals trug. Dieselbe hatte aber das Zeichen des Kreuzes, wie es oft mit den gallischen Münzen der IV. und V. Jahrhunderte der Fall war*). Von diesem Kreuz, das im Westen, wie es scheint, sehr gewöhnlich war, hiess das deutsche Spiel „Kopf oder Schrift", in Frankreich früher **croix** ou pile (jetzt pile ou face), noch heute in England **cross** or pile, und in Limburg, einer unserer vlämischen Provinzen, in welcher sich aber vielfache wallonische Einwirkung nachweisen lässt, **kruis** of munt.

Soll man die Verehrung der durchbohrten Münze also als zu dem Kreuzkultus gehörig betrachten? **Gaidoz** (op. cit. p. 74) hat darauf aufmerksam gemacht, dass das Kreuz auf den Münzen, welches indessen im westlichen Europa sehr spät, namentlich bis zur französischen Revolution, vorkommt, nicht das lateinische Kreuz, das Werkzeug der Leiden Christi ist, sondern das gleichseitige, seit dem Christentum das griechische genannt. In diesem Kreuz sieht **Gaidoz** ein vorchristliches solares Symbol als ein Rad mit vier Speichen abgebildet. Sicher ist jedoch, dass später das Kreuz als der wichtigste Teil betrachtet wurde und sich also die primitive Vorstellung in den christlichen Kreuzkultus auflöste.

*) S. **Gaidoz**, Études de Mythologie Gauloise p. 69.

Digitized by Google

Aberglaube aus dem Altenburgischen.

Gesammelt von
E. PFEIFER—ALTENBURG.

V. Die Tiere.

1. Wenn ein Tier geschlachtet wird, darf man es nicht bedauern, weil es sonst nicht „ersterben" kann.

2. Die Tauben.

Wenn man Tauben schlachtet, muss man sich vorsehen, dass kein Blut auf die Haut spritzt, weil sonst Warzen entstehen.

3. Wenn man Tauben und Hühner vor Marder und Stösser schützen will, nimmt man am Karfreitage eine Tasche voll Hafer mit in die Kirche, dass der Segen darüber gesprochen wird und gibt dieses Futter beim Heimkommen den Tieren zu fressen.

4. Die Hühner.

Wenn man junge Hühner gekauft hat, muss man sie stillschweigend ums Tischbein stecken, dann gewöhnen sie sich schnell ein.

5. Wenn die Hühner Spuleier legen — Eier in der Grösse eines Taubeneies — muss man dieselben übers Haus hinaus werfen, weil sie Unglück bringen.

6. Die Sperlinge.

Will man sie vom Weizenfelde fern halten, so muss man bei der Aussaat den Anfang nach dem Gute zu machen und bei den ersten drei Würfen sprechen:

Sperling, du bist blind geboren,
Lass mir meinen Weizen ungeschoren.
Im Namen Gottes des Vaters u. s. w.

7. Die Raben.

Wenn sich diese Tiere unter grossem Geschrei auf den Feldern sammeln, so bedeutet das einen baldigen Krieg.

8. Die Rotschwänzchen und Schwalben.

Wo diese Tiere nisten, ist das Haus vor Feuersgefahr sicher.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Vorbemerkung. Aus Raummangel muss sich dieses Heft auf die eine Bücherbesprechung beschränken sowie die Übersicht der eingegangenen Bücher und Zeitschriften dem 7. Heft übertragen. Demnach werden die nächsten Hefte die Besprechungen bringen von den Werken: Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie, herausgegeben von W. H. Roscher, Leipzig 1884—1890. Das gelöste Rätsel der Sphinx von Laistner. Völuspa von E. H. Meyer. Mohammedanische Studien von J. Goldzicher, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen von J. Bugge. La chanson, la Musique et la Danse dans les traditions des Japonais von W. Brauns. Japanische Märchen von E. Brauns u. s. w.

Edm. Veckenstedt.

Vedische Studien von Richard Pischel und Karl F. Geldner. 1. Bd. Stuttgart. Druck und Verlag von W. Kohlhammer. 1889.

Das Buch ehrt ihre Verfasser. es ist für die Wissenschaft von der höchsten Bedeutung.

Seit den Arbeiten von Kuhn: Hermeias-Sârameyas (1848), Demeter-Erinys-Saraṇyu (1851), die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes (1859), sowie von Schwartz: Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum (1850), der Ursprung der Mythologie (1860) galt bei einem grossen Teile der Sagenforscher und Mythologen die Ansicht für erwiesen, dass, mit Mannhardt zu reden, alle Mythen arischer Völker in den Veden ihre Prototypen fänden, sowie dass mit geringen Ausnahmen die gesammte Mythologie in ein auf die Erde übertragenes Spiegelbild des gegenseitigen Verhaltens coelestischer Naturmächte sich auflöste.

Soviel begeisterte Anerkennung und Nachfolge die neue Lehre bei ihrem ersten Bekanntwerden fand, so blieb ihr doch die Wahrheit des Goethe'schen Wortes zu erproben nicht erspart:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren."

So erwies sich gar bald, dass jener Satz von dem übertragenen Spiegelbild in seiner Allgemeinheit nur dann aufrecht zu erhalten sei, wenn man sich entschliessen würde, das feste Gebäude der Erde mit Wiese und Fruchtgelände, Wald, Berg und Thal, mit Fluss und See, Strom und Meer und die darin gebietenden Götter und Dämonen, Unholdinnen wie hehren Göttinnen, in Dunst, Nebel und Wolkengebilde zu verflüchten: demnach sind denn auch die vereinzelten Anhänger obbesagter Lehrmeinung nur noch in jenen Kreisen zu finden, welche den Mangel eingehender Arbeit mit dem Mantel aufgelesener Geistreichichkeit zu decken für gut finden.

Was nun die Kuhn'schen drei epochemachenden Arbeiten betraf, so konnte von der sprachlichen Gleichsetzung Hermeias-Sârameyas, Erinys-Saraṇyu, Pramantha-Prometheus in jedem einzelnen Falle erwiesen werden, dass dieselbe nur möglich sei bei Missachtung der Anforderung, welche

Digitized by Google

den Gesetzen regelrechter Lautverschiebung zu entnehmen sind: die von Kuhn aufgestellte sachliche Gleichsetzung aber erwies sich wiederum in jedem einzelnen Falle als unhaltbar.

So bemerkt H. D. Müller nach den Anführungen von Roscher in seinem „Hermes, der Windgott“: „Vor allem hat Kuhn gänzlich übersehen, dass die Identifizierung des Mythus von der Götterhündin Saramâ mit der Sage von der Entführung der Götterrinder durch Hermes die behauptete Identität des Sârameyas und des Hermes völlig aufhebt. Denn nicht Sârameyas tritt in dem indischen Mythus auf, sondern seine vermutliche Mutter, die Saramâ, und auch diese raubt nicht die Kühe, sondern wird vielmehr von Indra ausgeschickt, um die geraubten und versteckten Tiere aufzuspüren. Will man die beiden Mythen parallelisieren, so ist es klar wie der Tag, dass Hermes den raubenden Pani's, und Indra dem Apollo entspricht. Man müsste folglich in den Pani's das Urbild des griechischen Hermes nachweisen, wenn man überhaupt noch daran denken wollte, zwei nur durch die zufällige äussere Ähnlichkeit des Ausdrucks sich berührende Mythen aus einer gemeinsamen Quelle abzuleiten.“

Die erste Grundlage der Kuhn'schen Schrift aus dem Jahre 1851 beruht zwar auf der Hypothese des trefflichen O. Müller, nach welcher Demeter-Erinys ein uralter religiöser Begriff gewesen, aus welcher sich erst später die Erinyen als selbständige Gottheiten losgelöst hätten, aber wie diese Hypothese dem Wesen der Erinyen nicht gerecht wird, so vermag nun Kuhn überhaupt nicht zu gesunder Weiterführung dieser auf nicht richtigen Voraussetzungen begründeten Annahme zu gelangen, da er nun seinen Hauptbeweis auf die durchaus irrige Identifizierung der thelphusischen Demeter mit der thilphossischen Erinys stützt, mit welcher Ares den Drachen des Kadmus erzeugte. Da nun nach Angabe eines Scholiasten Demeter Theben gegründet hat, so wäre nach Kuhn diese stadtgründende Demeter dieselbe Gestaltung wie die thilphossische Erinys. Dieweil nun skd. saraṇyu eilig, schnell bedeute, Saraṇyu als Tochter des Tvashṭar unter den Göttern des himmlischen Gebietes aufgeführt wird — nach den Veden wird sie in Gestalt einer Stute überwältigt — Erinys aber die „zürnende“ bedeutet — so haben Hermann, Rosenberg und Mannhardt jene Gleichsetzung mit allem Recht beseitigt.

Die Unmöglichkeit einer sachlichen Gleichsetzung von Prometheus und dem Drehstab Pramantha ist uns zu geläufig, als dass hier noch einmal darauf hinzuweisen wäre, da sie in dem Aufsatz „Wieland der Schmied und die Feuersagen der Arier“ überdies ausführliche Behandlung erfahren hat.

Waren so in den gegebenen Fällen die Hauptstützen der Kuhn'schen Beweisführung weggeschlagen, so wird ihnen nun in dem Buche von Pischel und Geldner die Möglichkeit ihrer Daseinsberechtigung entzogen. Hatten nämlich jene Ansichten ihren Ausgangspunkt von der näheren Kenntnisnahme der Veden selbst genommen, welche uns dem Ursprung der Sprache besonders nahe führen, dieselben fast zu einem Denkmale des indogermanischen Urvolkes erheben sollten, so belehren uns jetzt die gelehrten Verfasser des vorliegenden Buches, dass Wilson vollkommen Recht

Digitized by Google

hatte mit der Behauptung: that the Hindus of the Vaidik era even hat attained to an advanced stage of civilization, little of at all differing from that in which they were found by the Greeks at Alexander's invasion.

Mit Erweis dieser Thatsache sind alle jene früheren Behauptungen und die aus den entsprechenden Ansichten gezogenen Schlüsse hinfällig und falsch.

Hatte man früher in den Veden die Urindogermanen in religiöser Begeisterung und voll frischen jungfräulichen Naturgefühls zu finden gemeint, so waren wir bereits von Zimmer dahin belehrt worden, dass Meineid, Diebstahl, Raub, Betrug im Spiel dem Menschen der Vedenzeit etwas ganz Gewöhnliches waren; von unseren Gelehrten erfahren wir nun, dass die vedischen Inder arge Trinker und Spieler gewesen sind, dass die Hetären bei denselben eine grosse Rolle gespielt haben.

Im höchsten Grade bemerkenswert, zur näheren Kennzeichnung der Schöpfer der vedischen Dichtungen, sind sodann jene Beweise unserer Gelehrten, welche darlegen, dass der vedische Dichter für Geld arbeitet, dass die Lieder zum grossen Teil auf Bestellung reicher Leute gefertigt sind — und wenn sodann noch die Moral der vedischen Dichterzunft als erheblich korrumpiert bezeichnet wird, so ist allerdings die Annahme nicht mehr möglich, dass der religiöse Drang einen grossen Anteil an den Dichtungen gehabt.

Für die mythologische Forschung sind sodann jene Darlegungen von der einschneidendsten Bedeutung, in welchen von den Vedengöttern geredet wird. So bemerken die Verfasser: „Das vedische Pantheon ist durchaus verschiedenartig zusammengesetzt. Dasselbe zählt eine Reihe von Göttern, deren Namen in die indogermanische Urzeit zurückreichen, wie Sûrya, Parjanya, neben Gottheiten spezifisch indischen Ursprunges, wie Pûšan, Indra. Im allgemeinen lassen die indogermanischen Gottheiten noch deutlich ihr natürliches Element durchblicken, während bei den indischen Gottheiten ein solches gar nicht zu erkennen ist oder ganz in den Hintergrund tritt. Andererseits haben die indogermanischen Götter im Rgveda meist keinen oder nur einen ganz geringen Sagenkreis; um so reicher an Sagen sind die indischen Gottheiten."

Zur näheren Kenntnisnahme der Ergebnisse, welche unsere Gelehrten in ihren eingehenden Untersuchungen über das Wesen der Götter gewonnen, heben wir heraus, was sie über die Ušas, Agni und Indra sagen. „In den Liedern an die Ušas", lesen wir, „herrscht noch frische, lebendige Naturymbolik vor. Die Mythologie ist hier in dem ersten Stadium des Bildes und der menschlichen Allegorie stehen geblieben. Aber die Bildersprache hat meist schon spezifisch indische Färbung, wie z. B. das Bild der Hetäre (Ušas, die Göttin der Morgenröte) zeigt."

„Ein ganz anderer Geist spricht aus den Agniliedern. Agni ist vorwiegend ein Gott der Priester, und die Lieder an Agni sind nächst denen an Soma die einförmigsten und formelhaftesten. Die meisten derselben sind Ausgeburten priesterlicher Spekulation und Mystik. Hier hat die Phantasie und Kunst der Dichter das Möglichste in Wortspielen, in Verschlingen und Vertauschen von Begriffen, Namen und Gleichnissen geleistet.

Digitized by Google

Die mystische Agnimythologie ist spezifisch indisch und ganz modern, die direkte Vorläuferin des Mysticismus der Brâhmaṇas.

Der eigentliche Mittelpunkt der Göttersage ist Indra, der indische Gott κατ' ἐξοχήν. Die Indralieder bilden den schroffsten Gegensatz zu denen des Agni. In ihnen ist eine Fülle von Sagen verwebt, welche nicht der Phantasie der Dichter entsprungen sind, sondern einen durchaus volkstümlichen Charakter tragen. Wir erfahren mancherlei über Indras Vater, seine Mutter und seine Frau, die sich gemeinschaftlich mit ihm und Pûšan betrinkt. Der indische Volkshumor bricht hier allenthalben durch. Der Rgveda zeigt aber noch deutlich, dass Indra das Haupt eines jüngeren Göttergeschlechtes ist. Er hat Varuna, den alten Götterkönig, erst nach und nach verdrängt, und auch mit andern Göttern, den Açvins, Maruts, der Ušas, den Devâs im allgemeinen, ist er in feindliche Berührung gekommen. Solche Züge enthalten eine dunkle Erinnerung daran, dass sein Kult erst allmählich aufgekommen ist und die andern überflügelt hat."

Haben wir diese Darlegungen der Vorrede entnommen, so wenden wir uns jetzt den Arbeiten des Buches in ihren Einzelheiten zu, um zu sehen, welchen Gewinn die Volkskunde aus denselben zu ziehen vermag.

Hatte Mannhardt noch in seinen späten ausgereiften Werken, von denen der Engländer Nutt den deutschen Verkleinerern des bedeutenden Mannes als des Schöpfer dieser Werke zu sagen wusste: „Mannhardt — may be said to have recreatet for us the rustic mythology of our race" die Gleichsetzung von den Açvins und Dioskuren als ein brauchbares und wertvolles Ergebnis der sogenannten vergleichenden Mythologie Kuhn'scher Lehre bezeichnet, so belehren uns Pischel und Geldner, dass die Açvins für indische Götter zu halten und nicht mit den Dioskuren zu identifizieren sind und nach dem, was wir in dem Werke von den Açvins lesen, S. 14 ff. 56, 57, 71 ff., vermag der Unterzeichnete dieser Ansicht nur beizutreten.

Hatte Darmestetter in seinem preisgekrönten Werke „Essais orientaux", Paris 1883 und zwar in der Arbeit Les Cosmogonies aryennes, den Baum als indisches und zugleich indogermanisches kosmogonisches Prinzip angesetzt, besonders auch sich stützend auf die Bedeutung des Wortes vana — der französische Gelehrte sagt: „le même nom, vana, désigne la forêt et la nuée", und da derselbe der Nebelwolkentheorie huldigt, so war es ihm nun ein Leichtes, so zu dem kosmogonischen Urprinzip, „die Wolke", zu gelangen, welche auf ihrem Zuge von Deutschland nach dem Westen um die Zeit in Paris in Sicht war, — so erfahren wir nun (S. 114 unseres Werkes), dass die Untersuchungen unserer Gelehrten der angesetzten Bedeutung „Wolke" des Wortes vana die Hauptstützen entziehen. S. 113 lesen wir: „In 1, 24, 7 wird der Weltraum oder Himmel mit einem Baum verglichen. Man hüte sich, eine uralte mythologische Idee herauszulesen. Etwas der nordischen Yggdrasill ähnliches kennt der Veda nicht. Das Bild — denn nichts anderes ist es — wird nur durch einen der beiden indischen Feigenbäume verständlich; die einzelnen Worte, besonders nicina, weisen mit Bestimmtheit auf den Nyagrodha-Baum (ficus indica.)"

Damit ist aber Darmestetter's Aufstellung auch sprachlich in aller ihrer Haltlosigkeit erwiesen.

Digitized by Google

Zu den bemerkenswertesten Werken der letzten Jahre zählen die indogermanischen Mythen des geistvollen E. H. Meyer. Bd. I hat die Überschrift Gandharven-Kentauren; das Buch ist dem Erweis ihrer Gleichsetzung gewidmet.

Nach eingehendster Prüfung und Darlegung des Wesens der Gandharven (S. 77—81 unseres Werkes) gelangen Pischel und Geldner zu dem Ergebnis, dass jeder Zusammenhang von Gandharven und Kentauren abzuweisen ist, um dann den Satz aufzustellen: „Indogermanische Mythen sind uns im Veda überhaupt nicht erhalten; alle Mythen, welche der Veda uns bietet, sind rein indische und nur aus indischen Anschauungen und Verhältnissen heraus zu begreifen und zu erklären."

Die Sagenforschung hat die Fesseln zu brechen, in welche Gelehrte sie geschlagen, welche von falschen Voraussetzungen ausgehend an Stelle der Götter und Mythen, welche die Völker sich geschaffen, Gebilde ihrer Einbildungskraft zu setzen sich bemühen; von allen Büchern, welche der Unterzeichnete in den letzten Jahren gelesen, bietet das Werk von Pischel und Geldner die reichsten Mittel zu dieser befreienden That: deshalb sei dasselbe jedem Freunde der Wahrheit in der Forschung auf das beste empfohlen.

Edm. Veckenstedt.

Nachwort: Nach Beendigung des zweiten Quartales des zweiten Jahrganges sei das Nachwort gestattet, dass an wissenschaftlichen Arbeiten jetzt zum Abdruck die Einsendungen gelangen werden von: Rua — Turin, Fränkel — Leipzig, Menghini — Rom, Brauns — Halle, Zingerle — Innsbruck; an Überlieferungen aber: der Alpenwieland von Vernaleeken, Volksrätsel von Archut, Sagen aus Sommerfeld von Frl. Priefer, Bräuche aus Lithauen von v. Davainis-Silvestraitis, Hochzeitsbräuche von Amman, Schwerttänze von Amman, andere von Schlossar, da das bekannte Buch von Böhm scharfer Kritik und erheblichster Ergänzungen bedarf.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 7. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Einige Erzählungen des Giovanni Sercambi. Von Giuseppe Rua — Turin 249

Der starke Hans. Eine Reihe mythischer Volksdichtungen von Theodor Vernaleken — Graz 260

Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik — Prag 264

Weihnachtslied. Mitgeteilt von Ignaz Zingerle — Wilten (Innsbruck) 270

Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Mitgeteilt von A. Schlossar — Graz 270

Volksrätsel aus der Provinz Pommern. (Freist, Kreis Lauenburg.) Gesammelt und mitgeteilt von Archut — Freist 273

Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.:

Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie in Verein mit Th. Birt, O. Crusius u. s. w. herausgegeben von W. H. Roscher. 1. Band 1. und 2. Abteilung. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1884—1890 . 280

Japanische Märchen, gesammelt und der Kinderwelt erzählt von C. W. E. Brauns. Mit sechs Bildern in Farbendruck von Otto Försterling. Glogau. Verlag von Carl Flemming 282

Bücherbesprechungen von D. Brauns — Halle:

Les Traditions Japonaises sur la chanson, la musique et la danse, par le Dr. D. Brauns, 4. Band der Collection internationale de la Tradition (directeurs MM. E. Blemont et Henry Carnoy), 12° X und 107 Seiten. Paris, J. Maisonneuve, 1890 282

Bücherbesprechungen von O. Knoop — Rogasen:

R. Wossidlo. Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. Erster Teil. Beigabe zum Programm des Gymnasiums zu Waren, Ostern 1890. Kommissions-Verlag von G. Fock in Leipzig 284

Zur Bücherkunde 285

Einige Erzählungen des Giovanni Sercambi.

Von

GIUSEPPE RUA — TURIN.

(Übersetzt von D. Brauns — Halle.)

Giovanni Sercambi ward in Lucca 1347 geboren und war der Sohn eines Apothekers, Namens Jacob Sercambi. Thatkräftigen Sinnes, voll Mut und von dem ehrgeizigen Bestreben angespornt, höher zu steigen, als es ihm seine bescheidene Herkunft versprach, ergriff er nicht das Geschäft seines Vaters, sondern nahm an den politischen Ereignissen regen Anteil, welche seine Vaterstadt betrafen, und schwang sich zu einem hohen Range im Staate auf. Im Jahre 1397 wurde er Gonfaloniere di giustizia und 1399 Gesandter bei der Signoria von Florenz; 1400 befestigte er durch kühnen Rat und That die wankende Macht der Familie Guinigi, welche seit langer Zeit die oberste Leitung der Regierung der Republik Lucca besessen hatte, und trug wesentlich dazu bei, die volle Herrschaft über dieselbe in die Hände Paolo Luinigi's zu legen. Von da an führte er bis 1424 ein sehr sorgenfreies Leben, wie uns das grosse Vermögen bestätigt, über welches er in seinem Testamente verfügt.

Die Werke, durch welche sich Sercambi besonders bekannt gemacht hat, sind seine Chronik (Cronaca) und sein Märchen- oder Novellenerzähler (Novelliero); von beiden kannte man aber nur sehr wenig, da aus der Chronik Muratori nur Fragmente veröffentlicht hatte und vom Novellenbuche, trotz aller Anstrengungen und eifrigen Bestrebungen vorzüglicher Gelehrter, nur ein spärlicher Teil das Licht erblickte, welcher noch dazu nur teilweise dem Trivulzianischen Codex CXCIII, der die vollständigste Fassung des Novelliero enthält, teilweise aber der Chronik Sercambi's entnommen war, in welcher sich einige nur zu besonderem Zwecke angefügte Erzählungen finden. Erst Professor Renier hat uns durch seine neue Herausgabe*) alle Märchen des Trivulzianischen Codex zugänglich gemacht, jedoch mit Ausnahme derer, welche demselben bereits entnommen waren, und mit Wiedergabe der unanständigen in einem blossen Auszuge. Diese Veröffentlichung Renier's ist in hohem Grade schätzbar, weil die hier zum ersten Male bekannt gemachten Erzählungen Sercambi's den bereits vorher erschienenen an Wichtigkeit nichts nachgeben, und da diese nur den lebhaftesten Wunsch hervorgerufen hatten, den Sercambi'schen Novellener-

*) Giovanni Sercambi, Novelle inedite tratte dal codice Trivulziano CXCIII. Torino, Loescher, 1889. (Biblioteca di testi inediti o rari, Vol. IV.)

Digitized by Google

zähler in seinem ganzen Umfange kennen zu lernen. Es möchte daher nicht unzweckmässig sein, die Aufmerksamkeit derer, welche sich mit Volksüberlieferungen befassen, auf diese alte Sammlung hinzulenken und mit Angabe einiger Parallelstücke für verschiedene der Märchen ihren Inhalt kurz wiederzugeben.

1. De Sapientia.

Dieses Märchen gehört zu dem Kreise, welcher zuletzt von Wesselofsky (eine Märchengruppe, im Archiv für slavische Philologie, IX, S. 308 f.) und von Huth (die Reisen der drei Söhne des Königs von Serendippo, in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur, neue Folge, Band II, Teil 6, S. 404 ff.) untersucht ist. Die von Sercambi angenommene Fassung ist ziemlich vollständig. Die Vorgeschichte (ein reicher Kaufmann hinterlässt seinen drei Söhnen drei kostbare Edelsteine; der jüngste Bruder stiehlt einen derselben, die übrigen merken es, und da der Übelthäter sich nicht zu erkennen geben will, begeben sich alle zum nächsten Landhauptmann (bali), damit dieser die Sache aufkläre) findet sich in gleicher Weise in dem jüdischen und kirgisischen Märchen, deren ersteres von Rendlau, letzteres von Radloff veröffentlicht ist, und welche Wesselofsky beide wiedergibt. Bei den drei Proben grossen Scharfsinnes, welche die drei Jünglinge danach auf ihrer Reise ablegen (die Schlüsse auf vorheriges Vorbeiziehen eines schielenden Kameles, welches mit Honig und Essig beladen ist und keinen Schwanz hat) und ebenso nachher bei der Mahlzeit des Landhauptmannes, wo sie das Fleisch eines mit Hundemilch grossgezogenen Tieres erkennen, den Wein, der auf einer Begräbnisstätte gewachsen und den Landhauptmann selbst als Bastard, nähert sich die Erzählung Sercambi's weit mehr als den beiden bereits angegebenen und als der in der „Reise der drei Söhne des Königs von Serendib" der älteren arabischen, welche ausser von Huth noch von Basset in der Mélusine, II, Col. 508 ff. angeführt wird. Auch die Geschichte, durch welche zum Schluss der Landhauptmann die Entlarvung des Diebes herbeiführt (dieser erklärt, er würde einem jungen Mädchen, der Braut eines Edelmannes, eine schimpfliche Behandlung nicht erspart haben, falls sie über die ihm zugehörenden Ländereien gegangen wäre), verrät unbedingt eine Ähnlichkeit mit der, welche sich in anderen Fassungen des Märchens vorfindet, wie zum Beispiel in der jüdischen und kirgisischen. Hinsichtlich dieser Erzählung vergleiche man auch noch Köhler, über J. F. Campbell's Sammlung gälischer Märchen, im „Orient und Occident", II, zu Märchen Nr. 19.

2. De simplicitate.

Die Geschichte handelt von einem Einfältigen, welcher sich in ein Bad begiebt, sich unter so vielen nackten Menschen nicht herauskennt und sich, als ihm einer zuruft: „Hinweg, du bist tot", für wirklich tot hält. Inzwischen soll er zum Begräbnis hinausgebracht werden, hört sich aber als schlechten Schuldner schmähen und ruft: „Wenn ich lebte, statt dass ich

Digitized by Google

jetzt tot bin, so wollte ich ... schon antworten!" Vgl. Poggio, Facetiae, No. 297, Morlini, Novellae, No. 2 etc. Ähnliche Geschichten kommen auch als Teile der Märchengruppe vor, welche den Inhalt einer ausführlichen Abhandlung Liebrecht's (zur Volkskunde, Heilbronn 1879, S. 124—141) ausmacht.

4. De magna prudentia.

Dies ist die Erzählung von dem schlauen Mädchen, welches auf die schwierigsten Fragen der Abgesandten eines Königs treffend zu antworten weiss und welchem es hinterher gelingt, dem Könige selbst einen Traum auszulegen und ihm zugleich die Untreue seiner Gemahlin aufzudecken. Dieselbe ist bereits von Köhler im Giornale storico della litteratura italiana (italienisches litteraturgeschichtliches Journal), XIV, S. 94 ff. erörtert. Den von Köhler angegebenen Varianten kann noch eine hinzugefügt werden, welche auf der Insel Cypern aufgefunden ist. In ihr kehren die üblichen schwer zu lösenden Aufgaben und Fragen wieder, z. B. die, sich wechselweise tragen, um das Hinaufsteigen auf einen Berg zu erleichtern, sowie die Frage, ob das Korn, das auf einem Felde gelb wird, schon verzehrt sei. Im Gegensatze zu anderen Fassungen der Erzählung hätte hier das „sich gegenseitig tragen" den Sinn, „sich an die Hand fassen." (Vgl. Liebrecht, Cyprische Märchen, No. 4, im Jahrbuche für romanische und englische Litteratur, 1870.)

5. De summa justitia.

Messer Bernabò Visconti, der von einem seiner Höflinge erfuhr, dass er ein armes Mädchen verführt hatte, zwingt ihn, sie zu ehelichen und ihr eine reiche Mitgift auszusetzen; dann lässt er ihn enthaupten. Sabedino delli Arienti (le Porretane, Verona 1540, nov. XXVIII) nimmt diese Probe strenger Gerechtigkeit für den König von Frankreich in Anspruch; sonst ist dieselbe aber ganz ebenso der Gegenstand seiner Novelle. Masuccio Salernitano (Il novellino, Napoli 1874, nov. XLVII) teilt sie dagegen dem Könige von Sizilien zu. Doni (Novelle, Milano, 1863, nov. XXI) und Bondello (Novelle, II, 15) erzählen Ähnliches, jedoch mit weniger tragischem Ausgange. Bei ihnen ist der richtende Fürst Alessandro de' Medici.

9. De vituperio pietatis
und Appendix, II, de vitio luxuriae (im Auszuge).

Hier handelt es sich um die Bestrafung dreier Geistlicher durch einen Ehemann, dessen Frau sie verführen wollen. In der ersten Erzählung (No. 9) empfängt die Dame im Einverständnisse mit ihrem Manne die drei Priester, lässt sie in drei Bädern verschieden färben und sperrt sie dann bei Ankunft ihres Gatten in ein Fass. Dieser schafft das Fass auf den Marktplatz, öffnet es dort und die Priester werden vor allem Volk beschämt. Die zweite Novelle entspricht der sehr bekannten deutschen Erzählung die drei Mönche von Kolmar. Dieser ganze Kreis von Geschichten ist bei von der Hagen, gesammelte Abenteuer, Stuttgart 1850, Bd. 3,

Digitized by Google

Abenteur XLII und bei Clouston, Popular tales and fictions, Edinburgh und London 1887, Bd. 2, S. 332 ff. zu vergleichen. Den Vergleichsstücken, welche man in diesen ausführlichen Schriften finden kann, fügen wir für die Geschichte der ersäuften Mönche (App. No. 2) zwei hinzu, welche uns erstens durch eine Erzählung aus Toscana, die von Pitrè (novelle popolari toscane, Firenze 1885, nov. LVIII) gesammelt ist, und zweitens durch eine umbrische, in den Kryptadia (Bd. 4, Heilbronn 1888, Novelle popolari Umbre) veröffentlichten Erzählung an die Hand gegeben werden. Diese Vergleichsstücke erhalten in diesem Falle eine gewisse Wichtigkeit dadurch, dass sie zeigen, wie sehr die Geschichte bei den Italienern populär war und noch ist. Dahin gehört auch noch zum Teil ein Märchen aus den Abruzzen, das in der Sammlung Finamore's (Tradizioni popolari abruzzesi, im Archivio per le tradizioni popolaria, VII, S. 211 f.) enthalten ist. Bleiben wir noch in Italien, so haben wir ferner eine litterarische Wiedergabe der Geschichte von Francesco Angeloni*) zu erwähnen, welche sich jedoch mit der Fassung Sercambi's nur im zweiten Teile deckt. Bei der ersten Geschichte Sercambi's von den gefärbten Priestern (nov. 9) habe ich aufmerksam zu machen erstens auf einen berühmten Fabliau von Raynaud, Des avocats, de la piment du deable, de Luque la maudite, trois dits tirés d'un nouveau manuscrit de fableaux, in der Romania, 1883, S. 209 ff., No. IX, welcher der Sercambi'schen Erzählung im ersten Teile sehr ähnelt, auch den eigentümlichen Zug von einem gefärbten Priester hat, dann sich aber auf ein anderes Thema wirft; zweitens auf eine kleine russische Erzählung aus den Kryptadia, Bd. I, Heilbronn 1883 (Contes Russes, No. 65), ein fast genau entsprechendes Gegenstück zu unserer Novelle. Vgl. ferner Morlini, Novellae, No. 72, de Muliere quae fefellit tres clericos.

11. De bono fatto.

Dies ist eine eigentümliche Vermengung zweier Erzählungen, welche beide bis auf uns gekommen sind, und welche das Volk jetzt getrennt erzählt, aber sonst in gleicher Weise. Die erste besagt, wie ein junger Mann, nachdem er sich bei einer Ehebrecherin Zugang verschafft, ihr loses Leben dem Gatten mit Hilfe eines ihm gehörigen Raben offenbart, den er für einen Wahrsager ausgibt. Die zweite behandelt das wohlbekannte Thema von einer Prinzessin, welche mit Hilfe verschiedener mit übernatürlichen Kräften begabter Männer gewonnen wird, eines ungemein raschen Läufers, eines andern, der so fein hört, dass er spürt wie das Gras wächst, eines nie fehlenden Schützen und eines Menschen, der so stark blasen kann, dass er eine Windmühle treibt. Der Läufer besiegt die Prinzessin im Wettlaufe, aber inmitten desselben lässt er sich durch ihre süssen Lieder einschläfern; da hält jedoch sein Kumpan mit dem starken Hauche die Prinzessin so lange vom Ziele zurück, bis die andern beiden, welche herausfinden, dass

*) Die Novellen Angeloni's, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte, sind im Manuskripte in der Biblioteca Marciana di Venezia (Italiani, classe XI, cod. CVI, 7: betr. Novelle auf Blatt 34 f.) erhalten. Sechs derselben sind von Gamba (Venezia 1839) veröffentlicht; andere wurden bei Gelegenheit von Hochzeiten benutzt und herausgegeben. Wir können daher nicht behaupten, dass die, welche wir im Auge haben, noch ungedruckt sei.

Digitized by Google

der Läufer eingeschlafen ist, ihn wieder wecken, so dass er doch noch im Wettlaufe siegt. Die erste Geschichte hat in gleicher Weise Cosquin (Contes populaires de Lorraine, Paris 1886, Bd. 1, S. 229 f.); für die zweite heben wir aus der grossen Zahl der Parallelen als besonders nahe verwandt die bretonische von Luzel (Contes populaires de Basse-Bretagne, Paris 1887, Bd. 3, contes divers No. 8) und die esthnische aus Kreuzwald's „esthnischen Märchen" (Dorpat 1881, No. 3) hervor.

17. De astutia in juvano.

Eine obscöne Geschichte von einem jungen Manne, welcher grosse Summen Geldes aufwendet, um eine Dame seinen unehrbaren Wünschen geneigt zu machen, der aber später sie mit Wucher zurückbekommt, als er zögert, den Wünschen dieser nämlichen Dame zu Willen zu sein. Es sind zwei Fassungen derselben, eine russische und eine umbrische, neuerdings in den Kryptadia, Bd. I, n. 65 und Bd. IV, S. 5 veröffentlicht.

21. De malitia et prudentia.

Der Priester Pasquino, in Liebe zur Madonna Monnina entbrannt und nicht im Stande, sie seinen Wünschen geneigt zu machen, nimmt zur Zauberei seine Zuflucht und verleitet zu dem Zwecke den jungen Sohn der Monnina dazu, dass er ihm etwelche Haare seiner Mutter bringt. Der Jüngling aber entdeckt alles seinen Eltern und diese heissen ihm dem Priester Haare einer Sau bringen. Daher kommt es denn, dass eines Tages, als der Priester seine Zaubersprüche über diese Haare gesprochen, die Sau aus dem Schweinestalle ausbricht und in voller Eile in die Kirche rennt, wo der Priester sich befindet. In derselben Weise wendet im goldenen Esel des Apulejus die Gattin Milo's eine Zauberei an, um zu ihren schändlichen Zwecken zu gelangen, und es ergibt sich daraus in der nämlichen Weise eine ähnliche Folge jener Verwechslung. S. a. a. O. die Erzählung der Fotis im fünften Buche.

23. De superbia et pauco bene.

Die Hölle tritt in den Dienst eines bösen Herren und wartet nur darauf, dass er eines Tages vergessen werde, die heilige Jungfrau zu begrüssen und zum Schutze seiner Seele anzurufen. Nach vielen Jahren kommt ein Engel in Gestalt eines Pilgers vom Himmel herab zu dem Herrn und macht ihn mit der Gefahr bekannt, in der er beständig schwebt. Er veranlasst ihn, ein anderes Leben zu beginnen. Dies Wunder wird in vielen Sammlungen von Beispielen frommer Busserei erzählt, zunächst in der Legenda aurea des Jacopo da Varagina (s. Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden, zweite Folge, Wien 1888, S. 62); ferner in dem Libro de los exemplos, Madrid 1884, Beispiel CXCVII, welches vollkommen mit der Erzählung eines altdeutschen Dichters übereinstimmt, „der Raubritter und sein Kämmerer", welche von der Hagen in seinem oben citierten Werke, Abenteur LXXXVI, wiedergibt (vgl. auch Morel-Fatio, el libro de los exemplos No. 45, mitgeteilt in der Romania, VII); alsdann in Etienne de

Digitized by Google

Bourbon, Anecdotes ecc; in der Ausgabe von Lecoy de la Marche, Paris 1877, No. 200; endlich in den Miracles de Notre Dame en Provençal, herausgegeben von Ulrich, No. 5, mitgeteilt in der Romania, VIII, p. 18 und in Alcuni miraculi de la gloriosa verzene Maria, Milano, 1469, cap. II.*) Es würde uns sehr schwer fallen, unter den angegebenen Erzählungen die mit Bestimmtheit anzugeben, welche Sercambi sich direkt ausersehen. In der That unterscheiden sie sich nur wenig und nur durch eine oder die andere Einzelheit, so dass sie keinen Stoff zu sicherer Auswahl bieten. Ausserdem will es uns scheinen, als habe Sercambi die dürftige Erzählung, wie man sie in obigen frommen Schriften liest, namhaft erweitert.

25. De bona fide.

Ein Jude wendet sich an ein Bild der Jungfrau, damit sie ihm einige Zweifel über die christliche Religion und über ihre Jungfräulichkeit löse. Die Jungfrau antwortet ihm und bekehrt ihn zum Christentum. Zu bemerken ist, dass sowohl die Fragen des Juden als die Antworten der Jungfrau gereimt sind. Wir haben noch ähnliche Beispiele von solchen gereimten Legenden, z. B. macht Mussafia, a. a. O. II, S. 87 ff. auf eine Sammlung von Wundern der heiligen Jungfrau in achtzeiligen Strophen aufmerksam, welche in einem Codex der Laurenziana (aus dem 15. Jahrhundert) aufbewahrt ist. Von den darin gesammelten Wundern bietet das vierundsiebenzigste einige Ähnlichkeit mit vorliegender Geschichte Sercambi's dar.

29. De falso perjurio.

Hier liegt die bekannte Geschichte der Ehebrecherin vor, welche sich gegen die begründete Anklage wegen Ehebruchs mittels eines Gottesurteils verteidigen soll, mit Hilfe ihres Geliebten aber dem furchtbaren Gerichte sich hinterlistig zu entziehen weiss. Vergl. Verfassers Novelle del „Mambriano" del Cieco di Ferrara, Turin 1888, S. 65 ff., wozu noch eine andere italienische Fassung der Novelle kommt, welche Prato in dieser Zeitschrift (I, S. 111) anführt.**) Man sehe ferner v. Wlislocki, die Episode des Gottesgerichtes in „Tristan und Isolde" unter den transsilvanischen Zeltzigeunern, in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1887. — In der Novelle Sercambi's besteht das Gottesurteil in einem von den Römern eingerichteten Mühlsteine, „welcher die eigentümliche Kraft hatte, dass er sich drehte, sobald eine Frau, die ihren Mann hintergangen hatte und einen falschen Eid auf ihre Unschuld leistete, dass er aber ruhig liegen blieb, ohne sich zu drehen, wenn eine Frau einen wahrheitsgetreuen Eid ablegte."

*) In bezug auf diese Ausgabe vergl. Berlan, La introduzione della Stampa in Milano, a proposito dei „Miraculi de la gloriosa verzene Maria" mit der Jahreszahl 1469, Venedig 1884. Die Nationalbibliothek in Turin besitzt ein schönes Exemplar derselben.

**) Eine ausserdem (a. a. O., S. 112) von Prato citierte italienische Variante aus Levanzio de Guidicciolo's Antidoto della gelosia ist zu sehr von unserer verschieden, als dass sie Beachtung finden könnte.

Digitized by Google

33. De falsitate mulieris.

Die bekannte Sage von Aristoteles, der das Kammermädchen der Gemahlin Alexanders auf seinem Rücken reiten lässt. Vgl. Dunlop-Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, S. 483 und Gidel, nouvelles études sur la littérature grecque moderne, Paris 1878, S. 331—384. In der Sercambi'schen Novelle folgt darauf die Erzählung von der Rache des Aristoteles, welcher dem Alexander die Liebesintrigue der Herrscherin mit einem als Mädchen verkleideten jungen Manne enthüllt. Vgl. hierüber die vierte Novelle Sercambi's (s. o.).

36. De natura femminili.

Ranieri schickt seine junge Frau ihren Eltern zurück, da sie in einer gewissen Beziehung schon in der Hochzeitsnacht zu viel Erfahrung gezeigt habe. Frau Bambacaja überredet ihn unter Berufung auf das Beispiel der Ente, sie wieder zu sich zu nehmen. Diese kleine Geschichte findet sich wieder im Paradiso degli Alberti von Giovanni da Prato, herausgegeben von Wesselofsky, Bd. II (Text), Bologna 1867, S. 122 f. — Il Paradiso degli Alberti ist kurz vor dem Jahre 1430 geschrieben.

40. De justa sententia.

Salomo's Urteil, um herauszufinden, welcher von zwei Söhnen der echtbürtige sei. Die Erzählung Sercambi's hat grosse Ähnlichkeit mit der Del Tuppo's, welche andern Ortes von uns berücksichtigt ist. S. di alcune novelle inserite nell' „Esopo" di Francesco del Tuppo, Turin 1889, Nov. LXV.

56. De magnanimitate mulieris et bona ventura juvani.

Dem Dekameron II, 3 entnommen. Über andere, nicht in geringer Zahl, von Sercambi dem Dekameron entlehnten Novellen vgl. Renier, novelle inedite di Sercambi, S. LVIII f., und die Zusätze von Torraca in der Nuova Antologia 1889, Heft 4, S. 367 ff.

58. De latrone et bona justitia.

Eine ziemlich verstümmelte Wiedergabe der Sage vom Schatze des Rhampsinit. Es scheint sehr unwahrscheinlich, dass sie Sercambi mündlicher Mitteilung verdankte, und möchte er sie eher dem Pecorone des Ser Giovanni Fiorentino (IX, 1) entnommen haben. Mit dieser Fassung stimmt sie sehr oft auch in der äusseren Form überein; so zum Beispiel sagt Sercambi vom Diebe, dass er, um die Klagen seiner Angehörigen zu motivieren, „preso un coltella in sulla mano si diè per modo che molto sangue versò", während Ser Giovanni dafür hat: „.... prese un coltello, e diessi sulla mano, e fecesi una gran taglatura."

62. De malvagitate ypocriti.

Hierin wird das Wunder des heiligen Antonius erzählt, welches später auch Stoff für eine Novelle des Masuccio Salernitano gab: „Ein feister

Digitized by Google

Mönch hat ein Stück Leinwand von einer Frau an sich gebracht; ihr Mann will es wieder haben; der Mönch macht ihm weiss, dass das Feuer des heiligen Antonius davon angefacht sei und bekommt das Zeug wieder in seinen Besitz." (Nov. XVIII.) Dieselbe Geschichte wurde von Firenzuola seiner Übersetzung von Apulejus' goldenem Esel (Buch 8) eingefügt.

63. De malitia in inganno.

Frate Bonseca, der vorgibt Marzo zu heissen, weiss von einer Frau von geringem Verstande Schweinefleisch zu bekommen; später gibt er ihr eine Reliquie, um sie schwanger zu machen, indem er vorgibt, der Knabe, den sie gebären werde, würde Papst werden. Der erste Teil der Geschichte lebt noch jetzt im Munde des Volkes fort (vgl. Cosquin a. a. O., Nov XXII.); hinsichtlich des zweiten s. Sacchetti, 217. In gewissem Sinne erinnert unsere Erzählung auch an die sehr bekannte des „Facitore di papi."

65. De cattivitate stipendiarii.

Erzählung von lächerlichen Abenteuern zweier prahlerischer Soldaten. Eines Tages hatte einer von ihnen, Namens Folaga.... „seine Hosen abgezogen und die Kleider hochgehoben um seine Notdurft zu verrichten, als ein Fallgatter, dem er mit seinen Lenden nahe gekommen war, seine Kleider erfasste. Folaga, in der Meinung, dass Feinde da seien, rief: ich gebe mich gefangen, mich und fünfzig Genossen, die bei mir sind!" Diese Episode muss sagenhaft sein; Sacchetti (13) erwähnt sie, und ich selbst hörte, wie man sie einer Dame andichtete, welche in das Gebirge geflüchtet war, weil sich das Gerücht von einer Kriegsrüstung der Türken verbreitet hatte.

69. De subita malitia in muliere.

Ganz der Inhalt des Fabliau „du villain qui vit sa femme avec un ami." Die Geschichte ist auch im Libro di novelle antiche, edit. Tambrini, Bologna 1868, zu lesen. Andere Parallelstellen anlangend, vgl. die Erläuterungen D'Ancona's und Köhler's über dieses Novellenbuch (Propugnatore, I. S. 628—633; Gött., Gel. Anz., 1869, S. 761—773).

70. De mala correctione.

Ein Austausch von Unanständigkeiten zwischen einem jungen Manne und einem Mädchen, das zuletzt den Schimpf davonträgt. Ganz ähnlich ist eine kleine russische Erzählung in den Kryptadia I, No. 52.

84. De ingenio mulieris adulterae.

Eine neue Lesart des von Ariost im Orlando furioso (28. Gesang) behandelten Stoffes. Rajna, der ihn schon in seinen „Fonti del Furioso" behandelt hatte, ist neuerdings darauf zurückgekommen und beleuchtet mit gewohntem Scharfsinn die Novelle Sercambi's. In den Kryptadia, Bd. 4.

Digitized by Google

novelle popolari Umbre, No. 4, findet sich eine volkstümliche Variante, jedoch von geringerer Bedeutung als die des Sercambi. Vielleicht ist die umbrische Fassung direkt Ariost's Episode entnommen.

87. De disperato dominio.

Graf Biocolo verschreibt sich dem Teufel, damit ihm dieser zur Rache an dem Grafen Danese verhelfe. Nachdem mit Hülfe des Teufelsgeldes die Macht seines Gegners gebrochen ist, ladet Graf Biocolo eine Menge Kavaliere zum Schmause ein, um den Sieg zu feiern, aber während des Gastmahles dringt der Teufel in den Saal und nimmt den Grafen durch die Luft in die Hölle mit sich fort. Diese Legende findet sich ebenfalls in den Assempri di Fra Filippo da Siena, Siena 1864, No. 39: „D'un soldato che ricevette in presta dal diavolo tremila fiorini d'oro, e come nel portò in anima et in corpo."

90. De malitia mulieris adulterae et simile malitia viri.

Die bekannte Geschichte vom Schneesohne (figlio di neve), wie sie auch im Libro di novelle antiche, novella XXXV, enthalten ist. Vgl. die schon oben angeführten Erläuterungen D'Ancona's und Köhler's und hinsichtlich fernerer alter Varianten Romania, V, S. 124 und 232.

91. De pauco sentimento in juvano.

Ein eifersüchtiger Ehemann, der seine Gattin verlassen muss, malt ihr zwischen Brust und Leib einen Widder ohne Hörner; ein Maler gibt sich aldann die Mühe, sie hinzuzumalen. Dasselbe Thema ist von Fortini (Novelle, vol. I, Florenz 1888, giornata II, nov. X) und von Gamerra in seinem etwas langatmigen komischen Heldengedichte La Corneïde (Livorno 1781) behandelt.

93. De juvano futtili in amore.

Dies ist die Sage von Pyramus und Thisbe. Unter den vielen mittelalterlichen Versionen dieser tragischen Geschichte verdient die des Jacopo della Lana (in seinem Commento della divina Commedia und in dem oben citierten Libro di novelle antiche, Nov. 41 wieder abgedruckt) hervorgehoben zu werden. Wie Renier (a. a. O., S. XXXVIII—XXXIX) sicher nachweist, war jener Commento dem Sercambi wohlbekannt; vielleicht mag er ihn auch bei dieser Novelle benutzt haben. Was die Fassung Sercambi's selbst anbelangt, so steht sie indessen in vielen Punkten dem Texte des Ovid näher als die Wiedergabe Lana's. Dass nun aber Sercambi direkt aus dem Lateinischen übersetzt habe, ist nicht recht zu glauben, da er schon durch die fehlerhaften lateinischen Titel seiner Novellen seine Unkenntnis dieser Sprache sattsam verrät; vermutlich hat er sich einer der italienischen Übersetzungen der Metamorphosen bedient, welche, wie wir wissen, zu jener Zeit bereits vorhanden waren.

Digitized by Google

94. De prava amicitia.

Jac lo bric, Ritter aus Paris, thut der Gattin seines Freundes Messer Alberico, der sie ihm bei seiner Abreise zu einem Feldzuge anvertraut hatte, Gewalt an. Als ihr Gemahl heimkehrt, offenbart ihm seine Frau die erlittene Unbill und fordert ihn auf mit dem Verräter zu kämpfen. Der Zweikampf findet auch statt, und Alberico, obgleich schwach in Folge eines Wechselfiebers, tötet seinen Gegner auf wunderbare Weise. Dasselbe wird von Nicolas de Troyes (le grand paragon de nouvelles, Paris 1869, Novelle XVII, „de Jacques le Gris qui print à force une demoiselle en son chastel, laquelle le dit à Jehan de Carouge, son mary, et comment Jehan de Carouge combattit vaillament Jacques le Gris, et de ce qui s'ensuivit"). Der Herausgeber des Grand Paragon, Emile Mabille, bemerkt dazu: „l'Evènement dramatique.... est une des historiettes, intercalées par Olivier de la Marche dans son Traité du gage de bataille. Le duel qui en est le dénouement a réellement eu lieu." Indessen, fährt Mabille fort, weicht die Erzählung hier von der Novelle beträchtlich ab.

95. De malvagio famulo.

Ein Diener, der eine ganze Familie missbraucht. Vgl. Poggio, a. a. O., S. 195, Kryptadia vol. I, Contes russes, no. 45, und vol. III, p. 258. Mohammed ben Habib, conte arabe.

102. De bona ventura.

Von den wohlbekannten Fabliau „Le chevalier qui faisait parler les c.... et les c...."*) Dasselbe anrüchige Thema ward später in Italien von Forteguerri (Novelle edite e inedite, Bologna 1882, nov. VII) behandelt.

106. De subito amore acceso in muliere.

Ein Einfaltspinsel findet seine Frau auf einem jungen Manne liegend und da er glaubt, dass sie ihn durchprügele, lässt er ihn sich rächen und seinerseits sich auf die Frau legen Wir hätten dieser wenig erbaulichen Geschichte nicht gedacht, wenn nicht ein Gegenstück dazu uns erwähnenswert erschienen wäre, welches ein altes italienisches Lied (s. Aloisi, Canzonette antiche, Florenz 1884, canzone IV) darbietet. Diese Parallele von einer Novelle und einem alten Liede steht nicht vereinzelt da. Aloisi selbst hat (S. 35 ff.) eine Canzonette, welche denselben Inhalt hat wie die Novelle VII, 4 des Dekameron. Während aber bei letzterer die Vermutung nicht ausgeschlossen ist, dass das Gedicht direkt diesem nachgebildet ist, so kommt eine solche Annahme doch für die ziemlich wenig bekannt gewordenen Novellen Sercambi's kaum in Betracht.

Appendix, I. (Im Auszug.) De transformatione naturae.

Vgl. Cent nouvelles nouvelles, Paris 1858, Nov. XLI, „D'ung chevalier qui faisoit vestir sa femme ung Lanbergon quand il lui vouloit faire ce

*) Raynaud, a. a. O., erwähnt eine neue Lesart des Fabliau, in welcher der Schluss etwas verschieden ist

Digitized by Google

que savez, ou compter les dens; et du clerc qui lui apprint autre manière de faire, dont elle fut à pou près par sa bouche mesme encusée à son mary, se n'eust esté la glose qu'elle controuva subitement."

Appendix, X. (desgl.) De novo ludo.

Der heilige Martin, in den Dienst eines ihm ergebenen Frommen getreten, richtet einen Priester übel zu, der dessen Frau den Hof macht. Eine griechische volkstümliche Erzählung, von Roccaforte gesammelt und von L. Bruzzano im Archivio per le tradizioni popolari, VI, S. 368 ff. veröffentlicht, erzählt im wesentlichen dasselbe, nur mit dem Unterschiede, dass hier der Teufel an Stelle des heiligen Martin tritt.

Appendix, XII. (desgl.) De pauca sapientia viri contra muliere.

Handelt von der sonderbaren Art und Weise, wie ein Apotheker einer liederlichen Dame einen Zahn auszieht und wie dies durch die Einfalt eines Mädchens entdeckt wurde. Dieselbe Anekdote findet sich bei Domenichi, Facetie, motti et burle, Venetia 1599, S. 144.

Digitized by Google

Der starke Hans.

Eine Reihe mythischer Volksdichtungen

von

THEODOR VERNALEKEN — GRAZ.

I. Hans als kunstreicher Schmied.

Vor vielen Jahren lebte ein Handwerksmann, der aber wenig in seiner Heimat blieb, sondern mehr die fernen Länder besuchte, um hier sich ein Vermögen zu erwerben. So kam es nun auch, dass er über den Ozean fuhr, hier aber Schiffbruch litt und nachdem schon alle seine Reisegefährten ertrunken waren, sich noch mühselig auf eine kleine Insel rettete. Indem er nun hier von seinen überstandenen Mühen und Gefahren ausruhte, störten ihn zwei Zwerge in seiner Ruhe und fragten ihn zornig, was er hier wolle und wie er hierher komme. Er erzählte ihnen sein Abenteuer, und nachdem er geendet hatte, bat er sie um Herberge und Nahrung. Allein die Zwerge veränderten ihr hartherziges Benehmen gegen ihn nicht, sondern nötigten ihn, bei ihnen zu bleiben und sie in ihren Schmiedearbeiten zu unterstützen. Als dies der Wanderer hörte, bat er flehend, ihn fort zu lassen und in seine Heimat zu bringen, da er eine Frau und einen unmündigen Sohn in der Ferne besitze, die seiner Hilfe und Unterstützung bedürften. Kaum hörten dies die Zwerge, als sie ganz anders gesinnt wurden; sie versprachen unter der Bedingung ihn in seine Heimat zu bringen, wenn er ihnen seinen Sohn, nachdem er das zehnte Jahr zurückgelegt habe, bringe und erst nach zehn Jahren wieder hole. Versäume er jedoch diese Frist, so sei sein Sohn für ihn unrettbar verloren, da die Zwerge ihn nach Ablauf dieser Zeit ermorden würden, Der Wanderer gelobte dies und wurde mit grosser Freundlichkeit zu einem Schiffe geführt, auf dem er, geleitet von anderen Zwergen, glücklich sein Heimatland erreichte. Hier erzählte er im Kreise seiner Familie seine Abenteuer mit dem Versprechen, niemals mehr in die Ferne zu ziehen, sondern sein Brot daheim zu suchen. Dasselbe Schiff sollte nun nach Ablauf der

Anmerkung. Unsere Götter- und Heldensage macht viele Wandelungen durch und flüchtet sich zuletzt, kaum noch erkennbar, in das Volksmärchen, in welches nur einzelne Züge aufgenommen werden. Ein so später Nachklang der Wielandsage ist das folgende. Ich hörte es vor mehr als 20 Jahren in Hieflau (Obersteiermark), unweit des Erzberges, an den sich viele Zwergsagen knüpfen. Es ist eine märchenhafte Variante der verbreiteten Wielandsage, über welche Veckenstedt im 7. und den folgenden Heften dieser Zeitschrift handelt (vergl. Steinmeyer, in der Zeitschrift für Altertum. 19. Bd., 1. Heft; Müller, Heldensage, S. 124 u. s. w.)

Folgende Mitteilungen aus dem Volksmunde sind als Beiträge zur mythischen Volksdichtung anzusehen, deren Hauptheld eine ständige Volksfigur ist, nämlich der starke Hans.

Digitized by Google

Frist seinen Sohn holen und in das ferne Inselland zu den Zwergen bringen. Der Mann führte seinen Sohn an das Meer, wo schon das Schiff mit den Zwergen in Bereitschaft stand und, nachdem er das Versprechen gegeben hatte, ihn sicher nach zehn Jahren wieder zu holen, nahm er Abschied, um ihn nie wieder zu sehen, da sein früher Tod es verhinderte. Sein Sohn, Namens Hans, landete glücklich auf dieser Insel, wo er von den Zwergen mit aller Freundlichkeit empfangen wurde. Sie führten ihn in ihre Schmiedekluft, die er niemals mehr verlassen durfte. Es war ein Schlund mit glitzernden, teilweise glühenden Wänden. In der Werkstätte selbst arbeiteten meist hinkende Zwerge, deren Köpfe das grösste am Körper waren und besonders die beiden Meister deutlich kenntlich machten. Letztere gingen in der Werkstätte umher, um die Arbeiten der an einem grossen Feuer beschäftigten Gesellen zu besehen, die sehr geschickt und flink die Befehle ihrer Herren ausführten. Nachdem nun Hans sich mit Erstaunen an der unermesslich grossen Werkstätte, sowie an dem emsigen Fleisse der Arbeiter und ihrem seltsamen Körperbaue geweidet hatte, wurde er in eine gesonderte Werkstätte gebracht. In dieser lernte er, geleitet von einem dieser Zwerge das Schmiedehandwerk, in welchem er tüchtige Fortschritte machte, so dass er bald keines Lehrers mehr bedurfte. Nach längerem Aufenthalt und seines Fleisses wegen schenkten ihm die Zwerge ihr ganzes Zutrauen und brachten ihm nach und nach immer andere Werkzeuge, die, wie es ihm schien, auch Wunderkraft besassen. So verging nun die Zeit, ohne dass Hans es wusste; aber er erinnerte sich noch kurz vor Beendigung des zehnten Jahres seines unterirdischen Aufenthaltes der Worte der Zwerge und seines Vaters und dachte nach, wie er seine Freiheit wieder erlangen könne. Eines Tages, als die Zeit schon vorbei war, da Hansens Vater zu seiner Erlösung kommen sollte, kamen beide Zwerge zu ihm, und nachdem sie seine Arbeiten angesehen, entfernten sie sich auf einige Schritte von ihm und sprachen ganz still miteinander. Diesen Augenblick benutzte Hans, um den von ihnen beschlossenen Mord zu verhindern, griff nach seinem Hammer und schlug beiden Zwergen ihre grossen Köpfe ab. Vor ihnen wäre er nun wohl sicher gewesen, aber er musste seinen Weg in's Freie nach einer andern Seite bahnen, um nicht in die Hände der übrigen Zwerge zu fallen. Schnell ging er an das Werk, und mit Hilfe seiner trefflichen Werkzeuge befand er sich bald im Freien. Hier befand er sich wieder in der freien Luft und am Tageslicht, dass er schon seit zehn Jahren hatte entbehren müssen. Schon glaubte er alle Hindernisse beseitigt zu haben, als sich ihm ein neues entgegenstellte; er fand nämlich kein Fahrzeug, das ihn an's Festland bringen könnte. Vergeblich spazierte er an den Küsten der Insel herum, um das Schiff mit den Zwergen, welches ihn an diese Insel gebracht oder ein anderes Fahrzeug zu entdecken oder am fernen Meere ein Schiff zu erblicken, das ihn in seine Heimat oder in ein anderes von Menschen bewohntes Land zu bringen im stande sei. Ganz trostlos bereute er die an den Zwergen verübte Mordthat, da er jetzt keinen Ausweg zur Flucht besass und in die Hände der übrigen Zwerge fallen musste, die ihre Herren vermissen würden. Schon wollte er wieder in die unterirdische Höhle kriechen, als ein neuer Gedanke ihn davon abhielt, nämlich der, sich ein Floss zu bauen und damit zu entfliehen.

Digitized by Google

Kaum hatte er diesen Gedanken gefasst, als er mit seiner Axt an einen zunächst stehenden grossen Baum sprang und denselben fällte. Nach wenigen Stunden war er ausgehöhlt, und nun schlich er zurück, um die Werkzeuge zu holen und zum letztenmal die Schmiedekluft zu betreten. Von der anliegenden Werkstätte tönten noch ebenso die Töne des Hammers herüber wie früher, was ihm eben bewies, dass der Mord noch nicht entdeckt sei und es keiner besonderen Eile bedürfe. Nachdem er alle Werkzeuge hinaufgeschafft hatte, brachte er den hohlen Baum ans Ufer und verbarg sich in denselben. Indem er sich im Innern des Stammes hin und herdrehte, gelangte er mit demselben weiter ins Wasser, wo er vom Winde von der Insel immer weiter fort getrieben und bald ein Spiel der Wellen wurde. Jedoch der günstige Wind trieb ihn eilends an ein benachbartes Land, wo er von den Wellen ans Ufer geworfen wurde. Hans erfreute sich während dieser Reise des besten Wohlseins, und ein erquickender Schlaf bewirkte, dass er von seiner gelungenen Rettung noch nichts wusste, als die Bewohner, welche diesen Stamm bemerkt hatten, sich nach Herzenslust über diesen hermachten, und so auf eine freilich nicht sanfte Weise Hansen seine Rettung verkündeten. Hansens Freude verwandelte sich aber bald wieder in Furcht, da jene den Baum zerschlagen wollten und er dann keineswegs verschont bleiben würde. Er nahm nun seinen Hammer und schlug an der inneren Wand desselben an, um ihnen das Zeichen zu geben, dass ein lebendes Wesen sich in dem Stamme befinde. Als die Leute dies hörten, traten sie furchtsam zurück, da sie es als ein Unglückszeichen ansahen. Da aber dieses Klopfen sich immer vermehrte, beschlossen sie den Stamm zu verbrennen. Hans war über seine Rettung so hoch erfreut, dass er es nicht mehr im Innern seines Rettungsbootes aushalten konnte und dasselbe zersprengte, was gerade noch zur rechten Zeit geschah. Er kam endlich zum Vorschein, und als dieser Jüngling mit seiner silberglänzenden Rüstung die er gleichfalls mitgenommen hatte, herausstieg, verbeugten sich alle Anwesenden, indem sie ihn als einen Gott betrachteten, der entweder aus der Tiefe des Meeres emporgestiegen, oder sich vom Himmel herabgelassen habe. Hans suchte die Achtung und Furcht des Volkes zu benutzen und liess sich zum Könige führen. Der hiess ihn willkommen und nahm ihn freundlich auf. Hier nun musste er sein Abenteuer erzählen. Er erwähnte aber nichts von den Zwergen, sondern erzählte bloss, er sei aus seinem Vaterlande, in welchem er bisher als Schmied gelebt, ausgewandert, um eine bessere Gelegenheit für seine Geschicklichkeit zu finden. Der König jenes Landes war weit und breit wegen seiner Tyrannei gefürchtet und glaubte durch die Geschicklichkeit Hansens, den er noch immer als ein höheres Wesen betrachtete, seinem Untergange entgegen zu gehen. Er suchte ihn daher wieder möglichst schnell aus dem Wege zu räumen, weshalb er von ihm eine Probe seiner Geschicklichkeit verlangte, mit dem Bemerken, könne er sie nicht lösen, so werde er den Flammen übergeben. Er stellte ihm nämlich die Aufgabe, eine Rüstung zu machen, die für alle Waffen undurchdringlich sei. Es wurde ihm ein Zimmer eingeräumt, und nachdem er alle seine Werkzeuge an sicheren Orten versteckt hatte, ging er eifrigst an seine Arbeit. Die Rüstung ward vollendet und dem Könige übergeben, welcher der Untersuchung über die Brauchbarkeit der Rüstung bei-

Digitized by Google

wohnte und nicht wenig über deren seltene Festigkeit erstaunte. Hansens Name und Geschicklichkeit ward nun im ganzen Lande bekannt und gelangte so auch zu den Ohren eines anderen Schmiedes, der bisher die Waffen für den König verfertigt und dessen Waffen dem Kriegsheere des Königs erspriessliche Dienste geleistet hatten. Dieser begann einen Wettstreit mit Hansen, der dazu ganz bereitwillig war. Beide gingen an die Arbeit, welche darin bestand, dass Hans ein Schwert verfertigen musste, welches die Rüstung des andern Schmiedes zu durchdringen im stande wäre; könne er es nicht, so sei er des Todes. Als das Schwert verfertigt war, ging Hans an einen Bach, welcher einen ganz langsamen Lauf hatte, und unternahm hier für sich die Probe von der Schärfe des Schwertes. Er steckte es nämlich in den Sand des Baches, so dass die Schneide gegen das Wasser gerichtet war, ging einige Schritte aufwärts und legte Baumwolle auf das Wasser, damit sie gerade an das Schwert treibe. Wirklich wurde sie trotz des geringen Anstosses zerschnitten. Dies gab Hansen die Gewißheit, dass er keine Gefahr zu befürchten habe und er erwartete den Tag der Entscheidung. An diesem Tage versammelte sich das ganze Volk, sowie auch der König an einem bestimmten Platze und erwartete den Ausgang der Wette. Der erste Schmied, der die Wette vorgeschlagen, erschien mit einer Rüstung angethan, keck und stolz und sprach prahlerischer Weise zu Hans, er könne gleich den Versuch machen, ihm durch seine Rüstung den Kopf abzuhauen; könne er es aber nicht, so büsse er dafür den seinen. Ohne besondere Anstrengung hieb nun Hans den Kopf seines Gegners ab, der mit Blut bedeckt zu Boden fiel. Das Volk und der König staunten natürlich nicht wenig, wie Hans mit solcher Leichtigkeit einen Mann besiegen könne, der doch für den grössten und geschicktesten Schmied im ganzen Reiche galt. Der König verlangte nun dieses Schwert von Hansen, allein Hans, der die Schlauheit des Königs schon kannte, versprach erst des andern Tages ihm dasselbe zu übergeben. Während dieser Zeit war Hans beschäftigt, ein anderes Schwert zu schmieden, welches dem ersten ganz ähnlich sah, aber für seine Rüstung unbrauchbar war; denn er merkte die Absicht des Königs, ihn zu ermorden. Dieses Schwert übergab er feierlich dem Könige, der sich wohl nicht betrogen glaubte und bald darauf auch die Mordthat verrichten wollte; das ward aber durch Hansens Rüstung verhindert. Alsdann nahm aber auch Hans sein Schwert um die böse That zu rächen. Es gelang ihm besser und er befreite so das Reich von dem Tyrannen. Da keine Nachfolger des Königs da waren, so rief das dankbare Volk Hansen zum Herrscher des Reiches aus. Und noch lange regierte Hans, der berühmteste der Schmiede, glücklich und zufrieden und brachte das Reich in einen blühenden Zustand.

Digitized by Google

Albanesische Märchen und Schwänke.

Mitgeteilt und übersetzt
von
J. U. JARNIK — PRAG.

Der Gerechte und der Ungerechte.

Es waren zwei Personen, des Weges gehend; die eine war ein gerechter Mann, der andere war ungerecht. Die beiden fingen eine Unterredung an; der eine sagt: „Was ist recht, das Gerechte oder das Ungerechte?“ — Der Gerechte sagt: „Das Gerechte ist recht“, der Ungerechte sagt: „Nein, das Ungerechte ist recht.“ Der eine sagt „das Ungerechte“, der andere „das Gerechte“; anders beendigten sie nicht das Gespräch, als dass sie wetteten, dass, wer die Wette verliert, man ihm die Augen blenden werde, und sie wetteten einen Mann zu fragen: der Teufel kommt ihnen entgegen in der Gestalt eines Menschen. Diese fragen ihn: „Herr, was ist recht, das Gerechte oder das Ungerechte?“ Dieser sagt zu ihnen: „Das Ungerechte.“ Sie liessen es zunächst dabei, um noch einen andern zu fragen. Der Teufel kommt ihnen wieder entgegen wie ein Greis. Sie fragen ihn: „Was ist recht, das Gerechte oder das Ungerechte?“ Dieser antwortete ihnen wieder: „Das Ungerechte.“ Der Mann liess es nicht zu an den Augen geblendet zu werden, sondern verlangte noch einen andern zu fragen. Wieder kommt ihnen der Teufel entgegen in anderer Gestalt. Sie fragen ihn: „Was ist recht, das Gerechte oder das Ungerechte?“ Er sagt zu ihnen: „Das Ungerechte ist recht.“ Darauf fuhrte der Ungerechte den Mann unter eine Eiche und stach ihm die Augen aus, dieser stieg auf den Gipfel der Eiche, um daselbst zu schlafen.

Am Abend kamen die Teufel dorthin unter die Eiche. Wie sie alle versammelt waren, fragt das Haupt der Teufel: „Was habt ihr heute gethan?“ — Der eine sagt: „Der Tochter des Sultans habe ich den Kopfgrind aufgesetzt.“ Fragt den andern: „Was hast du gethan?“ — „An einer Brücke, welche gebaut wird, habe ich bewirkt, dass sie nicht stehen bleibt: am Tage baut man, in der Nacht stürzt sie ein.“ Fragt den andern: „Und du, was hast du gethan?“ — „Ich habe gethan, dass der eine dem andern die Augen ausstach.“

Das Oberhaupt der Teufel fragt: „Welches Heilmittel kann man gegen den Kopfgrind haben?“ Der Teufel antwortete ihm: „Waschen mit dem

Anmerkung. Vgl. Příspěvky ku Poznání Nářečí Albánských uveřejnuje Jan Urban Jarník. V. Praze, 1883.

Digitized by Google

Wasser der Quelle." — Er fragt: „Und die Brücke, welches Heilmittel kann die haben?" — „Steine des Grundes der zerfallenen Festung nehmen und dieselben zur Grundlage der Brücke machen." — „Und der Blinde, welches Heilmittel kann der haben?" — „Von dieser Asche nehmen und die Augen bestreichen, dieselben werden ihm gesund."

Das Tageslicht erglänzte, die Teufel gingen von diesem Orte. Der Blinde steigt herunter und nimmt von der Asche und bestreicht die Augen und sieht sogleich wie zuvor. Er nimmt von dem Wasser der Quelle und geht zum Sultan, sagt: „Ich bin gekommen den Kopfgrind der Tochter des Sultans zu heilen." Die Diener stossen ihn und lassen ihn nicht eintreten. Er schreit: „Ich will mit dem Sultan reden." — Der Sultan hört ihn schreien: „Was ist das für ein Mann, der draussen schreit?" Man erzählt dem Sultan: „Dieser Mann sagt: Ich bin gekommen, um den Kopfgrind deiner Tochter zu heilen." Der Sultan sagt: „Führt ihn herein!" Der Mann trat ein und sagt zum Sultan: „Ich will den Kopfgrind deiner Tochter heilen." Und der Sultan willigte ein, ihm das Mädchen zu übergeben, und er benetzte den Kopf mit dem Wasser, der Kopfgrind heilte sogleich. Der Sultan gab ihm sechs Pferde mit Geld. — Dieser geht, wo man die Brücke baute; er erklärt den Arbeitern: „Ihr müsst Steine des Grundes der zerfallenen Festung nehmen und dieselben als Grundlage der Brücke legen, dann bleibt euch die Brücke stehen." Sie nahmen von jenen Steinen und steckten dieselben in die Grundlage der Brücke, und die Brücke blieb stehen und stürzte nicht mehr ein und sie gaben ihm eine gute Belohnung mit.

Der Gerechte kehrte zurück, um nach Hause zu gehen; er trifft den ungerechten Mann, der ihm die Augen geblendet hatte. Dieser erstaunte, als er ihn an beiden Augen gesund sah und sieben Pferde mit Geld und fragt: „Was hast du gethan, um an den Augen gesund zu werden und dass du all dies Geld verdient hast?" — Dieser antwortete ihm: „Das Gerechte." Er bittet ihn: „Komm und blende auch mir die Augen an dem Orte, wo ich sie dir geblendet habe." Sie gehen zusammen an jenen Ort und er blendete ihm die Augen; der Geblendete stieg hinauf auf die Eiche.

Es wurde Nacht, die Teufel kamen, wie sie die Gewohnheit hatten; das Oberhaupt der Teufel beginnt zu schreien: „Wer unter euch hat gesagt dem Sultan die Tochter zu heilen und dem Blinden die Augen und den Arbeitern die Brücke zu bauen?" Diese leugnen: „Wir wissen durchaus nicht, wer gesprochen hat." Das Oberhaupt beginnt die Teufel zu prügeln. Der eine dieser Teufel erblickte den Blinden hoch auf der Eiche und sagt zu ihnen: „Sieh, da ist der, welcher gesprochen hat!" Dieser stürzte vor Furcht herab und fiel auf den Teufel, die Teufel packten ihn bei der Hand und prügelten dir ihn gehörig durch, so dass er niemals mehr in seinem Leben ein Heilmittel nötig hatte.

Und so ist das Gerechte, dass es niemals den Menschen zu Grunde gehen lässt, wer gerecht handelt.

Der Mann, welcher sich statt eines Esels einfand.

Zwei Männer waren in Not und hatten keinen einzigen Pará bei sich. Sie dachten daran, sich einen Esel zuleihen; sie gingen zu einem Nach-

Digitized by Google

bar und baten sich von ihm den Esel zum Leihen aus und er gab ihnen denselben. Die beiden gingen, um den Esel zu verkaufen. Wie sie auf den Markt gingen, verkauften sie den Esel um 500 Piaster. Als der Bauer, welcher den Esel gekauft hatte, fortging, ging ihm einer derselben nach, zog dem Esel den Halfter ab und legte sich denselben selbst an und den Esel nahm der andere Gefährte und führte ihn dem Eigentümer zu, dem er ihn entliehen hatte.

Der Bauer geht eine Stunde Weg und der, welcher ihm den Esel verkauft hatte, geht ihm nach mit dem Halfter am Kopf an der Stelle des Esels. Während sie gehen, bleibt dieser stehen und zieht den Halfter an; der Eigentümer, welcher den Esel gekauft hatte, sieht einen Mann an Stelle des Esels. Er erstaunte, spricht zu sich selbst und sagt: „Ich habe einen Esel gekauft und es kam mir ein Mensch heraus!" Er fragt ihn: „Wer bist du?" Dieser sagt: „Ich bin ein Mensch wie du." — „Was soll die Sache bedeuten, dass ich einen Esel gekauft habe und mir du, ein Mensch, herauskamst?" — Er antwortete ihm: „In meiner Kindheit bin ich ein Taugenichts gewesen und der Vater hat mich verflucht: ‚Mögest du ein Esel werden bis zu 20 Jahren!' und heute sind mir 20 Jahre vollendet und ich wurde wieder Mensch. Nun, wenn du mir verzeihen willst, verzeihe mir!" Und dieser sah kein anderes Mittel, verzieh ihm, zog ihm den Halfter vom Kopfe und gab ihm noch 20 Piaster, und den Halfter behielt er für sich, um sich zu erinnern, dass ihm ein Halfter 520 Piaster gekostet hat. Der Bursche ging zu seinem Gefährten und sie waren guter Dinge und erledigten ihr Darlehen mit jenem Gelde.

Das Glück des Narren.

Es ist ein dummer Mensch gewesen, der Sultan trachtete, ihn reich zu machen. Eines Abends schickt er ihm einen Kuchen zum Geschenk, hinein in den Kuchen hatte er tausend gelbe Medžidjes gesteckt. Er nahm den Kuchen, legte ihn vor sich und steht und denkt: „Kuchen habe ich nie gegessen"; er sagt zu sich; „wozu also jetzt?" Er geht hinaus auf die Gasse, ruft einen Juden und sagt zum Juden: „Ich verkaufe dir einen Kuchen!" Der Jude geht hinauf, sieht sich den Kuchen an und kauft ihm denselben um 20 Piaster ab. Der Jude ging nach Hause, schnitt den Kuchen entzwei und fand drinnen eintausend gelbe Medžidjes.

Der Sultan erfuhr, dass er den Kuchen dem Juden verkauft hat. Eines andern Tages lässt der Sultan ausrufen, dass es verboten sei, dass jemand die Brücke überschreite, bevor der Mann, welcher dumm war, dieselbe überschritten hätte. Der Sultan warf mitten auf die Brücke ein Taschentuch voll von Geld. Es sollte der Narr die Brücke überschreiten. Während er den Fuss auf die Brücke setzt, sagt er zu sich selbst: „Täglich bin ich mit offenen Augen hinübergegangen und heute will ich mit geschlossenen Augen hinübergehen", band die Augen zu und ging über die Brücke; jenes Geld fand ein anderer.

Der Sultan erfuhr, dass er die Brücke mit geschlossenen Augen überschritten hätte; er dachte daran, ihn in die Schatzkammer zu stecken: „Wenn er hinein in die Schatzkammer tritt, sieht er viel Geld und der Sinn

Digitized by Google

wird ihm voll werden und er wird nehmen, soviel er Lust hat." Er trat hinein in die Schatzkammer, fasste den Kopf in die Fäuste und sagt: „Heute habe ich mit dem Sultan Schande erlitten, denn die Leute haben doch Gold hierher an diesen Ort geworfen und ich habe kein Gold — fünf Pfennige, mehr habe ich nicht", und diese warf er hinein in die Schatzkammer und ging heraus, ohne was immer zu nehmen.

Der Sultan erfuhr, dass er fünf Pfennige in der Tasche hatte und dieselben hineinwarf, er erliess Befehl den Mann zu fassen und zu prügeln. Man begann ihn zu prügeln, er schrie: „Ich habe kein Geld mehr gehabt, bloss die fünf Pfennige." Der Sultan sah, dass dies ein närrischer Mann sei, schenkte ihm eine kleine Börse mit Goldmünzen und er ging und warf sie in die Schatzkammer. Darauf nahm man ihn und steckte ihn in die Galeere, dass er dort bleibe, solange er am Leben wäre.

So ist das Glück des Narren und er weiss nicht es zu halten.

Zehn wurden geboren und fünfzig starben.

Der Onkel und der Neffe, während sie stehlen.

Es war ein Mann, andere Beschäftigung hatte er nicht ausser dem Räuberhandwerk, Tag für Tag stahl er. Dieser Räuber hatte einen Neffen; der Neffe sagt zu seinem Onkel: „Ich will auch mit dir gehen, um gemeinschaftlich zu stehlen." Er sagt zu ihm: „Komm!"

Während sie des Weges gehen, treffen sie einen Mann mit einem Hammel an der Hand; der Neffe sagt zum Onkel: „Stehle ich ihm den Hammel?" Der Onkel sagt zu ihm: „Du vermagst nicht, ihm denselben zu stehlen, denn er hat ihn an die Hand gebunden." Der Neffe sagt: „Ich nehme ihm denselben gewiss sogleich." — „Nun, so gehe, wenn du ihn zu nehmen vermagst!" — Der Neffe ging, warf ihm einen neuen mit Kot beschmutzten Schuh vor. Der, welcher mit dem Hammel war, sah den Schuh, aber er war mit Kot beschmutzt und er nahm ihn nicht. Weiter warf er ihm den andern reinen Schuh hin. Dieser bleibt stehen und spricht mit sich selbst, sagt: „Dieser Schuh ist neu"; er erinnerte sich an den andern Schuh, der mit Kot beschmutzt war, band den Hammel an den Zweig eines Strauches und kehrte zurück, um den mit Kot beschmutzten Schuh zu nehmen. Während er ging, um den Schuh zu nehmen, nimmt der Bursche den Hammel und ging zu seinem Onkel, und der Onkel erstaunte, als er ihn mit dem Hammel erblickte. Der Bauer kehrt zurück, um den Hammel zu nehmen, er fand weder den Hammel noch die Schuhe.

Sie gingen wieder mit dem Onkel um zu stehlen. Sie sehen einen Bauer, wie er das Feld pflügt mit einem Paar Ochsen und steigen auf den Gipfel eines Hügels. Er sagt zum Onkel: „Stehle ich ihm den einen Ochsen?" Der Onkel sagt zu ihm: „Du kannst es nicht." Der Neffe sagt: „Ich nehme ihm denselben gewiss sogleich." — Der Bursche beginnt zu schreien: „O, was sehe ich denn, ein Mann, der mit einem Ochsen pflügt!" Als er so drei, viermal schreit, lässt der Bauer die Ochsen und steigt auf den Gipfel des Hügels, um zu sehen, was es gibt. Während er hinauf steigt, steigt der Bursche herab und geht und nimmt den einen Ochsen, und er kam zusammen mit seinem Onkel. Der Bauer bestieg den Hügel und sah

Digitized by Google

einen Ochsen und sagte zu sich selbst: „Es war wirklich wahr, dass ein Mann mit einem Ochsen gepflügt hat!“ Er steigt herab, und fand den andern Ochsen nicht.

Der Onkel und der Neffe gingen; sie blieben an einem Orte stehen, der Onkel will den Ochsen nehmen und dem Neffen den Hammel lassen. Der Neffe sagt: „Nein, ich will den Ochsen, und den Hammel nimm du, denn die beiden habe ich gestohlen.“ Der Onkel willigte nicht ein, und der Neffe sagte zum Onkel: „Wir machen es nun anders. Wer den andern in Schrecken versetzt, wird die beiden nehmen.“ — Sie gelangten in einen Wald, der Onkel sagt zum Neffen: „Schrecke du mich!“ Der Neffe sagt: „Nein, schrecke du mich früher!“ Der Onkel fing an zu schrecken, der Bursche erschrak nicht. Der Onkel schrie, der Neffe sagte: „Du bist der Onkel“, und er konnte den Neffen nicht schrecken. Der Neffe schrie: „Ich bin es nicht, sondern der Onkel“, und indem er schreit, spricht er zu sich und sagt: „Der Onkel ist da, packet nicht mich, sondern gehet, packet den Onkel!“ Als dies der Onkel hörte, bekam er Furcht, dass man den Neffen fing und entfloh, da er fürchtete, dass man ihn fange. Der Neffe geht dorthin an den Ort, nimmt den Hammel und den Ochsen und ging nach Hause. Er sagt zum Onkel: „Warum entflohst du?“ — „Ich glaubte, dass man dich gefangen hat und entfloh eigens, damit man nicht auch mich fange.“ Und so nahm der Neffe die beiden, den Hammel und den Ochsen.

Der Onkel ging, um allein zu stehlen; während er stahl, tötete man den Onkel; man hat den Toten genommen, ihn in Rauch gelegt, um ihn zu trocknen. Der Neffe geht an den Ort, wo man den Onkel getötet hatte, er geht mit einem Esel und sagt zum Hausherrn: „Lässt du mich heute nacht schlafen?“ Man sagt ihm: „Komm!“ Der Bursche sagt: „Ich komme schon, aber ich fürchte, dass mir der Tote den Esel stiehlt.“ Jene sagen zu ihm: „Nein, du Narr!“ — Er trat hinein, band den Esel draussen an, sie legten sich nieder, um zu schlafen. Nachts stand der Bursche auf, nahm seinen Onkel, setzte ihn auf den Esel, band den Esel los und lenkte den Esel auf den Heimweg, legte sich nieder und schlief wieder; er stand früh auf und sagt zu ihnen: „Der Tote hat mir den Esel gestohlen.“ Man suchte hier, dort, man fand weder den Esel noch den Toten. Der Hausherr musste ihm das Geld für den Esel, 500 Piaster, bezahlen.

Der Bursche machte sich auf nach Hause, holte den Esel unterwegs ein und richtete seinen Onkel so, dass er auf dem Esel gerade sitze; er steckte ihm auch eine Pfeife in den Mund. Da war ein Mann, der Korn drasch; der Bursche lässt den Esel voraus. Der Esel geht geradeaus, um das Korn zu fressen. Der Besitzer des Kornes dachte, dass dies ein lebendiger Mann sei auf dem Esel; er sagt zu ihm: „Halte den Esel auf, denn er frisst mir das Korn!“ Der Esel ging gerade aus, um das Korn zu fressen; er sagt wieder zu ihm: „Halte ihn an, du!“ doch dieser hört nicht. Wie der Esel auf das Korn losging, schlug ihn der Besitzer des Kornes mit einer Schaufel auf den Kopf und der Onkel stürzte herab und fiel auf den Boden. Der Neffe sah, dass der Onkel vom Esel stürzte, ging und packte den Besitzer des Kornes; er sagte zu ihm: „Du hast mir den Onkel getötet!“ Jener sagt: „Ich schlug ihn nicht stark.“ Der Neffe sagt: „Stark oder sachte, du

Digitized by Google

hast mir den Onkel getötet"; und er musste ihm das Blut des Onkels bezahlen. Der Neffe nahm noch sechs Börsen und ging nach Hause mit viel Geld und den Onkel that er in die Erde in seinem Hause.

Ein verschmitzter Räuber.

Ein Räuber ging, um in einem Laden zu stehlen. Er tritt hinein, spricht zu dem Kaufmann, und fragt ihn: „Hast du wohl Bischofsgewänder? denn ich habe einen Bruder, der mir Bischof wird." Und der Kaufmann sagt zu ihm: „Ja, ich habe aller Art." Er zieht ihm dieselben heraus, um sie anzusehen, und diesem gefiel ein Paar dieser Gewänder, aber er sagt zum Kaufmann: „Mein Bruder ist nicht da, er ist in deinem Wuchs und daher bitte ich dich, die Gewänder zu probieren und wenn die Gewänder dir gut passen sollten, passen sie auch meinem Bruder gut."

Der Kaufmann willigte ein, sie anzuziehen. Wie er die Messgewänder angelegt, setzte er auch die Mitra auf und nahm den Bischofsstab, den man den Hirtenstab nennt. Wie er ganz angezogen war, öffnete ihm der Räuber die Geldlade und nahm ihm das Geld, welches er darinnen hatte und ging hinaus um zu entfliehen. Der Kaufmann setzte ihm nach und schrie: „Packt ihn, denn er stahl mir das Geld!" Der Räuber zeigt mit den Fingern auf ihn und ruft: „Er ist närrisch geworden und weiss nicht, was er sagt"; der aber schreit ohne aufzuhören, verfolgt ihn in bischöflichen Gewändern, setzt ihm nach und der Räuber sagt den Häschern: „Packt ihn, denn dieser Bischof ist närrisch geworden!" Die Häscher packten ihn und führten ihn vor Gericht. Der Räuber entkam mit dem Gelde und ging seinen Geschäften nach.

Der Kaufmann schlief jene Nacht im Kerker, am folgenden Tag ruft ihn der Richter und man verhört ihn. Der erzählt ihm das Unglück, das er hatte; der Richter schrieb ihm die Schuld zu, und sagte zu ihm: „Warum bist du gekleidet wie ein Bischof?" Dieser sagte zu ihm: „Er betrog mich." — „Und nun, da er dich betrogen hat, nun hast du Verstand gelernt und musst 500 Piaster Geldstrafe zahlen, ein anderes Mal habe Verstand, denn er hat dich gefunden."

Digitized by Google

Weihnachtslied.

Mitgeteilt von

IGNAZ ZINGERLE — WILTEN (Innsbruck).

Auf, öffnet die Pforten,
Das Herz ist voller Freud',
Das Wort ist Fleisch geworden,
Er liegt auf dem Heu.

Er liegt in der Krippe
Ganz arm und verlassen,
In zwei schlechte Windeln
Ist's Kindlein eing'macht.

Er ist schon gebunden,
Der ausbinden*) kann,
Er ist schon geboren
Der göttliche Sohn.

Der Vater heisst Josef,
War auch schon dabei
Ein' wunderschön' Jungfrau,
Das Kind auf dem Heu. —

*) Entbinden, erlösen.

Anmerkung. In Innsbruck und Wilten gehen arme Mädchen noch herum, Weihnachten anzusingen. Eine schöne alte Sitte, die lange fortleben möge. Wie einfach oft der Text solcher Lieder ist, mag obenstehendes beweisen, das vor meiner Thüre gesungen wurde.

Zingerle.

Deutsche Volkslieder aus Steiermark.

Mitgeteilt von

A. SCHLOSSAR — GRAZ.*)

8. Schäferlied.

Ich zwar ein Schäfer bin,
Hab' doch meinen (eigenen) Sinn,
Und ist dann mein Hirtenleben
Mit (mancher) Freud' umgeben;
Dann wechsle ich meinen :: Hirtenstab ::
Für kein :|: Zepter ab, :|:
So begehre ich zu meinem Lohn
Mir keine (Königs-) Kron'.

Frühmorgens, wenn die Sonn' aufgeht
Und der Tau im Grase steht,
Treibe ich mit Freuden all
Die Schäflein aus dem Stall
Auf der grünen :|: Wiese hin, ::
Wo ich :: alleine bin. ::
Dort in der Einsamkeit
Hab' ich meine Freud'.

*) Aus dem, seit dem Erscheinen von des Verfassers Sammlung: „Deutsche Volkslieder aus Steiermark" (Innsbruck 1881) nachträglich gesammelten Material ausgewählt. Die Jahreszahlen bezeichnen die Zeit, zu welcher das betreffende Lied in dem genannten Orte noch verbreitet war.

Digitized by Google

Geh' ich in den Wald hinein,
Ist alles lustig drein;
Hüpfen die Hirsch' und Reh'
Fröhlich in die Höh':
Dort lauft ein :|: Fuchs daher, :|:
Dort tanzt ein :|: wilder Bär. :|:
Alles, was ich ansich
Erfreuet mich.

Kommt mir ein Hunger an,
Treib' ich die Herd' hintan,
Hernach gleich umgeschaut,
Wo's Ruben haben baut.
Da zieh' ich mir etliche :|: Ruben aus, :|:
Da hab' ich :|: meinen Schmaus. :|:
Ess' ein schwarzes Brot dazu
In sanfter Ruh.

Wenn ich auch durstig bin,
Treib' ich zum Brunnquell hin,
Lass trinken nach Begierd',
Trinke selbst (mit) als Hirt.
Alsdann ich meine :|: Schäflein wasch :|:
Und greif' (dann) :|: in die Tasch', :|:
Zieh' Käs' und Brot herfür,
Dies schmecket mir.

Wenn mir die Zeit wird zu lang
Sing ich ein Schäfer-Gesang:
Hernach g'rät gleich mein Herz
(In einen) bitt'ren Schmerz.
Spiel' ich auf meiner :|: Feldschalmei, :|:
Dies macht mich :|: sorgenfrei. :|:
Ich lieb' die Schäferin
Und bleib' dabei.

Mein Hund, das muntre Tier,
Hab' ich allzeit bei mir;
Wenn ich bisweilen schlaf',
(So) halt er mir die Schaf',
Macht mir oft :|: manchen Spass, :|:
Da ich im :|: Schatten sass. :|:
Wenn ich ihn pfeif' herfür,
So tanzt er mir.

Steige ich in' Garten hinein
Um schöne Äpfelein,
Schütt'l ich den Bauern dort
(Äpfel und) Zwetschgen herab;
Der Bauer sagt: :|: nimms nur hin! :|:
Weil ich ein :|: Schäfer bin. :|:
Sie geben's mir zum Lohn,
Ich trag's davon.

Zur Nacht, da treib' ich heim,
Was kann doch schöner sein?
Da zähl' ich mit Freuden all
Die Schäflein in dem Stall;
Hernach leg' ich :|: mich zur Ruh :|:
Und schlafe :|: (sanft) genu(g). :|:
Was kann vergnügter sein
Für mich allein?

(Köflach 1872.)

9. Des Müllers Töchterlein.

Meister Müller thut nachsehen,
Was in seiner Mühl' ist geschehen,
Denn das Rad bleibt von freien stehn
Als ob etwas zu Grund' wollt' gehn.

Die Müllerin in ihrer Kammer
Schreit geschwind mit einem Jammer:
„Haben wir ein einziges Töchterlein,
Das wird gewiss ertrunken sein."

Digitized by Google

Der Müller sprach: „Um Gottes Willen,
Lasset uns sein' Willen erfüllen;
Ist sie geboren zur Marter und Pein,
So soll es uns zur Freude sein.

Der Müller lauft in vollem Schrecken
Und fand sein Kind im Rad noch stecken;
Die ehvor einer Rose gleich,
Schnell ward sie zu einer Leich'.

Die Eltern schnell mit vielen trachten,
Sie vom Rad ganz loszumachen;
Jetzt sieht man erst klärlich ein,
Wie ganz zerbrochen ihre Bein'.

Ach, wer kann das Leid aussprechen,
Ach, wem sollt' das Herz nicht brechen
In Betrachtung der Todespein,
„Unser einziges Töchterlein?"

„Liebste Eltern, euch nicht betrübet;
Die ihr mich so zärtlich liebet,
Ich komm in jene Wohnung hin,
Wo ich Braut und Jungfrau bin.

Droben in dem Rosengarten
Thut mein Bräutigam auf mich warten,
Und dorten in der Himmelsfreud'
Ist mein Brautbett schon bereit.

Vierzehn Jahr sind nun vergangen.
Wo ich von euch viel Gut's empfangen,
Euch wird lohnen die Zuversicht
Für die an mir geübte Pflicht.

Kommt, ihr Jungfrau'n und Bekannte,
Wie auch Freund' und Anverwandte;
Sag' euch allen gute Nacht,
Begleitet mich zur Grabesstatt.

Kommt, ihr Jungfrau'n, kommt gegangen,
Seht, mich hat das Rad gefangen;
Ziert mein Haupt mit Rosmarin,
Weil ich Braut und Jungfrau bin.

Kommt, ihr Träger, kommt gegangen,
Seht, mich hat das Rad gefangen,
Begleitet mich dem Friedhof zu,
Dann leget mich in meine Ruh.

Begleitet mich in den Rosengarten,
Dort wird mein Bräutigam auf mich warten,
Er fuhret mich in den Himmel ein,
Dort werden wir ewig glücklich sein.

Denn jetzt ist aus meine Lebenszeit,
Ich eile fort zur Himmelsfreud',
Hin zu Gott als Jungfrau rein,
Zu wohnen bei den Engelein."

(Graz ca. 1820.)

10. Aufforderung zum Gang auf die Alm.

Mirzl, magst mit mir auf die Alma gehn,
Schau, es is so lieblich und es is so schön. —
Na, na, mein Hansel, i geh dir nit mit,
Denn meine Mutter, die verlass i nit.

Schau Mirzl, mir sein schon öfter auf der Alma g'west
Und du hast oft vom Gamsbockleben g'redt. —
Ja Hans, da hat noch unser Vater g'lebt,
Der hat (gar oft vom Gamsbockleben g'redt).

Digitized by Google

Mirzl, geh mit mir in Stall hinein,
Es wird dir gar nichts geschehen drein. —
Na, na, Hansel, i geh nit hinein,
Es könnt mein Unglück drinnen sein.

Wann i aber glei zum Pfarrer geh
Und für dich soglei als Mann dasteh? —
Ja, Hansel, aft, aft geh i mit,
Aber ohne meine Mutter nit.

Schau Mirzl, wie ich's mit dir so ehrlich man',
Und du gehst nit mit mir auf die Alm. —
Ja Hans, ich bin schon dabei,
Aber jetzt bin ich noch nit dein Wei(b.)

Schau Mirzl, hiazt g'fallst du mir erst recht,
I sichs, dein Herzerl, das ist gar nit schlecht. —
Ja, hast glaubt, dass ich so leicht bin zu habn?
Na, na, mein Hansl, du hast an Wahn.

Gelt, Hansel, morn gehst aft aber glei
Kerzengrad in unsere Sakristei. —
Dem Pfarra ham ma's schon g'sagt,
Dass mi die Liab zu dir so plagt.

(Lebring 1825.)

Volksrätsel aus der Provinz Pommern.

(Freist, Kreis Lauenburg.)

Gesammelt und mitgeteilt
von
ARCHUT — FREIST.

I. Der Mensch und seine Geräte.

1. Ein Familienvater war zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Seine Frau bat den Richter um Gnade. Es wurde ihr der Bescheid: „Wenn Sie uns ein Rätsel aufgeben können, das wir nicht zu lösen vermögen, soll Ihr Mann freigelassen werden." Die Frau kehrte heim, bettete ihr kleines Kindlein in einen Korb und hing diesen an die Wand. Darauf trieb sie ihr Schäfchen auf die grünende Saat, bedeckte das Haupt mit einer Frose und begab sich nach dem Gerichtsgebäude. Hier verbarg sie die Frose und legte nun den Richtern folgendes Rätsel vor: „Mein Geliebtes habe ich an die Wand gehängt; das Geliebte habe ich auf das Geliebte getrieben, und

Digitized by Google

unter der Erde bin ich hierher gegangen. Nun wollen die Herren zu raten anfangen." — Die Richter konnten des Rätsels Lösung nicht finden. Der Gefangene wurde also wieder in Freiheit gesetzt.

2. Won' is de schlechtst Woar? (De Mäkes; denn wenn ma sei los ware will, mutt ma noch Geld doartau gaewe.)

3. Wer im Dorfe hat die meisten Kinder? (Der Lehrer; denn er hat die ganze Schulstube voll.)

4. Zwei Köpfe, zwei Arme,
sechs Füsse, zehn Zehen;
wie soll ich das verstehen? (Reiter zu Pferde.)

5a. Vorne Fleisch, hinten Fleisch, in der Mitte Holz und Eisen. (Pferde — Pflug — Bauer.)

5b. Zwei Füsse zusammengepasst:
über den Füssen da steht ein Fass,
über dem Fass da ist eine Mühle,
über der Mühle da ist eine Schnarr,
über der Schnarr da stehen zwei Lichter,
über den Lichtern da ist ein Wald,
da spazieren die Herren, jung und alt.
(Des Menschen Füsse, Rumpf, Mund, Nase, Augen, Schädel und Haare.)

6. In einem Garten da regnet es nicht und schneit auch nicht und ist doch immer nass. (Im Munde.)

7. In einem Stall da sitzen zwei Reihen weisse Hühner und in der Mitte der rote Hahn. (Zähne und Zunge im Munde.)

8. Wenn man in eine Apotheke geht, was riecht am ersten? (Die Nase.)

9. Wor ward de mehrscht Schnaps drunke? (Undre Näs'.)

10. Der Tote zieht den Lebendigen aus dem Busch. (Kamm — Laus — Haare.)

11. Wir haben einen Toten begraben,
und die ihn getragen,
haben wir mit begraben. (Seine Beine.)

12. Was geht übers Wasser und wird nicht nass? (Der Schatten.)

13a. Mit der ersten pflückt man Rosen,
aus der zweiten macht man Hosen,
und das Ganze ist ein Plunder,
der hängt lang herunter. (Handtuch.)

13b. Wie zieht man 10 von 10 ab und behält zwanzig? (Handschuhe von den Fingern.)

14. Ruch up â ruch in,
haef up â steck in;
je stiwer dat steht,
je baeter dat geht. (Fuss in den Strumpf.)

Digitized by Google

15. Hei stund anne Wand,
heil sine inne Hand,
â dachd' in sinem Sinn:
„Ach, hätt' ich ihn darin." (Den Fuss im Stiefel.)

16. Auf Pumpanell geh' ich,
auf Pumpanell steh' ich!
Auf Pumpanell bin ich hübsch und fein,
Nun ratet, meine Herren,
was soll dies sein? (Schuhe vom Leder des Hundes „Pumpanell.")

17. Ich hab' gegrünt und grün' nicht mehr
und muss doch tragen Leib und Seel'. (Holzpantoffel.)

18. Hei ging hinder de Gardine,
â besach sik sine.
Hei dachd' in sinem Sinn:
„Du bist noch schlackerdinn;
wenn ik up de Frig' sall gâhne,
musst du noch vael stiwer stâhne." (Geldbeutel.)

19. Ich habe mehr Geld in meinem Portemonnaie als der reichste Kaufmann in Berlin. (Der Berliner Kaufmann hat in meinem Portemonnaie gar nichts.)

20. Draussen blank, drinnen blank,
in der Mitt' Fleisch und Blut mang! (Fingerhut.)

21a. Ich hab' ein Loch und mach' ein Loch
und geh' durch das, was ich noch mach'!
Kaum bin ich hindurch, so schlepp auch im Nu
ich meine lange Schleppe hinzu. (Nähnadel und Faden.)

21b. Es hat vier Beine und geht nicht,
es hat Federn und fliegt nicht;
es steht bloss immer still
und hört nichts als nur: ruh'n ich will. (Bett.)

22. Füsse hab' ich und kann nicht gehen;
ich muss ganz still in einer Ecke stehen. (Bett.)

23. Ein buntes Bild lässt sich das Wort erblicken,
laut und geräuschvoll geht es darin zu —
und doch, wenn Schmerz dich und Ermüdung drücken,
ersehnest du es als den Ort der Ruh'. (Das Lager.)

24. Auf unserm Boden ist was; es hat keine Füss' und geht doch, hat keine Händ' und schlägt doch. (Uhr.)

25. Tag und Nacht muss ich hier stehen,
hab' keine Füss' und muss doch gehen.
Stahl und Eisen muss ich tragen,
hab' keinen Mund und muss doch sagen. (Uhr.)

26. Für zehn Pfennige die ganze Stube voll? (Ein Zehnpfennig-Licht.)

Digitized by Google

27. Das erste ist ein See,
das zweite eine Kräh,
das dritte dient als Wagenschmier,
das Ganze ist 'ne Stubenzier. (Sekretär.)

28. Drei Jungfern tragen einen Kranz. (Der Dreifuss.)

29a. Up unsem Bäne is wat,
dat het mehr Lecher
as de Bur Dechter. (Das Sieb.)

29b. Was Rundes schmiss ich auf das Dach,
was Langes kam herunter. (Knäuel Wolle.)

30. Auf einem weissen See allein
schwimmt ein rotes Blümelein;
und wer die schwarzen Fisch' will sprechen,
der muss das rote Blumlein brechen. (Brief, Siegel, Schrift.)

31. Ich bin ein alter Eisenfresser,
hab' Doppelgänger, die sind besser,
für Haus und Küche unentbehrlich
und leisten ihre Dienste ehrlich. (Der Besen.)

32. Was rumpelt und pumpelt
auf eisernen Granaten,
und selbst die 9 Soldaten
die können es nicht raten? (Die Pumpe.)

33. Ich bin ein kleines Hündchen wacker
und wackle auf dem blanken Acker
und trage so viel Seelen
und habe selber keine. (Das Schiff.)

34. Wer es macht, der braucht es nicht,
wer es kauft, der will es nicht,
wer es braucht, der weiss es nicht. (Sarg.)

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie in Verein mit Th. Birt, O. Crusius u. s. w., herausgegeben von W. H. Roscher. 1. Band 1. und 2. Abteilung. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1884—1890.

Die glücklichen Verhältnisse, in welchen sich Deutschland in wissenschaftlicher Beziehung befindet, haben nicht zum wenigsten ihren Ausdruck darin, dass die Studien der klassischen Sprachen in ungeminderter Ausdehnung auch da noch bei uns gepflegt werden, wo die germanistischen wie romanischen und slavischen die vollste Anerkennung und Pflege gefunden, und es ist dem Unterzeichneten eine angenehme Pflicht darauf hinzuweisen, dass kein Zweig der Wissenschaft daraus grösseren Nutzen zu ziehen vermag, als die Mythologie und Sagenforschung, denn nur strenge, philologische Schulung klärt das Urteil, erlaubt ein tieferes Eindringen und sichert vor den Scheinergebnissen, subjektiven Neigungen entsprossen.

Sind nun die Gefahren, welche aus oberflächlicher Bildung erwachsen, wie überall so auch in der Volkskunde nicht gering anzuschlagen, so darf doch auch nicht geleugnet werden, dass einseitige und falsch angewendete Gelehrsamkeit der Sache nicht minder zu schaden vermögen: hätten die deutschen Gelehrten stets Fühlung mit den Erfordernissen der Zeit behalten, so wäre uns mancher Irrtum erspart geblieben, welcher zum Teil noch jetzt der Beseitigung harrt.

So sind uns allen jene harten und unverständigen Urteile bekannt, welche zu jener Zeit in Deutschland von der verzopften Gelehrsamkeit gefällt wurden, als die Schöpfungen des Volksgeistes zu ihrer Bedeutung erhoben wurden, das Nibelungenlied, die deutschen Sagen und die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, wofür nun das masslose Überschätzen des von jener Seite darauf einmal Angenommenen nicht entschädigt, zumal nun wieder die auf diesem Boden erwachsene Kritik jene Fehler nicht sieht, welche den älteren Werken anhaften: so z. B. dürfte kein neuerer Sammler von Sagen und Märchen sich jene Freiheiten erlauben, welche die Brüder Grimm angewandt, ohne in den Ruf, seine Aufgabe überschritten zu haben, zu kommen.

Doch darüber hat sich der Unterzeichnete schon vor länger als einem Jahrzehnt in der Vorrede seines Werkes „Wendische Sagen etc." ausgesprochen, diesen Ansichten weiteren Ausdruck zu geben und dieselben mit weiteren Beweisen zu stützen wird sich demnächst bereite Gelegenheit finden.

Erblickt nun der Unterzeichnete seine Aufgabe bei der Leitung seiner Zeitschrift für Volkskunde darin, die Erfordernisse der Wissenschaft zu

Digitized by Google

vereinen mit den Schöpfungen des Volksgeistes, so werden eben die Anzeigen und Beurteilungen aller jener Werke freundliche Aufnahme finden, welche in diesem Sinne der Volkskunde zu dienen vermögen, sei es, dass uns dieselben in die Industiefebene führen, als streng wissenschaftliche, nach Hellas, oder an unseren heimischen Herd, an dem die aufgezeichnete Erzählung zuerst berichtet wurde.

Und nun machen wir uns bekannt mit dem Lexikon von W. H. Roscher.

Die Zwecke und Ziele des hochbedeutenden Werkes sind in der Vorrede klar dargelegt und die weite Verbreitung des Werkes beweist die Billigung der Verwirklichung derselben.

Ist es vor allem die Aufgabe eines Lexikons, den Stoff selbst in umfassender, möglichst erschöpfender Weise zu geben, so lehrt ein näherer Einblick, dass das vorliegende die Aufgabe erfüllt hat, sofern man nicht ganz und gar unbillige Anforderungen an dasselbe stellt; dafür treten denn auch als Beweis die Thatsachen ein, dass allein die A-Namen 1400 Nummern enthalten — das früher viel benutzte Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie von Jacobi hat deren nur 300 — sowie die ungemeine Ausführlichkeit vieler von den behandelten Nummern, so wenn auf Achilleus 55 Spalten des grossen Formates kommen, auf die Erinys deren 25, auf Hermes 89 u. s. w.

Höchst willkommen ist ausser dem griechischen und römischen Stoff auch die Berücksichtigung der wichtigeren ausländischen, namentlich orientalischen und etruskischen Mythen und Kulte.

Dann sind als von besonders grossem Werte die zahlreichen Abbildungen zu bezeichnen, welche namentlich auch der Beurteilung und Erklärung der Götter- und Heroenattribute reichen Stoff zuführen.

Hat der Herausgeber des Werkes, W. H. Roscher, als klassischer Mythologe einen guten Klang, da er in seiner Schrift „Hermes der Windgott" bereits 1878 den Kampf gegen die vergleichenden Mythologen aufnahm, welche den Ausgang aller Sagen- und Mythenforschung von den Veden nehmen lassen und damit an Stelle der Sagen und Mythen zumeist Spiele ihres Geistes zu setzen pflegen, so sind auch in der Zahl seiner Mitarbeiter Namen von gutem Klang und Träger gewissenhafter Gelehrsamkeit: freilich ist durch diese Vielheit der Mitarbeiter auch wieder bedingt, dass eine Einheit der Darstellung und Erklärung in dem Werke nicht gesucht werden kann; aber gerade deshalb ist die Benutzung und das Studium des Werkes wieder um so lehrreicher, als bei der Vielheit der dargebotenen Ansichten wenigstens der vorurteilslose Gelehrte erfreuliche Gelegenheit findet, früher gewonnene Überzeugungen auf ihre Richtigkeit hin neu zu prüfen in Bezug auf die Deutung der Mythen, seien dieselben aus der Sache gewonnen oder aus dem Namen nach der Etymologie, so dass wenigstens nun der Besitz des griechisch-lateinisch etymologischen Wörterbuches von Vaniček, bis dahin als eine Art von etymologischem Archiv ein erwünschter Nothelfer, nicht mehr so nötig ist wie es früher war.

Bei der Unmöglichkeit, die Einzelheiten des Werkes besonders zu behandeln, greifen wir nun aus der Überfülle des Gebotenen zur Belegung des Gesagten einen Artikel heraus, und zwar denjenigen über Achilleus, da uns dieser Heros der Griechen in der Zeitschrift für Volkskunde bisher

Digitized by Google

dreimal begegnet ist, und zwar in der Besprechung des Werkes von E. H. Meyer: Indogermanische Mythen I Achilleis von D. Brauns, in dem Aufsatz „Die Sonnenhelden der Mythologie" von Mähly, in der Selbstanzeige von dem Buch des Unterzeichneten: „La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, Allemands et Grecs." Der Artikel hat die Abschnitte: 1) Homerische Sagen; 2) Nachhomerische Sagen; 3) Der Kultus und die Kultusstätten des Achilles; 4) Achilles in der bildenden Kunst; 5) Etymologie und Deutung der ursprünglichen Natur des Achilles.

In diesem Artikel erfahren wir nun, dass die verbreitetste Ansicht im Altertum war, der Name bedeute „Betrüber der Ilier" — (dafür von den Neueren Pott und auch wohl Benseler) — nach Seilers Anführungen auch Betrüber des Volkes; dann suchte das Altertum aber auch die Erklärung aus *χιλός* zu gewinnen, — die griechischen Lexica übersetzen grünes Futter, Weide, Gras; — *χείλη* — die Lippe hat wieder doppelte Deutung hervorgerufen — und von den Neueren erklärt Forchhammer mit Zugrundelegung dieser Etymologie Achilleus als den Heros der Überschwemmung, des mündungs- und lippenlosen Flusses.

Unser grosser Etymologe E. Curtius ist zu einem sicheren Ergebnis nicht gelangt, denn er schwankt zwischen der Deutung des Namens „Volkshalter" oder „Steinhalter".

Für den Flussgott Achilles tritt, wie bemerkt, Forchhammer ein wie Welcker, Fick hat der Dunkle durch Anlehnung an *ἀχλύς*, als Lichtgott erklären ihn Sonne und Max Müller, für eine Mondgottheit Panofka, als Strom- und Sonnengott Gerhard. Nach Fligier ist Achilles eine nichtthelenische Gottheit: Achiluras, der Drachenstein.

Hierzu seien die Nachträge erlaubt, dass Passow den Namen mit *Ἀχαιοί* verbindet und „sehr edel" deutet oder auch der „Reiche", E. H. Meyer in Achilleus den Blitzheros erkennt, nach der Deutung seines Namens in Anlehnung an áhis, azhi, *ἔχις*, Brauns als Wolkenflussschlange (vergl. auch aus Jahrg. I S. 439 dieser Zeitschrift), während Müllenhoff Achilleus als Bergstrom erklärt, Roscher als Waldstrom; auch der Artikel des Lexikons, gez. Fleischer, schliesst mit den Worten: „Ohne mich auf die Etymologie des Namens einzulassen, erkläre ich am Schlusse, dass mir nach den oben gemachten Zusammenstellungen von Mythen und Kulten die ursprüngliche Bedeutung des Achilleus als Flussgott unzweifelhaft zu sein scheint."

Will sich nun Fleischer auf die Etymologie des Namens nicht einlassen, so geschieht dies offenbar mit Hinblick auf die Darlegungen von Curtius. Nun behauptet aber auch Curtius, dass wer Achilleus als aus vermenschlichter Naturanschauung entsprungen ansieht, eben einen Flussgott in Achill erblicken wird, wogegen er die Zusammenstellung *Ἀχιλεύς*, *Ἀχελῷος* aqua deshalb nicht billigt, weil lat. aqua, goth. ahva im Griechischen *ἀα* zur Voraussetzung hätte. Dass dieser Einwand beseitigt werden kann, glaubt der Unterzeichnete aus der Natur der fraglichen Laute sowohl in seiner Schrift „La Musique et la Danse" als in der Selbstanzeige dieser Schrift erwiesen zu haben.

Es ist nun höchst bemerkenswert, dass diese Verknüpfung von Achilleus mit dem Wasser ihren Ausgang in Frankreich genommen. So hat das

Digitized by Google

Roschersche Lexikon als Vermutung J. Scaligers die berührte Verbindung, und wir lesen dann: vergl Lobeck Aglaoph. p. 952. Dort aber haben wir: Idem (Fulgentius) ad Georg. I. 8. sicut Orpheus dicit generaliter omnem aquam veteres Acheloum nominant. Ἄχα aquam significare J. C. Scaliger affirmat. v. Voss. Etym. s. Aqua, quo auctore nescio; sed in germanicis dialectis hoc nomen invenitur. Nun lesen wir aber in der Schrift: Grundzüge zu einer Geschichte der klassischen Philologie von C. Hirzel, Tübingen 1873: „Unter den französischen Philologen dieser Periode sind zu nennen: Budé (Budaeus), Jul. Caes. Scaliger etc." Die Periode selbst wird von Hirzel mit den Worten geschildert: „Die französischen Philologen dieser Zeit (das sechzehnte und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts) kennzeichnen sich durch eine gewisse Polyhistorie, durch das Streben, über die Autorität der Kirche und die Schranken der Nationalität sich zu erheben. Die klassische Philologie behauptet unter den Wissenschaften den ersten Rang." Somit ergibt sich, dass da, wo in Frankreich die Philologie den ersten Rang einnahm, von einem der allernamhaftesten dieser französischen Gelehrten die Verknüpfung von Achilleus mit dem Wasser gefunden ist, so dass in diesem Falle die deutsche Wissenschaft nichts vermocht hat, als den französischen Gedanken weiterzuführen und den Versuch zu machen, demselben nach Kräften die Gewähr der Sicherheit zu geben.

Nun ist nichts fesselnder als die Denkungsart des grossen französischen Gelehrten jener Zeit mit der Art zu vergleichen, wie jetzt in Frankreich die Wissenschaft geübt werden kann, ohne dass das Land des Scaliger dagegen Einspruch erhebt, was wenigstens von Deutschland geschehen mag, die wahre Grösse des Landes jenseits des Rheins zu ehren. So ist es Gaidoz, dem französischen Beurteiler auch des Roscherschen Werkes, wie es scheint, nicht möglich, sich in die Etymologie Achilleus aqua u. s. w. und die vermenschlichte Naturanschauung, welche heroisiert wurde, zu finden. Allerdings liegt es der ganzen Denkweise von Gaidoz wohl näher, an dem Wort χιλός der Alten und der daraus gewonnenen Herleitung des Achilleus festzuhalten; deshalb haben wir denn auch oben schon die Übersetzung des Wortes nach dem Lexikon gegeben, aber ohne die Ausführungen der Alten, welche für unseren Herrn Franzosen doch wohl zu verwickelt wären, — um ihm die Möglichkeit zu bieten, sich an dem Genuss besagten Gewächses laben zu können, etwa in der Landschaft der alten Provinz Perche, wenn er in Paris dazu keine Gelegenheit hat. Möglich ist freilich auch, dass Gaidoz den Hinweis auf Scaligers Etymologie weder in dem Roscherschen Lexikon noch in des Unterzeichneten Arbeit auch nur gelesen hat, denn von der Leichtfertigkeit des Herrn werden wir uns gar bald überzeugen — möglich auch, dass Herr Gaidoz von einer solchen Selbstüberhebung ist, — Gaidoz lässt sich im Dictionnaire International des Écrivains du Jour als archéologue et philologue français aufführen — dass er sich Philologe zu nennen erlaubt und nicht einmal die Philologen seines eigenen Landes aus jener Zeit kennt, in welcher die Philologie dort den ersten Rang einnahm. Dann freilich wird er es auch nicht für nötig halten, sich in den Gedankengang eines Scaliger, Welcker, Roscher, Curtius, Fleischer und anderer Philologen, Etymologen und Sagenforscher zu versetzen, aber Frankreich ist in diesem Falle zu bedauern, in Gaidoz den Gründer

Digitized by Google

allein von vier Revuen zu besitzen, welche der ernsten Wissenschaft nicht dienen konnten oder können, wenn sie nicht bald eingeschlafen oder in andere Hände übergegangen sind.

Da nun aber gerade Herr Gaidoz gern spöttelt, und auch über die von ihm da vermisste deutsche Gründlichkeit, wo sie nicht mit einem Ballast von Noten auftritt — was nützen wohl dieselben Herrn Gaidoz, da er nicht einmal den Text gründlich liest oder zu verstehen sich bemüht? — so wollen wir seine französische Leichtfertigkeit noch an einem anderen Beispiele erweisen. In seiner Besprechung der Vǫluspá von E. H. Meyer sieht sich der Herr Franzose gezwungen, einzugestehen, dass er weder die Sprache der Edda versteht noch mit den Eddamythen wie mit dem Stand der Eddaforschung vertraut ist. Trotzdem nun Herr Gaidoz weder die Sprache noch die Sache versteht, wie er selbst eingestehen muss, erlaubt er sich aber doch, seine spöttische absprechende Weisheit über das Buch zu Markte zu bringen.

Das, Herr Gaidoz, ist nach deutscher Ansicht Unredlichkeit gegenüber dem deutschen Verleger, welcher Ihnen das Buch geschickt, damit sie es sachgemäss besprechen oder besprechen lassen, wenn Sie die Kenntnisse dazu nicht haben.

Aber es steht schlimmer um die Redlichkeit des Herrn Franzosen. Noch in der Nummer Mars-Avril 1890 lesen wir: Mélusine, Recueil etc. — fondé par H. Gaidoz et E. Rolland, 1877—1887, dirigé par Henri Gaidoz. Nun lesen wir aber in Chambers Encyclopaedia S. 711: In 1878 was foundet in France by H. Gaidoz . . . the Mélusine, which was interruptet after a year and not resumed till 1884. Also Herr Gaidoz lässt auf dem Titel seiner Zeitschrift 10 Jahre des Erscheinens angeben, während die Zeitschrift in diesen 10 Jahren 5 Jahre überhaupt nicht erschienen ist.

Das, Herr Gaidoz, nennen wir in unserer Kriminalgesetzgebung Vorspiegelung falscher Thatsachen, welche von dem Augenblick an in Deutschland für den Staatsanwalt qualificiert, wenn der Ausüber sich dadurch einen Vermögensvorteil verschafft. Da bei einer Zeitschrift Abonnenten und Verleger für das Übersenden von Büchern vielfach nicht durch die Güte der Zeitschrift, sondern durch die Länge ihres Bestehens gewonnen werden, so finden wir Herrn Gaidoz durch die bewusst falsche Angabe des Titelblattes seiner Zeitschrift in Geschäftsmanipulationen verwickelt, welche, wenn der Staatsanwalt nicht eingreift, mindestens den sittlichen Abscheu verdienen.

Kein Wunder daher, dass bei solchen Eigenschaften des Herausgebers im neuen Jahre wieder nur noch alle 2 Monate ein Heft seiner Zeitschrift zu erscheinen vermag, trotzdem der Herr Franzose auch deutsche und polnische Nothülfe gefunden — aber Herr Gaidoz, lassen Sie wenigstens den Namen ihres Polen aus der Polackei richtig drucken: das ist doch das wenigste, was ein Philologe leisten muss, selbst wenn er vom Polnischen nichts versteht.

Doch an dieser Stelle nun genug von dem Herrn Franzosen, ausser der Bemerkung, dass nach den gebotenen Ausführungen eine Widerlegung und Zurückweisung der Aussetzungen und Forderungen, welche Gaidoz in Bezug auf das Lexikon von Roscher bringt, nicht mehr nötig erscheint,

Digitized by Google

da über den wahren Wert seiner Besprechungen der Bücher, welche ihm deutsche Verleger senden, wie über seine sonstigen in betracht zu ziehenden Eigenschaften schwerlich in Deutschland sich noch jemand tauschen lassen wird: dagegen sei es gestattet, den Schluss dieser Besprechung mit dem Wunsch zu beenden, dass sich das angezeigte treffliche Werk von Roscher recht bald in dem Besitz eines jeden befinden möge, welcher dem Studium von Mythe und Sage den Ernst seiner Forschung zuwendet.

Edm. Veckenstedt.

Japanische Märchen, gesammelt und der Kinderwelt erzählt von C. W. E. Brauns. Mit sechs Bildern in Farbendruck von Otto Försterling. Glogau. Verlag von Carl Flemming.

Die Japanische Sagen- und Märchenwelt ist uns in Deutschland besonders durch das umfassende Werk von Prof. Brauns bekannt geworden. Hat an diesem Werke seine Frau, welche mit ihm in Japan geweilt hat, nach der Vorrede hervorragenden Anteil, so ist nun dies kleinere Werk von Frau Professor Brauns allein herausgegeben. Nach der Anzeige des Buches von H. Carnoy in der Tradition sind die Märchen dieses Buches in überwiegender Zahl in Europa bereits bekannt durch die Übersetzungen von Mitford, Dautremer und anderen, durch die reizenden japanischen Bände des Herausgebers Kobunsha aus Tokio.

Wenn dem nun auch so ist, jedenfalls hat Frau Professor Brauns das Verdienst, in einer geradezu mustergiltigen Sprache uns die japanischen Märchen geboten zu haben, welche den Kindern grosse Freude bereiten, aber auch von den Erwachsenen mit Nutzen und Interesse gelesen werden.

Dem Buche sind sechs Bilder in Farbendruck beigegeben. Wie sich der Unterzeichnete persönlich bei Frau Professor Brauns überzeugt hat, sind die Bilder von Försterling nach Photographien geschaffen, welche im Besitz von Brauns und Frau in Japan, von japanischen Photographen aufgenommen, dort von ihnen erworben sind; zur Ergänzung dieser Photographien haben dann weitere Vorlagen von echt japanischen Geräten, Stoffen und dergleichen gedient, so dass diese Bilder eine ungemeine Bedeutung beanspruchen und zwar deshalb um so mehr, als bei uns die Auswahl der Bücher nicht zu gross ist, welche gute Bilder als Illustrationen bieten, sehr klein, welche uns mit dem ostasiatischen Vorstellungskreis bekannt zu machen im stande ist.

Edm. Veckenstedt.

Les Traditions Japonaises sur la chanson, la musique et la danse, par le Dr. D. Brauns, 4. Band der Collection internationale de la Tradition (directeurs MM. E. Blemont et Henry Carnoy), 12° X und 107 Seiten. Paris, J. Maisonneuve, 1890.

Selbstanzeige. Dem Stoffe nach sich den in unserer Zeitschrift, Band II, Seite 124 f. besprochenen 3. Band der genannten Collection anreihend, ist das Werkchen, wie nicht anders thunlich, in wesentlich anderer Form und Behandlungsart gehalten In einem ersten einleitenden Abschnitte spricht der Verfasser aus, dass die Japaner, obwohl für Musik,

Digitized by Google

Pantomime und Theater keineswegs so glücklich veranlagt, wie man oft behauptet, auch sehr wenig den westländischen Einflüssen zugänglich und nicht minder in der Poesie etwas einseitig — lyrisch ohne epische oder dramatische Auffassungsfähigkeit —, doch an allen diesen Künsten viel Vergnügen finden, und dass es daher nicht zu verwundern, wenn es einen grossen Schatz von Sagen über Musik, Tanz und Poesie giebt. Von den besonderen Ausführungen, welche sich auf alle genannten Künste ausdehnen, möchten die Bemerkungen über die echt nationalen Gedichte, die Uta, hervorzuheben sein.

Im zweiten, etwa die Hälfte der ganzen Schrift ausmachenden Teile sind die sämtlichen Mythen — Göttermythen, Heldensagen, buddhistische Legenden, Lokalsagen, Märchen und andere volkstümliche Sagen — angegeben, welche sich auf Poesie, Tanz oder Musik beziehen. Der Unterzeichnete ist dabei in keiner Weise bei dem stehen geblieben, was er bereits 1885 in seinen japanischen Märchen und Sagen (Leipzig bei Friedrich) gebracht hat, sondern es sind — abgesehen von verschiedenen neu von ihm hinzugefügten Stoffen, wie z. B. die göttliche Nymphe, welche den Heerführer des Kaisers Sudschin warnt, die letzten Schicksale der hier eine grosse Rolle spielenden Göttin Uzume nebst dem Tode ihres Gefährten, des riesenhaften Weggottes von Saru, der Legende von Ri-Tei-Kwai — auch alle Beziehungen auf die genannten Künste mehr hervorgehoben und mit den nötigen Belegstücken versehen. So findet man das schwer zu deutende Lied des alten Gottes Sojanoo nach seinem Siege über den grossen Drachen von Idzumo, das Gedicht des Gründers des japanischen Reiches, Dschimmu, beim Kampfe gegen Ungeheuer, das des Bogenschützen Yorimasa, welches er improvisierte, als ihm zum Lohne für die Erlegung eine bösartigen, riesigen Tieres vom Kaiser ein kostbares Schwert überreicht ward, und vieles derartige mehr, hinsichtlich dessen auf das Werk selbst verwiesen werden muss.

Im dritten Abschnitte werden einesteils die Mythengestalten, welche sich mit Musik, Poesie und Tanz verknüpfen, näher beleuchtet und als Wind- und Sturmgottheiten oder -Dämonen, als Gewittermächte oder als Repräsentanten des Morgenlichtes festgestellt. Alsdann wird aus der Natur der — im allgemeinen nach Basil Hall Chamberlain — in verschiedenen Sagenkreisen verteilten Mythen geschlossen, dass die Anspielungen auf die schönen Künste wesentlich vom Festlande und zumeist indirekt aus den arischen Kulturkreisen (Indien) eingeführt sind; denn die eigentlich einheimischen Religionsbegriffe beruhen doch wesentlich nur auf dem Toten- und Seelenkultus, d. h. auf der Verehrung der persönlichen Vorfahren oder doch enger mit dem Verehrenden verknüpfter Verstorbener und sie machen mit dem Gespensterglauben — zusammen den Glauben an Tiergespenster — das eigentlich älteste Moment in den japanischen Mythen aus, dem sich dann die vom Festlande eingeführten Stoffe, zumeist durch die Annahme eines verwandtschaftlichen Verhältnisses mit den Sagengestalten, lediglich aufpfropften. Dass das ganze Material so reich mit Anspielungen auf Poesie, Musik u. s. w. durchsetzt ist, liegt an den zu Eingange berührten Ursachen und kann uns an obigem Resultate nicht irremachen. Es ist dabei, wie Unterzeichneter zum Schlusse be-

Digitized by Google

merkt, ganz besonders lehrreich, in wie hohem Grade die aus der Fremde herrührenden Mythengestalten der Japaner stabil geworden sind, wie sehr sie ihr ursprüngliches Wesen völlig klar erkennen lassen und heutzutage einen merkwürdigen Anachronismus bilden. —

Der Herausgeber, Herr H. Carnoy, hat die kleine Schrift in besonders anerkennenswerter Weise mit einem einleitenden und biographischen Vorworte und mit „bibliographischen Noten" versehen.

Die Ausstattung ist in jeder Beziehung dieselbe wie bei den früheren Bänden der Collection, deren ansprechendes Äussere vielen unserer Leser bereits bekannt sein dürfte.

D. Brauns.

Anmerkung. Getreu seinem Versprechen, welches der Unterzeichnete gegeben, als er die Zeitschrift für Volkskunde in das Leben rief, bei Leitung derselben einem einseitigen Parteistandpunkte in Annahme und Ablehnung der Arbeiten sich fern zu halten, hat er Herrn Professor Brauns gebeten, die Anzeige seiner Arbeit „Les Traditions" u. s. w. selbst zu schreiben; Herr Professor Brauns vertritt bekanntlich die Ansicht von dem arischen Ursprung eigentlich aller Mythen und Götter, von dem Ausgang derselben aus meteorischen Erscheinungen, von der irdischen Lokalisierung coelester Vorgänge, von der Dämonologie bez. vom Ahnenkult — mithin Theorien, welchen der Unterzeichnete in dieser weitgehendsten Verallgemeinerung nicht beizutreten vermag.

Edm. Veckenstedt.

R. Wossidlo. Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. Erster Teil. Beigabe zum Programm des Gymnasiums zu Waren, Ostern 1890. Kommissions-Verlag von G. Fock in Leipzig.

In so reicher Anzahl, wie der fleissige Meklenburger Dialektforscher sie bietet, waren imperativische Wortbildungen bisher noch nicht zusammengestellt worden. Was von Grimm, Massmann, Schulze, Andresen, Osthoff u. a. gesammelt, war zum grössten Teil der hochdeutschen Sprache entnommen und gehörte zumeist wieder dem Gebiete der Personennamen und der Literatursprache an; der Verfasser sucht daher, von dem Meklenburger Dialekt ausgehend, nachzuweisen, dass gerade in den Mundarten der Trieb, solche Bildungen zu schaffen, sich überaus lebhaft entwickelt hat und noch wirksam ist. Allein der vorliegende erste Teil der trefflichen Arbeit, der nur die eine Gruppe imperativischer Bildungen, die Imperative mit einer adverbialen Bestimmung (Präposition, Substantiv mit einer Präposition, Adverb), behandelt, enthält 290 Nummern und es ist zu erwarten, dass auch für die beiden andern Gruppen, die blossen Imperative und die Imperative mit einem Objekt, ein reiches Material beigebracht werden wird. Die Bildungen, welche nur als Personennamen bekannt sind, sind anhangsweise gegeben. Die Anordnung nach grammatischen Gesichtspunkten, wie sie der Verfasser befolgt, ist der bisherigen lexikalischen Aufzählung oder der Gruppierung nach der Bedeutung vorzuziehen. Zahlreiche Literatur-Nachweise erhöhen noch den Wert der Arbeit.

Wenn auch, wie es bei einer solchen Sammlung natürlich ist, trotz der Mithülfe vieler Vollständigkeit nicht erzielt werden kann und auch hier

Digitized by Google

nicht erzielt ist, wenn auch in Bezug auf die ältere niederdeutsche Literatur die Arbeit Wossidlo's nicht den Anspruch macht, das Material erschöpft zu haben, so hat sich doch der Verfasser, der bereits durch hochinteressante Mitteilungen aus seiner reichhaltigen Sprichwörtersammlung sich in seiner engeren Heimat rühmlichst bekannt gemacht hat, durch diese schöne Gabe den Dank aller Freunde der niederdeutschen Sprache, ebenso aber auch den Dank aller Freunde der Volkskunde überhaupt erworben.

O. Knoop.

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung. In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift war bereits darauf hingewiesen, dass wir demnächst in der Lage sein würden, dem Tanz unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu können; der Unterzeichnete ersucht daher alle die Herren, welche in dieser Hinsicht über Stoff verfügen, denselben an Herrn Prof. Amman, Krummau in Böhmen zu senden, welcher seit langer Zeit mit diesem Studium sich besonders beschäftigt hat.

In Rom ist eine neue Zeitschrift erschienen, auf welche wir hiermit die Aufmerksamkeit unserer Leser zu lenken uns erlauben (vgl. S. 287/88). Da Herr Professor Menghini, mit Sabatini einer von den Herren Herausgebern dieser Zeitschrift, dem Unterzeichneten eine Arbeit anzubieten die Güte hatte, so macht es ihm ein besonderes Vergnügen, auf diese Thatsache hinweisen zu können, welche uns demnächst am besten über den Geist, welcher in jener Zeitschrift herrscht, unterrichten wird.

Endlich erlaubt sich der Unterzeichnete, so fern uns die Sache auch liegt, aus Rücksicht auf einen deutschen Gelehrten, Herrn Professor Weinhold in Berlin, darauf hinzuweisen, dass derselbe einen Artikel gegen die Herren Folkloristen geschrieben hat, welcher von Herrn H. Carnoy zurückgewiesen, von Herrn Gaidoz verherrlicht ist: da wir Herrn Gaidoz in einigen seiner Eigenschaften bereits aus der Bücherbesprechung des Roscher'schen Lexikons näher kennen gelernt haben, so wollen wir nicht unterlassen, Herrn Professor Weinhold unser Beileid zu bezeugen, dass er diesen Herold seines Artikels gefunden. Im übrigen haben wir Herrn Professor Weinhold bereits darauf hingewiesen, dass er mit den von ihm angegriffenen Folkloristen in inniger Gemeinschaft steht.

Die Zeitschrift für Volkskunde, welche ihren Titel der deutschen Philologie verdankt (vgl. die deutsche Philologie im Grundriss von Dr. Karl von Bahder, Privatdocenten an der Universität zu Leipzig, Paderborn 1883), wird in ihrer Haltung unausgesetzt bemüht sein, diesen Zweig der Wissenschaft so zu pflegen, wie das vorgezeichnet ist durch die hier einschlagenden Arbeiten von Lessing, Herder, Jacob und Wilhelm Grimm, Wolf, Uhland, Müllenhoff, Mannhardt, Vernaleken, Zingerle und anderer unserer hochverdienten Sammler und Forscher, und von diesem Gesichtspunkte aus wünschen wir auch denjenigen Herren im Auslande viel Glück zu ihren Bestrebungen, welche mit uns diesen Weg wandeln, weshalb sich der Unterzeichnete auch an dieser Stelle erlaubt, den Herren in Frankreich, welche ihn auf so ehrenvolle Weise zu ihrem ethnologischen Kongress in Paris eingeladen hatten, seinen verbindlichen Dank auszusprechen, da derselbe nach Darlegung der Verhandlungen einzig dem Zweck gedient hat, Art und Methode des Sammelns und Forschens zu klären und zu vertiefen.

Edm. Veckenstedt.

Bis zum 31. März 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Plattdeutsch aus Hinterpommern. Erste Sammlung: Sprichwörter und Redensarten. Von Otto Knoop, Oberlehrer am königlichen Gymnasium in Rogasen, Posen, 1890.

Digitized by Google

Plattdeutsches aus Hinterpommern. Zweite Sammlung: Fremdsprachliches im Hinterpommerschen Platt, nebst einer Anzahl von Fischer-Ausdrücken und Ekelnamen. Vom Oberlehrer Otto Knoop. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des königlichen Gymnasiums zu Rogasen. Rogasen 1890.

Dott, M. La Via-Bonelli. L'Ultima Opera di Giuseppe Pitrè. Palermo 1889.

A. Treichel in Hoch-Paleschken. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 19. Oktober 1889: Schlossberge in Westpreussen.

Ἡμερολόγιον καὶ Ὁδηγὸς τῆς Σμύρνης καὶ τῶν περιξ Νήσων τοῦ ἔτους 1890. *Ἔτος Γ. Ἐν Ἀλεξανδρείᾳ Τυπογραφείων „Ὁμονοίας".* 1890. Enthält einen Aufsatz unseres Mitarbeiters Tsakyroglous über die Smyrna in unserer Zeitschrift für Volkskunde, sowie über das Werk von Carnoy und Nikolaides, welches im Jahrg. I besprochen ist, die Überlieferungen Kleinasiens.

The Archaeological Review. A Journal of Historic and Pre-historic Antiquities. Contents: The Long Hundred And Its Use In England. By W. H. Stevenson. Fairy Births And Human Midwives. By E. Sidney Hartland. Lot Meads And Commonable Lands. By Walter Money, F. S. A. Communal House Demolition. By J. H. Round. Notes On the Rude Stone Monuments of Sligo. The Destruction of Ancient Monuments. Correspondence. Mr. Pell on Domes day Measures. By J. H. Round and Prof. F. W. Maitland. Vol. IV. N. 5. December 1889. London, David Nutt, 270 Strand.

The Journal of American Folk-Lore. Editor William Wells Newell. Vol. III. January —March 1890. N. VIII. Contents: 1. First Annual Meeting of the American Folk-Lore Society. 2. Folk-Lore of the Bones. Daniel G. Brinton. 3. Additional Collection Essential to correct Theory in Folk-Lore and Mythology. W. W. Newell. 4. The Endemoniadas of Queretaro. Henry Charles Lea. 5. Chinese Secret Societies in the United States. Stewart Culin. 6. Cherokee Theory and Practice of Medicine. James Mooney. 7. Some Saliva Charms. Fanny D. Bergen. 8. Primitive Man in Modern Beliefs. Henry Phillips, Jr. 9. Waste-Basket of Words. 10) Folk-Lore Scrap-Book. 11. Notes and Queries. 12. Local Meetings and Other Notices. 13. Bibliographical Notes. a. Books, b. Journals. 14. List of Libraries or Societies, being Members of the American Folk-Lore Society. Boston and New-York.

Anmerkung. In der Inhaltsangabe der Zeitschrift für Volkskunde treten als Mitarbeiter auf die Herrn Charkow, Dowojnowo, Altenburg, Beni-Suef: das sind Orte, zum Teil recht bekannte Städte in Russland, Deutschland und Ägypten. Der Unterzeichnete erlaubt sich Herren Newell zu bitten, sich so viel Mühe zu geben, unterscheiden zu wollen, was Mensch, was Stadt ist. Bekanntlich war eine Vernachlässigung dieser Unterscheidungsfähigkeit zwar wiederholt in dem Vaterlande des Herrn Gaidoz beobachtet worden, aber auch dort hat man sich besserer Einsicht, im kleinen ebenso genau zu sein wie im grossen, nicht verschlossen, mit Ausnahme allerdings eben des Herrn Gaidoz, wie wir das in der Besprechung des ausführlichen Lexikons der griechischen und römischen Mythologie gesehen haben. Aber hoffentlich ist Herr Newell zu einsichtsvoll dem Herrn Gaidoz zu folgen. E. V.

Journal of the Gypsy Lore Society. Volume I. July 1888. October 1889. Edinburgh 1889. Vol. II. N. I. 1. A Gypsy Child's Christmas. By Theodore Watts. 2. A Contribution to English Gypsy. By John Sampson. 3. Romany Songs Englished. By William E. A. Axon. 4. Callots Bohemians By David MacRitchie 5. The Nutts and their Language By Surgeon-Major G. Ranking. 6. Persian and Syrian Gypsies. By Francis Hindes Groome. 7. The Immigration of the Gypsies into Western Europe in the Fifteenth Century (Continued). By Paul Bataillard. 8. O Dui Tovarisha A Slovak-Gypsy Tale By Professor Rudolf von Sowa. Reviews: Notes and Queries.

Anmerkung. Der Unterzeichnete erlaubt sich die Freunde der Volkskunde auf diese Zeitschrift hinzuweisen, und er wünscht, dass es ihr gelingen möge, hinreichenden Stoff und tüchtige wissenschaftliche Bearbeiter desselben zu gewinnen. Um seinerseits alles zu thun, was bei ihm steht, das Unternehmen zu fördern, wird er nach Beendigung des betreffenden Artikels des Herrn Dr. v. Wlislocki ferner in der vom ihm geleiteten Zeitschrift sich mit den Zigeunern nur noch in soweit beschäftigen, als er die Veröffentlichungen der berührten Zeitschrift anführt, selbst aber sein lithauisches Zigeunermaterial derselben überweist, was er mit anderen 172 Seiten Manuskript (Bogenformat, eng geschrieben), lithauischer Volksüberlieferungen laut Quittung,

Digitized by Google

datirt den 23. Juni 1881 Mitau, Hotel Riga, von Herrn J. Richter käuflich erworben hat, wie er früher Herrn Professor Bezzenberger in Königsberg die lithauschen Lieder, dieser Sammlung beigefügt, lithauisch und deutsch, gesammelt von Frl. C. Deylau, zu beliebiger Benutzung übergeben hat. Zur Kennzeichnung des Herrn J. Faber sei bemerkt, dass derselbe zur Zeit des Kaufes, also 1881, bereits verschiedene Jahre in Kurland und Lithauen als Hauslehrer gelebt und einige Sachen veröffentlicht hatte. Um die Concentration der Zigeunerstudien zu ermöglichen bittet der Unterzeichnete, das Zigeunermaterial, was etwa im Besitz seiner Herren Mitarbeiter sich befindet, jener Zeitschrift zu überweisen, unter der Adresse David MacRitchie Esq., 4. Archibald Place, Edinburgh. Edm. Veckenstedt.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'histoire et de philologie. Direction M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 3e Année. N. 2. Février 1890. Sommaire: Comptes rendus. H. Pirenne, Histoire de la constitution de la ville de Dinant au Moyen Age. (G. Platon) Hermann Suchier, Aucassin and Nicolette (M. W.) V. Van der Haeghen. Het Klooster ten Walle in de abdy van den Groenen Briel (G. C.) Jakob Dingeldey, Über die Sprache und den Dialekt des Joufrois (J. Simon). Variété. W. Golther, Les mythes et les contes des Germains du Nord. Chronique bibliographique. Périodiques: France, Histoire (L. Finot).

Nyare Bidrag till kännedom om de Svenska Landsmålen ock Svenskit Folklift. Tidskrift utgifven på Uppdrag af Landsmåls föreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund. Genom J. A. Lundell. 37: d. h. 1889. **C.** Innehåll: H. et E. Folkminnen S. 5—196. 38: d. h. 1889. **D.** Innehåll: A. Schagerström, Ordlista öfver Vätömålet; Roslagen. A. Kock, Bidrag till svensk ordforskning. A. Kock, Växlingen ī : ē i forngutniskan. H. V. Clausen, Sprogkårt over Sønderjylland. Stockholm. Samson et Wallin. Boklads pris för årgången 4,50.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Deuxième Livraison. Février I. Hagiologie, par Dom Paul Piolin. II. Histoire Provinciale, par M. Jules Viard. III. Comptes Rendus. Théologie, Jurisprudence. Sciences. Belles-Lettres. Histoire. Bulletin. Chronique. Troisième Livraison. Mars. I. Géographie et Voyages, par M. le Comte de Bizemont. II. Ouvrages d'Instruction chrétienne et de Piété, par M. F. Chapot. III. Comptes rendus. Théologie, Jurisprudence, Sciences, Belles-Lettres. Histoire Bulletin, Chronique. Paris. Aux Bureaux du Polybiblion. 2 et 5, Rue Saint-Simon.

Rassegna di Litteratura popolare et dialettale, divetta da M. Menghini. A. Parisotti. F. Sabatini. Anno I N. 1. Si publica agni mese. Gennaio 1890. Sommario. — La Direzione: Ai cultori del Folk-lore. — Menghini M.: Credenze, usi e costumi abruzzesi raccolti da Gennaro Finamore. — Sabatini F.: Le origini di maestro Pasquino per Domenico Gnoli. — Menghini M.: Canti popolari della montagna lucchese raccolti da Giovanni Giannini. — Bollettino Bibliographico: Vita pop. marchigiana di A. Castelli. Les contes d'animaux dans le romans du Renard H. Carnoy. — Varia: Un diario inedito del sec. XVIII. — Spoglio de' Periodici: La Tradition — Volkskunde — Zeitschrift für roman. Phil. — Zeitschrift für Volkskunde. — Annunzi: Il volgo di Roma — Miscellanea di letteratura popolare — Opere varie.

Revue des Traditions Populaires. 5. Année. Tome V. N. I. 15. Janv. 1890. N. 3. 15. Mars 1890. Les Mythes et les dieux de la pluie, André Lefèvre. Le Rossignolet, chanson des Hautes-Alpes. Raphael Blanchard. Les Traditions populaires et les écrivains français III. Le Menagiana P. S. Les calendriers des illettrés. II. L'Almanach du Bergers. Louis Morin. Les pouces d'emprunt chez les Arabes. Renné Basset. Amulettes et talismans VI. Amulette breton contre la fièvre. Lionel Bonnemière. Légendes et superstitions préhistoriques. III. Eure-et Loir. G. Foujou. Le peuple et l'histoire I (suite) Révolution française. Paul Sébillot. Chants héroiques du peuple russe. Michel de Chrouskow. Devinettes. P. Fertiault. Superstitions et légendes du Cap-Sizun. H. Le Cargnet. Le Prisonnier de Nantes I. Version de la Loire-Inférieune. A. Certeux. II. Version des Côtes-du-Nord. Mme Paul Sébillot. Facéties wallonnes. Aimé Demeuldre. Superstitions basques. B. Égun. A travers le Berry III. Superstition berrichonne H. Labonne. Le cierge de la Chandeleur. F. Fertiault. Les roseaux qui chantent III. La rose d'or, conte du Maine. Léon Pineau. Coutumes de mariages VI. En Belgique. Jules Lemoine. La légende de Didon II. Legendes parallèles (suite). Alfred Har. Pèlerins et Pèlerinages VIII. Enfants malades. Léon Pineau. Nécrologie: Leouzon Leduc A. T. Bibliographie.

Digitized by Google

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Directions MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. III. 4e Année (N. 36) Mars 1890. Le Folklore en Angleterre III. Thomas Davidson. Acousmates et Chasses Fantastiques I Abbé Ch. Braun. Le Grillon et le Loup. Joannès Plantadis. Palladiums et Talismans des Cités I H. C. La Monture du Vilain. Achille Millien. Histoire du Traditionisme en Finlande I. Suite. Kaarle Krohn. Les Matériaux dans les Fondations I Alfred Haron. Saints et Idoles chatiés VII Joseph Defrecheux. Une Nouvelle Revue de Folklore. Henry Carnoy. Poésies Semi-Populaires. A. L. Ortoli. Le Folkore Polonais, d'après Oscar Colberg. Michel de Zmigrodzki. Le Palet de Samson. Dr. Bérenger-Féraud. Les Recommandations de ma pauvre Grand-La-Borgne. Roumanille, traduit par Raoul Gineste. A Propos du Congrès des Traditions Populaires. La Rédaction. La Chanson du Charlonnier. Noël Settes. Bibliographie (Ouvrages de Fr. Ebeling. C. W. E. Brauns, Julien Delaite, Fr. Bangert). Henry Carnoy et Aug. Gittée.

Il Volgo di Roma. Raccolta di Tradizioni e Costumanze Popolari a Cura di Francesco Sabatini. I Gaetanaccio, memorie per servire alla storia dei burattini, raccolte da F. Chiappini. La lirica nei canti popolari romane, appunti critici di F. Sabatini. Le melodie popolari romane, studio di A. Parisotti. Canzoni popolari romane, illustrate da M. Menghini. Roma, Ermanno Loescher et Co. 1890.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 2. Jaargang 1890. 2 Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Vertelsels. Dierenvertelsels. Kwelvertelselkes. Kerst en Nieuwjaarsliedekens. Wangeloof, Verzameld te Antwerpen. Liederen. Grafschriften. Spotgedichten. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften, von den Herren Jos. Cornelissen. J. B. Vervliet. Alf. Harou. J. Michielsen.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang. 2e Aflering. Inhoud. Onze Vlaamsche Componisten: Afte Liedjezangers, door Pol de Mont. I en II. Kinderspelen. Het Spel van Kanonike. Boekbeoordeling: Les Livres de Divination (Aug. Gittée). Vragen en Aanteekeningen. 3 Afl. Het Heidenwerpen, door Aug. Gittée. Liederen. — 2 (10) en 3 (11). De Lotelingen. Boekbeoordelingen Grabschriften und Marterlen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Kronik: Eeen vergeten Zuidnederlandsch Folklorist: Advocaat F. J. de Gronckel, door P. de M. Vragen en Aanteekeningen: Het Lied der drie Zielkens, door P. de M.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher, herausgegeben von Hugo Gehring. 22. Bd. Heft 4. Inhalt: Zwei Versversetzungen in Beówulf. Von E. Joseph. Liederhandschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Das Liederbuch der Herzogin Amalie von Cleve. Von J. Bolte. Über den Bildungsgang der Gral- und Parcivaldichtung in Frankreich und Deutschland (Schluss). Von San Marte. Bericht über die Verhandlungen der deutsch-romanischen Sektion der XXXX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz. Von Th. Siebs. Miscellen und Litteratur.

Deutsches Wochenblatt. Herausgegeben von Otto Arendt in Berlin. Verlag von Walther und Apolant in Berlin.

Mélusine. Revue de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages. Dirigée par H. Gaidoz. Tome V. No. 2. Mars—Avril 1890.

Neue Bahnen. Monatsschrift für eine zeitgemässe Gestaltung der Jugendbildung. Eine Ergänzung zu jeder Schul- und Lehrerzeitung, herausgegeben von Joh. Meyer. 1. Jahrgang, 1. Heft. Gotha, Verlag von Emil Behrend. 1890.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm. 6e Année, Février 1890. N. 12. Paris. Libraires-Correspondants.

Nachwort. Leider war die Korrektur des Herrn Prof. Rua in Turin zu spät eingetroffen, um noch berücksichtigt werden zu können; das nächste Heft wird den Nachtrag zu dem Rua'schen Aufsatz bringen. E. V.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 8. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Die Fabel vom Streite der drei lasterhaften Brüder im 17. Jahrhundert. Von Dr. L. Fränkel — Berlin 289

Die japanischen Kinder- und Hausmärchen. Von Professor Dr. D. Brauns — Halle a./S. 294

Märchen aus der Provinz Posen. Mitgeteilt von O. Knoop — Rogasen 305

Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Mitgeteilt von A. Schlossar — Graz 311

Lieder, von einem fliegenden Blatte, mitgeteilt von J. Bolte — Berlin 312

Albanesische Lieder. Von D. Mitkos — Beni-Suef. Deutsch von J. U. Jarnik — Prag 314

Volksrätsel aus der Provinz Pommern. (Freist, Kreis Lauenburg.) Gesammelt und mitgeteilt von Archut — Freist 317

Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner. Von Dr. Heinrich v. Wlislocki — Mühlbach (Siebenbürgen) 318

Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.:

Das Rätsel der Sphinx. Grundzüge einer Mythengeschichte von Ludwig Laistner. 2. Band. Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung,) 1889 323

Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen von Sophus Bugge, Professor an der Universität Christiania. Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Übersetzung von Oscar Brunner, a. o. Professor an der Universität München. München, Christian Kaiser, 1889. 325

Völuspa. Eine Untersuchung von E. H. Meyer. Berlin, Mayer & Müller, 1889 325

Die Sagen Vorarlbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Überlieferungen gesammelt und erläutert von Dr. F. J. Vonbun. Zweite vermehrte Ausgabe. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verfassers und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabrisse Vonbuns versehen von Hermann Sander, Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung, 1889 326

Zur Bücherkunde 327

Die Fabel vom Streite der drei lasterhaften Brüder im 17. Jahrhundert.

Von

L. FRÄNKEL — BERLIN.

Szamatólski hat in der „Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte", II., S. 90 ff. eine von Sebastian Franck unternommene Bearbeitung der „declamatio Philippi beroaldi de tribus fratribus ebrioso scortatore et lusore" als Quelle eines Hans Sachsischen Fastnachtsspiels*) erwiesen. S. 96 kommt er dabei mit ein paar Worten auf eine seltsame Umformung der Beroaldischen Schrift zu sprechen, ohne — was ja seine Aufgabe auch gar nicht erheischte — Angaben über die bibliographischen Verhältnisse und die diesen zu Grunde liegenden eigenartigen Schicksale jener neulateinischen Dissertation hinzuzufügen. Diese letztere scheint nun im Reformationszeitalter ausserordentlich beliebt gewesen zu sein, vielleicht weil sie mit ihrer Methode in der Behandlung eines sehr zeitgemässen Themas dem Bedürfnisse der vorschwebenden Lesewelt entgegenkam. Sie wurde häufig abgedruckt, in Kompendien aufgenommen und, wofür die von Szamatólski angezogene Arbeit der vorzüglichste Beleg, selbständig in deutscher Sprache nachgebildet. Somit ist sie interessant genug, dass wir einmal im Vorbeigehen in diese Vorgänge hineinleuchten.

Zunächst fesselt den Blick die äussere Einkleidung. Sie erklärt sich aus der Zeit der Entstehung; in der Periode der Konzile und öffentlichen Disputationen ist der Rangstreit der drei typischen Lasterträger in Thesengestalt gebracht und ganz juristisch gewendet worden. Das 17. Jahrhundert betrachtet das Ganze noch als „declamatio", wie hundert Jahre früher geschehen war, verstärkt aber dann sogar die Fiktion eines amtlichen Rechtsaustrags, indem es die Geschichte als „quaestio quis inter scortatorem, aleatorem et ebriosum**) sit pessimus: explicata (wie von einem Sachwalter) a Philippo Beroaldo" vorstellt. Entsprechend hatte bereits die älteste Veröffentlichung die Antwort der beiden vom ebriosus Angegriffenen „recriminatio" betitelt. Diese Ausdrücke berechtigen zweifellos, die

*) Sämtliche Fastnachtsspiele von Hans Sachs, herausgeg. von E. Goetze. I. Bändchen (Halle 1880). No. 5. Es eröffnet nach dem Originalregister des Dichters, wo es „pueler spieler vnd drincker" heisst, das 3. „puech." (Bei Szamatólski a. a. O., S. 90, Anm. 1 ist die Bandzahl von Goetzes Neudruck weggelassen. Ebd. ist S. 93 ob. das Citat „Das der ergest u. s. f." aus Hans Sachs V. 35 ff. und nicht V. 30 entnommen.)

**) Kulturgeschichtlich zu beachten ist die veränderte Reihenfolge der drei.

Digitized by Google

Geschichte zu der damals üppig wuchernden „Streitpoesie", dem Überbleibsel einer im Mittelalter reich entwickelten*) Gattung polemischer Litteratur, zu zählen, welche hier im wirklichen Gerichtsstile, wie ihn z. B. die Boccacciosche Ringparabel in Lessings „Nathan" in der gleichen Situation gebraucht, modifiziert erscheint. Der zu Grunde liegende Gedanke ist nachgewiesenermassen uralt volkstümlich.**) Ein fernerer Beweis für die Zugehörigkeit unserer Erzählung zu dieser Sippe liegt in dem Umstande, dass in dem anekdotischen Sammelwerke „Hilarii Drudonis practica artis amandi et alia eiusdem materiae", von welchem Ausgaben von 1600, 1606 und 1651/52***) bekannt sind, auf den Abdruck der genannten Abhandlung des Beroaldus (p. 91 ff. der letzt angeführten Ausgabe) desselben Verfassers „Declamatio, an orator sit Philosopho et Medico anteponendus" (p. 127 ff.), ein in gleiche Form gegossener Diskurs, folgt. Der „Prozess" von 1655, jene von Szamatólski herangezogene freie Bearbeitung, welcher wir weiterhin näher treten wollen, scheint das letzte Zeugnis der Auffassung als Streit zu sein. Dann trat der Gedanke, das Mass der Verwerflichkeit für die drei Laster durch eine alle Parteien berücksichtigende Verhandlung zu bestimmen, zurück. Aber die Gegenüberstellung gerade dieser drei reizte noch mehrfach zu litterarischer Vorführung. 1688 erschien „Spiegel des Sauffens, Hurens und Spielens. Sendschreiben betreffend die verfluchte Simoniam"†) o. O. in Oktav als unabhängiges wohl dauernd anonym verbliebenes Pamphlet. Auch der Traktatreihe sei gedacht, welche der Holländer Jan van Nyenborgh†*) seinen kompilatorischen „Variarum Lectionum Selecta" (Groningae Frisiorum 1660) einverleibte. Daselbst wird p. 54 ff. mit allerhand biblischen Bezügen „contra ebrietatem" geeifert, darauf unter Aufbietung der verschiedensten Gewährsmänner eindringlich die „fuga lasciviae et voluptatum" (p. 57 ff.) empfohlen, schliesslich nach ausführlichen Exkursen über einzelne Äusserungen der „Wollust"†**) viel schweres gelehrtes Geschütz aufgefahren, um das absprechende Urteil „de alea et lusu" zu rechtfertigen. Ein weiterer Vergleich macht es wahrscheinlich, dass dem Niederländer beziehentlich seiner Quelle die Darstellung des Beroaldus, sei es nun in der ersten oder in einer abgeleiteten Fassung, vorgelegen hat, zumal hier auch die ursprüngliche Aufeinanderfolge der drei Sündenböcke genau gewahrt ist.

In dasselbe Jahrzehnt, in dem Drudos Kompendium in der letzten dann weitverbreiteten Auflage mit Beroaldus' Declamatio erschien, fällt der

---

*) Besonders im Provenzalischen. Vgl. H. Knobloch: „Die Streitgedichte im Provenzalischen und Altfranzösischen." 1886. R. Zenker: „Die altprovenzalische Tenzone." 1888.

**) Einen tieferen Blick in die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Stoffe solcher certamina kann man in der Übersicht bei Böckel: „Deutsche Volkslieder aus Oberhessen" p. XIII. ff. thun.

***) 1651 steht auf dem inneren, 1652 auf dem äusseren Titelblatt, ein ja noch heute üblicher Verlegerbrauch; es handelt sich also nicht um zwei verschiedene Ausgaben, wie H. Hayn „Bibliotheca erotica et curiosa Monacensis" (Berlin 1889) S. 25. No. 211 annimmt.

†) Vgl. „Bibliotheca J. A. Fabricii" t. IV. app. 2. (Hamburg 1741) p. 28

†*) Über diesen habe ich berichtet in Harrwitz' „Mitteilungen aus dem Antiquariat und verwandten Gebieten für Bibliotheken, Bibliophilen u. s. w." I., p. 81; vgl. auch A. J. van der Aa: „Biographisch Woordenboek der Nederlanden" XIII, p. 172 f.

†**) Vgl. den Holzschnitt daselbst p. 57.

Digitized by Google

von Szamatólski berührte Druck der Umarbeitung, über den er (S. 96) nur notiert: „Lustiger Prozess dreyer Adelicher Brüder u. s. w. 1655." Es ist dies allerdings die einzige Separatausgabe, welche ich nachweisen kann*) und die bei zwei von einander ganz unabhängigen Litteratoren wie W. Menzel**) und H. Hayn***) angeführt ist. Vielleicht ist aber die Abfassung höher hinaufzurücken. Es läuft nämlich eine andere Tradition neben der für 1655 belegten her und scheint mir im äusseren Anstrich eine intimere Anlehnung an Beroaldus, also ein früheres Ursprungsdatum anzudeuten. Ein abschliessendes Urteil vermag ich vor der Hand nicht zu fällen, weil das Dunkel der Verfasserschaft noch völlig ungeklärt ist und mir die zweite Überlieferung bisher bloss im Anhange zum „Jus potandi" des angeblichen Blasius Multibibus (zuerst 1616) nach der Ausgabe von 1669 zugänglich war. Hier führt das ganze Werk folgende Aufschrift: „Jus Potandi, Oder Zech Recht Darinnen Von Ursprung, Gebräuchen und Solennitäten .... dess Zechens und Zutrinckens, ... sehr lustig discurrirt wird. Durch Blasium Multibibum utriusque V. et C. (= vini et cerevisiae) Candidatum aufgesetzt (und jetzt aus dem Latein übersetzt per Joannam Elisabetham de Schwinutzki). Mit angefügten (!) lustigen Process Dreyer Adelichen Brüder Der erste ein Säuffer Der ander ein Spieler Der dritte ein Huhrer. Anno MDLXIX."†) Den „Prozess" mit dem „Zechrecht" unmittelbar zusammenzufassen, entsprang dem Drange des Zeitalters, Verwandtes möglichst unter einem Hute zu vereinigen, um es so zu bequemem Handgebrauche zusammen zu haben. Und das „Zechrecht" bewegt sich in der That auf demselben Boden, wenn auch entsprechend der doch mannigfach andersartigen Stimmung das Grundmotiv etwas verschoben ist. Der ebriosus bildet nur den Ausgangs-, aber nicht den alleinigen Zielpunkt. Der Buhler war in der ausgearteten Gestalt, wie ihn die Karikaturschilderungen während des Dreissigjährigen Krieges zeigen, eine höchst verabscheuenswürdige Figur geworden, er trat bei der Entscheidung des Wettkampfs nun aussichtslos vom Schauplatz ab. Da nun im „Prozess" die Palme des Siegs dem Spieler zufällt, so forderte das scharf ausgeprägte juristische Gefühl dieses Litteraturzweigs, auch dem Trinker sein Recht zu schaffen, das ihm eben im „Prozess" so arg verkümmert wurde. Und dies erfüllt der Leitfaden des Blasius Multibibus mit seinen fein säuberlich abgezirkelten Paragraphen, die dem eingefleischtesten Pedanten von Gerichtsaktuar Ehre machten. Einen solchen Ausgleich der zankenden Brüder wünschte offenbar der Tagesgeschmack. Es ist bezeichnend, dass die umfängliche Neuauflage des berüchtigten Zotensammelsuriums „Facetiae facetiarum" von 1657 (Pathopoli, apud Gelastinum Severum) auch das inhaltlich nicht geradezu hereingehörige „Jus potandi" in frischem, für die

*) In Oktav. Exemplare beipielsweise auf der Königl. Bibliothek zu Berlin und auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

**) Geschichte der deutschen Dichtung. II, S. 370.

***) Bibliotheca Germanorum erotica. 2. Aufl. S. 210.

†) In Oktav. Auf das Jus potandi entfallen Bogen **A** bis **F**$_3$, der Rest 16 Seiten Vorst. und 64 bezifferte Textseiten, auf den selbständig betitelten „Prozess." — M. Oberbreyer (Jus potandi. Deutsches Zech-Recht. Nach dem Original von 1616 neu herausgegeben. Heilbronn [1877] p. XVIII) ist sonach im Irrtum, wenn er seinen Abdruck den „ersten seit circa 250 Jahren" nennt.

Digitized by Google

eindringlichste Wirkung zugeschnittenen Gewande wieder aufgenommen hat. Wie sehr sie damit dem Zeitgeiste Rechnung tragen wollte (man verstand damals gar wohl den Mantel nach dem Winde — der Käuferlaune — zu hängen), deutet schon der Titelzusatz „multisve moralibus ad mores seculi nostri accommodata" zur Genüge an. Das Publikum verlangte auch hier, dass ihm die leckere Speise möglichst akademisch dargeboten würde. Daher die Aufschrift: „Disputatio inauguralis Theoritico — Practica. De Jure Potandi" (Fac. p. 54). Die Tendenz ist dieselbe, welche Beroaldus und dessen Nachahmer leitet, und die einzelnen aufgeworfenen Fragen werden als juristische „causae" abgehandelt. Auch das „Buhlen" geht nicht leer aus, sondern das erotische Moment wird fast überall mit dem Hauptthema so verknüpft, dass der alte Wetteifer um den Vorrang deutlich durchblickt. Abgesehen von zahlreichen eingeflochtenen Notizen über das Liebeln — „Leffeley" lautet damals der t. t.*) — das beim Kneipgelage mit dem Zechen konkurriert, schliessen sich p. 95 ff. drei Seiten „Corollaria" an, wo folgende zwei Thesen vorgetragen werden: „I. An cochleatio**), quae fit inter pocula, inducat a parte studiosi probationem amoris?" „II. An Virgo, quae ex vehementi amore capta amanti copiam sui facit, meretrix sit turpis aut infamis et peccet?" In Gedanken und Beispielen finden sich viele auffällige Übereinstimmungen, z. B. die geschickte Verwertung des Horazischen (epist. I, 5, 19):

Foecundi calices quem non fecere disertum?

Fac. p. 78 im Jus potandi und Pract. art. am. p. 105 bei Beroaldus. Auch sonst tritt Blasius Multibibus in die Fusstapfen des letzteren, wenn er ihn auch an Witz und im lebendigeren Tone der Darlegung weit übertrifft. Beroaldus selbst war bald für die Litteratur ein toter Mann und sein Bruderstreit, als er nicht mehr gelesen wurde, verschollen; denn bekanntlich besass man damals kein weites litterarhistorisches Gewissen. Erst die Quellenforschung der Gegenwart hat ihn wieder ausgegraben.

Aber ausgestorben ist die heitere Kompagnie des edlen Brüderterzetts auch am Ende des 17. Jahrhunderts noch nicht. Schon oben wurde des 1688 veröffentlichten „Spiegel des Sauffens, Hurens und Spielens" gedacht, wo der Gegensatz auf den dogmatisch sittenrichterlichen Standpunkt zugestutzt erscheint. In derselben Zeit***) arbeitete der Schmellener Pfarrer Georg Wesenigk seinen hyperorthodoxen Angriff auf das Fehlertrio aus,†) den wir in dem seltsamen Büchlein: „Das Spiel-süchtige, sieben-fächtige Polysigma der Bösen Spiel-Sieben, in sich begreiffende die Spiel-Schande u. s. w. Dresden, J. Chr. Zimmermann. 1702" finden. Nachdem daselbst S. 50 f. gesagt worden ist, „man müsse 5 Stücke meiden. Nehmlich: 1. Frauen-Volck in Buhlerey. 2. Gastereyen. 3. Sicherheit. 4. Spielen, und 5. Müssiggang" und S. 53 der Schriftsteller eine höchst realistische

*) noch bei Bürger und Kotzebue. Vgl. Grimms Dtsch. Wb. IV, 1124 und Gädertz, Gabr. Rollenhagen, S. 69.

**) = „Leffeley."

***) und †) Einzelne Abschnitte des wohl nicht vor 1702 gedruckten Büchleins sind 1681 und 1682 geschrieben (S. 130 „vergangenes Jahr Anno 1680;" S. 146 „Vor 10 Jahren, nemlich Anno 1672"). Über den Verfasser und seine litterarische Thätigkeit wird mein Artikel in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" Auskunft erteilen.

Digitized by Google

Episode aus der Gegenwart, die er beispielshalber auftischt, geschlossen hat „Da war nun Sauffen, Spielen, Müssiggang, Unbarmhertzigkeit, Verschwendung .... und viel andere Sünden mehr beysammen", bezeichnet er S. 68 den „Unzuchts- und Ehebruchs-Teufel" geradezu als „Geschwisterkind" des Spiel-Teufels, um dann in Kapitel IV folgende ausführliche Auslassung (S. 95 f.) den drei aneinander geketteten Lastern zu widmen: „Wenn man die liederliche Schuldmachung, und die schädliche Schäden-Suchung der Doppler und Spieler, Sinnen-Bilds weise fürmahlen solte, könte man mahlen: Ein schönes, doch unzüchtig gekleidetes, und also auch sich geberdendes Weibes-Bild, die in der rechten Hand eine Karten halte, und damit auff ein Wein-Glass weise. Mit der linken Hand aber auff ein Würfel-Spiel zeuge, darüber schreibe man statt des Sinn-Spruchs also:

Drey W. W. W. bringen Weh.

Denn die drey W. nemlich: Weiber, Wein und Würffel, stifften in der Welt, sonderlich bey ruchlosen Hertzen, viel Weh und grosse Schmertzen. Davon sagt auch der weise Haus-Lehrer Syrach, c. 19, 2. 3. Wein und Weiber bethören die Weisen, und die sich an Huren hengen, kriegen Motten und Würme zu Lohn. Und der Prophet Hos. 4, II sagt: Hurerey, Wein und Most machen toll. Was aber auch die Würffel vor Unglück stifften, das haben wir schon gehöret, bezeugets auch die Erfahrung. Die Schäden, so solche drey Weh in der Nahrung machen, sind nicht auszusprechen." Ein altes Sprichwort lautet:

Weiber, Wein und Würfelspiel
Verderben manchen wers merken will.

Nach anderen bringen diese drei W. Pein und sind grosse Räuber. Vgl. Goethes Faust I, V. 2640 ff. und dazu Düntzers Kommentar[5] (1890) S. 153, A. 6. — Auch die anschliessenden Auseinandersetzungen vertreten denselben Gedanken, und S. 110 werden nochmals in einem Schema entbehrlicher Dinge aufgezählt: „Zancken und Streiten, Sauff- und Trunckenheit, schnödes Venus-Spiel, Kart und Würffeln viel."

In den zahllosen zierlichen Schweinslederbändchen des 17. Jahrhunderts, welche sich mit solchen und ähnlichen Vorwürfen beschäftigen, schlummert, der Auferstehung harrend, mancher überraschende Fund für die Litteraturgeschichte und Volkskunde. Leider hat das fast durchgängig angewendete fremdartige Idiom, welches oft ans bedenklichste Küchenlatein streift oder bis zur makkaronischen Mischsprache herabsinkt, nicht selten den Nachspürenden zurückgestossen. Meistens lohnt aber das Ergebnis die Mühe des Suchens.

Digitized by Google

Die japanischen Kinder- und Hausmärchen.

Von

D. Brauns — Halle a/S.

Die Märchen gelten mit Recht als derjenige Teil der Volksüberlieferungen, der am leichtesten und weitesten von seiner Heimatstätte verschleppt und andern, oft fernen und keineswegs immer stammverwandten Völkerschaften zugeführt wird. Allerdings ist es nicht zu leugnen, dass ursprüngliche Stammeseinheit nicht nur die Übertragung begünstigt, sondern auch dahin wirkt, dass der eigentliche Inhalt eines solchen Märchens oder einer Wandersage ungetrübt bleibt; allein es möchte doch feststehen, dass oft auch über die Grenzen einer Völkergruppe, selbst wenn wir diese im weitesten Sinne auffassen, solche wandernde Elemente immer noch kenntlich bleiben, und dass wir auf diese Weise sie als Eindringlinge in den Kreis der volkstümlichen Vorstellungen vieler Länder, in welchen wir sie heutzutage finden, mit Sicherheit nachzuweisen im stande sind.

Der Grund, dass gerade die Märchen vorzugsweise zu den wandernden Bestandteilen der Volksüberlieferungen zählen, liegt auf der Hand. Es sind Geschichten, die, auf mythologischem — heidnisch-religiösem — Grunde erwachsen und eigentümlich dem Volksgeiste entsprechend weitergebildet, sich einmal von bestimmten Örtlichkeiten unabhängig machten, anderseits aber die Teilnahme des Volkes vermöge der Art ihrer Verarbeitung in besonders hohem Masse zu erwerben vermochten. Es zeigt sich dabei in der That etwas dem Analoges, was in den nationalen Heldengedichten vieler alten Völker und besonders auch in den Schicksalstragödien der Griechen als wirksam erprobt ist. So wie hier der Gegensatz des menschlichen Fühlens, welches man dem Helden, Halbgott oder Gott nun doch einmal nicht nehmen kann, gegen die ihm zuzuteilende äussere Rolle, gegen seine übermenschlichen Thaten und Leiden und die Vorstellung von dem „gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", als bleibenden ästhetischen Gewinn erschaffen hat, gerade so erfasst das Volk in seiner Kindlichkeit und besonders die Kinderwelt selbst ein nie versiegendes Behagen bei dem Anhören der Geschichten, in welchen ein gewöhnlicher Sohn des Volkes sich mit einem Male in die ungeheuersten Verhältnisse versetzt sieht, mit unmöglichen Aufgaben beauftragt und zu deren unerwarteter Lösung in zauberhafter Weise befähigt wird. Diese Dinge, an denen sich die Tierwelt, die leblose Natur gewöhnlich stark beteiligt, sind in der That die eigentliche Quelle, aus der die Märchen stammen, und wenn sie auch —

Digitized by Google

namentlich nachdem die eine der Bedingungen ihrer Entstehung, die Gläubigkeit des Volkes, abgeschwächt oder gar vollständig abhanden gekommen ist — dieser ihrer eigentlichen Quelle manchmal ziemlich fern gerückt erscheinen können, so ist mit gründlicher Forschung dieselbe wohl immer zu ermitteln.

Bei dem Vergnügen nun, mit welchem alt und jung in den eigentlichen Volkskreisen den Erzählungen solcher Art lauschen, ist es nicht zu verwundern, wenn wandernde Leute, einmal Soldaten, dann wieder Fuhrleute im Dienste des friedlichen Verkehrs oder Handwerksgesellen, sie nach Punkten hin verbreiten, nach welchen eine Übertragung auf den ersten Blick kaum möglich erscheinen kann, und wo daher eine minder tief eindringende Forschung sie als ursprüngliches Erzeugnis des Volksgeistes aufzufassen in Gefahr ist. Es ist ein Verdienst der neuesten Arbeiten auf dem Gebiete der Sagenforschung, die zahlreichen Überschreitungen der Rassengrenzen in Osteuropa durch solche Wandermärchen und -sagen nachgewiesen zu haben; es wird mehr und mehr anerkannt, wie vorsichtig man bei der Beurteilung der Frage sein muss, ob gewisse Sagen und Geschichten den Naturvölkern durch europäische Kolonisten zugeführt sind oder nicht; es wird für immer zahlreichere Volksmärchen der ausserhalb des Kreises der Indogermanen stehenden Nationen der indogermanische oder arische Ursprung nachgewiesen. Auch innerhalb dieses Völkerkreises gilt Ähnliches; die Übereinstimmung selbst einer Reihe von Märchen bei zwei verschiedenen Abteilungen des Indogermanenstammes wird längst nicht mehr für einen ausreichenden Beweis einer uralten Übereinstimmung der betreffenden Anschauungen gehalten, diese kann vielmehr erst durch verwickelte Untersuchungen gewonnen werden. Dass wir indische und persische Sagenstoffe im Abendlande wiederfinden, dass wir Erzählungen der tausendundeinen Nacht mit verhältnismässig geringen Abänderungen unter unseren Grimmschen Hausmärchen antreffen, dass wir dänische Volksmärchen der Grundtvigschen Sammlung inmitten Deutschlands oder zwischen den von Basile im Pentamerone bearbeiteten älteren neapolitanischen Volkserzählungen, ja unter den Basken ohne jede wesentliche Änderung antreffen, setzt heutzutage gewiss niemand mehr in Erstaunen; es sind Folgen solcher durch Jahrhunderte fortgesetzten Sagen-Wanderungen, die sich überdies nicht bloss für diese Dinge, sondern für die allermeisten Kulturerzeugnisse oft in ganz ähnlichem Umfange nachweisen lassen.

Unter diesen Verhältnissen erscheint es mir nicht überflüssig, aus der Fülle japanischer Überlieferungen, welche mir zu Gebote steht, und die ich bereits vor einigen Jahren in ziemlicher Vollständigkeit in meiner Sammlung („Japanische Märchen und Sagen", Leipzig bei W. Friedrich 1885) herausgegeben, zunächst die Märchen herauszugreifen und an dem verhältnismässig frischen und in allen seinen Beziehungen ziemlich klar hervortretenden Material des fernen, abgelegenen Inselvolkes der Japaner nachzuweisen, was davon eigentümlich und was ihnen früher oder später zugeführt ist.

Zuvor muss ich bemerken, dass trotz der grossen Lust der Japaner am Erzählen und am Anhören derartiger Geschichten die Angabe Mitfords (in seinen „Erzählungen aus Altjapan") im ganzen richtig bleibt, nach welcher die

Digitized by Google

Zahl dieser Märchen auffallend klein ist. Meine Sammlung enthält allerdings statt der 10 Märchen Mitfords, denen sich eine der hier in den Kreis der Erörterungen zu ziehenden märchenartigen Fabeln anreiht, 22 Märchen und 6 solcher Fabeln, also mehr als doppelt so viel, und ich kann diesen Nummern jetzt noch 4 hinzufügen. Indessen ist einesteils die Gesamtzahl immer noch nicht erheblich zu nennen, anderntheils sind nicht nur 3 der 4 neu hinzukommenden Stücke, sondern auch einige der schon in meiner Sammlung befindlichen (auch eins der Mitfordschen) sozusagen als „unecht" zu bezeichnen, und auf diese Weise wird die Zahl der für unseren Zweck wichtigen Märchen doch wieder erheblich verringert.

Unter jenen 4 mir seit Veröffentlichung meiner Sammlung zugegangenen Märchen möchte ich von vornherein eins als augenscheinlich neu eingeführt bezeichnen, die Geschichte des dem unsrigen nachgebildeten japanischen Däumlings, welche sich in Junker von Langeggs „Japanischen Theegeschichten" (Wien bei Gerold 1885) findet. Schon der Name dieses Däumlings ist wahrscheinlich in eigentümlicher Weise aus der englischen und japanischen Sprache gemengt. Er heisst Issumbo; die erste Silbe ist augenscheinlich das dem japanischen Brauche gemäss mit dem folgenden Worte verschmolzene itschi, das sinico-japanische eins, die anderen Silben dagegen lassen sich in keiner Weise echt japanisch, und sinico-japanisch nur von sun, ein Zoll oder $^1/_{10}$ Fuss, und bo, Kind, herleiten. Da diese Ableitung doch kaum recht zutreffend genannt werden kann, vielmehr der Name „Ein-Zoll-Kind" eine ziemlich unpassende Übertreibung enthalten würde, so ist vermutlich das sumbo ursprünglich nichts anderes gewesen, als eine japanische Übertragung des englischen thumb, des Daumens. Dieser Issumbo hat nun, nachdem er von seiner Mutter zwei*) als Schwerter hergerichtete Nadeln bekommen, allerhand Schicksale, welche denen unseres Däumlings sehr ähnlich sind, bis er endlich mit einem echt japanisch gedachten Schlusse der Günstling und — endlich durch schnöde List, indem er sie falsch anklagt und ihre Verstossung bewirkt — der Gatte einer Fürstentochter wird, bei welcher Gelegenheit er durch einen Zauberhammer gross und stark wird.

Ein zweites, in einem deutschen Zeitungs-Feuilleton vermutlich von einem Nicht-Japaner veröffentlichtes „japanisches" Märchen ist nichts als eine geschmacklose und gegen das Ende obendrein sehr abgeschwächte Zusammenkleisterung zweier der bei Mitford und mir vorkommender Märchen, des vom „Spatzen mit der geschlitzten Zunge" und des vom „Neidischen Nachbar", auf welche wir später zurückkommen müssen. Über diese ungeschickte Umarbeitung jener alten Märchen möchte es überflüssig sein, noch ein Wort zu verlieren.

Das dritte und vierte sind mir von einem in dem Jahre 1887 nach Deutschland gekommenen und erst kürzlich heimgereisten jungen Japaner Namens Yokoyama zugestellt, demselben, dessen ich schon in der Vorrede zu meiner Sammlung gedachte. Indessen sind diese seine letzten Beiträge

*) Gemäss dem alten Brauch der Samurai oder Schwertmänner, stets zwei solcher Waffen, ein kürzeres und ein langes, zweihändiges im Gürtel zu tragen.

Digitized by Google

unbedingt nicht so zweifellos echt, wie seine treffliche Version der Sage von Kiohime (meine Sammlung, S. 337), und namentlich das eine „Das Drachenmädchen" betitelt, ist schwerlich etwas anderes als ein von dem talentvollen Gewährsmanne selbst verfasstes Kunstmärchen. Es erzählt, wie ein Mädchen, durch Herrschsucht verleitet, zaubern lernt, sich in einen Drachen verwandeln kann, seine Eltern zu bethören und seinen Bruder zu entfernen weiss, worauf sie das ganze Dorf verheert, die Eltern in Ratten verzaubert und schliesslich auch den von Heimweh zurückgetriebenen Bruder töten will. Dieser hat aber in fernem Lande, verlassen von aller Welt, im wilden Walde die Bekanntschaft eines Tigers gemacht und ihn durch Entfernen einer seinen Fuss lähmenden Schlinge zu Danke verpflichtet; dieser Tiger trägt ihn über das Meer in seine Heimat und bleibt zu seinem Schutz in seiner Nähe; zuletzt wird die böse Schwester in Drachengestalt von dem braven Tiger getötet, die Eltern werden entzaubert und das verödete Dorf wieder bewohnbar gemacht.

Weniger verdächtig scheint das vierte der neuen Märchen. Wenn auch vermutlich etwas umgearbeitet, ist es doch wesentlich vorhandenen Mustern nacherzählt und zugleich weit einfacher, so dass es von dem seit 1885 hinzugekommenen Materiale das einzige einer Berücksichtigung würdige Märchen sein möchte. Es heisst „Das Nachtigallmädchen" und berichtet, wie ein hübsches Mädchen in einer Stadt sich oft buntfarbige Seide gekauft, dadurch die Neugier des Kaufmanns erregt und Nachforschungen seinerseits veranlasst habe; der Mann habe schliesslich sie bei ihrer Arbeit, dem Weben eines kunstreichen Teppichs, gesehen, dadurch aber ihre Erlösung aus der Gestalt einer Nachtigall — oder vielmehr eines Uguissu, den man die japanische Nachtigall zu nennen pflegt — vereitelt; „denn", so klagt die Ärmste, „wenn ich den Teppich ungesehen fertig gemacht hätte, so wäre ich eine menschliche Jungfrau geworden, während ich jetzt, nachdem die mir verstattete Gelegenheit erfolglos geblieben, auf immerdar verurteilt bin, ein Vöglein zu bleiben."

Die in meiner Sammlung enthaltenen 22 Märchen zerfallen zunächst in solche, welche einen fremden Ursprung an der Stirn tragen (ähnlich wie Issumbo), dann in solche, welche offenbar einem späteren Erzähler oder Umdichter ihren Ursprung oder doch ihre jetzige Gestaltung verdanken, und drittens in solche, welche als durchaus echt anzusehen und seit längerer Zeit in Japan gang und gäbe gewesen sind. Von den Fabeln ist die erste (in Sammlung, S. 85) „Die Ratten und ihr Töchterlein" ganz und gar indisch, wie ich dies (Vorrede S. XVIII, Anm.) bereits bemerkt; sie findet sich fast unverändert im Pantschatantra. Dem „Steinhauer", l. S. 87, liegt eine chinesische Bearbeitung desselben Gedankens zu Grunde*); doch stammt vielleicht auch diese Variante in erster Reihe aus Hindostan. Ferner ist die Geschichte vom Affen und seinem Herrn ganz sicher, und die vom

*) Dieser Gedanke, den man unserem Märchen von dem Butt, dem Fischer und der Ilsebill angereiht hat, ist kein anderer als der, dass die immer fortschreitenden Wünsche dort der ehrgeizigen Ratteneltern betreffs ihres Schwiegersohnes, hier die des Steinhauers selbst endlich damit ihren Abschluss bekommen, dass die Wünschenden ganz ihrem Willen gemäss auf Umwegen in ihren ersten Zustand zurückkehren.

Digitized by Google

giftigen Fische höchst wahrscheinlich chinesischen Ursprungs*), so dass unter den Fabeln, da die von der für ihren Hochmut durch Gefangenwerden und Tod bestraften Seeschnecke augenscheinlich der zweiten Art zugehört, nur die „beiden Frösche" grössere Berücksichtigung verdienen.

Von den Märchen selber sind die drei von den pflichtgetreuen Söhnen Mosoo, Kwakkio und Oschoo welche jeder in anderer, aber alle in wunderbarer Weise für aufopfernde Liebe zu ihrer Mutter von den Göttern belohnt werden, nachweislich den chinesischen Geschichten von pflichtgetreuen Söhnen entnommen; es gibt eine Sammlung von 24 solchen Erzählungen, von denen aber nur die genannten drei ihres wunderbaren Charakters halber in Japan wirklich volkstümlich geworden sind. Ausserdem ist das Märchen von der „Warze und den Kobolden" (meine Sammlung S. 178), in welchem ein munterer Greis von Waldkobolden, die er durch seinen Tanz erfreut, von einer Warze befreit wird, welche man als Pfand von ihm zurückbehält, ein missgünstiger, ebenfalls mit einer Warze versehener Nachbar aber, welcher eigens wegen seiner Erlösung von dieser Warze in den Wald geht, jedoch schlecht und zum Missfallen der Kobolde tanzt, von diesen in der Meinung, er sei ihr früherer Gesellschafter, obenein mit der Warze des andern — dem nun verschmähten Pfande — behaftet wird, gewiss ein Wandermärchen neueren und europäischen Ursprungs. Schon in meiner Vorrede (S. XVIII, Anm.) sprach ich dies vermutungsweise aus; es hat sich mir seitdem immer mehr bestätigt, und besonders ist die Erwägung entscheidend gewesen, dass es nicht nur mehrere, sämtlich dem japanischen Märchen sehr ähnliche irische Varianten gibt, sondern dass auch, wie bekannt, derselbe Stoff in geringer Abänderung bei andern europäischen Völkern (bei uns z. B. in der von Musäus in seinen „Ulrich mit dem Bühel" frei nacherzählten Form) zu Hause ist. Wenn nun auch unter Anerkennung einer stärkeren japanischen Färbung des Ganzen, einem unbedingt früheren Datum der Einführung entsprechend, möchte ich ferner die Erzählung von „der Krabbe und dem Affen" hierher rechnen, in welcher ein Affe, der eine Krabbe hat betrügen wollen, aber von ihr überlistet ist, sich grausam rächt, aber endlich von den Freunden der Krabbe, Wespe, Ei, Nadel und Mörser, bestraft wird. Die Geschichte erinnert nicht gerade in ihren Einzelheiten, aber doch in dem ganzen Gange der Handlung an die bekannten Märchen, bei welchen sich eine Anzahl Tiere oder anderer Wesen zur Bestrafung eines Übelthäters zusammenrottet, und es dürfte wohl anzunehmen sein, dass sie erst aus Europa, wo sich solche Geschichten bei Irländern, Deutschen etc. verschiedentlich finden, vermutlich durch die Holländer, nicht im jetzigen, aber doch innerhalb eines der letzten Jahrhunderte in Japan eingeführt ist. Mit der japanischen Fassung selbst hat das leider fragmentäre Grimmsche Märchen von „Herr Korbes" eine grosse

*) Von dem giftigen Fische wird ein Stück dem Manne, der ihn gefangen, durch eine Katze gestohlen. Gleich dem Manne hegt die Katze Verdacht hinsichtlich der giftigen Eigenschaften des Fisches. Der Mann aber wird durch die Begehrlichkeit der Katze beruhigt, diese wieder durch den Umstand, dass sie jetzt den Mann den Fisch essen sieht. So sterben beide an dessen Genusse. Der Affe, dem sein Herr zur Belohnung jeden Morgen 3 und jeden Abend 4 Pfirsiche zugesagt hat und darreicht, zeigt sich faul, bessert sich aber, da ihm sein Herr als Zulage morgens 4 und abends 3 Pfirsiche verheisst.

Digitized by Google

Ähnlichkeit, so dass ich anfangs in demselben einen verstümmelten japanischen Import sah, von dem ich ebenfalls eine holländische Übermittlung vermutete, nur in umgekehrter Richtung als sie, nach der ganzen Gruppe obiger Märchen zu urteilen und meiner jetzigen Annahme gemäss, in Wahrheit stattgefunden hat.

Die Märchen, welche einer späteren Umformung ihre jetzige Gestalt verdanken oder auch — vorwiegend zu didaktischen Zwecken — augenfällig später gedichtet sind, dürften, abgesehen von den beiden letzten der oben erwähnten Fabeln, folgende sein:

Die dankbaren Füchse, S. 13 meiner Sammlung, eine rührende Geschichte von einem Fuchspaare, die einem Wohlthäter, der früher ihr Junges gerettet, später dasselbe zum Opfer bringen, um ihm das Leben zu retten — offenbar in der tierfreundlichen Tendenz des Buddhismus gedichtet.

Die Spatzenhochzeit, S. 23 ebenda, als eine Art Anhang (blosse Ausschmückung) für Liebhaber des Märchens vom Spatzen mit der durchschnittenen Zunge zu diesem hinzugedichtet.

Des Tanuki Scherflein, S. 25 ebenda, in der Tendenz der dankbaren Füchse gehaltene Geschichte eines Tanuki (Nyctereutes oder Waschbärhundes), der sich mit einem Priester befreundet, welcher ihm Obdach im Winter gewährt, und sich durch Goldgraben für denselben dankbar erweist.

Der Wunderkessel, S. 43 ebenda, eine allerdings etwas ältere und in Japan sehr beliebte Geschichte von einem Wasserkessel, der sich beim Erwärmen in einen Tanuki verwandelt, einen seiner Besitzer durch seine Kunststücke reich macht, aber mit diesem schliesslich in einem Buddha-Tempel Ruhe findet. Jedenfalls ist die jetzige Gestalt der Tendenz nach dem ersten und dritten hier angeführten Märchen anzureihen.

Der bestrafte Verrat des Tanuki, ebenda S. 46, ist dagegen zwar in dem Sinne der älteren echt japanischen Märchen gehalten, aber späteren Datums. Auch ästhetisch genommen ist diese Geschichte eines argen Verrates von einem Tanuki an seiner Gefährtin, einer Füchsin, und der glücklich und schlau ins Werk gesetzten Rache ihres Sohnes wenig beachtenswert.

Schippeitaro, ebenda S. 50, ist zwar eines der ansprechendsten japanischen Märchen und erinnert einerseits an alte schintoistische Gottheiten (insbesondere an die Befreiung der Inada durch Sosanoo, analog derjenigen der Andromeda durch Perseus), anderseits an den alten Geisterglauben, kann aber auch auf älteres Datum keinen Anspruch machen. Wir müssen es vielmehr gleich den beiden vorigen als eine Art „Kunstmärchen" ansehen. Der Inhalt ist, dass ein im Land umherstreifender Krieger in einem Walde wilde Katzen belauscht, unter deren Gestalt sich böse Geister bergen, und durch ihren Sang erfährt, dass sie gegen Schippeitaro, einen Hund der Nachbarschaft, ohnmächtig sind und sich vor ihm fürchten. Mit Hülfe dieses Schippeitaro tötet nun der Ritter das Oberhaupt der bösen Geister, dem eine Jungfrau geopfert werden sollte.

Kätzchens Entführung, ebenda S. 54, ist ein, wenn auch echt japanisch gedachtes, doch etwas süssliches und nicht sehr bedeutungsvolles Märchen — ebenfalls den vorigen anzureihen —, in welchem ein Kater eine

Digitized by Google

seiner Herrin gefährliche, bösartige „Riesenschlange" tötet, eins der Fabelwesen der Japaner; er bahnt damit seine endliche Wiedervereinigung mit der verlorenen Geliebten an.

Die Qualle, ebenda S. 64, ist offenbar dem Uraschimataro (s. u.) in ähnlicher Weise, wie die Spatzenhochzeit dem andern Spatzenmärchen, angehängt. Es ist freilich sehr populär und nicht pointelos, aber in Japan schwerlich alt eingebürgert — vielleicht chinesischen Ursprungs.*)

Das Mädchen mit dem Holznapfe (das diesen ihr von der sterbenden Mutter aufgesetzten Holznapf erst bei der Hochzeit los wird, ebenda S. 74), beruht zwar ganz auf japanischen Anschauungen — es spielt auf die Mädchen der verachteten Lohgerber- und Abdecker-Kaste, der Eta, an, welche nicht ohne Verhüllung ihrer Gesichtszüge durch grosse Hüte gehen durften, vgl. Mitfords Geschichten von Alt-Japan — und reiht sich daher ganz den Eta-Novellen an, ist aber gerade aus diesem Grunde für ein späteres Kunstmärchen zu halten, das allerdings begreiflicherweise eine gewisse Popularität erlangte.

Die Fabel von den beiden Fröschen (ebenda S. 91) ist zwar ebenfalls sehr populär, aber ganz didaktisch — die Vorurteile derer geisselnd, welche gedankenlos in die weite Welt ziehen —, so dass man sie trotz aller Ausschmückungen, mit denen sie kursirt, und aller Anerkennung ihrer Witzigkeit, ebensogut wie die schon oben genügend charakterisierte Fabel von der Seeschnecke hierher rechnen muss.

Endlich muss den oben darüber gemachten Angaben gemäss auch das „Nachtigallmädchen", das einzige der 4 neuen Märchen, welches nicht der ersten Kategorie zuzuteilen oder ganz zurückzuweisen, hierher gestellt werden.

So bleiben denn in der That nur 8 Märchen übrig, denen wir eine eingehende Untersuchung zu widmen haben: Momotaro (S. 3 meiner Sammlung), Jiraiya (S. 9), die Fuchshochzeit (S. 15), der Sperling mit der durchschnittenen Zunge (S. 17), der Hase und der Tanuki (S. 33), der neidische Nachbar (S. 38), der Glühwurm (S. 57) und Uraschimataro (S. 59), welche sämtlich zu den verbreitetsten gehören.**)

Es ist gewiss nicht zufällig zu nennen, dass von diesen 8 Märchen 4 durchaus auf dem Glauben an Spuk und Gespenster und besonders an die Zauberkraft gewisser Tiere beruhen; eins ist ganz und gar Tiermärchen und spielt in der den Ostasiaten ungleich mehr als uns von Wichtigkeit erscheinenden Insektenwelt; die 3 übrigen, Momotaro, der neidische Nachbar und Uraschimataro, haben aber auch wenigstens einzelne Züge erhalten, welche an die Tierzaubereien anklingen. Berücksichtigen wir daneben, dass von den 12 Nummern der vorigen Abteilung noch 9, die dankbaren Füchse, die Spatzenhochzeit, des Tanuki Scherflein, der Wunder-

*) Die Meeresprinzessin Otohime (s. u. bei Uraschimataro) ist krank und kann nur durch eine Affenleber genesen. Die Schildkröte überlistet und bringt einen Affen, dieser aber wird durch Plauderhaftigkeit der Qualle gewarnt, entkommt durch List und gibt Veranlassung, dass man der Qualle ihre Schale nimmt. —

**) Ausser Jiraiya und den beiden letzten finden sie sich auch bei Mitford, der den Uraschimataro, wie nach einer seiner Illustrationen zu schliessen, nur aus Versehen weggelassen hat. Der Glühwurm findet sich schon bei Kämpfer, wenn auch nicht ganz richtig. —

Digitized by Google

kessel, der bestrafte Verrat des Tanuki, Schippeitaro, Kätzchens Entführung, die Qualle und das Nachtigallmädchen, Zuthaten oder doch mindestens bedeutsame Anklänge daran enthalten, so kann es wohl keiner Frage unterworfen werden, dass der Volkssinn der Japaner trotz aller späteren Sageneinführungen mit einer gewissen Vorliebe — mit entschieden grösserer, als derjenigen der westlicheren Nationen — an diesem Momente haften blieb. Diese 8 Märchen einzeln durchgehend, finden wir in dem Glühwurm zwar einen an die vorige Kategorie anklingenden Ton, aber doch eine solche Frische, dass wir es auch ohne die durch Kämpfer, der Japan vor 1700 besuchte, geleistete Bürgschaft für sein Alter jedenfalls hier hätten anreihen müssen. Es besagt, dass ein Leuchtwürmchen durch die ihm anfänglich bewiesene Missachtung dazu gebracht sei, von allen seinen Freiern, die nach Entfaltung seines nächtlichen Glanzes in Scharen herbeigekommen seien, einen Feuerschein zu verlangen, der dem seinigen gleich sei. Die Insekten der verschiedensten Art seien auf die Lichter in den menschlichen Wohnungen blind zugestürzt und elendiglich umgekommen, so dass die Spröde einsam hätte trauern müssen, wäre nicht endlich der Leuchtkäfer gekommen und hätte sie zur Gattin bekommen. Die Insekten aber stürzen in dieser Weise noch heutzutage in's Kerzenfeuer. Es liegt übrigens auf der Hand, dass bei allem Reize, den dies Märchen hat, seine mythologische Bedeutung eine nur geringe ist.

Anders bei Jiraiya, einem durch unglückliche Kriege seines Vaters, eines kleinen Landesfürsten, und durch dessen endlichen Untergang infolge derselben zur Blutrache verpflichteten Jüngling, der als Flüchtling in ein wildes Gebirge gelangt und hier von einem Eremiten den „Froschzauber" (oder Krötenzauber) lernt, der ihn befähigt, jederzeit sich und seine Begleiter in Riesenfrösche zu verwandeln und so jedes Wasser gefahrlos zu durchschwimmen. Zum Danke dafür tötet er einen bösen und sehr gefährlichen, dem Froschzauber überlegenen Feind jenes Eremiten, den König der fabelhaften schon erwähnten Riesenschlangen; die Schlangen rächen sich dafür durch Schlangengift, das zwar dem der Geliebten Jiraiyas bekannten „Schneckenzauber" soweit weichen muss, dass sein Leben erhalten bleibt, den Froschzauber aber gänzlich zerstört und so dem Jiraiya die Möglichkeit raubt, die seinen Hauptgegner, den Mörder seines Vaters, schützenden Burggräben zu überschreiten und seine Rache auszuführen. Bei diesem Märchen, welches trotz aller ihm von verschiedenen Erzählern zugegebenen Ausschmückungen und aller Varianten immer in ästhetischer Hinsicht wenig erfreulich bleibt, erkennt man gleichwohl einen bedeutsameren mythologischen Kern und den eigentümlich japanischen Charakter aufs deutlichste.

Die Fuchshochzeit ist als Erzählung höchst unbedeutend, ja ohne alle Pointe; sie berichtet einfach, wie ein „weisser Fuchs", d. h. also ein toter oder überirdischer, demnach zauberkundiger und zugleich gewissen Gottheiten, insbesondere dem „Reisgotte" Inari geweihter Fuchs, Hochzeit hält und zahlreiche Nachkommenschaft bekommt. Als er seine Frau heimführt, ist es Regenwetter, aber die Sonne scheint doch gerade in dem Augenblicke, wo er sein Haus betritt, ein Umstand, welcher eine volkstümliche Redensart veranlasst hat — man sagt in Japan allgemein, der

Digitized by Google

Fuchs führe seine Frau ins Haus, wenn bei Regen die Sonne scheint — und wohl auch mythologische Deutungen gefunden hat. Da diese indessen höchst misslicher Art sind, so möchte ich mich mit dieser kurzen Erwähnung begnügen. Auf alle Fälle möchte schon der Beifall, welchen diese übermässig einfache Geschichte in Japan findet, ein Beweis dafür sein, dass sie dort wirklich auf heimischem Boden steht.

„Der Sperling mit der durchschnittenen Zunge" ist nicht nur durch eine bereits dem Anfange des 17. Jahrhunderts angehörige Druckausgabe als ein altes Märchen gekennzeichnet, sondern es zeigt auch den ursprünglich japanischen Charakter sehr rein und ist endlich in poetischer Hinsicht höher zu stellen als die letzterwähnten Stücke. Dasselbe erzählt, wie ein Sperling, durch einen alten Mann vor einem Raubvogel beschützt, bei diesem wohnt und ihm sehr zugethan ist, während die Frau das arme Tier mit stetem Groll verfolgt. Für eine kleine Naschhaftigkeit will sie es eines Tages durch Kopfabschneiden töten; das geängstete Tier rettet sich mit Mühe, bekommt aber doch einen Schnitt in die Zunge, welcher den Titel der Erzählung abgibt. Es fliegt nun in ein Bambusdickicht, in welchem es erst nach geraumer Zeit von seinem alten Freunde zufällig wieder angetroffen wird, aber in Gestalt eines schönen jungen Mädchens, welches den müden Wanderer beherbergt, bewirtet, unterhält und andern Morgens mit einem Geschenk entlässt. Der Mann hat bei der ihm überlassenen Wahl desselben nur ein kleines verschlossenes Kästchen angenommen; als sich nun darin viele Kostbarkeiten zeigen, zürnt die habgierige Frau, dass er nicht einen grösseren Kasten gewählt hat. Sie geht dann selbst in den Wald, wird, obschon widerwillig, von der Spätzin bewirtet und, als sie ein Abschiedsgeschenk fordert, auch mit diesem bedacht. Sie wählt nun den grösseren von zwei ihr vorgelegten Kasten, schleppt ihn mit Mühe nach Hause und wird dort durch böse Geister, die nach dem Öffnen daraus emporsteigen, unablässig gequält, bis sie stirbt. Diese Inhaltsangabe möchte ohne weitere Bemerkung hinreichen, unseren obigen Ausspruch zu belegen.

Der „Hase und Tanuki" berichtet, wie ein Mann, der mit einem Hasen enge Freundschaft geschlossen, gegen dessen Nachbar, einen Tanuki, grossen Hass hegt, ihn fängt und gefesselt aufhängt, um ihn später zu töten. Der Tanuki aber weiss durch glatte Worte, besonders durch das Versprechen, ihr beim Reisschälen behülflich zu sein, die Frau des Mannes zu verleiten, dass sie ihn abschneidet. Sie büsst augenblicklich für ihre Thorheit; der Tanuki tötet sie, nimmt ihre Gestalt an und fährt in ihre Kleider; den zurückgekehrten Mann bewirtet er mit dem Fleische seiner Frau und verhöhnt ihn, indem er entflieht. Der Hase hilft nun dem Manne bei seiner Rache; er bringt erst den Tanuki durch Anzünden eines von ihm getragenen Reisigbündels in Feuersgefahr, dann aber ertränkt er ihn in einem grossen Flusse, nachdem er eigens für einen Fischfang ein grosses, thönernes Boot für ihn angefertigt und dies von seinem kleinen hölzernen Fahrzeuge aus zerstossen hat. Was dies Märchen anlangt, so möchte aus manchen Zügen — z. B. dem Benehmen des Tanuki gegen die Frau, welches dem des Wolfes in „Rotkäppchen" entspricht — zu folgern sein, dass es eine gewisse Bekanntschaft mit westländischen Märchen voraussetzt,

Digitized by Google

wenn auch nicht in solchem Umfange, wie dies bei der „Krabbe und dem Affen" der Fall war, und obgleich auf jeden Fall ein gewisser Kern des Spuk- und Tiergespensterglaubens übrig bleibt.

Auch das eine der drei oben abgesonderten Märchen beruht, wenn auch die Erzählung sich wesentlich anders färbt und in menschliche Verhältnisse übergeht, im Grunde recht eigentlich auf demselben Motive. Es ist dies das Märchen vom „neidischen Nachbar", zugleich eine ähnlich dem Sperling mit der durchschnittenen Zunge als alt beglaubigte Überlieferung. Ein altes, braves, aber armes und kinderloses Ehepaar hat einen sehr zahmen Hund, der ihm einen Schatz ausgräbt; ein reicher, aber neidischer Nachbar hört davon, borgt den Hund, schlägt ihn jedoch tot, da er ihm statt des Schatzes Unrat ausscharrt. Der getötete Hund erscheint im Traume seinem ehemaligen Herrn und gibt ihm die Anweisung, einen Reismörser aus dem Holze eines Baumes in seinem Garten anzufertigen; der Reismörser verwandelt die Reiskörner in Gold. Abermals borgt der neidische Nachbar das glückbringende Besitztum des braven Alten; abermals wird in dem Zaubermörser sein Reis nicht in Gold, sondern in Unrat verwandelt. Erzürnt verbrennt er den Mörser. Der Hund indessen erscheint seinem Herrn aufs neue im Traume und rät ihm, von der Asche des Mörsers einen Teil zu erbitten und damit die — damals winterlichen — Kirschbäume an der Heerstrasse zu bestreuen, die alsdann sofort blühen würden. Dies thut der Alte vor den Augen des vorüberziehenden Fürsten (Daimio) und gelangt zu hohen Ehren; der Neidische, der daraufhin dasselbe unternimmt, bringt keine Blüten hervor und bestreut nur den Daimio mit Asche; natürlich erntet er scharfe Strafe und endet im Elend. Auch hier mischen sich fremdartige Motive ein, besonders zu Ende, aber — wie bemerkt — der eigentliche Kern und Ausgangspunkt der Geschichte bewegt sich auf demselben Boden wie bei den vorhergehenden.

Anders verhält es sich mit den zwei noch übrigen Märchen. Das von Momotaro erzählt zunächst die wunderbare, übrigens der Entstehung des Ahnherrn der chinesischen Tscheu-Dynastie nachgebildete Geschichte von Momotaros Geburt aus einem Pfirsich (jap. momo, daher der Name des Helden; taro heisst „ältester Sohn" und wird in ehrender Weise überhaupt für „Sohn" gesetzt). Als Jungling will er sich den Pflegeeltern, denen er so wundersam zugekommen, dankbar beweisen und zieht gegen die „Geisterinsel" (Oni-ga-schima) aus, wo er mit Hülfe seiner Keule, aber auch eines Fasanen, eines Affen und Hundes die Geister, welche unsagbare Schätze hüten, besiegt, gegen Auslieferung dieser Schätze begnadigt und unermesslich reich und ruhmgekrönt heimkehrt. Hier haben wir unleugbar einen Märchenhelden unserer Art — gewissermassen eine verkappte Gottheit, mögen wir sie Held, Halbgott oder Dämon nennen —, der mit Hulfe seiner ihm zugeteilten mythischen Eigenschaften Wunderthaten verrichtet. Auch zeigt die Geschichte in ihren Einzelheiten, dass er ein Gewitterheros, nach älterer Nomenklatur die „Hypostase" eines Donnergottes ist, welcher gleich dem Thor gegen Thrym, dem Indra gegen die Riesen etc. den Kampf gegen ähnlich ausgerüstete Unholde besteht. Dies wird zugleich durch die ihm beigegebene Begleitung bestätigt; der Fasan wird in Japan allgemein als „Gewittervogel" aufgefasst und erscheint auch in den

Digitized by Google

Göttersagen in ähnlicher Weise, der Affe ist analog seiner Bedeutung im Indischen ein „dunkler" Dämon, also Repräsentant der dunklen Wetterwolke, und auch der Hund ist in dieser Weise zu deuten, wenn man ihn nicht lieber als Stellvertreter unseres (von den weissen Füchsen der Japaner wohl zu trennenden) Fuchses, dem Repräsentanten des — rötlichen — Morgenlichtes ansehen will. Wir können dies unbeschadet der Deutung des Ganzen wohl auf sich beruhen lassen; sicher ist, dass gerade dieses — ebenfalls unstreitig alte — Märchen der Japaner, bei der Kinderwelt vielleicht das beliebteste von allen, sich auf indogermanischem Boden aufbaut.

Uraschimataro, im Gegensatz zu voriger Erzählung unbedingt bei den Erwachsenen der beliebteste japanische Märchenheld, dessen ebenfalls schon Kämpfer kurz gedenkt, steht auf derselben Basis. Er schenkt einer kleinen Schildkröte, die er gefangen, das Leben; gross geworden, rettet diese ihn ihrerseits aus einem Sturme und bringt ihn in den Wunderpalast des Meerkönigs auf dem Grunde des Ozeans, wo Uraschimataro (wörtlich der älteste oder geehrte Sohn der Insel in der Meeresbucht) die wunderschöne Prinzessin Otohime heiratet und mit ihr, wie er meint, eine Reihe von Tagen in Freuden verlebt. Endlich erfasst ihn Sehnsucht nach seinen Eltern; Otohime entlässt ihn widerstrebend und gibt ihm eine Zauberbüchse mit der Warnung, sie nie zu öffnen; nur in diesem Falle könne er wieder zu ihr kommen. Uraschimataro kommt auf dem Rücken der Schildkröte nach Hause; er erkennt hier allmählich, dass seit seiner Fahrt unters Meer 300 Jahre vergangen, und dreht, halb verzweifelnd, die Büchse auf. Aus derselben entweicht nun der Zauber, der Uraschimatoro bisher bewahrt hat, alt zu werden; im nämlichen Augenblicke ist er ein uralter Greis, der eben noch Zeit hat, den ihm zu Hülfe eilenden Leuten seine Erlebnisse zu erzählen, und dann verscheidet. — Es bedarf natürlich keines Beweises, dass hier die romanischen und überhaupt indogermanischen Sagen von einem „jenseitigen" Lande vorliegen, in dem es kein Alter und keinen Tod gibt, und aus dem die Rückkehr jeden ebenso sicher altern macht und tötet, wie den Rip van Winkel — nach welchem man ja diese Sagengruppe oft benannt hat — oder die sieben Schläfer, die verschütteten und in Schlaf versenkten Bergleute u. s. w. Dass auch diese Geschichte in Japan eine überaus grosse Popularität erreicht hat, möchte ein neuer Beweis der grossen Anziehungskraft und, wie man wohl sagen kann, des poetischen Wertes der indogermanischen Sagen- und Märchenstoffe sein, welche ja überhaupt zu den Grundbedingungen der weiten Wanderungen derselben gehören. — Die vielen Abänderungen, welche das Märchen von Uraschimataro erfahren, legen beredtes Zeugnis von dieser seiner Beliebtheit in Japan ab; wir heben darunter nur wenige hervor, zuvörderst die Versuche, die Sage zu lokalisieren und zu einer historischen zu stempeln. Wir müssen diese aber doch als nicht sehr belangreich bezeichnen, da erstere viel zu zahlreich sind, um allgemeine Geltung erlangen zu können, letztere aber schliesslich, jetzt wenigstens, keinen Glauben finden. Die Varianten im Gange der Erzählung sind unbedeutend bis auf eine, nach welcher die dem Uraschimataro mitgegebene Zauberdose ihm seine Eltern so lange vorgaukelt, bis er sich verleiten lässt, sie zu öffnen. Darauf

Digitized by Google

erst erkennt er die traurige Wirklichkeit und wird zugleich alt und verscheidet. —

So sehen wir also, um unsere Ergebnisse noch einmal kurz zusammenzufassen, an den japanischen Märchen, nachdem wir die unechten Stücke ausgesondert, eine Mischung von Erzählungen, die wesentlich auf der Grundlage heimischer Vorstellungen sich bewegen und von solchen, die als wirkliche Wander-Märchen anzusehen sind. Der japanische Volksgeist stellt sich daher als ungleich produktiver in Beziehung auf diesen Gegenstand heraus als der von manchen sonst gewiss begabt zu nennenden Völkern, wie z. B. Westfinnen, Türken, Magyaren, da die Märchen von allen diesen bis jetzt kaum etwas Originelles aufzuweisen vermocht haben. Der Grund davon liegt natürlich zum Teil in dem regen und zugleich kindlich angelegten Geist und Charakter der Bewohner des fernen östlichen Inselreiches, zum Teil aber auch gewiss in ihrer Vereinzelung, indem bis zur Zeit der jetzigen Vervollkommnung der Schiffahrt der Verkehr mit Japan — namentlich vom ferneren Westen her — immerhin etwas erschwert war. Es darf uns daher nicht wundern, wenn sowohl die der wandernden Art zuzuzählenden Märchen, namentlich die beiden letzten, eine eigentümliche, und wie wir sagen dürfen, wirklich japanische — hin und wieder eine mehr chinesische — Färbung erhielten, als auch die eigene Phantasie des Volkes, durch Vorbilder aus der Fremde angeregt, auf Grund ihres ursprünglichen Spukglaubens ähnliche „Kinder- und Hausmärchen" schuf. Dass diese nicht sehr zahlreich sind, verliert nun ebenfalls alles Überraschende; des Originellen, Selbständigen finden wir ja überall weniger als des Nacherzählten. Ebensowenig aber kann es befremden, dass namentlich in jüngster Zeit das letztere immermehr überhand nimmt — ein Grund mehr, bei zeiten dasselbe von dem Echten und Alten zu sondern. —

Märchen aus der Provinz Posen.*)

Mitgeteilt von

O. KNOOP — ROGASEN.

I. Der starke Hans.

Einem armen Tagelöhnerpaare wurde einst ein Sohn geboren. Der Vater wollte aus diesem einzigen Sprössling, den ihm der Himmel geschenkt hatte, einen kräftigen Mann machen, und deshalb musste ihn seine Mutter zehn Jahre lang säugen. Nach Verlauf dieser Zeit führte der Vater den kleinen Hans, so hiess der Knabe, hinaus auf das

*) Diese Märchen haben sich in einer deutschen Bauernfamilie in der Provinz von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Sie wurden mir von einem Angehörigen derselben, dem Lehrer Herrn P. Sommer in Posen, mitgeteilt.

Digitized by Google

Feld und gab ihm einen ungeheuer starken Peitschenstiel, dessen Schnur mit einem mächtigen Stein beschwert war. Hans versuchte die Peitsche zu schwingen, aber er vermochte es nicht. Da liess ihn der Vater noch weitere zehn Jahre Muttermilch trinken, und der Knabe wuchs in dieser Zeit zu einem stattlichen, kräftigen Jüngling heran, der bald alle Männer des Dorfes an Stärke überragte. Nach dieser Frist führte ihn der Vater wieder auf das Feld, um dieselbe Probe anzustellen. Schon beim ersten Schwunge zerbrach der mächtige Peitschenstock: mit starkem Geräusch flog der Stein durch die Luft, und als er niederfiel, bohrte er sich drei Klafter tief in die Erde.

Der Vater war nun mit der körperlichen Ausbildung seines Sohnes zufrieden; schon am nächsten Tage machte sich Hans, mit dem elterlichen Segen und wenig Habseligkeiten ausgerüstet, auf den Weg, um sein Glück in der Fremde zu suchen. Rüstig schritt er aus, und nach einigen Stunden kam er in einen grossen Wald. Hier sah er, wie die Knechte eines nahen Gutes damit beschäftigt waren, Bauholz aufzuladen. „Halt", dachte er, „hier gibt es vielleicht Arbeit für Dich." Schnell entschlossen trat er auf den Vogt zu, der die Aufsicht führte, grusste freundlich und fragte, ob er mithelfen dürfe. Der Vogt betrachtete den starken Burschen mit Wohlgefallen und sagte dann: „Ja, da müsste ich erst mit dem Inspektor reden. Doch wenn Du Lust hast, greife nur zu." Hans liess sich das nicht zweimal sagen, warf sein Ränzel beiseite und half tüchtig mit. Die Stämme, die sonst sechs Mann kaum zu regieren vermochten, hob er mit leichter Mühe auf und warf sie auf den Wagen, so dass die Achsen sich krachend bogen und die Räder tief in den weichen Waldgrund eingedrückt wurden. In kurzer Zeit war die Arbeit gethan, und als um den Mittag der Inspektor in den Wald geritten kam, um nach dem Rechten zu sehen, fand er zu seinem Erstaunen schon alle Wagen gefüllt. Der Vogt erklärte ihm, wie das gekommen sei, und indem er auf Hans wies, fügte er leise hinzu: „Herr Inspektor, den fremden Burschen können wir sehr gut gebrauchen." Der Inspektor nickte zum Zeichen seines Einverständnisses und bedeutete darauf dem starken Hans, den grössten Wagen selbst nach dem Gute zu fahren. Hans bat um eine Peitsche, die ihm auch gegeben wurde, doch als er zu knallen versuchte, brach der Stock, und der obere Teil mit der Schnur sauste durch die Luft, bald aller Blicken entschwindend. Nun erhielt er die Erlaubnis, sich selbst eine Peitsche zu fertigen. Er riss eine junge Birke aus, beseitigte die Äste und knüpfte oben einen starken Strick an, den er sich selbst aus 100 Ellen Hanf gedreht hatte. Am Ende befestigte er einen schweren Stein. Dann begann er zu knallen, dass allen die Ohren gellten und Tiere und Menschen nur so zitterten. Als der Gutsherr das donnerähnliche Knallen hörte, bekam er Furcht, doch der Inspektor wusste ihn zu beruhigen, und er stellte sogar den starken Fremdling als Knecht an.

Ein paar Jahre lebte Hans glücklich und zufrieden auf dem Gute. Da bedrohte der Feind das Land, und alle Edelleute — auch Hansens Herr — rüsteten sich, um gemeinsam dem Feinde entgegenzugehen. Der Herr aber mochte sich nur ungern von den Seinen trennen, und er befahl deshalb dem starken Hans, die gräfliche Rustung anzulegen und statt seiner

Digitized by Google

in den Kampf zu ziehen. Dafür schenkte er ihm seine beiden schönsten Schimmel, und bei seiner Rückkehr sollte Hans seine einzige Tochter zur Gemahlin erhalten. So zog Hans in der herrlichen Rüstung, die ihm vortrefflich stand, in den Streit.

Sieben Jahre verstrichen, der Feind war schon längst aus dem Lande vertrieben, doch der starke Hans kehrte noch immer nicht zurück. Sein Herr hielt ihn für tot, und da er schon bejahrt war und seine einzige Tochter gern verheiratet und versorgt wissen mochte, so gab er endlich dem Drängen seiner Gattin nach und verheiratete sein Kind. So war das achte Jahr seit Hansens Weggange gekommen. Graf und Gräfin sassen eines Tages in traulichem Plaudern vor der Thür, da dröhnte donnerähnliches Knallen durch den Wald. Der Graf erbleichte und sagte: „Das kann nur der starke Hans sein.“ Rasch erhob er sich, winkte den Vogt heran und teilte ihm seine Not mit. Dieser, ein entschlossener Mann, sagte nach kurzem Besinnen: „Verbergt Euch nur, gnädiger Herr, ich will schon mit dem Hans fertig werden.“ Der Graf eilte in das Zimmer seiner Frau, löste einige Kacheln des Ofens und kroch in den Ofen hinein. Seine Gemahlin fügte die Kacheln wieder ein, zog schnell ein dunkles Trauergewand an und setzte sich dann an das Fenster, um zu beobachten, wie der Vogt den gefährlichen Gast abweisen würde. Es währte auch gar nicht lange, da sauste, von vier prächtigen Schimmeln gezogen, ein kostbares Gefährt heran. Auf dem Bocke sass, zwar gebräunt, doch leicht erkennbar, der starke Hans in seiner Rüstung, lustig die gewaltige Peitsche schwingend, dass die Fensterscheiben nur so klirrten. Der Vogt empfing ihn traurig und meldete ihm den Tod des alten Grafen. Doch Hans schien besser unterrichtet zu sein. Ohne ein Wort zu sagen, bestieg er sein edles Reitpferd, welches am Wagen angebunden war, gab ihm die Sporen, und ehe es sich der erstaunte Vogt versah, galoppierte er die steile Freitreppe hinauf, dass die Funken stoben. Vor dem Gemache der Gräfin stieg er ab, pochte an und trat, das Pferd am Zügel führend, hinein. Die Gräfin konnte sich vor Schreck kaum fassen, doch endlich erzählte sie ihm auch das Märchen von dem Tode des Grafen. Hans hörte sie ruhig an, dann beschrieb er seine Fahrten und forderte schliesslich den verheissenen Lohn. Als die Gräfin mit der Antwort zögerte, ergriff er den Schweif seines Rosses und begann das Tier im Zimmer herumzuschwenken. Dabei traf dieses mit den schwer beschlagenen Hufen den Ofen, die losen Kacheln polterten herab, und aus der dunkeln Öffnung schaute das russige, angstverzerrte Gesicht des Grafen. Hans brach bei seinem Anblick in lautes Lachen aus, indem er immer wieder rief: „Seht, so bestraft sich die Lüge! Ha ha ha ha!“ Der Graf kroch zitternd hervor und erzählte, wie er so lange vergeblich gewartet und endlich seine Tochter verheiratet habe; er bat nur, sein und seiner Gattin Leben zu schonen, er wolle ihm ja gern sein ganzes Besitztum übergeben. Hans aber schüttelte den Kopf und sagte: „Behaltet's nur, Herr Graf; ich habe genug im Kriege erbeutet. Gebt mir eine einfache Bauernwirtschaft. Ich bin armer Leute Kind und will ein schlichter Bauer bleiben.“ Der Graf atmete erleichtert auf, schenkte ihm eine schöne Wirtschaft und gab ihm die bildhübsche Schäferstochter zur Frau, die er reichlich ausstattete.

Digitized by Google

2. Der dumme Hans.

Hans war der Sohn einer armen Witwe. In seiner Jugend wurde er meistens von den Kindern der wohlhabenden Bauern geneckt, und weil er bescheiden und zurückhaltend blieb und nicht Böses mit Bösem vergalt, nannte ihn bald das ganze Dorf den dummen Hans. Später verdingte er sich als Knecht bei einem reichen Landmanne. Weil er sich sehr anstellig zeigte, fand sein Herr viel Gefallen an ihm und machte ihm nach einiger Zeit den Vorschlag, er solle ihm noch sieben Jahre dienen, dann wolle er ihm seine Tochter zur Frau geben. Hans, der an dem hübschen Mädchen schon längst Gefallen hatte, sagte erfreut über das unerwartete Glück zu und arbeitete mit grösster Hingebung und Treue, so dass durch ihn auch das übrige Gesinde tüchtig zugreifen lernte und der Bauerhof nach und nach in immer grösseres Ansehen kam.

Der Bauer, durch den grossen Reichtum, den er fast allein seinem treuen Knecht Hans verdankte, stolz gemacht, vergass gar bald sein Versprechen, und nach Ablauf der sieben Jahre verlobte er seine Tochter mit einem reichen Gutsbesitzer der Gegend. Hans ärgerte sich sehr über diese Wortbrüchigkeit, liess sich aber nichts merken, sondern wartete den Hochzeitstag ab, um sich zu rächen.

Durch einen Zufall war er nämlich in den Besitz eines Zauberspröchleins gelangt, und das war folgendermassen geschehen: Als er einst nach Holz in den Wald gefahren war, brach ihm die Deichsel. Er fertigte schnell eine andere, konnte sie aber nicht am Wagen befestigen. Vergebens bemühte er sich, und schon wollte er die Arbeit aufgeben, da hörte er hinter sich ein feines Stimmchen rufen: „Halt fest, halt fest!“ und sofort sass die Deichsel am Wagen. Hans sah sich verwundert um, doch war niemand in der Nähe zu sehen.

Diesen Zauberspruch nun, den Hans nachher schon oft erprobt hatte, wollte er auch bei seiner Rache benutzen. Der Hochzeitstag war gekommen, und gar lustig ging es auf dem Bauerhofe her. Der Brautvater liess es sich ein schönes Stück Geld kosten, und nichts wurde geschont, um sein Ansehen bei den Nachbarn zu erhöhen. Am Abend schlich sich das junge Paar aus den Reihen der Gäste fort in die Kammer, Hans folgte ihnen unbemerkt, und als nun der Gutsbesitzer, nichts Böses ahnend, sein errötendes Weib umarmte und küsste, da sprach Hans leise: „Halt fest, halt fest!“ Das junge Paar vermag sich nicht aus seiner Umarmung zu trennen, Hans aber sucht ruhig sein Lager im Stalle auf. Erst am Morgen sehen die Eltern die Not des jungen Paares und brechen in lautes Wehklagen aus. Da muss Hans schnell zum Pfarrer laufen, damit dieser den Teufel, welcher das junge Paar gefesselt hält, vertreibe. Es war ein regnerischer Tag, und Hans, der hinter dem Geistlichen herschritt, bemerkte, wie dieser sein Gewand hob, wenn er eine Pfütze durchwaten musste. In einem solchen Augenblicke flüsterte er sein mächtiges: „Halt fest, halt fest!“ und der Herr Pfarrer vermochte nun nicht mehr, das Gewand fallen zu lassen, sondern musste es aufgerafft in der Hand halten. Zu Hause sprach derselbe einige Gebete, die aber wirkungslos blieben.

Digitized by Google

Hans wurde nun zu einer Frau geschickt, die als sehr klug bekannt war. Ihr Weg führte sie durch einen breiten Wassergraben. Als sie bei demselben angekommen waren, musste die Frau ihre Kleider emporheben, um das Wasser zu durchschreiten; Hans murmelte leise: „Halt fest, halt fest!“ und die kluge Frau war gezwungen, so weiterzugehen.

Die Kunde von der Verzauberung des jungen Paares hatte viele Nachbarn herbeigelockt, doch keiner wusste zu helfen. Als sich nun die kluge Frau in ihrem seltsamen Aufzuge dem Hause nahte, hielt ein vorwitziger Bauer seine Tabakspfeife an deren blosses Bein; Hans murmelte schnell: „Halt fest, halt fest!“ und der Bauer musste folgen.

Als nun der Bauer alle so betrübt dastehen sah und bemerkte, dass nur Hans höhnisch lachte, da rief er aus: „Das Unheil hat kein anderer als der Hans angerichtet. Das ist seine Rache. Auf, Leute, lasst uns ihn durchprügeln!“ Sogleich ergriffen ihn alle Hände und warfen ihn über ein Gebund Stroh; aber als sie ihre Stöcke erhoben, da rief Hans: „Halt fest, halt fest!“ und keiner konnte den Arm bewegen. Da erkannten sie alle die Macht des Zauberspruches und baten Hans um Erlösung, indem sie ihm ein reiches Heiratsgut und manchen anderen Lohn verhiessen. Hans liess sie das beschwören und dann rief er: „Lass los, lass los!“ und alsobald waren alle frei, das junge Paar, der Pfarrer, die kluge Frau, der Bauer mit der Tabakspfeife und die wütenden Nachbarn. Alle baten Hans, den Zauberspruch nicht mehr zu gebrauchen; er versprach es, erhielt sein Gut und die übrigen zugesicherten Schätze und starb als ein reicher, angesehener Landmann.

---

3. Das Unmögliche.

Es war einmal ein alter reicher Graf, dessen Frau, ohne ihm Kinder geschenkt zu haben, gestorben war. Vor seinem Lebensende beschloss er, alles Kupfergeld, das er besass, den Armen, das Silbergeld seinen Dienern, das Goldgeld aber demjenigen zu schenken, der ihm etwas Unmögliches erzählen würde. Viele Leute waren, lüstern nach diesem Preise, schon zu ihm gekommen, aber alles, was sie vorbrachten, dünkte dem Grafen möglich.

Zuletzt nahte auch ein kluger Schäfer. Der Graf lud ihn auf sein Zimmer, wo auf einem grossen Tische das Geld, nach Kupfer, Silber und Gold in drei Haufen geordnet, lag. Der Schäfer begann seine Erzählung und sprach: „Gnädigster Herr, einst war ich bei einem Grafen in Stellung, der war ein sehr grosser Bienenfreund. Er hatte einen Bienenschreiber, welcher allabendlich die zahlreichen Bienenstöcke durchsuchen und die Bienen zählen musste, damit nicht eine fehle.“ „Das ist schon möglich,“ unterbrach lächelnd der Graf den Erzähler. Dieser aber fuhr ruhig fort: „Eines Abends vermisste der Schreiber sieben Bienen. Sie waren über einen breiten Fluss geflogen und nicht heimgekehrt. Der Herr befahl dem Bienenschreiber, die Flüchtlinge sofort zu holen. Dieser, den Zorn seines Herrn fürchtend, begab sich eilig an den Fluss, aber so weit er auch sah und suchte, es liess sich weder Kahn noch Fährmann finden. In seiner Verzweiflung nahm er das Brot, welches ihm nebst zwei Spitzkäsen als Weg-

Digitized by Google

zehrung dienen sollte, höhlte es aus und verwahrte sorgsam die Krume. Dann setzte er sich in den so geschaffenen Kahn und mit Hilfe der beiden Spitzkäse, die er als Ruder gebrauchte, gelangte er an das andere Ufer. Nachdem er die sieben Bienen gefunden, kehrte er auf gleiche Weise zurück." „Auch möglich", brummte der alte Sonderling, indem er lustig mit den Augen zwinkerte.

Der Schäfer aber erzählte weiter: „Eine Woche darauf waren wiederum sieben Bienen verschwunden. Der Herr war sehr erzürnt, und aufs neue musste der Bienenschreiber hinaus, um die Entflohenen zu suchen. Er folgte ihrer Spur und sah sie auf zum Himmel fliegen. Er zerbrach sich den Kopf, wie er ihnen nachkommen könnte. Da erblickte er nicht weit von sich im Roggenfelde eine schöne, farbige Blume, deren Stengel bis zum Himmel aufstieg. Ohne Besinnen kletterte er empor, aber als er an der Spitze angelangt war, erkannte er, dass der Stengel zu kurz war. Flugs knüpfte er seinen Leibriemen an die Spitze und gelangte so in den Himmel hinein. Hier fand er die sieben Bienen. Als er nun wieder zur Erde wollte, sah er, dass die grosse Blume mit dem Roggen schon abgemäht war, denn es war gerade Erntezeit. Da weinte und klagte er. Sankt Petrus aber hatte Mitleid mit seiner Not und lieh ihm eine grosse Stange. Der Bienenschreiber bedankte sich und begann alsbald hinabzuklettern. Die Stange war aber zu kurz; da nahm der Schreiber sein Messer, schnitt ein Stück von oben ab und band es unten wieder an. So kam er endlich heim."

„Alles möglich", schmunzelte der Graf. Ungeduldig erhob sich nun der Schäfer und einen wehmütigen Scheideblick auf das blinkende Gold werfend, wollte er hinaus, als ihn die Stimme des Grafen nötigte, umzukehren. „Noch eins", rief dieser; „da der Bienenschreiber im Himmel war, muss er doch auch meinen Bruder, der im vorigen Jahr gestorben ist, gesehen haben." „Gewiss, gnädigster Herr", erwiderte rasch der Schäfer. „Nun, und was macht denn mein Bruder?" forschte jener weiter. „Er hütet droben die Schweine!" versetzte der Schäfer schnell. „Unmöglich!" rief erbleichend der Graf. „Was? Unmöglich?" jauchzte der Schäfer, „dann ist das Gold mein!" Damit strich er die Dukaten in seine Ledertasche und entfernte sich glückselig.

Digitized by Google

Deutsche Volkslieder aus Steiermark.

Mitgeteilt von
A. SCHLOSSAR — GRAZ.*)

II. Totenlied beim Begräbnis eines Kindes.*)

Lebt wohl, ihr Eltern, gute Nacht,
Ich muss von hinnen scheiden,
Mein kurzes Leben ist vollbracht,
Gott ruft mich zu den Freuden;
Sie sind im Himmel mir bereit,
Ich soll das schon geniessen,
Was andere mit schwerem Streit
Mühsam erwerben müssen.

Welch Glück für mich! Bei gutem Wind
Bin ich in zarten Jahren
Durch dieses wilde Meer geschwind
Dem Hafen zugefahren,
Weil Gott in meine Segel blies
Und seinen Engel sandte,
Der mich aus allem Unglück riss,
Eh' ich es noch erkannte.

Die Menschen müssen immerzu
Bei schwerer Arbeit schwitzen,
Und selten können sie in Ruh
Ihr Hab und Gut besitzen:
Es ist die Welt dem Meere gleich
Voll Sturm und Ungewitter,
Und mancher schwere Unglücks-streich
Macht hier das Leben bitter.

Ich wohne nun in süsser Ruh,
Dort, wo die Engel singen,
Und schaue nur von weitem zu,
Wie schwer die Menschen ringen,
Mit Angst und Kummer, in Gefahr
Den Himmel zu verlieren,
Umringt von einer Feindesschar,
Die leicht sie kann verführen.

Ich geh' aus dieser Welt hinaus,
Eh' ich sie recht geschmecket
Und komme zu dem Hochzeitshaus
Des Lammes unbefleckt:
Ich kann noch mit dem weissen Kleid
Vor allen Engeln prangen,
Das ich von Gott vor kurzer Zeit
Im Taufbad hab empfangen.

Lasst, Eltern, euern bittern Schmerz
In eurer Brust sich stillen,
Gott wird bald euer banges Herz
Mit süssem Trost erfüllen:
Macht euch zum Sterben wohl bereit
Und meidet alle Sünden,
Dass ihr mich in der Ewigkeit
Mögt fröhlich wieder finden.

(Schäffern 1881.)

*) Das Lied wird nach der Einsegnung der Leiche dreistimmig gesungen. Ähnliche Totenlieder, welche ebenso oder von allen Leidtragenden gemeinsam gesungen werden, sind heute noch in Schäffern an der niederösterreichischen Grenze üblich.

Digitized by Google

Lieder, von einem fliegenden Blatte,

mitgeteilt von

J. BOLTE — BERLIN.

Pfingst-Bitte.

Die Kirschbäume sind gefüge,
wir wern einander helfen, wir wern se wull derbügen.
Junge Mädel sind gelenke,
wir wern einander helfen, wir wern se wull derschwenken.
Die Mährbeete wolln wir jäten,
die Zwiebelbeete wolln wir treten,
wo die Mähren werden dicke stehn,
wollen wir den Tag zehnmal nein gehn.
Von Aepel und Birnen wolln wir derweil stille schweigen,
wo sie werden gut gerathen, werden wir alsdann höher naufsteigen.

Dancksagung.

Der Klein-König.

Habt Dank, habt Dank für eure Gaben,
die wir von euch empfangen haben,
wenn ihr werd kommen in unser Land,
wollen wir uns machen mit euch bekannt.
wenn ihr werd kommen in unser Feld,
da werd ihr finden eine Metze Geld,
und werd ihrs euch nicht aufgeben,
so dürft ihr uns die Schuld nicht geben.
Habt ihr ein Söhnlein oder Töchterlein,
so schickt ihrs in die Pfingstscheun ein,
dem Söhnlein wollen wir schenken,
das Töchterlein wollen wir schwenken,
wir wollen auch keinen Reim versagen,
es sey denn, wir sollten keine Musikanten haben.

Vor den Pritsche-Meister.

Ihr Pfingstbrüder, kommt heran,
hier han wir einen straffälligen Mann,
der die Pritsche gut erleiden kann.

Anmerkung. Aus einem um 1800 gedruckten fliegenden Blatte o. O. und J. auf der Berliner Königlichen Bibliothek (Yd. 7911, 26). Die Verse sind nicht abgesetzt.

Digitized by Google

Pritsch, Pritsch, Prell,
ich schlag dich mit der Schell,
mit der Schell vor deinen A. —,
lieber Bruder, wie gefällt dir das?
Ist dir das unrecht gethan,
du darfst dem Pritschmeister die Schuld nicht gan,
es ist Pritschemeisters Knecht,
stehe auf, und bedanke dich recht.

Gott grüss euch, Frau Mutter, zu Hause
liegt die schwarze Katz, muss mausen,
die schwarze nicht allein,
die weisse muss auch darbey sein.

Wir sind gewesen in Ungern,
haben gelitten Durst und Hunger,
Durst und Hunger hat uns gezwungen,
dass wir sind in Deutschland gekommen.

Wir sind gewesen in Oesterreich,
da haben wir gemacht vier Bauern reich.
Der eine hat müssen sterben,
der andre hat müssen verderben,
der dritte hat müssen entlaufen,
der vierte hat müssen verkaufen.

Wir sind gewesen in Sachsen,
wo die jungen Mädel auf den Bäumen wachsen,
wenn wir es hätten eher bedacht,
hätten wir eine mitgebracht.

Wir sind gewesen im Lande Hessen,
da hatten wir grosse Schüsseln und wenig zu fressen.

Wir sind gewesen in Deutschland,
da sind wir mit dem polnischen König um die Wette gerannt,
da ist einer von dem Pferde gefallen, hat Arm und Bein gebrochen,
hat ihm die Spiessgerte in Leib gestochen,
darum wollen wir die Frau Mutter
wie auch den Herrn Vater bitten,
wenn sie uns wollten was mitteilen,
dass wir dem Patienten könnten den Schaden wieder ausheilen.

Holt den Butterklumpen herein,
den schneiden wir auf zwey Stück entzwey,
gebt uns beyde Stücke,
einen verschimmelten Groschen in die Ficke,
wenn er auch sponneu wâr.

Digitized by Google

Zehn Gewende Buttermilch
und zehn Gewende Süssmilch
ist nicht zu viel für uns,
melket die schwarze Kuh,
gebt uns die weisse Milch auch darzu,
ein halb Schock Eyer oder a Mandeln a drey,
so viel als euer Belieben möchte seyn,
die Henne auf der Stange,
wir werden einander helfen, wir werden sie wohl erlangen.

Die Gänse in dem Teiche,
wir werden einander helfen, wir werden sie wohl erschleichen.

Die Enten in dem Graben,
wir werden einander helfen, wir werden sie wohl ertraben.

Die Kälber in der Broche,
wir werden einander helfen, wir werden sie wohl erlofen.

Albanesische Lieder.

Von

E. MITKOS—BENI-SUEF.

Deutsch von J. U. JARNIK—PRAG.

I.

Ku verove vérɛnɛ (lule ale, moj e vérɛsɛ)? —	Wo verlebtest du den Sommer (Du Blume des Sommers)?
Ndɛ māl tɛ Gramózite....	Auf dem Berge des Gramoz....
ku rine tšobénete....	Wo die Hirten weilen....
tšobenɛt' me grígete....	Die Hirten mit den Herden....
tšobankat' me diépete	Die Hirtinnen mit den Wiegen....
diématɛ me škérratɛ....	Die Burschen mit den Lämmern....
tšupat' me butsélatɛ.....	Die Mädchen mit den Melkfässern.....

Anmerkung. Zu unserem schmerzlichen Bedauern ist der hochverdiente Sammler der albanesischen Lieder und Märchen, Herr Mitkos, zu Beni-Suef in Ägypten, verschieden. Möge ihm die Erde leicht sein

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

II.

Vašɛza nɛ dúškutɛ,	Das Mädchen im Gebüsch,
ϑom t'i vete. —	Ich sage, dass ich zu ihr gehe. —
Kam ńē ken e t'a ndɛrsén,	Ich habe einen Hund und hetze ihn auf dich,
pō mos jakɛ! —	Also komm nicht näher! —
I ap tsa buk' e gɛńéń,	Ich gebe ihm einige Bissen und verführe (ihn),
do tɛ tɛ viń;	Ich werde (doch) zu dir kommen;
vašɛz' ō, as po mɛ duaj,	O Mädchen liebe mich doch,
sindó jam ńē diaľ i-huaj.	Wenn ich auch ein fremder Bursche bin.

III.

Tš' kā kúkeja, kɛ po kɛndón (murga kúke)?	Was hat das Kuckucksweibchen, dass es singt (schwarzer Kuckuck)
naľ e dit' e mē s'pušón,....	Nacht und Tag und hört nie auf ....
po kɛndón, pō vétɛmɛ.....	Es singt, aber allein.....
Po šókɛtɛ ku i kē?	Die Freundinnen, wo hast du sie denn?....
Ndɛ hamám po ľáhenɛ....	Im Bade waschen sie sich....
laheń' e fɛrkóhenɛ....	Waschen sich und reiben....
kɛ tɛ sbukuróhenɛ....	Damit sie schön werden....
mɛ tɛ barϑɛ sbárϑenɛ....	Durch die weisse (Schminke) werden sie weiss....
mɛ tɛ kuk po skúkenɛ.....	Durch die rote werden sie rot.....

IV.

(Vogɛľídɛzɛ, bukurídɛzɛ)! Mɛ ľɛvdúanɛ ńē vašɛ.	(Niedliche, Anmutige)! Man lobte mir ein Mädchen.
....un' i faľem prā, i ϑašɛ.	....Ich bete es also an, sage ich zu ihnen.
....m'a ľɛvduan e s' m'a ϑanɛ.	....Man lobte es mir und man gab es mir nicht.
....ɛdé „tüt! moré derr", mɛ ϑanɛ.	....Und „Schweig,' du Schwein!" sagte man mir.

V.

Tš' dɛše ti nɛ Kamenitsɛ (tananá e tenené)?	Was wolltest du zu Kamenitse (tananá und tenené)?
se kā bujerɛ šumitsɛ.....	Denn es gibt (dort) eine Menge vornehme Leute.....

Digitized by Google

Mora fjaɫɛ ngaj im-atɛ....	Ich erhielt den Befehl von meinem Vater....
m' uškéjɛnɛ me ɾuś tɛ-ϑatɛ.....	Man füttert mich (daselbst) mit trocknen Trauben (Rosinen).....

VI.

Haj vēmi pɛr L'imotogɛ (špürt, ō moj xogɛ)!	Auf! ich will gehen nach L'imotoga (Seele, o mein Täubchen)!
tɛ tɛ siel flortń me okɛ.....	Auf dass ich dir Dukaten okaweis bringe.....
Ndɛ̄ m'i siel, m'i sil tanί....	Wenn du mir sie bringst, bringe sie mir jetzt....
sapá vɛ̄nɛ bār ndɛ ģī.....	Bevor ich den Sohn an die Brust lege.....
Haj vēmi pɛr L'imotogɛ....	Auf! ich will gehen nach L'imotoga ....
tɛ tɛ siel ɛrģént me okɛ.....	Auf dass ich dir Silbergeld okaweis bringe.....
Ndɛ̄ m'i siel, m'i sil tanί....	Wenn du es mir bringst, bringe es mir jetzt....
pa vɛ̄nɛ fośńɛ ndɛ ģī.....	Bevor ich den Säugling an die Brust lege.....

VII.

Tš' vetetít atié ɾepóś?	Was blitzt (denn) dort oben?
škon ńɛ̄ diaɫɛ bukuroś:	Es geht (dort) ein hübscher Bursche:
dojɛ t'a kośe iɫaká,	Ich wollte, ich hätte ihn zum Verwandten,
ja kušerí, ja vɛɫá,	Sei es zum Vetter, sei es zum Bruder,
ja po burrɛ me nigá,	Sei es auch zum Mann mit dem Kranz,
tɛ škońe jetɛn sefá. —	Auf dass ich das Leben ruhig verlebe. —

Digitized by Google

Volksrätsel aus der Provinz Pommern.

(Freist, Kreis Lauenburg.)

Gesammelt und mitgeteilt

von

ARCHUT — FREIST.

2. Die Tiere.

1. Fürs*) Pfund Butter bekomme ich eine Mark. Was kriegt der Bauer vors*) Fuder Dung? (Ein Paar Pferde.)

2. Es laufen neun durchs Wasser und nur einer wird nass. (Die mit 8 Ferkeln tragende Sau.)

3. Wann hat die Gans die meisten Federn? (Wenn der Ganter drauf sitzt.)

4. Auf einem Baume sassen Krähen. Da kam der Kuckuck geflogen und sprach: „Guten Abend, ihr hundert!“ Die Krähen antworteten: „Noch sind es lange nicht hundert; noch einmal so viel und noch ein halb mal so viel, dann noch ein viertel mal so viel und du Kuckuck dazu, dann sind es erst hundert.“

Wieviel Krähen sassen auf dem Baume? (36.)

5. Was Weisses schmiss ich auf das Dach, was Gelbes kam herunter. (Das Ei.)

6. In unsrer Kammer steht ein Fässchen, das hat keinen Rand und kein Band und hält doch zweierlei Bier. (Das Ei.)

7. Zwischen Potsdam und Berlin
ist 'ne goldne Uhr vergraben;
wer die goldne Uhr will haben,
muss ganz Potsdam und Berlin durchgraben? (Ei.)

8. Traurig stieg ich auf den Wagen,
sah ich zwei den dritten tragen;
es waren drei Köpf' und acht Füss'.
Ratet, junge Herren, was ist dies?
(Zwei Krähen trugen eine Maus.)

9. Wo kimmt de Katt vom Dack? (Rauh.)

10. Welches Tier hat das süsseste Fleisch? (Der Floh.) Beweis: Man leckt sich schon die Finger, ehe man ihn hat.

---

*) Beides ist plattdeutsch für.

Digitized by Google

11. Fünf gingen aus zu jagen,
zwei brachten den Schwarzen getragen;
sie schickten ihn nach Kribbelwitz,
von Kribbelwitz nach Fribbelwitz,*)
von Fribbelwitz nach Nagelwitz,
da wurde er erschlagen. (Finger — Floh.)

12. Welches Tier ist in der Kirche das dreisteste? (Die Fliege.)

13. Hinder usem Hus'
pleigt Karl Krus',
pleigt nägen Joahr
å noch kein gråd' Foahr. (Maulwurf.)

14. Welches Tier ist dem Wolf am ähnlichsten? (Die Wölfin.)

15. Up won Sied' fillt de Hås', wenn hei schåte ward? (Auf die rauhe Seite.)

16. Worum leppt de Hås' äwre Barg? (Weil er nicht durch denselben laufen kann.)

17. Welcher Ring ist nicht rund? (Der Hering.)

18. Ein Mann tief begraben liegt,
sein Grab hin und her sich wiegt;
es ist nicht zu finden im Himmel, auch nicht auf Erden.
Wer weiss, wo wir sein Grab suchen werden?
(Prophet Jona im Rachen des Walfisches.)

Fortsetzung folgt.

Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner.

Von

HEINRICH V. WLISLOCKI — MÜHLBACH (Siebenbürgen).

25. Als Schluss dieser Abteilung will ich noch ein in mancher Beziehung interessantes, dramatisches Fängerspiel, das unter dem Namen „Die gefangene Frau" (Pçandle romñi) bekannt und weit verbreitet ist, mitteilen. Dasselbe wird gewöhnlich von der erwachsenen Jugend gespielt. Die Spielenden teilen sich in zwei Haufen, von denen der eine — nur aus acht männlichen Mitgliedern bestehend — die Räuber darstellt und einem Hauptmann (Kapitáno) untergeordnet ist; der andere, aus Spielern beiderlei Geschlechtes, die „Familie" bildet; letztere besteht aus dem Vater, der Mutter, die eine verheiratete Tochter haben, dem Gatten derselben (Schwie-

*) Ableitung von fribbeln d. i. mit den Fingern (Daumen und Zeigefinger) etwas zerreiben.

Digitized by Google

gersohn) und deren Kinde, dem Bruder und der Schwester von seiten der verheirateten Tochter und schliesslich aus einem Raben; die übrigen bilden die Dienerschaft. Die Räuber befestigen einen erhöhten Ort durch Aufhäufung von Steinen, Baumstrünken u. dgl. m. und ziehen sich dann in diese „Festung" zurück, während die andern in ziemlicher Entfernung davon lagern. Nun macht sich die „verheiratete Tochter" — wir wollen sie Panna nennen — mit ihrem Kinde auf den Weg und zieht an der Festung der Räuber vorbei. Als diese der jungen Frau ansichtig werden, brechen sie in Gejohle aus und der Hauptmann ruft:

Kapitáno: Ushci! pçrálá!
Káthe ável yeká shukáre romñi; ádá the tápervel ámen kámás!

Hauptmann: Holla! ihr Brüder!
Da kommt eine schöne Frau; die wollen wir fangen:

Alle Räuber singen:

Hei, kiyá ráklyiyenge
Hin mánge but' voyipe,
Káná yon mán cumiden!
Taysa ávav kiyá len;
Som ákáná te táysá,
Káy láces mol, ráklyiyá!

Bei den Mädchen überall
Wachsen Küsse ohne Zahl,
Wächst und blüht die Seligkeit!
Drum weil' ich zu jeder Zeit
Dort, wo gut ist stets der Wein,
Kussgelaunt die Mägdelein!

Hierauf brechen die Räuber lärmend und schreiend aus der Festung hervor, nehmen die weinende und flehende Frau samt ihrem Kinde gefangen und führen sie in die Festung, wo der Hauptmann also spricht:

Tu kámes mánge romñi, ákkor láces tute hin! Uvá tu ná kámes mánge romñi, tehárá tu te tiro cávoro meres! ámen mudárás tumen!

Willst du meine Frau werden, dann soll es dir gut ergehen! Willst du aber nicht meine Frau werden, so musst morgen samt deinem Kinde sterben! wir werden euch töten!

Páñáke: Sástyáren men! Kere hin mánge rom, te les máy kámáv. Kámen bute somnákálf, udy m'ro dád tumen del; tumen the kámen mán the jidel.

Panna (weinend): Erbarmt euch unserer! Ich habe zu Hause einen Mann, den ich sehr liebe. Wollt ihr viel Gold haben, so wird es euch mein Vater geben, lasst mich leben.

Kapitáno: Ná! me ná kámáv somnákálf, me tut kámáv!

Hauptmann: Nein! ich brauche kein Gold, ich will dich haben!

Da rufen die Räuber im Chor:

Amen kámás somnákálf!
Amen ná kámás romñi;
káske somnákálf hin, ádáleske
hin upro lime romñiyá!

Wir brauchen das Gold!
Wir brauchen kein Weib;
wer Gold hat, dem gehören
alle Weiber der Welt!

Hauptmann:

Me ná kámáv somnákálf!
Me kámáv ádá romñá!

Ich brauche kein Gold!
Ich brauche dies Weib!

Nun balgen und raufen sich die Räuber, bis sie endlich den Hauptmann besiegen und dieser also spricht:

Romñi bicá somnákálf!
ákkor mukles voy hin!
Oçtovárdeshvársel somnákuña del yoy menge.

Die Frau schicke uns Gold!
dann lassen wir sie frei!
Achttausend Dukaten verlangen wir!

Digitized by Google

Nun kommt ein Kind, das den Raben vorstellt, in die Festung gelaufen, indem es dabei mit den Armen den Flug der Vögel nachahmt. Zum Raben spricht Panna:

Coká, coká, kere urá!
Kere pen tu m'ro dádeske,
Hoi oçto corá man pándyé
te oçtovárdeshvársel somnakuñá mángen!

Rabe, Rabe flieg' nach Hause,
Sag' zu Hause meinem Vater,
Dass acht Räuber mich gefangen
und achttausend Dukaten haben wollen!

Der Rabe fliegt nun zum Vater und spricht:

Dád, oh dád, ává tu sik!
T're cáyori hin pçándles
te oçto corá kámen oçtovárdeshvársel somnákuñá!

Vater, Vater, komm' geschwind!
Deine Tochter ist gefangen
und acht Räuber wollen haben achttausend Dukaten.

Vater erwidert:

Coká, coká, sik urá,
pen tu gule Páñákes:
oçtovárdeshvársel somnákuñá ná hin mánge;
me cores som.

Rabe, Rabe, flieg' geschwind,
sag' es der geliebten Panna:
achttausend Dukaten habe ich nicht, ich bin arm.

Der Rabe fliegt zurück in die Festung und meldet Panna:

Dád máy cores hin te leske ná hin lová!

Vater ist sehr arm und hat kein Geld!

Panna singt nun folgendes Lied:

Cigno trusul pál hándáko,
Hin ádá ushályináko,
The jáv me pro uskályin,
Ayt' mánge lásávo ná hin.
Sár e praytin kád' çásárel,
Sáve shile bárvál márel;
Pál lásávo te prásápe
Mayd cáyori m're kámálye!

Steht ein Kreuzlein auf dem Grabe,
Schmach und Schand' ich nimmer habe:
Tret' ich über seinen Schatten,
Den es wirft auf grüne Matten.
Gleich dem Blatt im frost'gen Winde,
Stürb die Schmach mit mir geschwinde;
An mein Kind, trotz Schmach und Schande,
Knüpft mich doch der Liebe Bande!

Zum Raben gewendet, sagt Panna:

Coká, coká, kere urá,
Kere pen tu m're dáyáke,
Hoi oçto corá mán pçándyé
te oçtovárdeshvársel somnákuñá mángen!

Rabe, Rabe, flieg' nach Hause,
Sag' zu Hause meiner Mutter,
Dass acht Räuber mich gefangen
und achttausend Dukaten haben wollen!

Der Rabe fliegt nun zur Mutter und spricht:

Dáy, oh dáy, ává tu sik!
T're cáyori hin pçándles,
te oçto corá kámen oçtovárdeshvársel somnákuñá!

Mutter, Mutter, komm' geschwind!
Deine Tochter ist gefangen
und acht Räuber wollen haben achttausend Dukaten!

Mutter erwidert:

Coká, coká, sik urá,
pen tu gule Páñáke:
oçtovárdeshvársel somnákuñá ná hin mánge;
me cores som.

Rabe, Rabe, flieg' geschwind,
sag' es der geliebten Panna:
achttausend Dukaten habe ich nicht; ich bin sehr arm.

Der Rabe fliegt zurück in die Festung und meldet Panna:

T're dáy hin máy cores
te láke ná hin oçtovárdeshvársel somnákuñá.

Deine Mutter ist sehr arm
und hat achttausend Dukaten nicht!

Digitized by Google

Panna singt nun wieder ein Lied:

Beshár me tele ruk,
Hin mánge báre duk:
Bárá hin m're párná,
Pro ádá me sováv.
Cero m're jákerpen,
Devlá m'ro pocipen,
Core som me taysá
Sár kerdyás mire dá!
Oh gule devlá de
Meriben tu mánge!

Lieg' jetzt im Schatten hier
Und mein Herz bricht mir schier:
Polster ist mir der Stein,
Drauf ich schlaf' hungrig ein.
Himmel hoch deckt mich zu,
Gott beschützt meine Ruh,
Elend und tiefen Schmerz
Kennt nur mein armes Herz!
Ende Gott meine Not,
Send' mir den sanften Tod!

Zum Raben gewendet, sagt Panna:

Coká, coká, kere urá,
Kere pen tu m're pçeñáke,
Hoi oçto corá mán pçándye
te oçtovárdeshvársel somnákuñá mángen!

Rabe, Rabe, flieg' nach Hause,
Sag' zu Hause meiner Schwester,
Dass acht Räuber mich gefangen
und achttausend Dukaten haben wollen!

Der Rabe fliegt nun zur Schwester und spricht:

Pçen, oh pçen, ává tu sik!
Pánná hin pçándles
te oçto corá kámen oçtovárdeshvársel somnákuñá!

Schwester, Schwester, komm' geschwind!
Panna ist gefangen
und acht Räuber wollen haben achttausend Dukaten!

Die Schwester erwidert:

Coká, coká, sik urá.
pen tu m're pçeñáke Páñáke:
sostár jiál ándro bes?
me ná biedyom lá kothe!

Rabe, Rabe, flieg' geschwind,
sag' es meiner Schwester Panna:
warum ging sie in den Wald?
ich hab' sie nicht hingeschickt!

Der Rabe fliegt nun zurück in die Festung und meldet Panna:

T're pçen pendyás:
yoy tut káthe ná biedyás;
sostár ándro bes tu gelyál.

Deine Schwester hat gesagt:
sie habe dich nicht hergeschickt:
warum seist du in den Wald gegangen.

Panna singt nun abermals ein Lied:

Upre pro mál shukáres hin ruká,
Roven upro pro mán ándrál duká:

Pál hármátos yon may stráñonen,
Sár bibáçtáles ná áráken.
Uvá mánge ná voyekerel,
Muleske o ciriklo ná kiçivel.

Mich beweinen alle Bäume auf der Au,
Thränenfencht sie stehn im frischen Morgentau;
Klagelieder klingen in den Zweigen,
Die sich tief zur Erde niederneigen.
Doch was nützt mir Thrän' und Klagesang,
Bleibt mein Herz doch ewig trüb und bang.

Zum Raben gewendet, sagt Panna:

Coká, coká, kere urá,
Kere pen tu m'ro pçráleske,
Hoi oçto corá mán pçándye
te oçtovárdeshvársel somnákuñá mángen!

Rabe, Rabe, flieg' nach Hause,
Sag' zu Hause meinem Bruder,
Dass acht Räuber mich gefangen
und achttausend Dukaten haben wollen!

Der Rabe fliegt zum Bruder und spricht:

Pçrál, oh pçrál, ává tu sik!
T're pçen hin pçándles
te oçto corá kámen oçtovárdeshvársel somnákuñá!

Bruder, Bruder, komm' geschwind!
Deine Schwester ist gefangen
und acht Räuber wollen haben achttausend Dukaten!

Digitized by Google

Der Bruder erwidert:

Yeká romñi ná hin pátyivásles oçtovárdeshvársel somnákuñá! — Ein Weib ist achttausend Dukaten nicht wert!

Der Rabe fliegt zurück und meldet Panna:

Tro pçrál pendyás, yeká romñi ná hin pátyivásles oçtovárdeshvársel somnákuñá! — Dein Bruder hat gesagt: ein Weib ist achttausend Dukaten nicht wert!

Panna singt nun abermals ein Lied:

Jánen pro ritos e rosá,
Hoy jánen pál hrobosá,
Káná ñilay ávret' jiál,
Te mayd ável shile bárvál.

Rosen, die am Felde stehn,
Wissen, dass sie auch vergehn,
Wenn dahin der Sommer schwand
Und der Winter kommt ins Land.

Rosá som skurte ñiláye,
Voyesá náñi dikálye;
Cá o hrobos mánge kere,
Hoy mánge ná hin bmepe!

Leb' gleich einer späten Rose,
Lebe einsam, freudenlose;
Kommt der Winter, dann im Grabe
Die erwünschte Ruh' ich habe!

Der Rabe fliegt inzwischen zu Panna's Gatten hin und flüstert ihm etwas ins Ohr. Da ruft dieser:

Hey, m're mállá! M're romñi te m'ro cávoro hin pçándles! Octo corá ándro bes kámen octovardeshvársel somnákuñá! Ushci! ámen dás lenge! — Auf ihr Gesellen! Mein Weib und mein Kind sind gefangen! Acht Räuber im Walde wollen achttausend Dukaten haben! Holla! wir geben sie ihnen!

Hierauf stürmen alle auf die Festung los; die Räuber entfliehen und werden endlich eingefangen und zum Tode verurteilt; bevor sie hingerichtet werden löst je eine Maid einen Räuber durch einen Kuss vom Tode frei....

Dieses Spiel, wenn auch in der ganzen Darstellung höchst einfach, ist bei jung und alt der eingeflochtenen Lieder wegen sehr beliebt. Die Rolle Pannas spielt deshalb stets ein Mädchen, das viele Lieder singen kann, denn bei den einzelnen Abschnitten muss sie auf allgemeines Verlangen oft mehrere Lieder hintereinander singen. Was nun den Inhalt dieses dramatischen Spieles anbelangt, so finden wir denselben auch in einer weitverbreiteten Romanze der Zigeuner wieder, die in meiner demnächst erscheinenden Sammlung: „Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner" nachzulesen ist. Dass dieser Stoff sich auch in der Volksdichtung anderer Völker vorfindet, hat unser hochgeehrter Meister Felix Liebrecht in seinem Werke: „Zur Volkskunde" (S. 222: Ein sizilisches Volkslied nachgewiesen, ebenso den alten Rechtsbrauch der Befreiung zum Tode Verurteilter durch Jungfrauen bei verschiedenen Völkerschaften zusammengestellt (a. a. O., S. 433: „Frauenprärogativ").

Schluss folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Das Rätsel der Sphinx. Grundzüge einer Mythengeschichte von Ludwig Laistner. 2 Bände. Verlag von Wilhelm Hertz. (Bessersche Buchhandlung.) 1889.

Das Werk wird nicht ohne Widerspruch bleiben, weder im einzelnen, noch in der Gesamtheit, und doch kennt der Unterzeichnete wenig Bücher, die er mit gleicher Teilnahme gelesen, welche des Fesselnden, Bemerkenswerten und auch Bedeutenden so viel bieten, weshalb er nur den Wunsch auszusprechen vermag, dass dasselbe von jedem Freunde der Sagenforschung eingehendster Berücksichtigung möge gewürdigt werden.

Suchen wir die Seiten seines Wesens zu bestimmen, welche der Verfasser bei Abfassung des Werkes gezeigt hat, so sind es diejenigen eines fleissigen Aufspürers und geschickten Anordners des Stoffes, eines kühnen Sprachforschers, eines geistvollen Mythen- und Sagenerklärers.

Verdient die erste Seite seines Wesens die allgemeinste Anerkennung, so werden wir doch nicht umhin können, bereits dem Sprachforscher nicht überallhin zu folgen, wenn wir auch hier zugestehen werden, dass eben die sprachliche Erklärung der Namen der Götter und Dämonen — so ziemlich bei allen Völkern — Schwierigkeiten bietet, welche die Kühnheit herausfordert, die Ergebnisse derselben doch aber nur zu oft nicht rechtfertigt.

Was nun die Mythen- und Sagenerklärung betrifft, so ist der Gehalt des Buches nach dieser Seite hin die Darlegung, dass die bisherigen Theorien über Entstehung der Mythologie als zu verwickelt zu verwerfen sind. Um zu neuen Ergebnissen zu gelangen, stellt Laistner die Behauptung auf, dass der Mensch in seinem Verkehr mit übermenschlichen Wesen die ursprüngliche Grundlage von jedem Mythus ist, und da die Traumphantasie die Lehrerin der schaffenden Einbildungskraft ist, so ist der Mythus der Bericht vom Alptraum. Die Hauptabschnitte des Buches sind: 1. Die Fragepein — Laistner zeigt, wie aus dem Alpzustand sich die Vorstellung eines Quälgeistes entwickelt, 2. Die Erlösung — der Alp wird zum freundlichen Buhlen und sucht und findet Verknüpfung mit den gütigen Felddämonen- oder Gottheiten, 3. Der würgende Alp — Riesen- und Vampyrsagen, 4. Else und Gottheiten, der Hauptinhalt des Ganzen kurz zusammengefasst, die Entstehung der Götter aus albischen Wesen.

In der Geschichte der Mythenerklärungen wird dieses Buch stets eine höchst bedeutsame Stelle einnehmen, denn so überraschend bei dem jetzigen Stand der Mythenerklärung zunächst diese Theorie erscheinen mag, so sieht sie doch in gar vielen Fällen das Richtigere vor sonst geübten Erklärungen.

Digitized by Google

So hatte denn auch bereits Epikur nicht nur das Naturereignis, die Regelmässigkeit in der Bewegung der Gestirne, sondern eben auch das Traumbild als Ursache der Schöpfung von Sagen und Mythen angesprochen, und der Unterzeichnete hatte darauf hingewiesen bei seiner Besprechung des Buches von Schwartz — Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885 — Schwartz hat in diesem Buche Jacob Grimm verkehrter Auffassung des Wesens der Mythologie geziehen, wie Max Müller, seinen Schwager Adalbert Kuhn, Mannhardt, sowie die klassischen Philologen mit allbereitem Spott verfolgt, um sich und seine Blitztheorie zu verherrlichen — dass wie viele andere Deutungen von Schwartz gesunder Einsicht in das Wesen der Sagen und Mythen und ihrer Gestaltungen entbehren, so auch dessen Deutung von der Mahrt nicht anzunehmen sei, da dieselbe Traumbildern infolge physischer Belästigung des Schlafenden ihr Dasein verdanke. (Vgl. Österr. Litteraturzeitung No. 5. 10. Mai 1886.)

Für so richtig demnach der Unterzeichnete das Traumbild als eine zu verwertende Ursache für die Erklärung von Sagen und Mythen hält, so glaubt er doch auch wieder nicht verschweigen zu sollen, dass Laistner das zulässige Mass der Verwendung desselben überschritten.

Haben wir so unserer kritischen Pflicht Genüge gethan — nachdem wir ausserdem bemerkt, dass dem glänzenden Stilisten denn doch drei Sätze etwas aus der Haltung geraten sind — es geschieht dieser Hinweis deshalb, damit der, welcher dieser Sätze aufsucht, um so reichere Gelegenheit findet, die glänzende Schreibweise des Verfassers zu bewundern — so sei nur noch bemerkt, dass ein wohlthätiger Humor das Buch würzt. In dieser glänzend humorvollen Weise schliesst z. B. das erste Buch mit dem Hinweis auf jene Zwerggeschichte, in welcher (bei Kuhn und Schwartz) ein Bauer des Harzes von einem Zwerg veranlasst wird, das zu thun, was mit Uhland Fortunat zu reden mit den Worten geschildert wird:

„ein Männlein, in der Stellung hingebückt,
die hinter Zäunen heimisch ist und Hecken —"

und die wundervolle Erklärung nach Schwartz: Ursprung der Mythologie, S. 197, wie besagte harmlose Gestalt von Gewitterfeuerwerk umwabert zu deuten ist.

So sei das Buch trotz dessen, was der Unterzeichnete daran nicht als allgemeingültig anzuerkennen vermag, auf das beste empfohlen, da es des Richtigen, Neuen, Bedeutenden so viel bringt.

Bemerkt sei endlich, dass, wer den wendischen Gestalten, welche in dem Werke von Laistner nach des Unterzeichneten Buch reichste Verwendung gefunden, — sowie die lithauischen nach dessen lithauischem Werke, — seine weitergehende Teilnahme zuzuwenden Neigung hat, Stoff dazu findet in dem Vortrag: „Die wendischen Volkssagen der Niederlausitz" von Dr. Edm. Veckenstedt, Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin, 17. Febr. 1877, in welchem der Unterzeichnete die bis dahin von ihm zuerst gefundenen Drachenbäume und wendischen Dämonen bez. Feldgottheiten in die Wissenschaft eingeführt hat.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen von Sophus Bugge, Professor an der Universität Christiania. Vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Übersetzung von Oscar Brunner, a. o. Professor an der Universität München. München, Christian Kaiser, 1889.

Völuspa. Eine Untersuchung von E. H. Meyer. Berlin, Mayer & Müller, 1889.

Von den beiden hier anzuzeigenden Büchern hat uns das zweite zum zweiten Male im vorigen Hefte beschäftigt, als wir genötigt waren, darauf hinzuweisen, in welch unglaublich leichtfertiger Weise sich ein Herr in Frankreich, Mr. Gaidoz, damit abzufinden für angezeigt gehalten hatte, im übrigen sind wir mit Wert und Bedeutung derselben seit Heft 6 so vertraut, dass entweder diese Anzeige noch einmal alles das zu bringen hat, was dort bereits gesagt ist auf den Seiten 209–231, oder dass die germanischen Kosmogonien diese beiden hervorragenden Werke überhaupt nicht zu berühren hatten.

So muss denn diese Anzeige sich auf die Bemerkung beschränken, dass, wie bekannt, der Unterzeichnete sich auf den Standpunkt der Herren Bugge und Meyer nicht zu stellen vermocht hat, so ausgeprägt seine Neigung gewesen ist, dies zu thun. Ausserdem erlaubt sich der Unterzeichnete darauf hinzuweisen, dass um nicht mit irgend welcher Voreingenommenheit an das Studium der berührten Werke zu gehen, er es vorgezogen, die gewaltigen Arbeiten von Müllenhoff erst zu lesen, als seine germanischen Kosmogonien bereits gesetzt waren; dass es sich dann für ihn ergab, dass er sich mit Müllenhoff wie über die Achilles-Deutung so auch über den Wert und Gehalt der altnordischen Sagen und Mythen in allen wesentlichen Punkten in voller Übereinstimmung befand, hat ihm nicht zum wenigsten den Beweis geliefert, dass er keinen Grund hat, Sagen anders zu deuten und seine Zeitschrift in anderem Geiste zu leiten als in dem durch die Arbeiten von den Brüdern Grimm, Müllenhoff und Mannhardt zur vollen Geltung gelangten, da derselbe die Gewähr des wissenschaftlichen Erfolges für sich hat.

So dringend nun auch der Unterzeichnete das Studium von Bugge und Meyer — allerdings nicht ohne Müllenhoff — nur zu empfehlen vermag, zur wenn nicht Änderung, so doch Läuterung der eigenen Ansichten, so hat er doch auch leider sein Bedauern darüber auszusprechen, dass diese beiden Bücher dazu bestimmt sind, zu so unnützer Tintevergeudung Anlass zu sein; wir hatten an den Vedengespenstern in unseren heimischen Volkssagen genug — und nun werden wir es noch erleben, dass Daidalos auf unseren Fluren herumfliegt, Vulkan unsere Schmiedehämmer in Bewegung setzt — und wir haben es gelesen, dass Christus als Germane Frau und Streitross hat und auf dem Schiff verbrannt wird — sowie dass der Schulvorsteher — oder wie ein englischer Kritiker nach dem Meyerschen Buche sagt, — der Bücherwurm emporwächst zu einem gewaltigen Dichterfürsten, welcher nach der Auffassung von Meyer ein Dante und Boccaccio in einer Person gewesen wäre.

Digitized by Google

Aber auch das mag uns gesagt sein, dass die berührten Bücher von Bugge und Meyer mittelbar uns die Mahnung zurufen, dass wir das Altertum überschätzt — und ohne diese Überschätzung wären die Bücher nie entstanden, das Mittelalter und seine Bildungskreise unterschätzt haben.

Hier, in der besseren Schätzung und Würdigung des Mittelalters, gilt es für uns die Pflugschar in die Erde zu senken, den fruchtbaren Boden zu neuer Saat aufzuwühlen, der neuen Ernte die günstigen Bedingungen zu bereiten — und das soll geschehen.

Edm. Veckenstedt.

Die Sagen Vorarlbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Überlieferungen gesammelt und erläutert von Dr. F. J. Vonbun. Zweite vermehrte Ausgabe. Nach der hinterlassenen Handschrift des Verfassers und anderen Quellen erweitert und mit einem Lebensabrisse Vonbuns versehen von Hermann Sander. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Universitäts-Buchhandlung. 1889.

Von den drei Wegen, welche bei der Besprechung eines Werkes eingeschlagen werden können, eine Kritik also zu geben, oder eine Darlegung des Inhaltes oder die Urteile anderer darüber zu geben, sei es erlaubt, diesmal den dritten Weg zu wählen und zwar deshalb, weil über die Arbeiten Vonbuns Urteile von Männern gefällt sind, deren Berechtigung dazu über jeden Zweifel erhaben ist. So lesen wir in den Beilagen des Buches aus den Briefen von keinem Geringeren als von Jacob Grimm: „Schon bin ich Ihnen Dank schuldig für Übersendung Ihrer vorarlbergischen Sagen, die mir sehr willkommen waren, und Sie wollen mich Ihnen noch mehr verbinden, indem Sie mir die Ehre erweisen, meinen Namen vor die neue und vermehrte Ausgabe zu setzen. Ich nehme das gerne an, da ich vielleicht besser als andere weiss, welcher Dienst unsrer Litteratur geleistet wird durch solche einfache und treue Sammlungen."

Wolf schreibt: „Sie haben durch Ihre trefflichen Volkssagen aus Vorarlberg einen so schönen Beweis von Ihrer Liebe zu einem der teuersten Güter des Volkes gegeben" u. s. w.

Dr. Frommann hat die Worte: „Gewiss muss Sie freuen, was Jac. Grimm mir unlängst geschrieben. Ausgezeichnet sind die Beiträge von Woeste, lobenswert die von Lexer und Vonbun".

In diesen glänzenden Empfehlungen erlauben wir uns nun die Inhaltsangabe zu bieten: A. Mythen und Märchen: 1. Wuotan, Wuotans Heer, 2. Funken, 3. Blitze, 4. Geister, 5. Schätze, 6. Venediger, 7. Riesen, Teufel, 8. Hexen, 9. Vergletscherung, 10. Mythische Tiere, 11. Verschiedenes; B. Sagen und Legenden; C. Glossar, — um auch damit zu erweisen, dass das Buch als ein überaus erwünschter Besitz für jeden Freund der Volkskunde zu bezeichnen ist, unentbehrlich für jeden Forscher auf diesem Gebiete, dessen Bebauung unsere Kräfte gewidmet sind.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Zur Bücherkunde.

Bis zum 30. April 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Johannes Bolte (Sonderabdrücke aus Birlinger, Alemannia 18, 1). Ein Totentanz des 17. Jahrhunderts. Zu des Knaben Wunderhorn 2, 559. Zur Geschichte des Tanzes. Bauern- und Handwerkertänze. Ausländische Tänze. Ein Lied wider das Tanzen. Nachtrag.

Waifs and Strays of Celtic Tradition. Series initiated and directed by Lord Archibald Campbell. Argyllshire Series. — N. II. Folk and Hero Tales. Collected, Edited and Translated by The Rev. D. MacInnes. With Notes by the Editor and Alfred Nutt, Portrait of J. F. Campbell of Islay, and two Illustrations By E. Griset. London: David Nutt, 270—271 Strand. 1890.

Die Menschwerdung von Alfred Cless. Stuttgart 1890. J. B. Metzler's Sortiment (Stahl et Geissler).

Reprinted from the American Antiquarian, March 1890. Linguistic and Ethnographic Notes. By Albert S. Gatschet.

La Vita e le Opere di Giambattista Marino. Studio Biografico-Critico di Mario Menghini. Roma. Libraria A. Manzoni. 1888.

Psiche Poemetto e l'Ozio Sepolto, l'Oresta e l'Olimpia Drammi di Francesco Bracciolini dell' Api Con Prefazione e Con Saggio sull' Origine delle Novelle Popolari di Mario Menghini. In Bologna, Presso Romagnoli-Dall' Acqua. 1889.

Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie von Wilhelm Tappert. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1890. List und Francke.

Ministère du Commerce, de l'Industrie et des Colonies. Exposition Universelle Internationale de 1889. Direction Générale de l'Exploitation. Congrès International Des Traditions Populaires, Tenu à Paris du 29. Juillet au 2. Août 1889. Procès-Verbaux Sommaires Par M. Paul Sébillot. Secrétaire Général du Congrès. Paris. Imprimerie Nationale. 1889. (Siehe unten Anmerkung.)

Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director. Textile Fabrics of Ancient Peru, by William H. Holmes. Washington Government Printing Office 1889.

Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director. Bibliography of the Iroquoian Languages by James Constantine Pilling. Bibliography of the Muskhogean Languages, by James Constantine Pilling. Washington Government Printing Office 1889.

Fifth Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution. 1883—84. By J. W. Powell. Director. Washington Government Printing Office 1887.

Sixt Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution 1884—1885. By J. W. Powell, Director. Washington Government Printing Office 1888.

Smithsonian Institutions. Bureau of Ethnology: J. W. Powell, Director. The Circular, Square, an Octogonal Earthworks of Ohio By Cyrus Thomas. The Problem of the Ohio Mounds by Cyrus Thomas. Washington, Government Printing Office 1889.

A. Weber. Feuilleton du Temps. Du 30. Décembre 1889. Critique Musicale. La Musique et la Danse, par M. E. Veckenstedt.

Folk-Lore. A Quarterley Review of Myth, Tradition, Institution, and Custom. Vol. I. N. I. March 1890. Contents: Editorial. Annual Presidential Address for the Session 1889—90. Andrew Lang. Discussion. Magic Songs of the Finns. I. — Hon. J. Abercromby.

Anmerkung. Der Bericht, dem Unterzeichneten aus dem Ministerium in Paris übersandt, macht die Angriffe des Herrn Professor Weinhold in Berlin auf den Congress dem Unterzeichneten unverständlich und er steht nicht an, hier sein Bedauern über den Angriff gegen die Herren in Frankreich auszusprechen, welche uns Deutsche zu dem Congress eingeladen hatten, dessen Ehrenvertretung den Königl. Professoren Windisch in Leipzig, Steinthal in Berlin, dem grossherzoglichen Bibliothekar Köhler in Weimar, sowie dem Unterzeichneten für Deutschland übertragen war, wofür auch hier zu danken dem Unterzeichneten eine angenehme Pflicht ist.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

Legends from Torres Straits I. Prof. A. C. Haddon. Greek. Trade Routes to Britain. Prof. W. Ridgway. Recent Research on Folk-Tales. E. Sidney Hartland. Recent Research on Teutonic Mythology. F. York Powell. Notes and News. Miscellanea. Folk-Lore Bibliography, Books and Journals, Sept. 1889 — Feb. 1890. Supplement-Tabulation of Folk-Tales. London, David Nutt, 270 Strand. Folk-Lore Journal VIII. 1. Archaeological Review V. 1.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie. Herausgegeben von der Gesellschaft für Deutsche Philologie in Berlin. 11. Jahrgang 1889. 1. Abt. Leipzig, Verlag von Carl Reissner, 1890. Inhalt: 1. Allgemeine Lexicographie. 2. Namenforschung. 3. Allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft. 4. Neuhochdeutsch. 5. Litteraturgeschichte. 6. Altertumskunde. 7. Kulturgeschichte. 8. Recht. 9. Mythologie und Volkskunde.

Revue des Traditions Populaires. 5. Année. Tome V. N. 4. 15. Avril 1890. Extrait d'anciens ouvrages anglais relatifs au Folk-Lore. I. Antiquité de la littérature des nourrices. Loys Brueyre Devinettes: Auvergne, Antoinette Bon. Le Rossignolet. II. Version du Morvan, Julien Tiersot. Les calendriers des illettrés. III. A. Certeux. Les coquillages du mer. III. Paul Sébillot. Le seigneur Coup-garou. légende de l'Auvergne, Antoinette Bon. Amulettes et talismans. VII. Amulettes d'Italie, Raoul Bayon. Coutumes de mariage. VI. Une noce en Béarn, Daniel Bourchenin. Superstitions de la Nièvre Mme Paul Sébillot. Légendes et superstitions préhistoriques. IV. La hotte du diable René Siébel. V. En Belgique Alfred Harou. La mort d'Adèle, chanson de la Haute-Bretagne, Mme Paul Sébillot. Un albam eskimo, Ch. Rabot. Contes arabes et orientaux. Le Mythe d'Orion et une fable de Florian Renè Basset. Chants heroïques du peuple russe. II. Michel de Chrouskow. Les traditions populaires et les écrivains français IV. Racine, P. S. Les Pourquoi 54—55. La mule et le lièvre, Achille Millien. Croyances des paysans landais, J. de Laporterie. Brimades et initiations I. Les Béjaunes du commerce, A. Certeux. Le long hiver (versions flamandes) Alfred Harou. Les glaciers I. Le génie de l'Aletsch. Prce Roland Bonaparte. II. L'excommunication des glaciers; Antony Dessaix. Nécrologie: Edouard Charton. P. S. Bibliographie: Julien Delaite. Glossaire des jeux wallons P. S. Périodiques et journaux. Notes et enquêtes.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Directions MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. IV. 4e Année (N. 37) Avril 1890. Le Folklore en Angleterre IV. Thomas Davidson. Le Ronde du Mariage. Noël Selter. Histoire du Traditionisme en Finlande I. Le Folklore Finnois, fin. Kaarle Krohn. Les Matériaux dans les Constructions II. Alfred Harou. Le Mois de Mai XIII. H. C. Complainte de Saintonge. Gabriel Echaupre. Berceuses des Environs de Naples Madame de Nihtis. Contes et Traditions des Esquimaux du Groenland I. Emile Petilot. Les Russes chez eux VI (Suite) Armandlinval. A. Propos d'un Article de M. Henry Gaidoz. Henry Carnoy. Bibliographie (Ouvrages de Gérard Devèze, Wracislaw) H. C. Le Mouvement Traditionniste.

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang. 4e Aflevering. Inhoud. Onze Vlaamsche Componisten: Ofte Liedjeszangers, door Pol de Mont. III. Vervolg. Boekbeoordelingen. Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofkunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 2. Jaargang 1890. 4 Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: Bouwstoffen Gebruikt bij het Stichten van Kerken, Kasteelen, enz. Bijdrage tot den Dietschen Taalschaft. Vertelsels. Van waar sommige dingen komen. Grafschriften te Brecht. Sagen. Grappigheid. Boekbespreking. Dr. Edm. Veckenstedt. La Musique et la Danse dans les traditions des Lithuaniens, des Allemands et des Grecs. Collection internationale III. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften.

Neue Bahnen. Monatsschrift für eine zeitgemässe Gestaltung der Jugendbildung. Eine Ergänzung zu jeder Schul- nnd Lehrerzeitung, herausgegeben von Joh. Meyer. 1. Jahrgang, 3. Heft. März 1890. Gotha, Verlag von Emil Behrend.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. 7e Année, Avril 1890. N. 2. Paris: A. Laisney, 6, rue de la Sorbonne. 1890.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 9. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

St. Nicolaus. Von Ignaz v. Zingerle — Wilten (Innsbruck) . . 329
Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik — Prag 345
Volkslieder aus Hinterpommern. Mitgeteilt von O. Knoop — Rogasen 349
Volksrätsel aus der Provinz Pommern. (Freist, Kreis Lauenburg.) Gesammelt und mitgeteilt von Archut — Freist 352
Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner. Von Dr. Heinrich v. Wlislocki — Mühlbach (Siebenbürgen) 354
Aberglaube aus dem Altenburgischen. Gesammelt v. E. Pfeifer — Altenburg 357
Ein Feuersegen. (Aus Zeitz.) Von A. Pick — Erfurt 360
Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S.:
Mohammedanische Studien von Ignaz Goldzieher. I. Teil. Halle a./S. Max Niemeyer. 1889 363
Sixty Folk-Tales from Exclusively Slavonic Sources. Translated with Brief Introductions and Notes, by A. H. Wratislaw, M. A. London: Elliot Stock 62. Paternoster Row, E. C. 1889 . . 364
Zur Bücherkunde 365

Digitized by Google

St. Nicolaus.

Von

IGNAZ V. ZINGERLE — WILTEN (Innsbruck).

ls J. Grimm das alte Heiligtum der deutschen Götterlehre (Mythologie) wieder aufzubauen begann und aus den zertrümmerten Statuen mit weiser Meisterhand die ehrwürdigen Gestalten der alten Götter wieder herzustellen versuchte, da lag es nahe, dass er manchem Gotte zu viel noch zuteilte und manchem anderen das ihm Gebührende entzog. So finden wir, wenn wir seine Mythologie durchblättern, den Wuotan im Vergleiche zu den übrigen Göttern so reich und vielseitig ausgestattet, dass sich unwillkürlich der Gedanke regt, der Meister habe mit übervoller Hand diesem zugeteilt, was vielleicht anderen angehörte. Seine Nachfolger folgten öfters seinem Winke oder gingen manchmal noch um einen Schritt weiter und suchten die Vermutung ihres Meisters zu bestätigen oder stellten sie als ausgemachte Thatsache hin. So gibt es auf dem Gebiete der in den letzten Jahren so fleissig gepflegten deutschen Mythologie noch manches zu sichten und auszuscheiden. Folgende Zeilen versuchen einen Beitrag zu liefern und auf eine mythische Gestalt, die christianisiert noch heutzutage fortlebt, neues Licht zu werfen und ihre Bedeutung aufzuhellen. —

An der Stelle, wo Grimm von der römischen Benennung der deutschen Götter spricht, sagt er: Ermoldus Nigellus, die Götzen der Nortmanni anführend, sagt 4, 9 (Pertz 2, 501), dass sie den Gott (Vater) den Neptun, für Christus den Jupiter verehrten. Neptun muss hier Odin, Jupiter Thor bedeuten? Dieselben Namen kehren 4, 69. 100. 453. 455 wieder. S. 110. — Dass Grimm diese Annahme nicht für sicher hielt, bezeichnet das beigesetzte Fragezeichen. Später, S. 135, bemerkt er: In der Gestalt jenes bärtigen Alten scheint aber Wuotan als Wassergeist oder Wassergott aufzufassen und dem lateinischen Namen Neptunus gerecht, den einige ältere Schriftsteller von ihm gebrauchen (Myth. 110). Er heisst altn. Hnikar, Hnikuðr, Nikarr, Nikus. — Wo Grimm von Nichus spricht, sagt er: „Richtiger mag es sein, den Wassergeist in einem Namen Oðins wieder zu finden, der verschiedentlich als Neptun aufgefasst wurde und oft im Kahn als Schiffer und Ferge vorkommt. Im ags. Andreas wird ausführlich geschildert, wie Gott selbst in der Gestalt eines göttlichen Schiffers über See geleitet, nach der legenda aurea ist es nur ein Engel. Oðin heisst nach Sn. 3 Nikarr oder Hnikarr und Nikuz oder Hnikuðr. Säm. 46a b steht

Digitized by Google

Hnikarr, Hnikuðr; 91a 184a b Hnikarr. Nikarr entspräche dem angs. Nicor, Nikuz dem ahd. Nichus. Die Variante ist merkwürdig, und Snorri muss sie aus Quellen geschöpft haben, die von der Doppelform wussten, den Vortritt der Aspiraten veranlasste vielleicht das Metrum. Scharfsinnig bemerkt Finn Magnusen, p. 438, dass Oðin, wo er als Hnikarr auftrete, als ein Meergeist und wellenbesänftigend erscheine. —

Mannhardt, Grimm folgend, fasst Oðin als Meeresgott auf, wenn er sagt: „Oðins Thätigkeit geht keineswegs im Heldenleben auf. Als Gott der Winde herrscht Oðin auch über das Meer, dessen Wellen er mit blossen Worten aufzuregen oder zu beruhigen vermag, wie es ihm gefällt. Er heisst daher auch Hlêfreyr (Herr des Meeres) und verleiht günstigen Fahrwind (Gl. 168).

Auch Simrock nimmt Oðin als deutschen Neptun an. Er sagt, er greife unter Odhins Beinamen zunächst Hnikar oder Hnikudr heraus, weil er damit als Wassergott, als deutscher Neptunus, bezeichnet wird, wenn gleich die Verbindung mit Herteitr (Grimnismal, 47) und der Zusammenhang, in dem es Sigurdarkv. II, 18 vorkommt:

Hnikar hiess man mich, als ich Hugin erfreute,

wo es eher einen Schlachtengott zu bedeuten scheint, an der Verwandtschaft mit Nichus und den Nixen Zweifel erregt. Da wir Loki auf das Feuer bezogen haben, so blieb für Hoenir, den dritten Bruder, S. 37, nur das Wasser übrig. Hoenir verschwindet aber früh aus dem Kreise der Asen, und wenn auch Niördhr, gleichfalls ein Gott des Meeres, für ihn eintrat, so zeigen doch diese Beinamen Odhins, dass auch ihm das Meer gehorchte, dessen Wellen freilich vom Winde bewegt werden. Wie er Wunsch, Oski, heisst, so gibt er Schiffern günstigen Wind, Wunschwind, Oskabyrr. Jedenfalls bezeichnet Hlêfreyr, vielleicht auch Udhr, seine Herrschaft über das Wasser. Auf den Wellen wandelnd, stillt er das Meer, beschwichtigt das Wetter und schafft dem Schiff, in das er sich aufnehmen lässt, günstige Fahrt (Myth., S. 209).

Wenn nun hinter dem Neptunus Oðin-Wuotan steckt, wie hier angenommen ist, so ist St. Nicolaus ein Repräsentant Wuotans. Schon Johann Lasicz sagt in seinem seltenen Büchlein de diis Samagitarum ceterorumque Sarmatarum et falsorum Christianorum 1580 „Nicolaus quasi alter Neptunus maris curam gerit. idem a periclitantibus iis vocibus excitatur: o sancte Nicolae nos ad portum maris trahe. eidem sacella in litoribus consecrantur*), und Kettner sagt in der Kirchen- und Reformationsgeschichte von Quedlinburg: Nicolaus ist ein Wasser- und Fischergott bei den Papisten und Moskowitern, der denen, so aus Lycia in Ägypten schiffen, ein Nothelfer gewesen ist.**) Dass Nicolaus als Patron der Schiffer, als Herr der Meere und der Gewässer verehrt wurde und noch wird, dass er gleichsam die Stelle eines Wassergottes heutzutage noch vertritt, werden wir später sehen. Dies veranlasste auch mehrere deutsche Mythologen ihn an die Stelle des deutschen Neptun, und da als dieser Oðin angenommen wird,

*) Haupt, Zt. I, 143.
**) Pröhle, Unterharzische Sagen. S. 21. Vgl. Rochholz II, 326 Anm.

Digitized by Google

als Repräsentant desselben anzusehen. Nicolaus ist nach ihnen somit ein Stellvertreter Oðin-Wuotans. Simrock drückt sich hier noch sehr unsicher aus. Er sagt: Ob Odhins Namen Hnikar und Nikuz ihn als Wassergott bezeichnen, ist zweifelhaft; doch würde sich daraus noch besser erklären, warum der h. Nicolaus als Patron der Schiffer gilt und sein Bild am Binger Loche steht, wo ihm für glückliche Durchfahrt Gelübde geweiht wurden, wie er auch in Vorarlberg die Kinder bringt. Myth. 474.

Als ausgemachte Thatsache nimmt es schon Mannhardt an: Endlich hat auch St. Nicolaus, der kinderfreundliche Bischof von Mira, dessen Festtag (6. Dezember) in die Zeit der Wintersonnenwende fiel, seinen Namen dem Wôdan borgen müssen. In der Weihnachtszeit zieht er bald als Schimmelritter hoch zu Ross, bald als vermummter Knecht, bald in bischöflichem Ornat in Begleitung eines Engels unter dem Namen Nicolaus, Sinte Claes, Claesvaer (Vater Nicolaus), Rauher Klâs (Rûklas), Aschenklâs, Bullerklâs durch niederländische, norddeutsche und oberdeutsche Dörfer. Am Vorabend seines Tages setzen die Kinder in Holland und am Niederrhein ihre Schuhe oder Stiefel unter den Tisch, auf den Herd oder den Schornstein und dahinein oder daneben eine Handvoll Heu für des h. Nicolaus Pferd. Nachts kommt er dann auf seinem „weissen Schimmel" und legt den artigen Kindern Äpfel, Birnen, Nüsse und Backwerk, den unartigen Rossäpfel in das Schuhwerk. Haben die Eltern keine Zeit oder keine Mittel den Kindern etwas zu kaufen, so sagen sie, des h. Nicolaus Ross habe gläserne Beine, sei ausgeglitten, habe den Fuss gebrochen und könne nicht kommen. (Gl. 186.)

Ebenso nehmen dies Vonbun Btr. 16 und Quitzmann S. 39, Nork, Festkal. 716 an.

Von dieser Ansicht weicht J. W. Wolf ab,*) der in Nicolaus nicht Wuotan, sondern Fro vermutet. Ich konnte mich mit dieser Behauptung nie befreunden. Es bietet die äussere Erscheinung des h. Nicolaus und des schönen Frô keine Analogie. Nicolaus wird als älterer Mann mit langem Barte dargestellt, Frô als der herrlichste der Asen in voller Jugendkraft, von seinem Barte ist nirgends die Rede; Freyr reitet den Eber Gullinbursti, St. Nicolaus reitet nach dem Volksglauben ein Pferd oder Esel; Nicolaus führt als Attribut eine Kufe und trägt Handschuhe, von Fro kennen wir diese oder ähnliche Attribute nicht. Das Fest des h. Nicolaus fällt auf den 6. Dezember, das Julfest aber später.

Diese Verschiedenheiten machen es mir höchst unwahrscheinlich, Fro in St. Nicolaus wieder zu finden.

Hocker in seinem „Deutschen Volksglauben" glaubt Niördhr in unserem Heiligen zu finden; Niördhr, der Vater Fro's, ist ein Gott der Schifffahrt und der Fischerei und wird daher von Schiffern und Fischern ange-

*) „Auch auf den Freund der Kinder den h. Bischof Nicolaus gingen Aberglauben von Fro über, vielleicht gerade darum, weil er ein Freund der Kinder war, weil man ihn von Kindern, die in einer Kufe sitzen, begleitet abbildet. In den Niederlanden backt man ausser Bildern des heil. Nicolaasvarkens Schweine, die in gar keiner Beziehung zu dem Heiligen stehen. Ohne diese Tiere würde ich Wuotan vermuten, mit dem Fro jedoch abwechseln, das Amt teilen kann." Beiträge I, 124.

Digitized by Google

rufen. Ihn hat gewiss der St. Nicolaus ersetzt, dessen Bildsäule man häufig an Flüssen begegnet. Sagen von Gelübden der Schiffer, die nach überstandener Not vergessen wurden, werden bei Simrock „Rheinsagen", No. 101 und meinen „Moselsagen" No. 43 erzählt. Sie werden ursprünglich dem Niördhr dargebracht worden sein, der die Ertrunkenen ebenfalls zu sich nahm. (S. 223.) Ihm schliesst sich Al. Kaufmann an.*)

Um die Hülle von der alten mythischen Gestalt lösen zu können, die hinter dem christlichen Heiligen teilweise ruht, wird es am geeignetsten sein, zuerst alles dasjenige über St. Nicolaus mitzuteilen, was für unsere Frage von Bedeutung sein könnte. Der h. Bischof von Myra wird stehend abgebildet. Seine Kleidung besteht aus einer langen Albe und einem Bischofsmantel. Um die Mitte trägt er einen Gürtel, auf dem Haupte eine Mitra — Handschuhe fehlen ihm nie. In der Linken führt er den Hirten- oder Krummstab und das Buch mit drei goldenen Kugeln, Äpfeln oder Nüssen,**) die Rechte hält er meist segnend erhoben. So stellt ihn auch das sehr alte Standbild an der Pfarrkirche zu Meran vor. Manchmal führt er drei kleine Brote***) auf dem Buche oder einen Beutel,†) zuweilen ist ihm ein Anker beigegeben.†*) Oft steht als Attribut neben ihm eine Kufe mit drei Kindern.†**) Seine Gestalt ist schlank, das ehrwürdige männliche Antlitz schmückt ein lang herabwallender grauer Bart.†***) Bilder des Heiligen kamen schon in früher Zeit oft vor.††)

„Est autem ejusdem imaginis facies oblonga et obesa, multae gravitatis et reverentiae, et in fronte calvicies, capilli tam capitis quam barbae candidae caniciei" beschreibt Caesarius das berühmte, durch den griechischen

---

*) Quellenangaben und Bemerkungen zu K. Simrocks Rheinsagen. S. 100.

**) Menzel, Symb. I, 73 und 160.

***) Brot, Menzel, Symb. I, 153.

†) Ebend. I, 127.

†*) Ebend. I, 62.

†**) Dies Attribut erklärt uns folgende Legende: Der Ruhm der Tugenden des h. Nicolaus war selbst bis Asien gedrungen und ein Mann sandte seine zwei oder drei Söhne zu ihm, ihn um seinen Segen zu bitten. Sie kamen spät zu Mira an, wo er Bischof war, verschoben ihren Besuch bis zum Morgen und kehrten bei einem Wirte ein. Dieser aber, von Habsucht getrieben, bemächtigte sich ihres Geldes, ermordete sie und warf die zerschnittenen Körper zu Schweinefleisch in eine Salztonne, um sie später mit diesem zu verkaufen. Der h. Bischof erkannte durch eine Vision die Unthat, ging zu dem Wirt und warf ihm sein Verbrechen vor. Der Wirt gestand es ein und sank, reuig um Vergebung flehend, zu den Füssen des Heiligen. Dieser wandte sich im Gebet zu dem Herrn und durch Gotteskraft vereinigten sich die zerschnittenen Teile der Leichname und gewannen wieder Leben. Heil und wohlbehalten fielen die beiden Jünglinge dem h. Bischof zu Füssen und baten um seinen Segen. In Jacob a Voragine fehlt diese Legende. Zuerst gedenkt ihrer maitre Robert Wace († 1184) S. Wolf, Beiträge II, 114.

†***) Darüber wird erzählt: Cum S. Nicolaus alapam Ario impegisset propter ejus blasphemias, ob idque Sancto in ludibrium barba secta fuisset, servi sui honori deus consuluit. Dum enim missam celebraret, in temporis momento barba illi enata est, ut major, quam antea esset, appareret. Bagatta II, 83, 7.

††) Quia Sanctus Nicolaus crebrius aliis pontificibus in ecclesiis tam in scripturis quam in picturis representatur. Kaufmann, Cäsarius v. Heisterbach, S. 27.

Von sînen zeichen wil ich niht mê sagen, wan iz sîn di wende vol gemâlt und di blinden singens ûf der strâzen. Myst. I, 16, 4. Alte Bilder vgl. Sighart, mittelalt. Kunst in München Freising, S. 175, 193, 194, 217.

Digitized by Google

Prinzen Gregor ins Kloster Bourdscheidt gebrachte Bildnis des h. Nicolaus. Kaufmann, Cäs., S. 27.

St. Nicolaus gilt durchaus als der menschenfreundlichste, mildthätigste und namentlich kinderliebende Heilige. Güte und Milde sind seine Hauptcharakterzüge. In einer Legende des 13. Jahrhunderts heisst er der milde,*) wie ihn auch H. v. Trimberg so nennt, der ihn ein anderes Mal dem „milden" St. Oswald**) an die Seite stellt.

Sant Martîn gar einveltic was
und ouch der milde sant Nycolas. Renner 13496.

und

Wâ rîchet nu sant Oswalds hant
odr sant Nycolas arme liute? Renner 13535.

Vom guten herrn sant Nicolausen liest man in einer Stiftungsurkunde vom Jahre 1365.***) Bei St. Oswald ist die Vorstellung des Milden verschwunden, er ist jetzt der strenge Wetterherr, „mit dem sich nicht spassen lässt", St. Nicolaus ist noch der milde, gnädige Herr, der reiche Spender, der Trost der Armen, deshalb heisst er „der heilige Mann,†) der gute Heilige" heutzutage noch. Als Symbol der Wohlthätigkeit führt er drei Brote. Menzel, Symb. I, 153.†*) Namentlich zeigt er seine Milde gegen Kinder, welche er in der Nacht vor seinem Feste begabt. Er gilt deshalb als der vorzüglichste Kinderfreund, als ihr Patron.†**)

Aber er beschenkt nicht nur die Kinder, er beschert sie selbst. Nach dem Vorgeben in Vorarlberg bringt sie der h. Nicolaus aus dem Paradiese, daher die Redensart: „Der Klos is ko", es ist ein Kind zur Welt gekommen, „dem Klose beten", schwanger gehen.†***)

---

*) Sô daz der milde mildeclich
sîn bilde liez erbarmen sich. Germ. II, 97, 65.

**) Vgl. über das stehende Attribut milde bei Oswald. Germ. II, 466.

***) Programm des Gymn. zu Feldkirch, 1860. S. 45. Vonbun, Beitr. S. 18.

†) M. Tiroler Sitten. S. 116. 2. Aufl. S. 81.

†*) Tunc quidam conterminus suus satis nobilis tres filias virgines ob inopiam prosituere cogitur, ut sic infami eorum commercio aleretur. Quod ubi sanctus comperit, scelus abhorruit et massam auri panno involutam in domum ejus per fenestram nocte clam jecit et clam recessit. Mane autem surgens homo massam auri reperit et Deo gratiam agens primogenitae nuptias celebravit. Non multo post tempore Dei famulus simile peregit opus. Quod rursus ille reperiens et in laudes immensas prorumpens de caetero vigilare proposuit, ut sciret, quis esset, qui suae inopiae subvenisset. Post paucos etiam dies duplicatam auri massam in domum projecit, ad cujus sonitum ille excitatur et Nicolaum fugientem insequitur talique voce alloquitur: siste gradum teque aspectui ne subtrahas meo, sicque accurrens velocius Nicolaum hunc esse cognovit; mox humi prostratus osculari volebat pedes ejus, quod ille refutans ab eo exegit, ne eum, quamdiu viveret, puplicaret. Leg. aur. 23. Vgl Pass. ed. Köpke 7, 87.

†**) Wolf, Bt. II, 113.

†***) Vonbun, Beiträge S. 17. Wolf, Zt. I, 143. Der Samichlaus hed 'ne gschleikt heisst soviel, als sie haben ein Kind bekommen. Lucern. Mitt. des Lütolf. Den Samichlaus könne = mannbar sein. Darauf bezieht sich auch der schweiz. Kinderreim:

Samichlaus Niggeli
bring mir au 'nes Ditteli,
ned es chlis und nied es grosses,
dass is cha i Bumpir stosse.
ditteli = kleines Kind. Lütolf.

Digitized by Google

Als milder, Reichtum spendender Herr erklärt es sich auch, wenn er als Schützer der Herden aufgefasst wurde. Lasicz sagt: Nicolao apud nos gregis custodia est injuncta.*)

Allgemein gilt St. Nicolaus als Heiliger des Wassers, als Schutzpatron der Schiffer und der zu Wasser Reisenden. Nicolaus quasi alter Neptunus maris curam gerit. idem a periclitantibus iis vocibus excitatur: o sancte Nicolae, nos ad portum maris trahe. eidem sacella in litoribus consecrantur, sagt Lasicz**), Kettner berichtet dasselbe und noch wird er als solcher verehrt. Schiffer machen ein Gelübde und opfern Weihegeschenke. Bes. am Vierwaldstätter See. Lütolf. So werden ihm für glückliche Durchfahrt vor seinem Bilde am Binger Loch Opfer gebracht.***) Ihm wurden von Schiffern an gefährlichen Stellen Bildsäulen errichtet†) und Kapellen gebaut. So erzählt der Luzerner Chronist Diebold Schilling: „Ist zu denselben zitten, ouch ettliche jar darvor (im 6. Jh.) allwägen gesehen worden an dem end und uff der Hoffstatt, da jetz das windig gotzhuss im Hoff der stifft zu sant Leodegarien stat, ein brünend liecht von ettlichen saeligen lüten, vnd von des selben liechtz wägen ward in dem obgenanten jar (503) ein cappell dahin gebuwen vnd derselben cappell der namen geben sant niclaus cappell S. 2. Noch steht in der Nähe von Lucern auf einem einsamen Felsen im See ein St. Niclausenkapellchen. An Gewässern in der Schweiz gab es früher überall Nicolauskapellen." Runge berichtet: „Den Vierwaldstätter See befuhren noch im vorigen Jahrhundert die beiden Gesellschaften der St. Nicolausen-Fehren zu Lucern und zu Uri und zahlreiche Kapellen an dem Ufer dieses Sees boten Gelegenheit, den Heiligen um Glück für die bevorstehende Fahrt in eigenen ihm geweihten Heiligtümern anzurufen."†*) In Bingen stifteten 1243 Anselm der Schultheiss und seine Hausfrau Lukardis eine Kapelle zu Ehren des Heiligen. Weidenbach, Regesten der Stadt Bingen. Hauptkirchen oder Nebenkirchen waren ihm namentlich an solchen Örtern geweiht, deren Bewohner Schiffahrt und Seehandel betrieben. In jeder Stadt der Hansa hatte der Nicolaus seine Kirche. Ich verweise z. B. auf Bremen, Hamburg, Lübeck, Rostock, Braunschweig, Lüneburg, Itzehoe, Soest, Greifswalde, Stettin, Stralsund, wie in den Hansastädten Nicolaus, Claas, Nickels von alters her der beliebteste Taufname war. Von Lübeck war St. Nicolaus Bistumspatron. Auch in anderen Gegenden Deutschlands finden wir ihm Kirchen dort geweiht, wo man Schiffahrt betrieb. So in Kaub†**), bei Passau,†***) Hall in Tirol, wo die Schiffahrt auf dem Inn beginnt.

Man weihte aber auch Kirchen an solchen Orten unserem Heiligen, die von Wasserschäden bedroht waren. So sagt Kettner über die Nicolaikirche von Quedlinburg: Weil nun die Neustadt an dem Bodewasser lieget, und die Bode die Alt- und Neustadt theilet, weil auch an dem Orth, allwo

*) Haupt, Zt. I, 144. Wolf, Bt. II, 116.
**) Haupt, V. I, 113.
***) Simrocks Rheinsagen. No. 101. Simrock, Myth. 474.
†) Rochholz, Arg. Sagen II, 326.
†*) Mitt. d. antiqu. Gesellschaft in Zürich. Bd. XII. S. 18.
†**) Kaufmann, S 107.
†***) Bavaria, I, 1053 u. 1148.

Digitized by Google

die Kirche stehet, Teiche gewesen sind, und die Kirche auf ellerne Pfäle gesetzet ist, so kan es wohl sein, dass man umb dessentwillen die Kirche dem Wasserheiligen Nicolao gewidmet, damit nicht die Ergiessung der Bode der Neustadt schade;*) und Vonbun erzählt: Es war vor vielen Jahren, Braz war noch kein stattlich Dorf, es stund nur erst eine kleine bescheidene Häusergruppe. Da schwoll einmal bei einem Ungewitter ein Bach fürchterlich an, riss hoch oben im Gebirge eine gewaltige Rüfe los, die gefahrdrohend auf die unten gelegene Häusergruppe losstürmte. Ein böswilliger Mann rief unter schadenfrohem teuflischem Gelächter dem tosenden, ofengrosse Steinblöcke mit sich reissenden Wildbache zu: „Lass nu wacker laufen." Da scholl ihm aber aus der Höhe die Stimme entgegen: „Der Samiklos hebt." Dieser zurückhaltenden und hemmenden Kraft des Mannes hatten es dann auch die Häuser zu verdanken, dass sie nicht ganz überschüttet wurden. Als dann im Laufe der Zeit das vergrösserte Braz eine Kirche gebaut hatte, wählte es, eingedenk der wundersamen Kraft des h. Nicolaus, denselben zum Kirchenpatron und stellte sein Bildnis, zierlich gemalt, am Hochaltare auf.**) Viele Kirchen sind ihm noch geweiht. Vonbun kennt in Vorarlberg allein 12 ihm geweihte Gotteshäuser,***) in der Brixner Diöcese sind nicht weniger als 22 Seelsorgskirchen ihm geweiht, darunter zu Oberwielenbach und Winnebach.

Dass in Italien viele Kirchen ihm geweiht waren, sagt schon die alte Legende:

ytalia daz grôze lant
und alle welsche Zungen
mit gûten hoffenungen
êrent disen gotes kneht
und begênt, des hânt si reht,
mit andaht sîne hôhgezît
jêrgelich, als si gelît,
wan si sint worden ouch gewar
der wunder sîn envollen gar,
dar umbe si dem hêren
hânt gebuwen zêren
und gewîhet kirchen vil. Germ. II, 98.

Mit ihm, als dem Patron zu Wasser, steht auch das St. Elmsfeuer in Verbindung, das seinen Namen in Italien führt (Piper, II, 428).

Als Heiliger des Meeres und Patron der Seefahrer, war er auch Schutzherr der Korsaren, und wohl daher schreibt es sich, dass er als Patron der Diebe geradezu aufgefasst wurde, die bei Shakespeare als saint Nicholas clerks bezeichnet werden.†) In den Legenden bringt er das von Dieben entwendete Gut zurück oder bestraft sie.†*)

*) Pröhle, Unterh. Sagen, S. 21, dass man den Heiligen in Wassernot angerufen habe, beweist Vernaleken, Alpens. 339.

**) Beiträge, S. 18.

***) Ebd., S. 17.

†) King Henry IV, Part. I. Act. 2. Sc. 1.

†*) Legenda aurea p. 27. Germania II, 97. Bechstein Deutsches Sagenbuch No. 222. Bagatta II, 273, 44.

Digitized by Google

Sein Fest, das Freudenfest der Kinder, wird am 6. Dezember gefeiert. Lange schon vor diesem Feste beten die Kinder zum Heiligen, dass er ihnen etwas in jener Nacht einlegen möge. Ausser den Vaterunsern, die gebetet und in manchen Gegenden auf Kerbhölzern*) vorgemerkt werden, gibt es naive Kinderreime, die ähnlich im ganzen katholischen Deutschland sich finden, z. B.

Heilger Vater Nicolaus,
Bring mir Sachen in das Haus,
Leg mir etwas Schönes ein,
Will recht fromm und fleissig sein. (Tirol.)**)

Heiliger sanct Nicolaus,
komm i mei vaters haus,
leg mir schöne sachen ein
in mein kleines schüsselein. (Vorarlberg.)***)

In Frankreich singt man:

Saint Nicolas, bon homme,
Donnez moi des pommes,
Donnez moi des macarins,
Saint Nicolas est mon cousin. (Wolf, Bt. II, 116).

In Belgien singen die Kinder:

Sinte Nicolaes,
nobele baes,
brengt wat in mein schoentje.
een appeltje of een citroentje. (Wolf, Bt. II, 115.)

Am Festabende stellen die Kinder für die übernächtige Bescherung Schüsseln auf den Tisch, zu welchem sie das markierte Holz legen, hier und dort auch ein Gläschen Gebranntes für den h. Mann oder dessen Bedienten. Für das Pferd oder den Esel des Heiligen wird ein Bündel Heu vor die Stube gelegt. Denn die Kinder stellen sich den Heiligen in jener Nacht immer beritten vor, obwohl Nicolaus nie so dargestellt wird. Nach dem Kinderglauben reitet er auf dem schwerbeladenen Tiere über die steilsten Berge herunter und kehrt in jenen Häusern ein, wo gute brave Kinder sind. Am frühen Morgen finden die Kleinen in ihren Schüsseln Backwerk, Kleidungsstücke, Spielzeug, namentlich dürfen aber Äpfel, Birnen, Nüsse, Mispeln und eine Rute nicht fehlen.†)

Am Nicolaitage setzen Knechte und Mägde der Herrschaft Schüsseln und Teller vor die Thüren, auf welche man ihnen Äpfel und Nüsse zu legen pflegt. Kuhn, Westf. Sagen II, No. 309.

---

*) Nicolausenhölzli, ein vierkantiges Stäbchen, auf welchem die Zahl der gesprochenen Gebete eingekerbt sind. Germ. I, 147. Vonbun Bt. 16. — Zu diesen Stäben (Beile) wählte man im Solothurner Gebiet den Pfaffenkäpplistrauch (Evonymus europaeus). Lütolf.

**) Tiroler Sitten. S. 150. 2. Aufl. S. 234.

***) Vonbun, Beiträge 16.

†) Vonbun, Beiträge 16. Tiroler Sitten No. 842. 2. Aufl. S. 180.

Digitized by Google

Am Klausenabend, den 6. Dezember, besucht auf dem Lande der Bischof Nicolaus oder doch sein Knecht die Kinder. Vor das Fenster wird eine leere Schüssel gestellt und die Kinder fürchten und freuen sich, wenn es klingelt und der Klas oder Klawau die Schüssel mit gedörrten Birnen, Äpfeln, Zwetschgen und Gebäck z. B. Hasen, Händen, Klasnhände genannt, und dergl. füllt.*)

Am Vorabende geht er im Vorarlbergischen mit einem Wägelchen, welches ein Esel zieht, in der Nacht, wenn die Kinder schlafen, von Haus zu Haus, und packt vor jedem seine schönen Sachen aus. Den braven Kindern gibt er das Schönste und Beste, was er hat; den bösen aber nichts als eine Rute. Die Kinder selbst dürfen ihn nicht sehen, sie müssen still in ihren Bettchen schlafen. Bevor sie sich niederlegen, müssen sie dem Eselein, welches seinen Karren zieht, ein Schübelchen Heu vor die Thürschwelle hinauslegen, damit er sein Rösslein füttern kann. Die meisten und schönsten Sachen bekommen die Kinder, welche dem Zemmiklas zu Ehren recht viele Vaterunser vom Holzle abbeten. Sind die Kinder ungehorsam und bös, so wird der Zemmiklas sie mitnehmen und in seinen Heusack hineinschoppen.**)

Am Niederrhein setzt das Kind sowohl bei Eltern als Paten den sogenannten Nicolausschuh (Klomp), entweder aus Holz oder Mohrrüben geschnitten, neben das Bett und füllt ihn mit Haber für das Pferd des Heiligen. Am andern Morgen findet der Knabe den Schuh auf dem Tische neben dem Ofen, weil der Heilige in kalter Nacht sich gern am Ofen wärmt, und die Geschenke dabei, namentlich Kuchen, Zuckerwerk, Spielsachen; den Knaben wird gerne eine Frau aus Backwerk, den Mädchen ein Kuchenreiter beschert. Wenn Geschenke ausbleiben, heisst es, das Pferd sei müde gewesen. Wenn der Schuh nicht mehr vorhanden ist, hat ihn das Pferd samt dem Haber gefressen.***)

J. W. Wolf (Beitr. II, 115) bringt folgende Stelle aus Boemus Aubarus 272 bei: „vigiliam diei pueri a parentibus iejurane eo modo invitantur, quod persuasum habeant, ea munuscula, quae nocte ipsis in calceos sub mensam ad hoc locatos imponuntur, se a laigissimo praesule Nicolao percipere“ und setzt bei: am Niederrhein setzen die Kinder ihre Stiefel oder Schuhe auf den Herd oder an den Schornstein, weil Nicolaus daher seinen Einzug halte, wie auch der fliegende Drache auf diesem Wege Geld, Korn und Speise bringt. Sie stecken auch Heu in die Schuhe, damit Nicolaus' Ross etwas zu fressen finde; morgens liegen Äpfel, Birnen, Nüsse und Backwerk darin, oder wenn die Kinder unartig waren, bei den untern Ständen auch Rossäpfel d. i. Pferdekot. Bei ärmeren oder da, wo man verhindert ist, etwas für die Kinder zu kaufen, heisst es, des Nicolaus Pferd habe gläserne Beine, es sei ausgeglitten, habe sie gebrochen und könne nicht kommen.

Am 6. Dezember beschenkt man die Gôdln am reichlichsten, besonders mit geschnitzten Spielwaren von Diessen, die im ganzen Gau um diese

*) Panzer II, 495.
**) Vernaleken, Alpens. S. 339.
***) Briefl. Mitt. aus Calcar.

Digitized by Google

Zeit herumgetragen werden. Nebst dem werden noch Äpfel und Nüsse gereicht; machen die Kosten dieses Tages einem richtigen Hause gut seine zehn Gulden aus. Leoprechting, 203.

In Oberdeutschland besteht der Gebrauch, dass den Kindern auf St. Niclas die Gaben in einem Papierschifflein beschert werden.*)

Dies Einlegen ist die einfachste und abgeschwächteste Sitte. — In verschiedenen Gegenden zieht ein Mann als Nicolaus verkleidet herum, gewöhnlich in Begleitung des Klaubauf, Ruprechts, Pelzmärtes, erkundigt sich nach der Kinder Betragen, prüft sie und beschenkt jene, die brav waren und fleissig gelernt hatten. Ich teile die mir vorliegenden Berichte hierüber mit. „Da (6. Dezember) kommt der heilige Seneclos und beschenkt die braven und bestraft die bösen Kinder. In Pelz gehüllt und mit klirrenden Ketten angethan, ist er ein wahrer Tattermann der Kinder. Er ist auch schon öfters verboten worden, aber noch nicht unterdrückt. Eigentlich sollte nicht der Seneclos, sondern sein Knecht, der sogenannte Klaubauf, so furchtbar angethan sein, doch trifft man letzteren selten mehr, wie denn der ganze Aufzug im Verschwinden begriffen ist.**)

Am Nicolaustage kommt der Niclas auf einem Schimmel geritten und beschenkt die Kinder; er hat den weissen Kittel eines Hammerschmiedes oder ein weisses Laken an und trägt einen grossen breitkrämpigen Hut.***)

Am Niclastage kommt ein zerlumpter Kerl, der Niclas, und bringt den Kindern Äpfel und Nüsse.†)

Im südwestlichen Teile Niederösterreichs harren die Kinder betend des h. Niglo. Sie horchen, und auf den Klang des Glöckleins fangen die bebenden Kinder an zu singen:

Heara, heara, Hear Niglo,
goar guade Kinder sain jo do,
de beden gearn, de lernen gearn,
de biden n halichn Niglo,
er soll earna wâs beschearn.

Die Thür geht auf und der h. Niglo mit Stab und hoher Bischofsmütze tritt herein und spricht u. s. w. Vernaleken, Mythen 287.

Der St. Nicolausabend wurde früher grossartig gefeiert. In der Kreuzkapelle sammelte sich ein grosser Haufen junger Leute; aus ihm wurden drei auserlesen, von denen der eine den Bischof und zwei andere seine Diener machen sollten. Der Bischof war schön angekleidet, mit Rauchmantel und der Bischofsmütze. Die zwei Diener belohnten oder bestraften, je nachdem die Kinder ihre Katechismusfragen und Gebetlein konnten oder nicht. Wenn der Zug von der Kreuzkapelle herein war, gings in diejenigen Häuser, wohin St. Nicolaus bestellt war.†*)

Am St. Nicolausabend (Saulgau) gehen zwei Burschen mit einander fort; der eine kleidet sich abscheulich nachlässig, lumpig und hat eine

*) Sepp, Das Heidentum II, 470.
**) Leoprechting, S. 203.
***) Kuhn, Westfäl. Sagen II, No. 310.
†) Ebend. No. 311.
†*) Birlinger II, 2.

Digitized by Google

Rute. Der andere ist ganz vornehm gekleidet, mit schönem Bart und ehrwürdigem Aussehen und soll in Kleidung und Haltung den Bischof St. Nicolaus vorstellen: Niclos ist sein Name, der andere mit seiner Rute ist „Berch oder Bercht" früher genannt worden. Können die Kinder nicht beten, so schlägt sie der Bercht auf die Finger; beten sie gut, so gibt ihnen der „Klos" mit seinem schönen Bart Nüsse, Äpfel und wetzsteinförmige Brote.*) (Elwangen.)

In Rotenburg ging vor alters in der St. Nicolausnacht ein recht schön gekleideter St. Nicolaus herum, er trug aus Papier und sonstigen Stoffen gemachten bischöflichen Ornat und teilte Nüsse an die Kinder aus. Er allein wurde auch in dieser Nacht in das Spital gelassen.**)

Am 5. Dezember geht in Calcar St. Nicolaus im bischöflichen Ornate um, ein Knecht begleitet ihn. Die Kinder beten:

Sente Kloos, du hêlig Mann
treckt owen besten Tappet aan,
nit te klein, en nit te groot
en geft een jeden wat in de Schoot.

Nicolaus erscheint, examiniert und teilt den Braven Zuckersachen, Nüsse und Äpfel aus und vertröstet sie auf die Nacht.***)

In Oberhausen bei Augsburg hiess es sonst: heut komt de' Klàs, morge de Butzebercht. Der Klàs (Nicolaus) kam am Klasenabend. Junge Leute vermummten sich, zogen mit Kettengerassel, Peitschenknall und dgl. vor die Häuser und schlugen ungestüm mit den Ketten an Thüren und Fensterstöcke. Diesen wurden nirgends die Thüren geöffnet. Auf Verabredung der Eltern kam aber auch der Klas in die Häuser, belobte und beschenkte die fleissigen Kinder, brachte auch eine Rute mit und bestrafte die Bösen.†)

Im Kanton Glarus durchziehen verkleidete Knaben mit phantastisch ausgeschnitzten und von Lichtern erhellten Mützen (die Samiklausen) die Strassen mit Schellengeklingel. In den meisten Familien übernimmt indes ein älteres Familienglied die Rolle des Samiklaus. Gewöhnlich verkündet derselbe bald nach der Betglocke seine Ankunft durch ein ungewohntes Lärmen und Poltern auf dem Hausgange, tritt dann vermummt in die Stube, wünscht allerseits einen guten Abend und erkundigt sich bei Vater und Mutter nach der Aufführung der Kinder. Je nachdem die Berichte lauten, spendet er seine Gaben, Esswaren, Spielzeug, aber auch eine Rute. Nach einigen Ermahnungen entfernt er sich wieder.†*)

In Nieder-Österreich erscheint neben dem Niclao eine vermummte Person, der sogenannte Krampus, als Schreckmann. In einzelnen wenigen Dörfern kommt auch die sogenannte Budelfrau weiss verkleidet.†**)

*) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, II, S. 2.
**) Ebend. S. 4.
***) Briefl. Mitteilung.
†) Panzer, II, 118. Die Butzabercht, eine vermummte Frau, die Haare verwirrt und herabhängend, das Gesicht geschwärzt, und mit schwarzen Lumpen angezogen, hatte einen Hafen mit Klaer (Stärke), rührte mit dem Kochlöffel und bestrich dem Begegnenden das Gesicht damit.
†*) Vernaleken, Alpensagen S. 338.
†**) Vernaleken, Mythen S. 286.

Digitized by Google

An andern Orten zieht Nicolaus in den Zwölften um. So tritt er an den meisten Orten Vorarlbergs erst um Weihnachten auf und erscheint meist am 25. Dezember.*)

In Appenzell erscheint er als Bischof verkleidet oder in einer sonstigen Vermummung am Vorabend der Weihnachten oder am Silvester. Er ist ein Schreckbild für Kinder. In Innerroden gibt es gute und böse. Auch im Kanton Glarus und anderwärts bringt der Samiklaus die Christbescheerung, indem er der Begleiter des Christkindes ist. Während das Christkind die Gaben austeilt, erscheint der Klaus (in Westfalen Klawes genannt, Grimm, Myth. 472) mit einem Esel, der einen Sack voll Nüsse trägt und mit den Schellen klingelt.**)

In sehr vielen Orten um Bamberg und in einigen Teilen dieser Stadt selbst kommt vor Weihnachten die eiserne Bertha und nach Weihnachten der Hel-Niclos. Der Hel-Niclos, gewöhnlich in Erbsenstroh gehüllt, der Schrecken der Kinder, tritt nachts in die Stube, schüttelt die Ketten, die an ihm hängen, züchtigt die unfolgsamen Kinder mit der Rute, brüllt und droht und wirft Äpfel, Nüsse, bisweilen auch Schuhe, Strümpfe und dgl. zur Verteilung unter die Kleinen auf den Stubenboden. Ebenso die eiserne Bertha, nur wirft sie Nüsse, Äpfel und dgl. zum Fenster oder zur Thüre hinein und tritt nicht, wie Hel-Niclos, in die Stube selbst.***)

Am Abend vor dem Christfeste zogen Mädchen und Burschen in den Dörfern um; die Mädchen führten ein weiss gekleidetes Mädchen, deren Angesicht mit einem weissen Tuche verhüllt und deren Kopf mit Rosen und Goldflittern verziert war, das Christkindchen genannt, umher; die Burschen führten eine vermummte Mannsperson, der Näckels genannt, mit sich. Das Christkind brachte allerlei Bescherungen, die ihm vorher von den Eltern und Verwandten gegeben wurden; es bezeigte sich wohlgefällig über die als gutartig und gehorsam bezeichneten Kinder, sowie über die, welche schön beten konnten; missfällig aber über die als unartig bezeichneten; diese wurden von ihm überdies noch mit Rutenstreichen bestraft und mussten Besserung versprechen. Nun trat auch der Näckels ein und heran, wütete hauptsächlich gegen die Ungehorsamen, dräute und schlug nach ihnen und stellte sich überhaupt gar ungeberdig. Dann zogen alle weiter.†)

In Steiermark zieht mit dem Nicolo und seinem Begleiter, der Ruprecht, Krampus, Bartel oder Klaubauf†*) heisst, die Habergeis. Sie wird durch vier Männer gebildet, welche sich an einanderhalten und mit weissen Kotzen bedeckt sind. Der vorderste hält einen hölzernen Geiskopf empor, dessen untere Kinnlade beweglich ist und womit er klappert. Die Habergeis stösst die Kinder.†**)

*) Vonbun, Beiträge 16.
**) Vernaleken, Alpensagen 338.
***) Panzer, II, 118.
†) Kuhn, Westfälische Sagen II, No. 318, vgl. Meier, Gebräuche, No. 214.
†*) In Kärnten und Steiermark Bartel, in Bayern Klaubauf. Weinhold, Weihnachtsspiele, S. 9.
†**) Weinhold, Weihnachtsspiele, S. 10. Lexer, Wörterbuch 112. Rudelmutter = Berchte oder Holle, Weinhold, S. 11. Die Habergeis = dem nordd. Klepperbock (Nordd. Sagen, S. 403), wie schon Weinhold S. 10 bemerkte.

Digitized by Google

In ganz Norddeutschland ist beim Landvolke die Sitte verbreitet, einen bärtigen in grosse Pelze oder auch in Erbsstroh gehüllten Mann am Weihnachtsabend auftreten zu lassen, welcher die Kinder fragt, ob sie beten können, und wenn sie die Probe bestehen, dieselben mit Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen beschenkt, dagegen die, welche nichts gelernt haben, bestraft. In der Mittelmark ist der am meisten verbreitete Name desselben de hêle Crist oder Knecht Ruprecht in der Gegend von Teupitz, Treuenbrietzen, Halle, in der goldenen Aue und am Südharz; im Mecklenburgischen dagegen heisst er rû Clâs oder der rauhe Clâs, in der Altmark, Braunschweig, Hannover bis nach Ostfriesland hinauf Clâs, Clâwes, Clâs Bûr und Buller Clâs. Zuweilen führt er einen langen Stab und Aschenbeutel z. B. in Mellin und hat Glocken oder Schellen an seinem Kleide; mit dem Aschenbeutel schlägt er die Kinder, welche nicht beten können, und heisst deshalb auch Aschenclâs; zuweilen wie z. B. in Otternhagen bei Hannover, Deetz bei Brandenburg und Schorau bei Zerbst, reitet er auch auf weissem Pferde umher, das in der bereits mehrfach beschriebenen Weise gebildet wird, und nicht selten hat er auch noch einen Platzmeister bei sich. Von den sogenannten Feien, als alte Weiber verkleideten Männern mit geschwärztem Gesicht begleitet, tritt er zu Hohennauen bei Rathenow auf und hier wie an andern Orten z. B. am Elm zu Klein-Scheppenstädt und Cremlingen erscheint zugleich mit ihm ein in Erbsstroh gewickelter sogenannter Bâr (Bär), der an langer Kette geleitet wird.*)

In Böhmen ziehen Nicolaus, Peter und Ruprecht herum.

Wir müssen hier noch eines Umzuges erwähnen, wo St. Nicolaus zwar nicht genannt ist:

Auf der Insel Usedom zieht am Weihnachtsabend der Ruprecht umher und lässt die Kinder beten; unter dieser Bezeichnung werden drei Personen zusammengefasst, von denen die eine eine Rute und einen Aschensack trägt und gewöhnlich in Erbsstroh gehüllt ist; eine zweite trägt einen sogenannten Klapperbock, eine Stange, über die eine Bockshaut gespannt ist, mit daran befindlichem hölzernen Kopf, an dessen unterer Kinnlade eine Schnur befestigt ist, welche durch die obere und den Schlund läuft, so dass, wenn der Tragende daran zieht, die beiden Kinnladen klappernd zusammenschlagen; mit diesem Klapperbock werden die Kinder, welche nicht beten können, gestossen: die dritte endlich erscheint als Reiter auf einem Schimmel.**)

Zeigen uns diese Gestalten, namentlich das Auftreten Nicolaus mit dem Klapperbock oder der Berchta, dass wir es hier mit einer heidnischen Überlieferung zu thun haben, so werden wir darin durch andere Dinge noch bestärkt.

Am 6. Dezember trug man ehemals in mehreren Dörfern des Siegenschen eine Strohpuppe durchs Dorf.***)

---

*) Kuhn, Nordd. Sagen S. 402.

**) Ebend. 403. J. W. Wolf bemerkt dazu: Mahnt uns der Reiter durch den Schimmel an Wuotan, der andere durch den Bock an Donar, der dritte als rû Clâs oder Ruprecht an Fro, dann hätten wir ja die hohen drei zusammen.

***) Kuhn, Westfäl. Sagen II, No. 312.

Digitized by Google

Nach einem westfälischen Glauben darf man in den Zwölften nicht dreschen und backen; wer am Christabend und Silvesterabend nach Sonnenuntergang spinnt, dem sagt man, der Klaus komme; dieser zieht mit einer Wagenkette rasselnd umher und lässt beten.*)

Steht man am Andreas- oder Nicolaustage auf dem Kreuzwege, so kommt der Teufel nachts und lehrt allerlei Künste.**) Gerade dass der Teufel hereinspielt, bestätigt den heidnischen Grundzug des Nicolaus und seines Festes:

Am St. Nicolaustag spielt der Teufel eine besondere Rolle. Er mischt sich unter die vermummten Burschen. Birlinger I, 277.

Am Klosentag ist immer ein Überzähliger da, der Elfte oder Dreizehnte. Den muss man nehmen und in den Brunnen werfen, oder es geht den andern schlecht. Birlinger I, 277.

Vor Zeiten ritten in Ertingen die ledigen Burschen in der Nicolausnacht zu zwölfen „um den Stock" (ums Dorf). Sie waren vermummt und ritten vor die Fenster ihrer Geliebten. Da sahen sie mal einen rätselhaften Dreizehnten unter sich, welcher nach der Ansicht des Erzählers der Teufel, nach dem Wortlaut der Erzählung der Schimmelreiter gewesen sei. Von dort an ritten die Burschen nicht mehr. Birlinger I, 276.

Zu Roggliswеiler bestellte einmal ein Vater einen Buben als St. Klosen verkleidet zu seinem kleinen Mädchen. Nach dem Betläuten klopfte man an und es wurde „Herein" gesagt. Der „Klosen" war aber nicht geheuer, er hatte Bocksfüsse. Die Mutter sprang sogleich zum Weihwasserkesselein. Der Teufel fuhr in die Höhe und nahm des Mannes Kind mit hinauf; liess es erst fallen, als die Mutter um Hilfe zum Himmel schrie und betete. Birlinger I, 273.

Kommt ein Klos mit Bocksfüssen, was früher hier und da der Fall gewesen sei, so ist das der rechte Klos, nämlich der Teufel selbst, der öfters Kinder mit sich fortnahm. Birlinger II, 2.

Man erzählte den Kindern, dass sich der Teufel öfters als St Nicolaus verkleide und die Kinder entweder gefressen oder in seinem Korbe mit sich genommen habe. Sei auch bemerkt worden, dass er unter seiner Verkleidung Bockshörner und Gaissfüsse gehabt habe; so machte man gegen ihn sodann das Zeichen des Kreuzes oder bespritzte denselben mit Weihwasser und alsbald nahm er Reissaus. Birlinger II, 4.

Am St. Nicolausabend suchte man in Wurmlingen den Teufel soviel als möglich nachzuäffen: einer setzte Hörner auf, ein anderer suchte sich Krallen, Bocksfusse, Pferdefüsse zu machen. Diese Sitte hat aufgehört, seitdem sich einmal ein Unbekannter hat sehen lassen. (Birlinger II, 4.)

In England heisst Nick, Old Nick geradezu der Teufel.***)

Dazu stimmt, dass ehemals des Heiligen Name oft zu Schwüren missbraucht wurde: ghevader ic swere u bî cools herten; bî cools passie, ja selbst bî cools sette (sedes, culus) wurde geflucht.†)

---

*) Kuhn, Westfäl. Sagen II, No. 336.
**) Birlinger I, 342.
***) Nork, Festkal. 717, 718.
†) Hofmann, horae belgicae IV, 106, 119.

Digitized by Google

Daneben kommt auch die Abkürzung cleis vor: ic swere u Jan bî sente cleis.*) Es ist, sagt Wolf, auf diese Flüche um so mehr Gewicht zu legen, als die Zahl der Heiligen, bei denen geflucht wird, nur sehr beschränkt ist, und nur solche in sich schliesst, an die sich mythische Fäden angesetzt haben, wie Martin, Johannes.**)

Das Aufrichten von Geld, Brot, Schnaps für ihn,***) und von Heu für sein Ross oder seinen Esel†) könnte als Opfer gedeutet werden. Auch das Gebildebrot, das mit dem Heiligen und seinem Feste in Verbindung steht, muss auf ein altes Opferfest bezogen werden. So bäckt man in Thüringen an jenem Tage Nicolauszöpfe†*) und beredet die Kinder, dies seien Bescherungen von dem h. Nicolaus. Als Ursache dieses Gebrauches gibt man an: Die drei Töchter, welche St. Nicolaus vor ihrer Schande gerettet habe, sollen aus Dankbarkeit bei ihrer Verheiratung dreifach geflochtene Semmeln gebacken und unter arme Kinder ausgeteilt haben. In den Niederlanden bäckt man ausser Bildern des Heiligen St. Nicolaasvarkens, Schweine, die in gar keiner Beziehung zu dem Heiligen stehen.†**)

Am Rheine wird der Klasmann, das Bild des Heiligen, selber aus Semmelteig gar derb geformt und gebacken mit Korinthenaugen, sein schmackhaftes Pferdchen besonders, oder aus Honigkuchenteig in Form gepresst, der Klas zu Pferde selbst eingelegt.†***)

Am St. Nicolaustag geben in Allgäu die Mädchen ihren Liebsten unter anderem Backwerk gerne den Hanselmann.††) In Bayern wird Gebäck, das Hafen, Hände (Klasnhände genannt) vorstellt, eingelegt.††*) Aus Vorarlberg berichtet Vonbun: Wenn man zur Zeit des Nicolaitages in der Frühe den Nebel aufsteigen sieht, sagt man den Kindern: Das ist der Rauch, den St. Nicolaus beim Backen der Zelten und Klösse macht. All die verschiedenen Figuren, die auf den Zelten sich vorfinden, hat der Esel des h. Nicolaus mit den Hufeisen eingetreten.††**)

Hier ist St. Nicolaus mit den Zelten, die bekanntlich alte Opferbrote sind, in Verbindung gebracht. Wenn aber in Praetigau es Sitte ist, am Christabend Brot vor die Fenster zu legen, das dann von St. Nicola in Empfang genommen wird,††***) haben wir entschieden den Rest eines alten Opfers. Lehrreicher und bedeutungsvoller ist folgende Sitte: In Oberösterreich werfen viele Muller am St. Nicolaustage alte Kleidungsstücke, Esswaren und anderes ins Wasser, um von dem Wassermännchen fürs ganze Jahr Frieden zu erbitten.†††) Hier wird also am Nicolaustage dem Wassermann geopfert. Eine interessante Mitteilung, die ich auf ein

*) Hofmann, horae belgicae VI, 109.
**) Wolf, Beiträge II, 116.
***) Vonbun, Beiträge, S. 17.
†) Ebend.
†*) Nork, Festkal. 716.
†**) Buddingh 362. Wolf, Beitr. I, 124.
†***) Montanus, Die deutschen Volksfeste, S. 56.
††) Birlinger II, 6.
††*) Panzer II, 495.
††**) Vonbun, Beiträge 17.
††***) Ebend. 17.
†††) Vernaleken, Mythen 168.

Digitized by Google

altes Opfer beziehe, gibt Bagatta: In ea Galliae parte, quae olim sub Venetorum Morinorumque nomine, censebatur (nunc Britanniam dicunt) prope urbem Redonensem, oppidum est, Montisfortis nomine, ubi Decembri mense, cum S. Nicolai solemnia celebrantur, a parvo lacu, non longe ab oppido, ea hora, qua vel missa vel vespertinae orationes cantantur, anas templum init cum tredecim pullis, quae posteaquam aram circumdedit, ad eum locum regreditur, una pullorum, quos secum veniens duxit, semper deficiente; neque vero quo is se recipiat intelligitur. Quod si quis vel veri experimentum faciat, aut quia nullam fidem habeat, comprehendere aut occidere tentaverit, confestim rabie corripitur ac moritur aut in gravem morbum subito incidit.*)

Eine Ente, also ein Wasservogel, wird hier gleichsam dem Wasserheiligen geopfert, — und wer sich an ihnen vergreift, wird vom h. Nicolaus schwer bestraft.

Beachtenswert ist, dass in Norwegen der Nicolaustag mit einem Festmahle gefeiert wurde, und von Sämundr wird erzählt: das war seine Gewohnheit, dass er jeden Winter einen Festmahlstag hatte an der Nicolausmesse und er dazu alle Vornehmen in der Gegend einlud.**) Nun wissen wir aber, dass in Norwegen solche grosse Gastmähler und Biergelage an jenen Festen gefeiert wurden, an denen früher heidnische Opferfeste und Minnetränke üblich waren.

Fortsetzung folgt.

*) Admiranda orbis christiani I, 4765.
**) Maurer, Einführung des Christentums in Norwegen II, 427.

Digitized by Google

Albanesische Märchen und Schwänke.

Mitgeteilt und übersetzt
von
J. U. JARNIK—PRAG.

Zwei Reisende.

Zwei Männer gesellten sich zu einander unterwegs, als sie in die Fremde gingen. Als sie einen Tag Weg gemacht hatten, trafen sie eine Herberge, sagen zum Hausherrn: „Lässt du uns wohl heute nacht drinnen schlafen?“ Der Herr des Hauses liess sie hineinkommen und that ihnen viel Ehre an; es kam die Zeit zu schlafen, sie legten sich nieder, schliefen, standen früh auf, tranken Kaffee und er gab ihnen auch zu essen. Bevor sie aufbrachen, stahl ihm einer derselben einen goldenen Becher und sie gingen. Der andere Gefährte sagt zu ihm: „Warum nahmst du ihm den Becher?“ Er sagt zu ihm: „Schau deine Sache an!“

Während sie des Weges gingen, wurde es Nacht. Sie gingen in eine andere Herberge, sagen zum Herrn des Hauses: „Lässt du uns wohl drinnen heute nacht?“ Er liess sie hinein und erwiess ihnen nicht die geringste Ehre und steckte sie zum Schlafen auf den Heuboden, gab ihnen weder zu essen, noch irgend was. Sie standen früh auf; bevor sie aufbrachen um zu gehen, liess er ihm den goldenen Becher im Heu; sein Gefährte fragt ihn: „Dort nahmst du den Becher in der ersten Herberge und hier liessest du ihn, was soll die Sache bedeuten?“ Er antwortet: „Schau deine Sache an!“

Sie gingen wieder die dritte Nacht und trafen eine andere Herberge, sagen zum Hausherrn: „Lässt du uns wohl drinnen?“ Der Herr des Hauses sagt zu ihnen: „Ja, aber ich bin arm und habe nichts, um euch zu essen zu geben.“ Sie sagen ihm: „Thut nichts!“ Sie traten hinein in die Hütte, der Hausherr legte ihnen zu essen vor, was er hatte und am nächsten Tag machten sie sich bereit aufzubrechen. Bevor sie aufbrachen, gibt ihnen der Hausherr den Knaben mit, um sie zu begleiten. Beim Aufbrechen zündete ihm einer derselben die Hütte an und der Hausherr erzürnte nicht. Sein Gefährte sagte zu ihm: „Thatest du denn nicht Sünde, dem Armen die Hütte anzuzünden?“ Der antwortet ihm: „Ich weiss es selbst.“ Wie sie weiter gingen — auch der Knabe des Armen, um sie zu begleiten — fingen sie an ein Wasser zu überschreiten, und er ertränkt ihm den Knaben im Wasser. Sein Gefährte erzurnte sich sehr gegen ihn. Dieser hält an und steht an einem Ort und sagt zu seinem Gefährten: „Nun komm her!“ er sagt zu ihm: „In der ersten Herberge, in welche wir eingetroffen sind, hat der Be-

Digitized by Google

sitzer dieser Herberge alle die Sachen gerecht erworben und den goldenen Becher haben die Diener ungerecht erworben. In der andern Herberge hat der Besitzer alle Sachen, die er erworben hat, ungerecht erworben und ich liess ihm den goldenen Becher, damit ihm das Ungerechte anwachse. In der dritten Herberge verbrannte ich die Hütte des Armen und dieser wird den Grund blosslegen um zu bauen, und während er den Grund blosslegen wird, wird er einen Kessel mit Geld finden." Der Gefährte fragt ihn: „Aber der Knabe, warum ertränktest du ihn?" Er sagt zu ihm: „Ich ertränkte ihm den Knaben eigens, denn wenn der Knabe fünfzehn Jahre alt geworden wäre, hätte er seinen Vater getötet." Wie er diese Worte beendet hatte, verschwand er und wurde nicht mehr gesehen, und der Gefährte stand allein.

Der Sultan und der Alte.

Einmal ging der Sultan inmitten des Winters spazieren. Während er spazierte, sah er einen Alten den Boden pflügen; der Sultan fragt ihn: „Sind dir denn nicht neun auf drei ausgegangen?" Der Alte antwortet ihm: „Die 32 haben mich nicht gelassen." Der Sultan sagt zu ihm: „Wärest du bei Zeiten verheiratet, hättest du mehr Hülfe gehabt." Der Alte antwortet ihm: „Wahrlich, so ist es, aber man hat mir auch das Haus ausgeraubt, um sie hinauszukriegen." Und der Sultan sagt zu ihm: „Wenn ich dir eine Gans schicke, weisst du sie zu rupfen?" Der Alte antwortet ihm: „Keinen Kiel lasse ich dir daran."

Der Sultan machte sich auf den Weg nach seinem Palaste, fragt seinen Adjutanten: „Verstandest du, was der Alte gesagt hat?" Der Adjutant antwortet: „Ich habe gar nichts verstanden." Der Sultan sagt: „Geh und frage den Alten, was jene Worte bedeuten." — Der Adjutant ging zum Alten, sagt zu ihm: „Ich will, dass du mir jene Worte erklärst, die du mit dem Sultan gesprochen hast." Der Alte sagt zu ihm: „Ich sage es dir nicht." Der sagt: „Ich will, dass du es mir sagst, denn ich zahle dir." Der Alte sagt: „Ich will den Gehalt eines Jahres und die Möbel, die du zu Hause hast." Der Adjutant sah kein anderes Mittel, willigte ein ihm zu geben, was der Alte verlangte. Der Alte begann zu erklären: „Neun auf drei sind neun Monate des Sommers, drei sind des Winters, 32 sind die Zähne, bei Zeiten bin ich verheiratet gewesen, aber Knaben habe ich nicht gehabt und habe Mädchen gehabt und die Gans bist du, nun geh und sage es dem Sultan."

Was du thust, thut man dir und noch mehr.

Es war einer gewesen, hatte nichts ungethan gelassen in seiner Jugend. Als er alt wurde, fingen darauf auch die Kinder an und er sagte kein Wort dagegen. Eines Tages hatte er einiges Heu auf den Arm genommen. Während er des Weges geht, gehen die Kinder von rückwärts nach, legen Feuer und zünden ihm das Heu auf dem Arme an. Der Alte ging, indem er zu sich sagte: „Alles, was ich gethan habe, aber Heu am Arm habe ich niemandem angezündet."

Digitized by Google

Der Sohn verzieh dem Vater.

In alter Zeit war es in einer Stadt Gebrauch gewesen, dass, wenn der Herr des Hauses alt wurde, der Sohn ihn zu nehmen hatte, um ihn fortzuführen und im Wasser zu ertränken. Einem Burschen wurde der Vater alt, er sagt zu seinem Vater: „Komm mit mir, weil die Zeit gekommen ist, dich im Wasser zu ertränken.“ Der arme Alte geht, der Sohn führt ihn auf einen Hügel, um ihm den Stoss zu geben und ihn ins Wasser zu stürzen. Der Alte sagt zu ihm: „Ich bitte dich, mein Sohn, ertränke mich nicht an diesem Orte, denn auch ich habe meinen Vater hier an diesem Orte ertränkt.“ Als der Bursche diese Rede hörte, dachte er nach, sagte zu sich selbst: „Auch er hat seinen Vater ertränkt, und wie auch ich ihn jetzt ertränke, ertränkt mich auch mein Sohn.“ Und so verzieh er seinem Vater und ertränkte ihn nicht. Und darauf hörte die ganze Stadt die Begebenheit dieses Alten und man schwor, die Alten nicht mehr zu ertränken.

Der Dieb und der Schuster.

Es waren zwei Männer, der eine hatte keine Schuhe an den Füssen. Er sagt zu seinem Gefährten: „Ich gehe nun zum Schuster, um ein Paar Schuhe zu kaufen, aber ich habe kein Geld und nun probiere ich selbst die Schuhe und du komme nach einem Augenblick und versetze mir eine Ohrfeige. Dann mache du dich davon und ich werde dir nachsetzen und so, wenn ich die Schuhe bekommen könnte, denn anders weiss ich nicht, wie ich sie bekommen könnte.“ Sein Gefährte sagt zu ihm: „Ja, sehr gut.“ Er trat hinein in den Laden zu dem Schuster, sagt zu ihm: „Hast du wohl ein Paar Schuhe für meine Füsse?“ Der Schuster sagt: „Ja, ich habe aller Arten, probiere ein Paar Schuhe.“ Er zog sie an, sie passten ihm genau. Sein Gefährte tritt hinein und sagt zu ihm: „Du, der du meiner neulich gespottet hast, ich zahle es dir heute“, und versetzte ihm eine Ohrfeige und ging hinaus und machte sich davon, der andere mit den neuen Schuhen an den Füssen setzte ihm nach, als ob er ihn fangen wollte. Der Schuster geht hinaus und schaut, wohin er ihm nachsetzt. Der Schuster lacht, sagt zu den Gesellen: „Er hat die neuen Schuhe und gleich fängt er ihn;“ und jener entkam mit den Schuhen und der Schuster wartete an der Thür und wartete, dass er gewiss kommt und jener wusste nichts mehr vom Kommen, und so fiel es ihm ein, dass es Räuber gewesen seien.

Ein Prozess.

Es ist ein armer Bursche gewesen, der liebte die Tochter eines Kaufmannes, und sie gaben einander das Wort, dass sie einander nehmen würden. Es kam die Zeit, das Mädchen wurde schwanger. Der Vater des Mädchens klagte den Burschen an, führte Prozess: „Er hat mir das Mädchen verdorben“ und versprach dem Richter viel Geld, um den Burschen aufzuhängen. Sie gingen und machten Prozess, man liess auch das Mädchen hinkommen, der Vater belehrte das Mädchen zu sagen: „Er hat mir Gewalt angethan.“ Der Bursche leugnete es: „Das Mädchen hat mich geliebt und ich das Mädchen.“ Der Vater bestellte vier Advokaten und der

Digitized by Google

Bursche bestellte einen andern Advokaten. Auf jeden Fall gab es das Gesetz zu, dass der Bursche getötet werde, denn der Kaufmann hatte viele Geschenke versprochen. Der Advokat des Burschen sah kein anderes Mittel, sagt zum Richter: „Ich habe ein Wort dem Mädchen ins Ohr zu sagen", und der Richter antwortet: „Sprich." Er ruft das Mädchen und sagt zu demselben: „Mädchen, gut, der Bursche wird gewiss aufgehängt, aber auch du wirst 15 Jahre eingekerkert bleiben." Das Mädchen sagt: „Warum?" Der Advokat sagt zu ihr: „Die Ohren hast du ihm betäubt, indem du schriees t." Und das Mädchen antwortet ihm mit lauter Stimme: „Ich habe nicht geschrieen!" Und so drehet sich der Advokat des Burschen zum Richter, sagt zu ihm: „Nun hört ihr wohl, dass das Mädchen nicht geschrieen? Es ist mit dem Willen der beiden geschehen und der Bursche hat keine Schuld." Nachdem der Richter sah, dass das Mädchen den Prozess verlor, sagte er zu ihm: „Er möge sie zur Frau nehmen!" Der Advokat antwortete ihm: „Er braucht nicht dieses Mädchen zur Frau zu nehmen, denn ich gebe ihm meine Tochter, und dessen Vater möge es zu Hause behalten, denn es wollte den Burschen verderben."

Mohammed und St. Nikolaus.

St. Nikolaus lud den Mohammed als Gast ein. Mohammed ging, es kam die Zeit zu essen. Mohammed sagt zu ihm: „Wo hast du die Diener?" St. Nikolaus sagt: „Ich brauche keine Diener, ich .... mit einem Worte des Mundes, oder mit einem Schlag auf den Tisch, steht mir das Essen bereit." Mohammed sagt: „Wir wollen einmal sehen!" St. Nikolaus schlug auf den Tisch: es kam der Tisch bereit heraus. Sie assen an jenem Abend, Mohammed ging nach Hause, befiehlt einigen Arbeitern ihm in der Mauer einen Wandkasten mit einem Schrank zu machen, welcher sich drehen würde und dass gar kein Zeichen an der Mauer erscheine. Mohammed befiehlt dem Koch, ihm allerlei Arten von Speisen bereit zu machen und sagte zu ihm: „Wenn ich mit der Hand an die Mauer klopfen werde, wirst du mir den Tisch schnell bereit hinausschieben." — Er lud St. Nikolaus zu Gaste ein, St. Nikolaus ging zu Mohammed und St. Nikolaus wusste, was Mohammed gethan hatte. Wie er eintrat, liessen sie sich nieder um zu sitzen. St. Nikolaus sagt zu ihm: „Sind die Speisen bereit?" Mohammed sagt: „Sogleich mache ich sie." St. Nikolaus hatte die Ohren der Köche betäubt. Mohammed klopft an die Mauer, der Koch hört nicht. Mohammed war nahe daran vor Schande zu platzen, klopft an die Mauer, bekommt es nicht. St. Nikolaus erhob sich und machte Mohammed die Mauer auf und nahm ihm das Essen und trug es auf den Tisch und Mohammed blieb in grosser Schande.

Am nächsten Tag lässt Mohammed den St. Nikolaus rufen, sagt zu ihm: „Ich will Wunder wirken." St. Nikolaus sagt: „Wie du willst." Mohammed bestellte eine grosse Menge mit Tellern, Schüsseln, Wasserkrügen, Kannen und befahl ihnen, auf einen Hügel zu gehen; wenn Mohammed das Signal gegeben hätte, dass sie da jenes Gemengsel zu Boden werfen und Büchsen und Kanonen losschiessen. St. Nikolaus sagt zu ihm: „Wirke Wunder, Mohammed!" und Mohammed erhob die Hand, und sie

Digitized by Google

liessen vom Hügel die Schüsseln und die Teller und die Kannen fallen und fingen auf einmal an, die Büchsen und die Kanonen loszuschiessen. Es entstand ein grosser Lärm, aber St. Nikolaus erschrak nicht. Mohammed sah, dass er nicht erschrak und sagte zu St. Nikolaus: „Wirke du, heiliger Nikolaus, Wunder!“ St. Nikolaus klatschte in die Hände, sogleich fing an der Donner zu rollen und Blitze zu leuchten. Mohammed ging vor Schreck der Bauch los und er beschmutzte sich ganz mit Dr... und seit damals hat er befohlen, dass, wenn der Türke wegen der Notdurft geht, er die Wasserkanne mitnehmen und sich waschen soll.

Volkslieder aus Hinterpommern.

Mitgeteilt von
O. KNOOP — ROGASEN.

I. De gizig' Bur.*)

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Gaff mi ne Mitz up't Joahr,
Wenig genaug;
Mitz a keige Schirm doaran:
Bur is keige Eddelmann,
Bur is he Bur, Bur is he Bur,
He Schelm von Natur.

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Krêg ik ne Dauk up't Joahr,
Wenig genaug;
Dauk a kein Ecke dran:
Bur is keige Eddelmann,
Bur is he Bur, Bur is he Bur,
He Schelm von Natur.

*) Das Lied stammt aus Wusseken im Kreise Bütow und wurde mir von dem Lehrer Herrn Archut, früher in Wusseken, jetzt in Königl. Freist, Kreis Lauenburg, mitgeteilt. Es findet sich, wie das auf S. 116 f. mitgeteilte, ebenfalls in Frischbiers preussischen Volksliedern (S. 33 ff.) und zählt dort 7 Strophen. Eine andere Fassung (5 Strophen) teilte Herr Archut aus dem Kreise Lauenburg mit. In derselben lautet die erste Strophe:

Wenn ma bi'm Bure deint,
Geht dat tôr Plaug,
Krigt ma Poar Staewel op't Joahr,
Es' wenig genaug;
Staewel, kein Streppke (Strippen) dran:
Bur es kein Eddelmann,
Bur es e Bur
U Schelm von Natur.

Die fünfte Zeile lautet: Str. 2. Hose, kein Lintke dran.
„ 3. Westke, kein Krågke dran.
„ 4. Jacke, kein Knôpke dran.
„ 5. Metzke, kein Schermke dran.

In Str. 4 ist wohl Jacke als Deminutivum zu fassen. In der Regel wird jedoch bei den auf k ausgehenden Stämmen ein s eingeschoben, so z. B.: Maekske (von Maeke), Schîkske (Schäfchen, vom Lockruf schîk gebildet), Rîkrîkske (d. i. Rik-Krüdke, Riechkräutchen). Siehe auch das nachfolgende Schlummerlied.

Digitized by Google

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Gaff mi he Hemd up't Joahr,
Wenig genaug;
Hemd â keige Krâg doaran:
Bur is keige Eddelmann u. s. w.

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Krêg ik ne West up't Joahr,
Wenig genaug;
West â kein Knêp doaran:
Bur is keige Eddelmann u. s. w.

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Gaff mi Poar Hose up't Joahr,
Wenig genaug;
Hose â kein Bein doaran:
Bur is keige Eddelmann u. s. w.

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Krêg ik ne Rock up't Joahr,
Wenig genaug;
Rock â kein Schêt doaran:
Bur is keige Eddelmann u. s. w.

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Gaff mi he Poar Strimp up't Joahr,
Wenig genaug;
Strimp â kein Socke dran:
Bur is keige Eddelmann u. s. w.

As ik bi'm Bure deind',
Deind' ik bi de Plaug,
Krêg ik he Poar Staewle up't Joahr,
Wenig genaug;
Staewle â kein Strippe dran:
Bur is keige Eddelmann u. s. w.

2. De Bicht verhêre.*)

As dei ull Mann ut Hâken kamm,
Dunn brecht hei sik ne Krickstock mit.
Falderi Juchhei.

Wat hest du kâkt, min' Liseke?
De allerschênste Priseke.
Falderi Juchhei.

As dei ull Mann nu satt â att,
Dunn plappert inne Kâmer wat.
Falderi Juchhei.

Dat Wif, dat seggt: Dat dêt dei Wind,
Dei klappert mit de Kâmerklink.
Falderi Juchhei.

As dei ull Mann in de Kâmer kamm,
Dunn satt dei Pâp â kêk em an.
Falderi Juchhei.

Wat dêst du, Pâp, in minem Hus?
Ik kâm jâ nich in dige Hus.
Falderi Juchhei.

Ik hebb dine Frue de Bicht verhêrt,
A hebb sei mit de Kneie kehrt.
Falderi Juchhei.

Dei oll Mann namm de Krickelstock
A schlaug dem Pâpe aewre Kopp.
Falderi Juchhei.

*) Auch dieses von Herrn Archut aus Wusseken mitgeteilte Lied findet sich in Frischbiers preussischen Volksliedern (S. 30 ff.) und zählt dort 19 Strophen.

Digitized by Google

3. Schlummerlied.*)

Bäh, Lämmke, bäh!
Dat Lämmke leip in't Hult
O störr sik sie Beinke
Am Steinke.
Dunn saer dat Lämmke bäh,
Dunn saer dat Lämmke bäh.

Bäh, Lämmke, bäh!
Dat Lämmke leip in't Hult
O störr sik sie Bükske
Am Strükske.
Dunn saer dat Lämmke bäh,
Dunn saer dat Lämmke bäh.

4. Soldatenlied.**)

Frisch auf, Kameraden, wo kriegen wir nun Geld?
Wir müssen marschieren ins weite, breite Feld,
Wir müssen marschieren dem Feinde entgegen,
Auf dass wir ihm den Mut benehmen

Wo sind denn unsre Ober- und Unteroffizier'
Die uns Soldaten zusammen kommandier'n?
Ein jeder kommandieret nach seiner, seiner Art.
Wir müssen marschieren, wir müssen ja fort!

Keine Betstunden werden hier nicht angestellt,
Ein jeder kann beten, wie's ihm gefällt.
Befehlet eure Seelen dem lieben, lieben Gott,
Wir müssen marschieren, wir müssen ja fort.

Und wenn es nun Friede heisst, wo wenden wir uns hin?
Die Gesundheit ist verloren, die Kräfte sind dahin.
Alsdann wird es wohl heissen: Ein Vogel ohne Nest!
Ach Bruder, nimm die Branntweinflasch', Soldat sind wir gewest.

*) Mir mitgeteilt von Herrn Lehrer Dassow in Culsow, Kr. Stolp. Hochdeutsch bei v. Erlach: „Die Volkslieder der Deutschen" Bd. IV., S. 404 f. (4 Strophen).

**) Das Lied, das ich in meiner Jugendzeit oft in Carzin, Kr. Stolp, habe singen hören, wurde vor einigen Jahren von dem damaligen Seminaristen Scheunemann aus Bublitz aufgezeichnet. Die erste Strophe ähnlich bei v. Erlach: Die Volkslieder der Deutschen" (II, 422).

Digitized by Google

Volksrätsel aus der Provinz Pommern.

(**Freist, Kreis Lauenburg.**)

Gesammelt und mitgeteilt

von

ARCHUT — FREIST.

3. Die Pflanzen.

1. Welcher Baum liegt an den Ketten? (Der Weihnachtsbaum.)

2. Weiss wie Schnee,
grün wie Gras,
rot wie Blut,
schwarz wie Teer;
sag' mir 'mal das Rätsel her! (Sauerkirsche.)

3. Gross wie ein Haus,
klein wie eine Maus,
stachlich wie ein Igel,
glatt wie ein Spiegel? (Kastanienbaum und Frucht.)

4. In unsem Goarde is wat, dat schriegt: „Wehrt mi de Heiner, de Hung' daune mi nuscht!" (Saatkorn.)

5. Wann mahlt der Müller auf drei Ecken? (Wenn er Buchweizen mahlt.)

6a. Up unsem Bähne is so'n Ding, dat käne hundert Mann nich twingen. (Erbse.)

6b. Wieviel Erbsen gehen in einen Topf? (Gar keine, sie müssen eingeschüttet werden.)

7. Ro, ro, riep,
gäl is de Piep,
schwart is de Sack,
wo de gäl Piep in stak. (Mohrrübe in der Erde.)

8. Es liegt im Acker,
hält sich wacker,
hat neun Häut',
beisst alle Leut'. (Zwiebel.)

9. In unserm Garten ist eine Jungfer; wenn man sie ansieht, lacht sie, wenn man sie anfasst, beisst sie. (Brennessel.)

10. Welches Kraut kennen auch die Blinden? (Die Brennessel.)

Digitized by Google

4. Verschiedenes.

1a. Wo kommt alles 'rein? (In die Vergänglichkeit.)
1b. Was ist das Schnellste in der Welt? (Der Gedanke.)

2. Keiner und Niemand
die bauten ein Haus;
Keiner ging hinten 'raus,
Niemand ging vorne 'raus.
Wer bleibt im Haus? („und.")

3. Was hab' ich vor Augen? (Was ich ansehe.)
4. In Adam bin ich vorn, in Eva hinten? (Buchstabe a.)

5a. Ik Wasser mål in Pommerland,
in Pommerland Wasser ik bekannt.
Doar begegnde mi drei Herre,
die frauge, wo 't Hündke heite sull;
Hündke Nâme Wasser mi vergäte,
hef't dreimål seggt, sall S'noch nich weite?
(Hündlein hiess „Wasser.")

5b. Was nimmt der Prediger, wenn er tauft? (Bei uns nimmt er Wasser.)

6. Eine Mühle hat sieben Ecken,
in jeder Ecke lagen sieben Säcke,
in jedem Sack waren sieben Katzen
und jede Katze hatte sieben Junge.
Wieviel Füsse waren auf der ganzen Mühle?
(Zwei, nämlich die des Müllers.)

7. Krumm Vader,
dick Mutter,
drei Kinger doartau? (Seil, Grapen, Fusse.)

8. Welche Würste essen Würste? (Hanswürste.)
9. Welcher Unterschied ist zwischen einem Kater und einer Katze? (Der Kater wird mit Hering gefüttert, die Katze mit süsser Milch.)

10. Es war einmal ein Stangermann,
der stangert bis zum Himmel 'ran. (Der Rauch.)

11. Hinder unsem Hus'
hängt Papadus';
wenn die liebe Sonne scheint,
unsre Papaduse weint. (Eiszapfen.)

Digitized by Google

Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner.

Von

HEINRICH V. WLISLOCKI — MÜHLBACH (Siebenbürgen).

D. Los- und Zielspiele.

26. Beim „Kreiselspiel" (Brunko) wird mit einer Peitsche, deren Ende man um den Kreisel windet, derselbe auf die Erde geschleudert, so dass er von der Peitsche frei wird und auf der Erde tanzt. —

27. Beim „Knopfkreisel" (Gombole) wird in das mittlere Loch eines platten Knopfes ein Hölzchen gesteckt und dieses zwischen zwei Fingern rasch gedreht, dann schnell auf eine Ebene gestellt, wo er dann eine Weile kreiset (s. Haltrich-Wolff a. a. O. S. 200). —

28. Beliebt ist das „Kartoffelspiel" (Pityokále). Jeder der Spieler hat eine von ihm mit einem Zeichen versehene Kartoffel; diese verschiedenartig bezeichneten Kartoffeln werden pyramidalförmig übereinander gestellt; nun wirft aus einer bestimmten Entfernung der Reihe nach jeder Spieler mit einer Kartoffel auf den Haufen; gelingt es ihm den Haufen umzuwerfen, so gehört aus demselben die Kartoffel seines Vordermannes ihm, der nun vom Spiele ausgeschlossen ist; so geht dies weiter, bis alle Kartoffeln abgewonnen sind. Gelingt es aber einem der Spieler nicht, den Haufen umzuschlagen, so muss er seinem Vordermann eine unbezeichnete Kartoffel geben, wird aber vom Spiele nicht ausgeschlossen. —

29. Ähnlich ist das sogenannte „Kápre-Spiel" (kápre = Ziege, Lehnwort aus dem Rumänischen). Es werden dabei die kleinen Gliedknochen von Ziegen, Lämmern, Schweinen und anderen Tieren übereinander gelegt und nun wird von einem der Spieler mit einem Gliedknochen aus einer gewissen Entfernung auf den Haufen geworfen; dem Spieler gehören nun alle die Knöchlein, die beim Umsturz des Haufens auf die gewölbte Seite zu liegen kommen; die also verlorenen Knöchlein müssen von den gewesenen Besitzern durch neue ersetzt werden. Gelingt aber das Umwerfen des Haufens nicht, so muss der Betreffende ein Knöchlein dem Haufen zusetzen. —

30. Ein eigentümliches Spiel ist das „Lochspiel" (Çevále), das auch von Erwachsenen geliebt wird. Am Spiele können sich nur zwei Personen beteiligen. In einem Brette werden 12 Löcher in zwei gleichen Reihen ausgehöhlt; nun werden 27 Steine ungleichmässig in alle Löcher verteilt. Jeder der Spieler erhält darauf durch das Los eine Lochreihe, worauf der Beginnende aus dem Loche seiner Reihe, in welchem sich die meisten

Digitized by Google

Steine befinden, dieselben herausnimmt, und mit dem ersten Loche beginnend, in jedes Loch je einen Stein legt; bleibt ihm dabei ein oder mehrere Steine übrig, so legt er dieselben in je ein Loch seines Gegners, der nun das Spiel mit seiner Reihe fortsetzt. Nach der ersten Tour nehmen die Spieler alle die Steine aus den Löchern ihrer Reihe heraus, die paarweis (2, 4, 6, 8 u. s. w.) in den einzelnen Löchern vorzufinden sind; worauf das Spiel fortgesetzt wird und nach jeder Tour die paarweis zu liegen kommenden Steine herausgenommen werden; wer am Schlusse des Spieles die meisten Steine herausgenommen hat, ist der Sieger. Ein ähnliches Spiel der heutigen Ägypter erwähnt Edw. W. Lane in seinem Werke: „Sitte und Gebräuche der heutigen Ägypter." Aus d. Engl. übersetzt von Dr. Jul. Th. Zenker (Leipzig, Dyk 1852, II., 177). —

31. Beim „Schwarz- oder Weiss"-Spiel (Káles te párnes) wird eine Muschel — die im Aberglauben der Zigeuner übrigens eine grosse Rolle spielt — auf der einen Seite geschwärzt, auf der andern weiss gelassen. Nun teilen sich die Spieler in zwei Parteien, die Partei der weissen und die der schwarzen, deren jedes Mitglied in die Kasse seiner Partei je eine Nuss oder eine Kartoffel u. dgl. legt; die Muschel wird nun abwechselnd von je einem Mitglied der beiden Parteien in die Höhe geworfen. Je nachdem beim Herabfallen der schwarze oder weisse Muschelteil oben liegt, hat die weisse oder schwarze Partei gesiegt und erhält aus der Kasse der Gegenpartei eine Nuss oder Kartoffel u. dgl. Ein ähnliches Spiel kannten auch die Griechen unter dem Namen Ostrakinda, Tag und Nacht (s. Rochholz a. a. O., S. 424). —

32. Das sogenannte Cirke-Spiel ist bei den erwachsenen Knaben sehr beliebt. Ein rundes Holz von 8—10 Centimeter Länge, das an beiden Enden zugespitzt ist, heisst der Cirke (Lehnwort aus dem Ungarischen = Huhn). Mit einem 3 bis 4 mal längeren Stabe wird nun der Cirke von einem durchs Los dazu bestimmten Knaben mit untergesetztem Stabe geschnellt oder durch einen Schlag auf eine der spitzen Enden aufspringen gemacht und dann aus der Luft geschlagen. Kann die Gegenpartei den so geschnellten oder geschlagenen Cirke (lies: Tschirke) aus der Luft auffangen, oder wenn das nicht geschehen, damit von der Stelle, auf welche er gefallen, den quer auf die Erde bei der Schlagstelle niedergelegten Stab treffen, so hat der Schläger verspielt und es tritt ein anderer an seine Stelle (vgl. über die Arten dieses Spieles bei den Sachsen Haltrich-Wolff a. a. O. S. 194 ff. und Bd. 8. des vom Verein f. niederd. Sprachforschung herausg. Jahrbuchs S. 104).

33. Über die in Siebenbürgen verbreiteten „Klapperhölzchen" (zig. Gámpáná) schreibt Haltrich-Wolff a. a. O., S. 200 folgendes: „Ein ungefähr 10 Centimeter langes flaches Hölzchen wird zwischen den Zeige- und Mittelfinger und ein gleiches zwischen den Mittel- und Goldfinger genommen. Das erste hält man fest, das zweite aber so, dass es bei jeder kräftigen Bewegung der Hand an jenes anschlägt. Geübte Knaben können mit ihnen allerlei Soldatenmärsche klappern. Das Spiel ist jetzt nur noch bei Stadtknaben zu Hause und auch bei diesen noch kein halbes Jahrhundert alt. Möglich, dass es sich durch die Bekanntwerdung der spanischen Kastagnetten oder Pepitaklappern in Siebenbürgen Eingang verschafft hat."

Digitized by Google

Die Zigeunerkinder versehen die Klappern mit durchlöcherten Blechstücken, von denen sie mehrere übereinander auf die äussere Fläche der Hölzchen annageln, wodurch das Geräusch und der Klang erhöht wird. Mit diesen Klappern begleiten die Kinder taktmässig den Tanz der erwachsenen Jugend, und meiner Ansicht nach sind diese Klapperhölzchen durch die Zigeuner in Siebenbürgen verbreitet worden. —

34. Eine andere Art von Klapper wird auf folgende Art bereitet: Man nimmt eine halbe Nussschale, deren unterer Teil abgebrochen wird; nun wird die Schale in der Mitte quer durch mit einem dünnen Bindfaden mehreremal fest überwunden; dann zieht man ein dünnes Hölzchen durch dies Gebinde hindurch und nachdem man es einigemal um seine Achse herum gedreht hat, so dass der Bindfaden dadurch gequirlt ist, wird das obere Ende desselben auf den Rand der Nussschale geschoben, am untern Ende aber, welches dem abgebrochenen Teile der Schale zugekehrt ist, wird mit den Fingern taktmässig gespielt. —

35. Während der langen trüben Winterzeit, welche die Wanderzigeuner gewöhnlich in dunklen, dunst- und rauchgeschwängerten Erdhöhlen zubringen, bildet das „Bohnenspiel" (Fusulyikálé) die angenehmste Unterhaltung für gross und klein. In den Erdboden werden so viele Löcher gehöhlt, als eben Spieler vorhanden sind. In 2—4 Löcher werden nun so viel Bohnen gelegt, als sich am Spiel Kinder beteiligen; vorher aber muss sich einer bei Seite stellen, und wenn nun die Löcher mit Brettchen zugedeckt worden sind, muss der Errater sagen, in welchem Loche sich Bohnen befinden. Errät er es, so muss er die Bohnen herausnehmen und aus einer bestimmten Entfernung mit der Handfläche in das Loch werfen; die dabei ins Loch fallenden Bohnen gehören ihm, für die ausserhalb des Loches fallenden muss er aus seinem eigenen Vorrat ebensoviele „zahlen", die dann für den nächsten Spieler ebenfalls in die Löcher verteilt werden. Weist aber der Errater auf ein Loch, in dem sich keine Bohnen befinden, so muss er jedem der Mitspielenden je eine Bohne geben. —

36. Das „Stein-Verstecken" (Bárgárápen) wird ähnlich wie das überall bekannte „Ringlein-Verstecken" gespielt. Die Kinder setzen sich dabei in eine Reihe nieder, mit Ausnahme von zweien. Das eine von diesen, ein Steinchen in der Hand bergend, geht vom ersten bis zum letzten der Reihe und thut, als gebe es jedem das Steinchen, das natürlich nur ein einziges Kind erhalten kann. Nun wird das andere der beiden gefragt, wer den Stein habe? Ist richtig geraten worden, so gehört das betreffende Kind dem Engel, im umgekehrten Falle aber dem Teufel. Am Schlusse des Spieles suchen sich beide Parteien an den Händen über einen Graben zu ziehen; welche Partei dabei die meisten Gegner zu sich herüberzieht, hat gesiegt; und zwar muss dies in einem gewissen Zeitraum geschehen, der dadurch bestimmt wird, dass man einen langen Stab senkrecht in die Erde steckt und nun einen Punkt bestimmt, bis zu welchem der Schatten des Stabes reichen soll, um das Ende des Spieles anzuzeigen. —

Dies wären nun die Kinder-Spiele der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner, soweit sie mir eben auf meinen häufigen Wanderungen mit Zeltzigeunertruppen bekannt geworden sind. Es versteht sich von selbst, dass diese Spiele auf die leibliche und geistige Entwickelung der Zigeuner

Digitized by Google

einen bedeutenden Einfluss üben und einen Beitrag zur Kenntnis des Charakters dieses Wandervolkes liefern, das von jedermann geschmäht und verachtet, von wenigen seinem innersten Wesen nach erkannt und gewürdigt, dennoch jahrhundertelang seine nationalen Eigentümlichkeiten bewahrt hat. Dass wir unter den Spielen auch solche finden, die in der Kinderwelt auch anderer Völker bekannt sind, bestätigt nur die alte Wahrheit, dass es im Volksleben Gedanken und Ideen gibt, die nicht ausschliessliches Eigentum eines einzelnen Volkes sind, sondern der ganzen Menschheit angehören; finden wir doch unter den nordamerikanischen Indianern und den Zulukaffern Spiele, die in Deutschland seit Urzeiten gang und gäbe sind. Der Mensch bleibt halt Mensch, selbst der ungebildetste, weil er eben nicht verbildet ist!

Aberglaube aus dem Altenburgischen.

Gesammelt von

E. PFEIFER—ALTENBURG.

V. Die Tiere.

9. Schwalben und Stare.

Wenn man diese Vögel im Frühjahre das erste Mal sieht, muss man mit dem Gelde in der Tasche klappern, dann geht es im Laufe des Jahres nicht aus.

10. Junge Vögel darf man im Neste nicht berühren, sonst werden sie von den Ameisen aufgefressen.

11. Der Hund.

Wenn der Haushund heult und dabei den Kopf senkt, so bedeutet dies einen Todesfall in der Familie: hält er dabei den Kopf nach oben, eine Feuersbrunst.

12. Hunde und Pferde gelten als Geisterseher.

13. Das Pferd.

Es ist dem Menschen deshalb unterthan, weil ihm alle Gegenstände hundertfach vergrössert erscheinen, also auch der Mensch.

14. Die Katzen.

Wenn diese Tiere recht gierig fressen, tritt bald Teurung ein.

Digitized by Google

15. Der Hase.

In der Gestalt eines dreibeinigen Hasen zeigt sich oft der Drache in den Ställen und melkt die Kühe aus.

16. Die Spinnen.

Spinnen, vorzüglich Kreuzspinnen, bringen Glück, wenn sie sich auf die Hand setzen.

17. Die Fliegen.

Die vereinzelte Fliege, die sich im Winter vielleicht noch in der Stube zeigt, ist die Nahrungsfliege; wenn sie getötet wird, geht das Brot aus.

18. Die Fledermaus.

Wer das Herz eines solchen Tieres bei sich trägt, hat stets Glück.

19. Die Blindschleiche.

Dieses Tier hat seinen Namen davon, dass es blind ist.

20. Das Fischchen. (L. saccha rina L.)

Zwei von diesen Tieren brauchte Jesus zur Speisung der 5000 Mann in der Wüste.

21. Das Töten von Haustieren, z. B. Ersäufen junger Katzen, überlässt man nicht gern unverheirateten Leuten, weil dieselben dann bei Gründung ihres Hausstandes kein Glück haben.

(Der Aberglaube, wie er sich an die Tiere knüpft, stimmt in vielen Fällen mit dem in der Provinz Sachsen überein. Heft 2 u. 3, Jahrgang I, No. 1, 4, 5, 6, 11, 16, 17, 25, 26, 27, 29, 35. Heft 6, No. 2, 4, 5, 6, 8, 9, 14, 15, 16, 17, 19.)

VI. Haustiere. (Heilmittel und Heilsprüche.)

1. Gegen das Blutgeben der Kühe.

a. Man holt drei weisse Kieselsteine aus einer Leichenpforte, macht sie heiss, thut sie in einen Topf und giesst Milch darauf, fügt für 1 Pfennig Schwefel, 1 Pfennig schwarzen Kümmel, 3 Pfennige Teufelsdreck und Eberwurzel hinzu, lässt dies drei Tage im Stalle stehen und thut dann die drei Steine in derselben Stunde stillschweigend dahin, wo man sie geholt hat. Alles im Namen Gottes u. s. w.

b. Man nimmt am Pfingsttage ein weisses Töpfchen, das man ohne Handel gekauft hat, schöpft aus dem Milchseiher Milch damit und thut ein halbes Lot Pfeffer hinein, bindet es mit dem Seihetuche zu und hängt es in die Feueresse.

Alles im Namen Gottes u. s. w.

Digitized by Google

2. Geschwollene Euter.

Es gingen drei Frauen über den Berg Sinai. Die erste sprach: Meine Kuh hat's heisch. Die zweite: Es kann sein. Die dritte: Es kann sein oder es ist, so helfe dir der Name Jesus Christ. † † †

3. Dass die Kühe mehr Nutzen geben.

Man bereitet ein Pulver aus Grauwurzel, Weisswurz, Salatschuss, Brennnessel, Taubnessel und Natternesselwurzel und gibt davon täglich etwas unter das Futter.

4. Gegen Beinbrüche.

Beinbruch, ich segne dich auf den heutigen Tag, dass du wieder werdest gerad, bis auf den neunten Tag, wie nun der liebe Gott, der Vater, wie nun der liebe Gott, der Sohn, wie nun Gott, der liebe heilige Geist, es haben mag. Heilsam ist die gebrochene Wunde, heilsam ist diese Stunde, heilsam ist dieser Tag, da unser lieber Herr Jesus Christ geboren war. Jetzo nehm ich diese Stund', steh über diese gebrochne Wunde, dass diese gebrochne Wunde nicht geschwell und nicht geschwär, bis die Mutter Gottes einen andern Sohn gebär. † † †

5. Wenn ein Pferd krank ist und nicht fressen kann.

Man schneidet dem Pferde drei Büschel Haare aus der Weiche, drückt dieselben in ein Stückchen Brot und gibt es dem Tiere zu fressen. Dann führt man es aus dem Stalle in den Hof dreimal im Kreise herum und wieder in den Stall zurück, indem man sagt: Im Namen Gottes führ ich dich herein, dass du sollst gesund und wohl sein.

6. Wenn der Bauer Schweine kauft, muss er sie rückwärts in den Stall führen, dann werden sie nicht beschrien.

7. Wenn die Schweine nicht fressen wollen, hilft folgendes Pulver:

½ Lot Tenum Krönum.
2 „ Aberwurzel.
2 „ Glaubersalz.
8 Löffel Buchenasche.

8. Wenn das Vieh das Blut nicht bekommt.

Man füttert am Karfreitage Eichenlaub, das noch am Baume war, doch muss es am Karfreitage geholt sein.

9. Dass ein Vieh nicht verwirft.

Wenn ein Vieh geführt worden ist, füttert man eine Handvoll Wintergrün, welches am Karfreitag geholt worden ist. Oder: Man nimmt drei Krötensteine und thut sie in die Ofenblase, woraus das Vieh getränkt wird. Diese Krötensteine sind überhaupt gegen jede Krankheit bei dem Viehe gut. Wenn sie in den Molkenstutz gehalten werden, bekommen die Schweine die Bräune nicht.

Digitized by Google

10. Wenn dem Vieh etwas angethan ist.

a. Man nimmt Brennessel-, Taubnessel- und Natternesselwurzel, pocht dieselben mit einem Steine breit, streicht dann das Vieh dreimal damit im Namen Gottes vom Maule bis zur Schwanzwurzel und wirft die Wurzeln dann hinter sich weg.

b. Abt und Äbtin, Drach und Drachin, Zauberer und Zauberin, du sollst stille stehn, du sollst zu Gott deines Herrn Gebote gehn, du sollst mir mein Vieh weiden im Stall und auf dem Felde, auf der Haid' und Weid' bis der h. Ritter St. Georg vorüberreit'; das verbiete ich dir bei dem lebendigen Gott, dazu helfe mir Gott! †††

11. Wenn dem Viehe der Nutzen genommen ist.

Man kauft einen Topf, einen Brief Stecknadeln und ein Restchen Nadeln. Die Nadeln werden in den Topf gethan und morgens, mittags und abends von einem jeden Stück Vieh etwas Milch; die Hausfrau muss auch um die erwähnte Zeit ihre Notdurft in den Topf machen. Dann wird er an das Feuer gesetzt und kocht so lange, bis er fast eingekocht ist. Des Abends nach Sonnenuntergang wird er stillschweigend in das fliessende Wasser getragen. Denselben Tag darf nichts aus dem Hause verborgt werden.

12. Um das Vieh gegen Hexerei zu schützen thut man gut, einen Besen unter der Schwelle des Stalles zu vergraben oder über der Stallthüre Besenruten anzubringen, doch müssen dieselben regelmässig vor der Walpurgisnacht erneuert werden.

Fortsetzung folgt.

Ein Feuersegen. (Aus Zeitz.)

Von

A. Pick — Erfurt.

In der ersten Auflage von Jacob Grimms „Deutscher Mythologie" (Göttingen 1835) sind zugleich mit anderen „Beschwörungen" anhangsweise drei „Feuersegen" mitgeteilt; keiner von denselben stimmt jedoch vollständig mit dem beigehenden überein. Die Niederschrift desselben erfolgte am 22. März 1811 durch eine des Schreibens wenig kundige Frau aus dem Bauernstande; der Text muss ihr nur aus dem Gedächtnis zu Gebote gestanden haben, wie aus dem ganzen Stil und auch aus einer von mir unten nachgewiesenen inhaltlichen Ungenauigkeit hervorgeht. Originell ist die Zurückführung des Feuersegens auf eine Zigeunerin und andererseits die Heranziehung des Namens Virgil.

Digitized by Google

Das Feuer wird, ganz nach der Auffassung bei Grimm a. a. O., S. 340 als lebendes Wesen angeredet, wobei die mittelhochdeutsche Imperativform bis, welche allerdings auch noch im 18. Jahrhundert lebendig war, zu bemerken ist. — Die Aufforderung: „(Ich gebiete dier das,) *du wollest stille stehn, so wahr als Christus stille stundt am Jordan, da ihn Johannis däufete*", ist wohl zu ändern in: „*du wollest stille stehn, so wahr als der Jordan stille stundt, da Johannes den h. Christ däufete.*" Diese Vermutung kommt mir aus einer von Jacob Grimm (a. a. O., S. CXXXII—CXXXIII, No. VIII) ebenfalls mitgeteilten „Besprechung" des rinnenden Blutes:

dâ wart er getoufet von Johanne
in demo Jordâne,
duo verstuont der Jordânis flus
unt der sîn runst.
alsô *verstant dû bluotrinna*
durch des heiligen Christes minna,
dû verstant an der nôte
alsô der Jordan tâte
duo der guote Sce Johannes
den heiligen Christ toufta."

Die weitere Beschwörung: „Du wollest legen deine Flamme, so war als die Jungfrau Maria ihr Jung Frauschaft behalten" etc. ist mit dem Inhalte des von Grimm unter XXV^b wiedergegebenen „anderen Feuersegens" identisch: „behalt dein funk und flammen, wie Maria ir jungfrauschaft und er behalten hat vor allen mannen." —

Um das Gewissen über den Gebrauch eines an heidnische Sprüche erinnernden Zaubersegens zu beruhigen, ist schliesslich von einer frommen Seele an letzteren ein Gebet zu Gott, worin die Barmherzigkeit desselben angerufen wird, angehängt worden.

Feuer Segen.

Ein geistlicher und abbrobierter Feuer Segen. Welcher von eine wohlerfahrenen Ziegeinei (Zigeunerin?) mid Nahmen Juli virgili genant und der Namdag gegeben worden (?). *Bis wilkom o Feuer Gast greift nicht weider den du hast,* dass gebite ich dier Feuer im Nahmen Gottes des Vaters † der mich erschaffen hat, des Sohnes † der mich erlöset hat, und des Heiligen Geistes † der mich geheiliget hat, *ich gebiete dier das du wollest stille stehn so wahr als Christus stille stundt am Jordan, da ihn Johannis däufete, den heiligen Mann,* das gebiete ich dir Feuer im Nahmen Gottes des Vatters † und des Sohnes † und des heiligen Geistes † — Feuer ich gebiete dir bey gottes nahmen und kraft, *das du wollest legen deine Flamme, so war als die Jungfrau Maria ihr Jung Frauschaft behalten hat vor allen Jungesellen und Männern, ich gebiette dir bey der*

Digitized by Google

Flamme deines blut, das gebiete ich Feuer im Nahmen Gottes des vatters † des Sohnes † und des Heiligen Geistes † bey Christi Nahmen das gebiette ich dir Feuer im nahmen Gottes des vaders † und des Sohnes † und des Heiligen Geistes † amen.

Heiliger Gott Heiliger Starcker Gott Heiliger unsterblicher Gott erbarme dich unser sey uns gnadig und barmherzig verschone unser o Herr Gott,

ver nun diesen Seegen im Hausse hatt da kann veder Donner noch Feuer Hager (Hagel?) noch Gespenster nimmer keinen Schaten zufügen und ver diesen Seegen aus andacht bey sich trägt der wird vor Feuer und Wasser, bewahret werden, vor Donner bewahret und aller Gefahr mit Gottes Hülfe wohlverwahret sein ist brobiret, dieser Seegen ist auch gut vor die bersonen welche mit den Fieber behaftet sein diesen Seegen 9 tage an den Halse tragen so wird das Fieber verlassen und nicht mehr vider kommen.

Geschrieben den 22. Märtz 1811.

Carolina Sophia Kundmann.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Mohammedanische Studien von Ignaz Goldzicher. I. Teil. Halle a./S. Max Niemeyer. 1889.

Der Verfasser des Werkes ist allen Freunden der Forschung besonders durch sein Werk: „Der Mythos bei den Hebräern" zu wohl bekannt, um nicht die Erwartung, dass auch das vorliegende Werk seine grosse Bedeutung haben wird, als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Dass diese Erwartung nicht getrogen, wird jeder gern bestätigen, welcher dieses Buch in die Hand genommen.

Machen wir uns zunächst mit seinem Inhalt bekannt, so finden wir ausser dem Vorwort die Kapitel Muruwwa und Dîn, das arabische Stämmewen und den Islam, *'A*rab und *'Aǵ*am, die Schu'ûbija, die Schu'ûbija und ihre Bekundung in der Wissenschaft: a. Genealogie, b. Sprachgelehrsamkeit — sodann in den Excursen und Anmerkungen: Was ist unter Al-ǵâhilija zu verstehen? Über Totenverehrung im Heidentum und Islam, Heidnischer und mohammedanischer Sprachgebrauch, Der Gebrauch der Vunya als Ehrenbezeigung, Schwarze und Weisse, Traditionen über Türken, Arabisierte Perser als arabische Dichter. Index.

Abgesehen von der allgemeinen Teilnahme, welche die einzelnen Abschnitte des trefflichen Werkes zu beanspruchen das Recht haben, mögen als solche, welche die besondere Aufmerksamkeit jedes Freundes der Volkskunde beanspruchen, besonders die Kapitel hervorgehoben werden: „Das arabische Stämmewesen und der Islam", Über Totenverehrung im Heidentum und im Islam", Traditionen über Türken" und auch „Arabisierte Perser als arabische Dichter."

Es ist freilich ein neues, weites Gebiet, welches sich mit diesem Werke uns erschliesst, und wohl mag der Ruf vor dem „Zuviel" als ein berechtigter erscheinen, wenn wir durch das Zuviel zu Ungründlichkeit verführt werden, aber es muss doch auch die Berechtigung zu jener Forderung anerkannt werden, dass, wer sich mit der Volkskunde eingehend zu beschäftigen beabsichtigt, eben auch die Pflicht hat, sich mit den hier einschlagenden Leistungen der und über die Semiten bekannt zu machen, sei es auch nur um sich vor der Überschätzung der arischen Welt zu bewahren; eben die Bibel wie der Koran, die Werke eines Ewald, Baudissin, Goldzicher dürfen mit Rücksicht hierauf in der Bibliothek niemandes fehlen, der es mit der Volkskunde ernst meint. Hoffen wir dafur aber auch, dass unsere Orientalisten und Semiten das Ihre thun werden, um diese Gedan-

**

Digitized by Google

kenwelt und diejenige ihrer Magen und Sippen zu erschliessen, statt ihre Kräfte in Arbeiten zu verzehren, welche ihnen weniger geläufig und bekannt sind.

Edm. Veckenstedt.

Sixty Folk-Tales from Exclusively Slavonic Sources. Translated with Brief Introductions and Notes, by A. H. Wratislaw, M. A. London: Elliot Stock 62. Paternoster Row, E. C. 1889.

Die 60 Volksmärchen, welche das Buch in der englischen Übersetzung darbietet, sind dem Werke von K. J. Erben, Citanka entnommen, welches im Jahre 1865 erschienen ist und dazu bestimmt war, die slavischen Bewohner Böhmens mit den verschiedenen slavischen Sprachen bez. Dialekten bekannt zu machen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die slavische Welt für die Forschung der westländischen Völker Europas bisher zu wenig in ihrer Bedeutung für dieselbe erkannt ist, und wir können England nur dazu Glück wünschen, dass es in dieser Beziehung auf den Bahnen von Ralston, den ein zu früher Tod uns entrissen hat, weiter wandelt. Aber mit Übernahme des Amtes von Ralston hätte Wratislaw sich auch dessen Pflichten bewusst sein sollen, die Forschung in ihrem ganzen Umfange aufzunehmen, oder nur den Text des Erbenschen Buches zu geben. Das hat nun der Verfasser nicht gethan; dem Einfluss des Zauberwortes „Vergleichende Mythologie" hat auch er sich nicht zu entziehen vermocht und deshalb der Forschung im eigentlichen Sinne die nötige Aufmerksamkeit nicht angedeihen lassen. Dafür einige Belege. Ist sicher der letzte Zweck alles Wissens das Erkennen, so muss dies auch mit bezug auf Sage und Märchen dahin erläutert werden, dass die Deutung derselben die letzte Aufgabe in dieser Beziehung genannt werden muss. Nun haben wir aber schon bei der Deutung der Sagen so unendlich viel Fehlschläge zu verzeichnen, dass der Märchendeuter bei dem Wesen seines Stoffes die Mahnung zu doppelter Vorsicht nicht aus dem Auge verlieren sollte: deshalb wird ein vorsichtiger Märchendeuter sich erst in der Märchengruppe heimisch machen, aus welcher er sich eine Erzählung zur Deutung heraussucht, um nach Prüfung und Darlegung aller hineinschlagenden Verhältnisse dann zur Deutung selbst überzugehen.

Der Verfasser des anzuzeigenden Buches wandelt diesen Weg nicht, ist dafür aber stets mit einer Deutung zur Hand, sei es, dass er das betreffende Märchen in einen „Naturmythus" auflöst oder in eine „allegorische Wissenschaft der Natur." Zieht Wratislaw zu dem Märchen No. 9: „Die vier Brüder", die Erzählung bei Grimm: „Die vier kunstreichen Brüder" heran, bietet unser Verfasser die Deutung, dass das Märchen mit dem Ceres- und Proserpina-Kreis Zusammenhang hat — nur verliert in demselben nicht die Mutter die Tochter, sondern der Vater — auch auf ganz andere Weise als im alten Mythus — doch dergleichen nicht zu beachten ist eben eine der Eigenschaften von verschiedenen unserer vergleichenden Mythologen, welche mit der Sonne als Mond ebenso leicht fertig zu werden wissen,

Digitized by Google

wie mit dem Mond als Sonne — so werden wir uns nun auch nicht wundern, dass er das Wesen der vier Brüder so deutet, dass der Schuhflicker der Frühling ist, der Dieb der Sommer, der Jäger der Herbst, der Sterngucker der Winter — höchstens würde es uns in Verwunderung setzen können, dass die ehrsame Zunft der Flickschuster oder die unehrsame der Diebe Herrn Wratislaw ob solcher Verherrlichung ihres Selbst durch die angeführte Ideenverbindung ihn noch nicht zum Ehrenmitglied besagter Zünfte gemacht.

Allein zur Litteratur des behandelten Märchens im deutschen Gewande führen die Brüder Grimm als verwandt an No. 124 ihrer Sammlung, das italienische des Pentamerone 5, 7, bei Mortini 80, bei Staparola 7, 5, ein ungarisches bei Stier, S. 61, ein russisches bei Dieterich No. 3 u. s. w.

Versichert uns Wratislaw, dass die Slaven in der Lausitz in dem Grade von deutschem Gebiet umgeben sind, dass der wesentliche Gehalt ihrer Volksüberlieferung in den Dienst des Deutschen gezwängt ist, — das sagt Wratislaw noch 1888 — so schrieb doch Angelo de Gubernatis in der Nuova Antologia, Anno XV, S. 781, Roma 1880 mit bezug auf das Werk des Unterzeichneten: „Wendische Sagen, Märchen" u. s. w. Graz 1880: di tutti gli altri Vendi (ausser in Burg) sia di quelli che parlano più il tedesco, sia di quelle che conservano ancora il loro antico dialetto slavo, il Veckenstédt ha seguito diligentemente i solchi tradizionali, di maniera che egli potè col suo volume recare a nostra cognizione un vero nuovo mondo mitologico; o più tosto egli esumò un olimpo che si credeva oramai interamente scomparso; dai frammenti ch' egli ci ha salvati si riconoscono alcuni degli antichi tipi di numi slavi, e non sarà un piccolo merito per lui l'avere fornito agli studi mitologici un nuovo e così precioso elemento comparativo.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, nach welcher Seite allein hin das Buch Wratislaws unsere Beachtung verdient.

Edm. Veckenstedt.

Zur Bücherkunde.

Vorbemerkung. Der Unterzeichnete erlaubt sich auf einen für No. 6 der Tradition angekündigten Aufsatz von ihm hinzuweisen, welcher sich ausführlich mit Herrn Gaidoz und beiläufig mit seinem deutschen und polackischen Nothelfer beschäftigt.

Im übrigen gestattet sich der Unterzeichnete hier zu bemerken, dass Herr Gaidoz weder den Standpunkt des Unterzeichneten in der Mythen- und Sagenforschung versteht, da er ihm die historische Mythendeutung zuschreibt — hat Herr Gaidoz nie sich überlegt, was das griechische Wort *προσχματικῶς* besagt, nie bei Simrock gelesen, dass die historische Mythendeutung „die Götter zu Menschen macht", was denn doch der Unterzeichnete nie auch nur im Traum gethan? — noch auch, was die deutsche Philologie als ihre Aufgabe und ihr Wesen bezeichnet, wenn er in der Mai-Juni-Nummer behauptet, dass Deutschland die Reli-

Digitized by Google

gion der Griechen und Römer aus der Völkerpsychologie erklärt — und dabei überschüttet er die Philologie in Deutschland mit Lobeserhebungen — um die Gelehrten seines Vaterlandes mit argem Schmutz zu bewerfen, denn eben in dieser letzten Nummer seiner Zeitschrift lesen wir wörtlich: En tout cas, plus tard, quand le folk-lore de l'antiquité classique sera devenu banal dans la philologie allemande, de jeunes philologues français le découvriront: et ils s'empresseront d'en faire des thèses de doctorat que l'Académie Française couronnera avec solennité.

Das sind denn nun wohl die beleidigensten Worte, welche je aus dem Munde eines Menschen, sicherlich eines Franzosen, geflossen sind, um die Gelehrten der Académie Française, der eigenen Eitelkeit zu Liebe, in dem Ansehen der Welt zu vernichten.

Wir werden sehen, wie Frankreich die unheimliche Anschuldigung auf die Zukunft der Akademie aufnehmen wird. Im übrigen ist Gaidoz für uns fortan ein toter Mann.

Edm. Veckenstedt.

Bis zum 31. Mai 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23b.

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Nachträge zum Schwerttanz von J. J. Amman. Krummau in Böhmen. Sonder-Abdruck. Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, herausgegeben von Elias Steinmeyer. 24. Bd. Berlin 1890.

Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrhunderts, nebst einem Anhange, herausgegeben von Johannes Bolte. Abdruck aus den Acta Germanica I. 3. Berlin, Mayer und Müller 1890.

Die Historia septem Sapientum nach der Innsbrucker Handschrift v. J. 1342. Inaugural-Dissertation von Georg Buchner aus Salzburg. Erlangen 1889.

Die Gesta Romanorum nach der Innsbrucker Handschrift v. J. 1342 und zwei Münchener Handschriften. Inaugural-Dissertation von Wilhelm Dick aus Frankfurt a. M. Erlangen 1890.

Schildereien aus dem Egerland. Im Gau der Narisker. Von Alois John. 1888.

Neueste Litteratur des Egerlandes. Von Alois John. Inhalt: Geologische Schriften. Autochthone Poesie. Historische Schriften. Dialekt. Volkslied. Klima. Meteorologie Sanität. Volkswirtschaft. Museum. Archiv. Wissenschaftliche Zeitschrift. Sociologie.

Histoire du Traditionisme en Finlande. 1. Le Folklore Finnois par Kaarle Krohn, Professeur agrégé de Folk-Lore comparé. Extrait de la Tradition, tome IV. 1890. Paris 1890.

Die geographische Verbreitung einer nordischen Tiermärchenkette in Finnland, durch eine Karte erläutert von Kaarle Krohn. (Vorgetragen am 11. Mai 1889.) Fennia, IV., N. 4.

Nozze Menghini-Laurenti. Tre Canzoni Popolari Antiche Con Una Esortatione. XX. Aprile MDCCCXC.

Aus der Vergangenheit des ehemaligen Mainzischen Kirchendorfes Hochheim. Von Dr. Albert Pick. Sonder-Abdruck aus den Mitteilungen für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Erfurt 1889.

Die deutsche Lindenpoesie von Oberlehrer Emil Plaumann. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Danzig. Ostern 1890.

Die Historia Septem Sapientum nach der Innsbrucker Handschrift v. J. 1342. Nebst einer Untersuchung über die Quelle der Seuin Seages des Johne Rolland von Dalkeith. Von Georg Buchner. (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie, herausgegeben von Hermann Varnhagen. V. Heft. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1889.

Digitized by Google

Nyare Bidrag till kännedom om de Svenska Landsmalen ock Svenskit Folklift. Tidskrift utgifven på Uppdrag af Landsmåls föreningarna i Uppsala, Helsingfors ock Lund. Genom J. A. Lundell. 39: d. h. 1890. **A.** Innehåll: G. Billing, Åsbomålets ljudlära (med karta). 40: d. h. 1890. **B.** Innehåll: S. Thomasson, Visor upptecknade i kyrkhults socken i Bleking. L. T. Renvall, Åländsk folktro, skrock ock trolldom. S. Öberg, Några bilder från Härjedalens fäbodar.

Harzer Monatshefte. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen a/H. 1890. Heft 5. Ide. Nr. 8. Zum 1. Mai: Touristenwege am Südharze. Die Stiftskirche St. Cyriaci in Gernrode. Zur Volkskunde des Harzes. Der Maigraf. Einige Bemerkungen zu der Goslarer Versammlung. Aus dem Vereinsleben. Das Fräulein von Hoym. Ein Traum des Brockens. Bücherschau.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'histoire et de philologie. Direction M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 3e Année. N. 3. Mars 1890. Sommaire: Comptes rendus. S. Portius, Grammatica linguae Graecae vulgaris (J. Flament). — Lecoy de la Marche, La Chaise française au Moyen Age. — Le treizième siècle littéraire et scientifique (E. Maret). — A. Gasté, Les insurrections populaires en Basse Normandie au XVIe siècle (L. J.). — L. Wirth, Die Oster- und Passionsspiele bis zum XVI. Jahrhundert (M. W.) — Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayern (E. M.) — W. Grimm, Die deutsche Heldensage (X.). — Périodiques: Revues historiques de provinces allemandes II (E. Marckwald, Von der Nahmer.). — Philologie anglaise (O. Orth). — N. 4. Avril 1890. Sommaire: Comptes rendus. S. Portius, Grammatica linguae Graecae vulgaris (J. Flament). — Voigt, Egbert von Lüttich (G. Kurth). — Erlanger Beiträge zur englischen Philologie, I—VI (H. Logemann). — Faligan, La Légende de Faust (E. M.). — Chronique bibliographique. — Périodiques: France, Numismatique (M. Prou). — Droit et économie politique (G. Platon).

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Quatrième Livraison. Avril. I. Romans, Contes et Nouvelles, par M. Firmin Boissin. II. Ouvrages Récents sur la Science Sociale, L'économie politique et le Socialisme, par M. Claudio Jannet. III. Comptes rendus. Théologie, Jurisprudence, Sciences, Belles-Lettres, Histoire. — IV. Bulletin. — V. Chronique. — VI. Questions et Réponses. — Cinquième Livraison. Mai. I. Lettre de Mademoiselle Darboy. — II. Philosophie, par M. Léonce Conture. — III. Histoire de L'Enseignement, par M. A. Silvy. — IV. Comptes rendus: Théologie, Jurisprudence, Sciences, Belles-Lettres, Histoire, Bulletin; Chronique.

Rassegna di Litteratura popolare et dialettale. diretta da M. Menghini. A. Parisotti. F. Sabatini. Anno I. N. 2—3. Febbraio-Marzo 1890. Sommario. — Sabatini: Diario delle città di Roma di S. Infessura, publicato da O. Pommasini. — Gianninà, G. Racconti popolari, raccolti da J. Nieri. — Menghini M. Japanese Fairy Tales. — Sabatini F. Sonetti romaneschi di B. Micheli, pubblicati da E. Celani. — Bollettino Bibliografico: Le Roman des Proverbes en action, di G. Demarteau. — Un monte di Pilato in Italia, nota di A. Graf. — Il ciarlatano, cicalata di G. G. Belli. — Frunnelle' e rosa, poesie di P. Cinquegrana. — L'innamorati. sonetti di J. Eberspacher. — Er mago di Bborgo. — Varieta: A proposito del Peregrinaggio di tre giovani figliuli del re Serendippo. G. Rua. — Spoglio de' Periodici (1889) Archivio per lo studio delle tradizioni popolari. Journ. of the Gypsy Lore Society. Mélusine. Revue de philol. franç. et prov. Variétés bibliographiques. Volkskunde. Zeitschrift für Volkskunde. Notizie. — Annunzi.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Directions MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. V. 4e Année (N. 38) Mai 1890. Le Folklore de la Belgique I. A. Harou. II. Hymne antique. E. Blémont. III. L'Ane dans les Proverbes Provencaux. J. Brunet. IV. Le Folklore en Angleterre V. Thomas Davidson. V. La Suite en Egypte. Chanson picarde. G. Carnoy. VI. Le Sabre de Roland. J. Plantaris. VII. Les Rites du Mariage. J. H. Carnoy. VIII. Palladiums et Talismans des Cités. H. J. Nicolaïdès. IX. L'Aluseralhe a lou Coucou. J. Salles. X. Le Folklore Polonais. H. (1re Partie.) M. de Zmigrodzki. XI. Acousmates et Chasses fantastiques. H. C. d. Warloy. XII. Les Consiles et les Synodes de M. Fr. Ortoli. E. Blémont. XIII. Futura et la Légende du Faust, de M. A. Vacqueric. XV. L'heure enchantée, de M. G. Vicaire. XVI. Bibliographie.

Digitized by Google

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang. 5e Aflevering. Inhoud. Onze Vlaamsche Componisten: Ofte Liedjeszangers, door Pol de Mont. III. Vervolg. — Vertelsels: Van drie Gebroeders. Boekbeoordeling: L. J. B. Bérengerer-Férard. — Contes populaires des Provençaux de l'Antiquité et du Moyen-Age. (Aug. Gittée.) Vragen en Aanteekeningen.

Zeitschrift für deutsche Philologie. Begründet von Julius Zacher, herausgegeben von Hugo Gehring und Oskar Erdmann. 23. Bd. Heft 1. Halle 1890. Inhalt: Über die poetische Verwertung der Natur und ihrer Erscheinungen in den Vagantenliedern und im deutschen Minnesang. Von K. Marold. — Die Jerusalemfahrt des Herzogs Friedrich von Österreich. Ein mittelhochdeutsches Gedicht. Von R. Röhricht. — Über eine Conjectur in der neuen Lutherausgabe. Von O. Erdmann. — Gerstenbergs Briefe an Nicolai nebst einer Antwort Nicolais. Von R. M. Wener. — Die Entstehung des zweiten Teiles von Goethes Faust, insbesondere der klassischen Walpurgisnacht, nach den neuesten Mitteilungen. Von H. Düntzer. Zur Topographie der Fastnachtsspiele. Von H. Holstein. Zum Einfluss Kloppstocks auf Goethe. Von O. Erdmann. Litteratur und Miscellen.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. 7e Année. Mai 1890. N. 2. Paris: A. Laisney, 6, rue de la Sorbonne. 1890.

Mélusine. Revue de Mythologie, Littérature populaire, Traditions et Usages. Dirigée par H. Gaidoz. Tome V. No. 3. Mai—Juin 1890.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 10. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Über den Geisterglauben und seinen Einfluss auf die religiosen Vorstellungen der Germanen. Von C. Rademacher — Köln . . 369
Der starke Hans. Eine Reihe mythischer Volksdichtungen von Theodor Vernaleken — Graz 382
Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. Gesammelt und mitgeteilt von Else Priefer — Sommerfeld 385
Albanesische Lieder. Von E. Mitkos — Beni-Suef. Deutsch von J. U. Jarnik — Prag 386
Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald. Von J. J. Ammann — Krummau 388
Bücherbesprechungen von Edm. Veckenstedt — Halle a/S. und N. Conr. Kindberg — Ninköping:
Das Nibelungenlied. Übertragen und herausgegeben von Dr. Gustav Legerlotz. Direktor des kgl. Gymnasiums zu Salzwedel. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing . . 402
Harzsagen. Sagen und Geschichten von Carola Freiin von Eynatten. Weimar. Verlag von Jüngst & Comp. 1889 . . . 402
Scelta di Curiosità Letterarie inedite o rare dal Secolo XIII al XVII in appendice alla Collezione di Opere inedite o rare diretta da Giosuè Carducci. Psiche Poemetto e l'Ozio Sepolto, l'Oresta e l'Olimpia Drammi di Francesco Bracciolini dell' Api con Prefazione e con Saggio sull' Origine delle Novelle Popolari di Mario Menghini. In Bologna, Presso Romagnoli-dall' Acqua. Via Toschi, 16-A. 1889 403
Il Volgo di Roma. Raccolta di Tradizioni e Costumanze Popolari a cura di Francesco Sabatini. 1. Gaetanaccio, memorie per servire alla storia dei burattini, raccolte da F. Chiappini. 2. La lirica nei canti popolari romani, appunti critici di F. Sabatini. 3. Le melodie popolari romane, studio di A. Parisotti. 4. Canzoni popolari romane, illustrate da M. Menghini. Roma, Ermanno Loescher & Co. 1890 403
Die Luxemburger in der Neuen Welt. Beiträge zur Geschichte der Luxemburger, verbunden mit Ratschlägen für Luxemburger Auswanderer und einer Karte der Vereinigten Staaten mit den Luxemburger Ansiedelungen. Festschrift gelegentlich der fünfzigjährigen Unabhängigkeit des Grossherzogtums Luxemburg. Von Ns. Gonner, Redakteur der Luxemburger Gazette, Mitglied des Königl. Grossherzogl. Luxemburger Instituts der Wissenschaften, Abteilung für Geschichte. Dubuque, Jowa. Druck der Luxemburger Gazette. 1889 404
Der Verein zur Förderung des nordischen Museums. 1888. Mitteilungen von Arthur Hazelius herausgegeben. Stockholm 1890 404
Die Sprache der Olympo-Walachen, nebst einer Einleitueg uber Land und Leute von Dr. Gustav Weigand. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1888 406
Zur Bücherkunde 406

Über den Geisterglauben und seinen Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Germanen.

Von

C. RADEMACHER — KÖLN.

Es ist ein auf der Welt allgemein geltendes Gesetz, sowohl für den Menschen, wie für alles übrige Irdische, dass alles von dem Kleinsten, Einfachsten ausgehend erst allmählich zu etwas Grösserem, Vollkommenerem sich entfalten kann. Aus den bescheidensten Anfängen heraus hat sich aller Kulturfortschritt der Menschheit entwickelt, sowohl in technischer, wie in geistiger Hinsicht. So muss demgemäss auch die Unsterblichkeitslehre aus den einfachsten, natürlichsten Grundgedanken sich weiter entwickelt haben.

Wenn auch bei den verschiedensten Völkern Änderungen in der Entwicklung und Weiterbildung nicht ausbleiben konnten, so tritt uns doch die Unsterblichkeitslehre im allgemeinen, überall von denselben Grundgedanken ausgehend, stetig sich vertiefend und vergeistigend entgegen.

In Urzeiten konnte die Unterscheidung von Körper und Seele nicht gemacht werden, darum wurde das Weiterleben ein, wenn auch unsichtbares, Fortbestehen des Körpers zunächst auf der Begräbnisstätte. Dieses Weiterleben konnte jedoch nur so lange dauern, wie der Körper selbst bestand, daher die Sorge der Menschen, den Leichnam oder dessen Überreste möglichst lange vor der gänzlichen Vernichtung zu schützen, eine Thatsache, die wir bei den verschiedensten Kulturvölkern der Erde bestätigt finden. Ganz in ähnlicher Weise wie der lebende Mensch, besteht also der tote, unsichtbare Mensch (Geist, Dämon) fort, und in diesem Glauben liegt die Erklärung der Thatsache von der überaus grossen Wichtigkeit der Begräbnisstätten.

Mit der Vorstellung von diesem Weiterleben war für die Menschen jenes Kulturzustandes ein Gefühl der Furcht keineswegs verbunden, denn da der lebende Mensch in der Regel keine Furcht einflösste, konnte der Gestorbene es ebenfalls nicht. Im Gegenteil, jene kindliche Stufe der Weiterentwicklung der Unsterblichkeitslehre liess die Gestorbenen, die Geister, Anteil nehmen an den Freuden und Vergnügungen der Lebenden, liess die Geister alles hören und mitverrichten, was die Menschen auf der Begräbnisstätte unternahmen, liess sie sogar mitgeniessen an den dort gehaltenen Mahlzeiten. Darum musste die Begräbnisstätte der Ort werden, wo man vorzugsweise gern verweilte. Darum baute man in Urzeiten das Haus auf dem Grabe eines Familiengliedes, darum wurden Be-

Digitized by Google

gräbnisstätten die Stätten des Gerichtes, der allgemeinen Versammlungen, darum wurden Begräbnisstätten Kultorte.

In einem besonderen Abschnitte werde ich die Entwicklung der Begräbnisstätten nach diesen Richtungen hin besonders auseinanderzusetzen suchen mit Rücksicht auf noch bestehende Sitten und Gebräuche.

Wenden wir uns nun zu den Resultaten, welche der Glaube an ein solches Weiterleben naturgemäss mit sich führen musste.

Wie schon gesagt, teilte man den Geistern dieselben Eigenschaften und Neigungen zu, wie den Lebenden, und da manches Ungemach, manches Unerwünschte die Menschen traf, dessen Ursache ihnen verborgen war, so kam man bald zu der Annahme, an all diesem Bösen sind die Geister schuld, all dieses Unglück ist ein Werk der Geister. Wie kommen nun aber die Geister dazu, Unglück und Ungemach über die Menschen zu verhängen? Der Mensch muss durch irgend eine Handlung den Geist erzürnt haben. Ganz aus dem wirklichen Leben war diese Vorstellung auf eine übersinnliche Welt angewandt, denn auch der Mensch hat ja zu allen Zeiten durch Handlungen, Worte den Zorn und den Hass anderer Menschen erregt. So schuf denn das Volk für die Geister einen Kreis von Pflichten, welche die Lebenden strenge innehalten müssen und die Pflichtverletzung ist der Grund der ursprünglichsten Machtäusserungen der Geister. Je sesshafter die Menschen wurden, je mehr sie auf ihr eigenes Leben und auf alles, was mit diesem im Zusammenhang stand, achtgaben, desto mehr Unbegreifliches gewahrten sie. Die Folge davon war, dass der Kreis der Pflichten gegen die Geister sich immer mehr vergrösserte, demgemäss auch die Macht derselben, denn je mehr Pflichten man zu erfüllen hat, desto mehr Übertretungen finden statt.

Dies ist der Ursprung so vieler geheimnisvoller Handlungen, deren Anklänge noch vielfach heutzutage fortleben.

Die Entwicklung dieser Vorstellung ist hierbei nicht stehen geblieben. Allmählich kam man dazu, auch die Pflichten der Menschen gegen einander durch die Geister zu heiligen, d. h. die Pflichten der Menschen gegen einander als gleich zu betrachten den Pflichten der Menschen gegen die Geister. So wurden die Geister Hüter der Pflichten der Menschen gegen einander. Freilich ist in der ersten Zeit immer durch irgend eine Handlung, durch irgend ein Symbol könnte man sagen, die Pflicht gegen einen Menschen oder eine Gesamtheit in eine Pflicht gegen die Geister umgewandelt worden. So fanden Eigentumsübertragungen auf der Malstätte, der alten Begräbnisstätte statt, ebenso der Schwur und die Vermählung. Verletzte nun ein Mensch die im Beisein der Geister durch irgend ein Symbol übernommene Pflicht, hatte er eine Pflicht gegen die Geister verletzt und deren Strafe zu fürchten. Das Symbol war das äussere Zeichen für den Anteil der Geister an der betreffenden Handlung.

Auf diese Weise konnte der Geisterglaube das werden, was er geworden ist, die mächtige Triebfeder zur Entwicklung eines Volkes aus dem Urzustande zu sittlicheren Anschauungen. Der Geisterglaube lehrte durch die Furcht die Menschen jenes Kulturzustandes das Rechte thun. Die mit Recht so sehr gerühmte altgermanische Treue verdankt ebenfalls dieser Auffassung ihr Entstehen, da ja auf den Malstätten der Schwur geleistet

Digitized by Google

wurde und die Geister den Treubruch als eine Pflichtverletzung gegen sie ansahen. Als dann später das sittliche Bewusstsein stärker wurde, blieb die Treue auch ohne jene Furcht vor den Geistern.

Nachdem auf diese Weise die Geister eine grosse Machtvollkommenheit erlangt hatten, deren Äusserungen man durch Pflichterfüllung von sich abhalten konnte, schuf der alles zu beherrschen trachtende Mensch Mittel, sich die Macht der Geister dienstbar zu machen. Da es aber auf der Hand lag, dass nicht jeder Mensch nach seinem Willen ohne weiteres die Macht der Geister für seinen Zweck gebrauchen konnte, entwickelten sich gewisse, geheimnisvolle Handlungen, durch welche man jene Macht sich dienstbar zu machen glaubte. Schon bald wurden die wichtigsten solcher Handlungen von bestimmten Personen ausgeführt, in ihnen haben wir die Anfänge des Priestertums su suchen. So wurde der an der Begräbnisstätte haftende Geist der Schützer des Ortes, darum schützte der Tote, über dessen Grab das Haus errichtet war, dasselbe mit all seinen Bewohnern. Die dunkle Vorstellung hiervon ist lebendig geblieben, als lange schon der Herd kein Hügel über einem Grabe mehr war, ja noch immer bis in die neueste Zeit hinein lebte die Erinnerung an die alte Begräbnisstätte, an den Geist und seinen schützenden Einfluss in Gestalt des Glaubens an die segenbringenden Hausgeister fort. Mancher alte Brauch wird uns so, wie wir später sehen werden, erklärlich.

Die einmal festgewurzelte Anschauung, dass der Geist eines Menschen dem Orte, wo er weilt, Schutz bringt, führte in ihrer uns zwar grausam erscheinenden Durchführung zum gewaltsamen Töten eines Menschen, damit der Geist des Getöteten gezwungen werde, den betreffenden Ort, also seine Begräbnisstätte zu schützen. Hier stehen wir vor der Entstehung des Totenopfers. Alle Völker, auch die Germanen, haben dem Totenopfer in der Vorzeit gehuldigt. Tacitus hat uns die Beweise hierfür aufbewahrt. Derselbe Geschichtsschreiber berichtet uns von einem Vorgange auf der Insel Rügen. Dort seien nach dem fröhlichen Umzuge Wagen und Teppiche, auf denen das Götterbild geruht, und — wem es glaublich scheint, die Göttin selbst in einem verborgenen See gewaschen worden. Den Dienst hierbei hätten Sklaven verrichtet, welche sogleich jener See verschlungen. In diesem Vorgange haben wir die verdunkelte Thatsache zu sehen, die Geister der Erschlagenen und Getöteten zu Schützern der Stelle werden zu lassen. Dies ist auch der Gedanke, der dem Einmauern von Menschen zu Grunde gelegen hat, bei Erbauung besonders wichtiger Gebäulichkeiten. In der Sage lebte jene Handlungsweise noch bis in das späteste Mittelalter fort, und es wurde der Grund, weil unverstanden, örtlich verschieden umgebildet. Viele Forscher*) haben über das Einmauern von Menschen ein so umfangreiches Material zusammengetragen, dass die Thatsache selbst ausser allem Zweifel ist. In einer späteren Zeit kam man dazu, durch Tiere symbolisch die Menschen vertreten zu lassen, man nahm dazu Hunde,**) Katzen, Hähne. Warum gerade diese Tiere den Menschen ver-

*) Lippert führt folgende an: Grimm, Panzer, Rochholz, Stackerjan, Köhler, Bechstein.

) **Freytag: Verlorne Handschrift.

Digitized by Google

treten, liegt auf der Hand: es waren solche Tiere, welche Wächter-, also Schutzdienst den Menschen verrichteten. Besonders das Pferd, als heiliges Opfertier der Germanen, wurde als vorzügliches Schutzmittel angesehen. So heftete man Pferdeköpfe an die Bäume der Malstatt, an Hausgiebel, vergrub ein Hufeisen unter die Schwelle. Auch die bei den Fastnachtsfeierlichkeiten angeführten Bräuche der Verbrennung der Katze, des Umhertragens eines Hahnes, Huhnes oder Fuchses finden hierdurch ihre Erklärung. Das an seiner Stelle genau beschriebene und erklärte Verbrennen der Katze ist insofern besonders wichtig, weil wir in ihm ein zum Tieropfer abgeschwächtes Menschenopfer, also ein wirkliches Totenopfer, bis in die neueste Zeit fortleben sehen. Das Umhertragen des betreffenden Tieres ist eine Verkümmerung des Brauches.

Unser Grundsteinlegen ist der letzte kaum erkenntliche Überrest der alten Sitte des Einmauerns. Auch der Hahn auf den Kirchen verdankt der alten Anschauung sein Entstehen.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, wie schon die erste Entwicklung der Unsterblichkeitslehre wichtige Fortschritte für die Kultur überhaupt in sich schloss. Ein reich veranlagtes Volk kann aber nimmer auf dieser ersten Stufe beharren, niemals wird ihm der Glaube genügen, dass die Seele dort weilt, wo der Körper ruht, und dass an das Bestehen des Körpers die Fortdauer des Geistes gebunden ist. Auch in die germanische Unsterblichkeitslehre sind allmählich höhere Anschauungen eingedrungen. Nicht auf einmal sind diese edleren, geistigeren Anschauungen über die Fortdauer der Seele entstanden, sondern nach und nach. Zu der Zeit, in welcher die Germanen historisch auftreten, hatte der uralte Glaube wenigstens teilweise eine Veränderung erlitten auch in dem Glauben an die Unsterblichkeit. Für die Seelen der in der Schlacht gefallenen Helden nahm man einen besonderen, überirdischen Ort als gemeinsamen Aufenthaltsort an, Walhalla. Wir wissen, wie hoch die Germanen dieses Weiterleben in der Walhalla schätzten, da sie den Schlachtentod nicht fürchteten, sondern suchten. Ohne Trauer gedachten die Überlebenden der gefallenen Helden; war doch der Krieg die edelste Beschäftigung unserer Vorfahren; aus diesem Grunde liess man die toten Krieger dieses Vorzuges teilhaft werden, während im allgemeinen der ursprüngliche Glaube bestehen blieb.

Aber dies ist nicht alles, was wir von dem religiösen Entwicklungsstande der Germanen zur geschichtlichen Zeit wissen. Die Germanen hatten Götter, Göttinnen zu der Zeit, sie waren also zu Göttervorstellungen gekommen. Wie haben wir uns nun die Entstehung der Göttervorstellung zu denken? Stehen wir vor einer neuen, neben der Geistervorstellung selbständig aus einem ganz andern Urkeime sich entwickelnden Erscheinung? Oder aber, ist der Götterglaube nur die Krone, die edelste Frucht des Geisterglaubens? Etwas anderes ist nicht möglich.

Man glaubt, dass „Kausalitätsbedürfnis*) und Personifikationstrieb die beiden Faktoren sind, die bei allen Völkern die religiösen Vorstellungen ins Leben gerufen und gestaltet haben", schliesst also, dass der Mensch sofort im stande gewesen sein könne, „die Naturkräfte als persönliche,

*) Friedländer, Griechische Mythologie. (Deutsche Rundschau.)

Digitized by Google

willensmächtige, von menschlichen Trieben bestimmte Wesen", die aber doch höher geartet sein müssen, wie die Menschen, sich vorzustellen.

Gehen wir von der Annahme aus, dass der Mensch erst nach und nach im Laufe einer tausendjährigen Entwicklung zu dem geworden ist, was er ist, erblicken wir in allem auf der Welt eine fortschreitende Weiterentwicklung, so gestehen wir uns, dass der Urmensch nicht so einfach zu seinen religiösen Vorstellungen gelangen konnte. Der Schluss: die Naturkraft ist ein göttliches Wesen, ist nicht so ohne weiteres gemacht worden, denn es gehört dazu schon eine grosse Summe gewonnener Vorstellungen und Begriffe, die ein Volk auf der allerersten Stufe der Entwicklung nimmer besitzt. Der Begriff eines göttlichen Wesens, noch so roh und einfach gedacht, ist erst die Frucht bereits gewonnener geistiger Entwicklung, da er die Vorstellung eines in vielen Stücken dem lebenden Menschen gleichenden, in vielen Stücken jedoch ganz fremden Wesens in sich birgt. Und die Vorstellung dieser letzteren Eigenschaften, welche doch erst den Gottesbegriff bedingen, ist es, die der Mensch erst durch lange Verstandesthätigkeit gewinnen musste, die er nur gewinnen konnte aus dem Geisterglauben. Der Geisterglaube ist das Mittelglied zwischen Menschentum und Gottesbegriff.

Wir haben gefunden, wie die Menschen allmählich vom einfachsten Totenkult zur Geistervorstellung gelangten und so die Eigenschaften der Geister und ihre Machtvollkommenheit entstehen und sich fortentwickeln sehen. Nach und nach liess die thätige Phantasie des Volkes aus der Masse der Geister einige hervorragen, und diesen wurde allmählich ein gewaltigerer Wirkungskreis zugedacht wie den übrigen auf ihre Sphäre beschränkt bleibenden Geister. Bei den Geistern im allgemeinen musste ja schon nach einigen Generationen jede Individualität verschwinden, alle Gestorbenen wurden Geister mit denselben Fähigkeiten und Eigenschaften. In der Masse des Volkes verschwand ja auch die Individualität eines einzelnen, lebenden Menschen — früher sowohl, wie auch heutzutage — und nur einige wenige ragten aus der Masse der Mitlebenden weit empor, sei es, dass sie durch die Kraft ihres Körpers oder ihres Verstandes Thaten vollbrachten, die lange noch lebendig blieben, und die mit jeder dahinschwindenden Generation durch die schöpferische Volksphantasie grösser und grösser wurden. Solche Menschen wurden Helden, deren Thaten auch das Volk in der Urzeit weitererzählte.

Naturgemäss musste die Individualität der Geister dieser Menschen ebenso aus der Masse der Geister nachdrücklich hervorragen an Kraft und Macht. Je weiter nun das Erdenleben dieser Menschen zeitlich zurücktrat, desto grösser und umfangreicher wurde die Macht dieser Geister, und je mehr, je allgemeiner im Volke von einem solchen Menschen erzählt wurde, je mehr die Thaten, die er auf Erden schon verrichten konnte, wuchsen, desto mehr wuchs auch die Macht des Geistes, die zuerst nur an der Begräbnisstätte haftend gedacht wurde. Ferner und fremder stand in der Folge ein solcher Mensch dem Volke da.

Hier ist dann der Punkt, in dem das Kausalitätsbedürfnis des Menschen eingreifen konnte; in der allmählich von der Begräbnisstätte weg auf weitere Verhältnisse hin wirkenden Geistermacht, suchte und fand der Mensch

Digitized by Google

die Erklärung der wichtigen Naturkräfte, sie eben wurden nun Machtentfaltungen des einzelnen Geistes: das heisst, der Geisterbegriff wurde zum Gottesbegriff.

So wurde menschliche Thatkraft, menschliches Schaffen durch die Volksphantasie festgehalten und vergrössert, durch die Geistervorstellung mit transcendentalem Hauche überzogen, in Verbindung mit dem im Menschen ruhenden Kausalitätsbedürfnis die Quelle, aus der die Götter eines Volkes entstehen konnten. Menschen mit ihrem Wirken bilden gleichsam das Knochengerüst der Göttervorstellung, das Fleisch ist der Geisterglaube und den lebendigen Odem hauchte diesen Gebilden die Volksphantasie ein, die Volksphantasie und das Kausalitätsbedürfnis.

Es liegt auf der Hand, dass mit einmaligen Bildungen die menschliche Thätigkeit nach dieser Hinsicht nicht abgeschlossen sein konnte. Je weiter das Volk in der gesamten Kulturentwicklung fortschritt, eine desto höhere, geistigere Gestalt mussten die Götterbegriffe nach jeder Richtung annehmen. Wie jede höhere Kulturstufe fast feindselig auf die vorhergehende mit ihren roheren Begriffen zurückschaut, weil ein gegenseitiger Widerspruch vorhanden ist, so mussten auch die Göttergebilde einer weiter vorgeschrittenen Kulturstufe anders ausgestattet sein, wie die früheren, so viel anders, dass die neuen Gebilde den alten geradezu feindselig erscheinen. Das ist die Erklärung der Thatsache, dass die Phantasie des Volkes ihre Göttergebilde verschiedener Epochen in persönlichen Gegensatz zu einander bringen konnte. Aus diesem Gegensatz schuf das Volk die Feindschaft der „alten" und „neuen" Götter, dichtete Kämpfe hinzu, welche natürlich nur mit dem endlichen Siege der neueren Gottheiten endigen konnten, wie ja die höhere Kultur der niedrigeren folgt. Aus den verschiedensten Religionen können wir diese „Götterkämpfe" nachweisen. Griechen und Germanen haben sie besonders deutlich ausgeprägt. Auch in der jüdischen Religion treffen wir noch ihre Spur — der Kampf Lucifers mit Jehova.

In diesen Kämpfen der neueren Göttergebilde mit den älteren spiegelt sich auf einfach erhabene Weise das Ringen des Menschengeschlechtes nach Vollkommenheit.

Wie nun die neueren Göttergebilde die älteren verdrängen, d. h. besiegen müssen, so konnte es wohl geschehen, dass einem dichterischen, reich veranlagten Gemüte, welches die Summe der erreichten Kulturentwicklung in sich aufgenommen hatte, die unbewusste Ahnung aufdämmerte, auch für die gegenwärtigen Göttergebilde werde einstens die Zeit des Sturzes kommen, mit andern Worten, eine Zeit höherer Kultur und demgemäss auch neuer Gottesbegriffe. Auch diesen Gedanken finden wir bei den Religionen der verschiedensten Völker mehr oder weniger deutlich ausgeprägt, beim Judentum in der Vorstellung des kommenden Messias, beim Germanentum in der Vorstellung von der Götterdämmerung. Der Götterdämmerungsmythos ist also die dunkle Vorstellung einer neuen Weltauffassung mit neuen, besseren Gottesbegriffen. Da dem menschlichen Streben gemäss, immer nur Vollkommeneres Altes verdrängen kann, so musste die Götterdämmerung eine Zeit ruhig schönen Friedens, reiner Gesittung anbahnen, eine Zeit, in der die Erde selbst viel besser geworden, wie das die Edda ausdrückt:

Digitized by Google

Dann finden im Glanzgefild sich die Götter,
All Böses wird besser!

und Dann hebt sich die Erde zum andern Male
Im ewigen Grün aus dem Grunde der See.

Das Germanentum ahnt zugleich in der Götterdämmerung das Fallen aller Götter und das Emporsteigen eines einzigen, der Monotheismus ist ja die Weiterentwicklung des Polytheismus.

Die Edda deutet dies an:

Es kommt ein Richter zum Kreise der Rater,
Ein Starker von oben beendet den Streit;
Mit schlichtenden Schlüssen entscheidet er alles —
Bleiben soll ewig, was er gebot!

Wenn ein Volk nun einmal zum Götterbegriff gekommen ist, schafft es naturgemäss aus seiner Individualität heraus die Schöpfung der Welt. Völker, welche schon eine weitere Kulturentwicklung durchgemacht, also Göttervorstellungen wechseln und ändern gesehen, und die Vorstellung eines besseren Zeitalters in sich aufgenommen hatten, übertrugen naturgemäss die Vorstellung eines besseren Zeitalters auch auf die Schöpfungsgeschichte, und so finden wir bei vielen Kulturvölkern den Begriff eines goldenen, paradiesischen Zeitalters am Anfange der Dinge.

Wir sind in der Lage, den Prozess des allmählichen Herauswachsens der Menschen bez. der Geister zu Göttern noch auf einer Zwischenstufe zu verfolgen, auf der die Geister halb Menschen, halb Götter sind. Ich meine die Heroen oder Halbgötter, welche bei allen Kulturvölkern, so auch bei den Germanen nicht fehlen. Die Halbgötter sind eben solche Bildungen wie die Götter, nur unvollendet geblieben. Sie blieben unvollendet, weil ihr Entstehen in die Zeit eines Volkes fällt, in der es die Jugend allmählich abzustreifen beginnt und zu einem zeitlich begrenzten Volke heranwächst. Die Halbgötter bilden den Übergang der Sagenzeit zur Geschichte; wohl waren die alten Vorstellungen noch lebendig und thätig, wohl wuchsen die Menschen ganz in derselben Weise wie früher höher und höher hinaus, aber die schon thätige „Geschichte" liess sie nicht mehr ganz Götter werden, ihr wirkliches Leben auf der Erde war und blieb geschichtlich begrenzt, es blieb die Hauptsache.

Wenn ein Volk in diese Zeit seiner Entwicklung getreten ist, müssen die Götterbegriffe immer mehr vom Irdischen sich loslösen, und was das Kausalitätsbedürfnis zuerst nur mit hat entwickeln helfen, scheint nunmehr aus dem Kausalitätsprinzip hervorgegangen. Die Göttergebilde nähern sich der Personifikation der Naturkräfte. Aber auch auf diesem Standpunkte kann die Göttervorstellung nicht stehen bleiben. Der immer schärfer und kritischer urteilende Verstand muss endlich einmal zu dem Bewusstsein gelangen, dass die herrschenden Götter ureigentlich Menschengebilde seien. In dieser Zeit des Zweifels, der religiösen Zerfahrenheit bildet sich zuerst spontan der Monotheismus, der dann später zur allgemeinen Durchbildung gelangt. Hat ein Volk jedoch seine Lebenskraft schon erschöpft, so wird der Monotheismus nicht mehr allgemein zur Geltung kommen können, denn

Digitized by Google

das Volk ist auf dem Wege, geistig und körperlich zu Grunde zu gehen. Hieraus wird erklärlich, warum der politische Rückgang eines Volkes mit dem Überhandnehmen religiöser Zerfahrenheit Hand in Hand gehen muss, denn dieser ganze Zustand dokumentiert, dass die gesamte physische und geistige Nationalkraft nicht mehr im stande ist, den höheren religiösen Vorstellungen zu folgen, geschweige dieselben zu neuen lebenskräftigen Bildungen zu verarbeiten. (Griechen, Römer.)

Die Durchbildung der religiösen Vorstellungen zum Monotheismus kann aber auch nicht Frucht eigener Entwicklung sein, es kann ein Volk die höheren religiösen Vorstellungen eines andern Volkes für sich acceptieren und auf diese Weise zum Monotheismus gelangen. Und gerade ein solches Volk wird die höheren religiösen Vorstellungen mit frischem, kräftigen Hauche durchdringen können, dabei aber der neuen Religion den Stempel seines innersten Charakters aufdrücken. Das ist das Verhältnis des Germanentums zum Christentum.

Zu der Zeit, als das Christentum bei den Germanen anfing, Wurzel zu schlagen, näherten sich die Gottesbegriffe meistens der Personifikation der Naturkräfte; christliche und germanische Vorstellungen über das Weiterleben der Seele berührten sich.

Nach der Lehre des Christentums verlassen die Seelen der Verstorbenen die Erde und leben an einem überirdischen Orte weiter, der dem Lebenswandel des betreffenden Menschen entspricht. Ganz fremd waren diese Anschauungen den Germanen jener Zeit nicht mehr, da ja, wie vorhin gesagt wurde, das Germanentum in seinem eigenen, selbständigen Entwicklungsgang wenigstens für einen bevorzugten Teil von Seelen einen ausserhalb der Erde gedachten Aufenthaltsort annahm. In dieser Beziehung, und das ist sehr zu beachten, konnte also die Lehre des Christentums auf eine verwandte Vorstellung bei den Germanen fussen, weshalb dann auch das Christentum bei den höherstehenden Klassen, welche die Vorstellung von der Fortdauer der Seele in der Walhalla am besten in sich aufgenommen hatten, am ehesten Eingang fand. Der Einfluss jener hat dann hingereicht, allmählich den ganzen Prozess der Christianisierung zu beschleunigen. Aber die Masse des Volkes konnte nicht auf einmal die höheren, geistigeren Anschauungen des Christentums über die Fortdauer der Seele trotz des äusseren Christentums sich zu eigen machen; die Masse musste, was natürlich ist, an ihrem alten Glauben festhalten. Da aber dieser Glaube im entschiedenen Gegensatze zur christlichen Lehre stand, suchte das Volk, da es nun einmal die christliche Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode annehmen musste, durch einen Ausweg sich zu helfen. Dieser Ausweg bestand darin, dass man die Geister nach christlichem Glauben an einem überirdischen Orte weiterleben liess, doch so, dass sie an bestimmten Zeiten wieder einmal auf der Erde, am Begräbnisplatze weilen. Als solche Zeiten haben wir die dreizehn Nächte nach Weihnachten, die Walpurgisnacht, die Mainacht und — die Stunde von 12—1 jede Nacht, die „Geisterstunde". In all diesen Zeiten weilen, oder können weilen, die Geister der Gestorbenen wieder einmal in altgermanischer Weise auf der Erde, am Begräbnisplatze. Auf diese Weise wird uns so manche Sage, mancher Geisterspuk, manche Geistererscheinung aus dem Mittel-

Digitized by Google

alter bis in die neueste Zeit erklärlich, und wer das Landvolk kennt, weiss, wie viel auch noch heutzutage von dem uralten Glauben der Vorfahren zurückgeblieben ist.

Aber mit diesem Auswege, diesem Kompromiss der alten Vorstellungen mit den neuen blieb die Thätigkeit der Volksphantasie, den alten Glauben oder wenigstens die Erinnerung an ihn lebendig zu halten, nicht abgeschlossen. Da nämlich das Weilen der Geister auf der Erde, am Begräbnisplatze allmählich in der Volksvorstellung ein Ausnahmezustand wurde, musste bald für diesen Ausnahmezustand eine Ursache gebildet werden, und diese Ursache wurde Strafe für grosse auf der Erde nicht gesühnte Verbrechen. Der Geist eines Menschen, der während seiner Lebenszeit unbestraft Verbrechen begangen hat, er kann, wie das Volk sagt, im Grabe keine Ruhe finden, d. h. also, der Geist muss am Begräbnisorte weilen. Da dieser Zustand aber kein dauernder mehr sein konnte — das Christentum verbot es — war die Möglichkeit geschaffen, den Geist durch irgend eine That zu erlösen. Die Erlösung bestand also darin, dass der Geist die Erde verlassen durfte und im Jenseits weilen konnte. Der Geist hatte dann Ruhe.

Welche Rolle die Kirche bei diesen Erlösungen spielte, ist bekannt. Unzählig sind die Sagen, welche diese Vorstellung zum Inhalte haben. Auf die Frevelthaten gewaltthätiger Adeligen, auf die Unterdrückung der Witwen und Waisen, auf Grenzsteinverrückung setzte das Volk in der Regel jene Strafe.

Diese Vorstellung ist, wie bekannt, das ganze Mittelalter hindurch bis in die neueste Zeit lebendig geblieben. Heutzutage tritt oft genug jener Glaube zuweilen wieder auf. So habe ich selbst erlebt, dass nicht ein Mensch, sondern viele den Geist eines einsam auf einem Burghause wohnenden Mannes gesehen zu haben, allen Ernstes behauptet haben. Der Mann hatte zu seinen Lebzeiten die Armen ausgebeutet und auf ihre Kosten sich bereichert. Kaum war er gestorben, entstand das Gerücht, dass er umgehe, und viele haben mir seine Kleidung beschrieben.

In dem Vorhergehenden haben wir gefunden, wie durch den Einfluss des Christentums allmählich die Vorstellungen über das Weiterleben nach dem Tode sich änderten, wie jedoch die Erinnerung an den alten Glauben geschäftig war, Vorstellungen zu schaffen, die ihrer Wesenheit nach in dem Glauben der Germanen an das Weilerleben wurzelten. Wir müssen uns nun fragen, was dann aus all den frühern Gebilden, den mächtigen Geistern, wurde, deren Einfluss auf die ganze Kulturentwicklung ein so bedeutender gewesen ist, wir müssen uns fragen, was aus den germanischen Göttern wurde, denn es liegt auf der Hand dass die Erinnerung an all diese Vorstellungen mit der Annahme des Christentums keineswegs verschwinden konnte.

Da es dem Christentum unmöglich war, die alten Vorstellungen auf einmal zu verdrängen, suchte es vorläufig dieselben so umzubilden, dass sie der Lehre des Christentums nicht schnurstracks entgegenliefen. Den Glauben und die Erinnerung an die alten Geister vermochte das Christentum nicht zu vernichten. Wohl konnte es dafür sorgen, dass nun nicht mehr solche mächtige Geister entstanden, da von nun an ja die Seelen der Gestorbenen an einem überirdischen Orte weiterlebten, und zwar macht-

Digitized by Google

los, d. h. die Geister hatten nicht mehr die Kraft in das Leben der Menschen einzugreifen. Auch waren ebendarum die Seelen derjenigen Verstorbenen, die das Volk zur Strafe auf der Erde weilen liess, nicht mehr mächtig im Sinne der alten Geister, ging doch deren Streben danach, von den Menschen erlöst zu werden. Die Geister waren also von den Menschen gleichsam abhängig geworden. Weil das Christentum den Glauben an die alten Geister nicht verdrängen konnte, stellte es allmälich als eigentliches Element der Geister den bösen Einfluss derselben auf die Menschen hin, und anklingend an die christliche Lehre von den gefallenen Engeln, den bösen Geistern oder Teufeln, legte es nach und nach diesen Sinn dem altgermanischen Geisterglauben unter und nicht nur dem Geisterglauben, nein, auch dem Götterglauben. Letzterer konnte den Germanen auf einmal auch nicht weggenommen werden, und so sanken die germanischen Götter und Geister zu Teufeln herab. Schon die ersten Heidenbekehrer sprachen dies aus dadurch, dass sie z. B. das Hinsetzen der Speisen für die Geister als „Teufelswerk" erklärten.

Es mag sehr lange gedauert haben, ehe die Auffassung von dem nur bösen Einflusse der Geister und Götter, also deren gänzlicher Umgestaltung zu Teufeln, im Volke allgemein werden konnte. Immer und immer wieder musste die Erinnerung an den ehemaligen guten Einfluss lebendig werden. Sehr bezeichnend sind hierfür die Erzählungen des Heisterbacher Mönches Cäsarius, dem man gewiss keine bewusste Vorliebe für den altgermanischen Glauben nachsagen kann. Aber Cäsarius schrieb im Sinne und in der Auffassungsweise einer Zeit, die wohl jene äussere Umgestaltung der Geister und Götter zu Teufeln schon gänzlich durchgemacht hatte, in der aber noch manche Erinnerung an guten, wohlthätigen Einfluss der Geister lebendig war. So finden wir denn in den Schriften dieses Mönches oftmals Geister, die keineswegs den Menschen schaden, die diesen sogar gewogen sind, und man weiss nicht recht mit Cäsarius, was man von jenen Geistern, die doch auch Teufel sind, aber die Menschen gern haben, halten soll. Als ein Überrest aller Anschauung stehen jene Geister vor uns, und in ihrer Harmlosigkeit doch zu Teufeln gemacht, muten sie uns mit Rührung an.

Dieser Prozess hätte in naturgemässer Folge mit dem gänzlichen Verschwinden des alten Geisterglaubens endigen müssen, wenn das Volk zu einer höheren, allgemeineren Welterkenntnis sich hätte aufschwingen können. Weil aber die Menschheit noch für eine lange Zeit weit von dieser Erkenntnis entfernt war, finden wir den alten Geisterglauben durch fremde Einflüsse umgestaltet, noch zweimal in veränderter Form wieder aufleben und zwar nicht mehr als etwas der Kirche Feindliches, sondern als etwas von dieser selbst Anerkanntes.

Wir haben gefunden, dass der Urgermane sich die Geister als die thätige Ursache so vieler unverstandener Erscheinungen und Ereignisse dachte, und dass das Christentum einesteils der weiteren Vermehrung dieser Geister ein Ziel setzte, andernteils die Macht der alten Geister nur als eine teuflische weiterbestehen liess. Es gelang dem Christentume nicht sofort, die Menschheit daran zu gewöhnen, in Gott allein die wirkende Ursache der guten und günstigen Ereignisse zu suchen, das Volk kam

Digitized by Google

hingegen nach und nach dazu, die Heiligen an die Stelle der Geister zu setzen, den Heiligen alles Unerklärliche zuzuschreiben und von diesen persönliches Eingreifen in das einzelne Leben vorauszusetzen und zu erbitten. Eine welch ungeheure Ausdehnung der Wunderglaube gewonnen hatte, ist bekannt und es braucht hier nicht näher darauf hingewiesen zu werden. Der Grund zu dieser Entwicklung lag darin, dass auch das Christentum die Wunderkraft der Heiligen anerkannte, freilich in der Weise, dass sie in Gott die Ursache der Machtäusserungen erblickte.

In dem Wunderglauben jener Zeit finden wir manchen Zug, der deutlich auf den alten Geisterglauben hinweist. So sind es vorab die Überbleibsel, die Gebeine der Heiligen, denen wunderthätige Kraft zugeschrieben wurde, gerade wie in der Urzeit auch von dem Toten ein besonderer Schutz zu erwarten war, d. h. von dem an dem toten Körper haftenden Geiste. Wieder wurden die Begräbnisstätten jener aussergewöhnlichen Menschen Orte, an denen die Menschen gerne sich versammelten, wieder pilgern Tausende von Menschen zu solchen Begräbnisstätten — das waren jetzt Kirchen, in denen die Gebeine des Heiligen ruhten — weil man ganz analog dem Geisterglauben an dem Orte, wo die Gebeine sich befanden, am ehesten eine wunderthätige Handlung voraussetzte. Und wie früher die Menschen gerne auf der alten Begräbnisstätte ruhen mochten unter dem Schutze der alten Geister des Stammes, so finden wir nun die Menschen danach streben, in der Kirche selbst neben den Gebeinen irgend eines bevorzugten Toten die letzte Ruhestätte zu finden. Hatte die Kirche selbst doch dafür gesorgt, dass jedes Gotteshaus, auch das kleinste, ein Begräbnisort blieb bis in die neueste Zeit hinein, durch die in dem Altarsteine aufbewahrten Reliquien der Heiligen.

Es war natürlich, dass eine weiterfortschreitende Welterkenntnis den Wunderglauben wenigstens in seiner krassesten Form beseitigen musste. So finden wir denn auch, dass zu der Zeit, in welcher durch die Kenntnis der griechisch-römischen Kultur und ihrer Philosophie allmählich eine grössere Kenntnis der Natur anfing sich Bahn zu brechen, der Wunderglaube abnahm. Als die Zeit des nach und nach abnehmenden Wunderglaubens kann man das XIV. Jahrhundert bezeichnen.

Aber noch immer war mit dem Überstehen dieser Krisis der Strom des nachwirkenden Geisterglaubens nicht versiegt, ja, die neue Kenntnis der Zustände und Sitten des verlotterten alten römischen Kaiserreiches haben mitgewirkt, eine neue Krankheit der Menschheit zu erzeugen. Wenn wir diese seit dem XIV. Jahrhundert langsam sich anbahnende Krisis verfolgen, müssen wir gestehen, dass sie eine der stärksten und schrecklichsten gewesen ist, welche die Menschheit hat durchmachen müssen. Das ist der Hexenwahn. Wunderglaube und Hexenglaube stehen in logischem Zusammenhange; als der erstere schwand, entstand der letztere. Während der Wunderglaube harmloser Natur war, finden wir durch den Hexenwahn die Menschheit so tief erniedrigt, dass tausend und abertausend Menschen diesem Glauben zum Opfer fallen mussten.

Wie zur Zeit des herrschenden Wunderglaubens jedes Ereignis der Wirkung eines Heiligen zugeschrieben wurde, wie man hinter aussergewöhnlichen Thatsachen die persönliche Machtäusserung eines Heiligen

Digitized by Google

vermutete, so sah man zur Zeit des Hexenglaubens in allen schädlichen und auffallenden Erscheinungen der Hexen. Beim Geisterglauben unserer Ahnen fanden wir, dass die Geister der Toten Macht besitzen, dass sie den Menschen schaden und ihnen helfen können. Beim Wunderglauben hatte sich diese Vorstellung insoweit umgestaltet, dass es nur die Geister der Heiligen, also aussergewöhnlicher Menschen sind, denen diese Macht zukommt. Beim Hexenwahn hat sich dieselbe Vorstellung in der Art erniedrigt, dass nun einzelnen, lebenden Menschen die Macht, freilich nur im bösen Sinne, zuerkannt wurde.

Es scheint gleichsam, als ob jene von der Kirche selbst hervorgerufene Umwandlung der Geister und Götter zu Teufeln nun erst recht zur Geltung kommen sollte durch die Wirkung fremder, aussergermanischer Einflüsse. Wir würden fehlgehen, wenn wir den Hexenglauben eine ausschliesslich germanische Entwicklung nennen wollten, vielmehr ist sicher, dass das Germanentum allein niemals zu diesem Glauben gekommen sein würde. Die Auffassung der Geistermacht war bei unsern Vorfahren nicht mit jener Ausgeburt einer lüsternen Phantasie durchsetzt, welche ein Hauptelement des Hexenwahns bildet. Zu dem Hervorbringen aller dieser widernatürlichen, raffinierten Vorstellungen, die mit dem Hexenglauben vereinigt waren, gehörte sich die lange, versumpfte Zeit des römischen Kaiserreichs, und in diesem Sinne hat Soldau vollständig recht, wenn er den Hexenglauben ein Konglomerat der Ketzergreuel des Orients und der Malefizien des römischen Kaiserreichs nennt.

Ist so manches am Hexenwahne nicht germanischen Ursprungs, so fanden doch die Menschen in den Geistern und Göttern der Vorzeit, welche als Teufel noch immer im Volke fortlebten, einen Beweis für die Thatsächlichkeit des Hexenglaubens. Wir sehen denn auch, wie so mancher Zug des alten Geisterglaubens, so manche davon ausgehende Vorstellung, die nur oberflächlich verschwunden war, zu neuem Leben sich emporschwingen und mit dem Hexenglauben weiterbestehen konnte. Darum finden wir in den Hexenprozessen so viele Anklänge an das germanische Heidentum und seinen Geisterglauben, dass manche Forscher sich der Annahme zuneigten, der Hexenwahn sei nur eine Folge des germanischen Götterglaubens. Dagegen spricht aber überzeugend die Allgemeinheit des Hexenglaubens. Vielmehr hat sich die neue Vorstellung an etwas Altes, Verwandtes angelehnt, und das Alte, welches schon verschwunden schien, hat mit diesem eine neue Auferstehung gefeiert. In diesem Sinne haben wir dann auch Grimms Behauptung zu verstehen, dass „bis in die jüngste Zeit in dem ganzen Hexenwesen ein offenbarer Zusammenhang mit den Opfern, Volksversammlungen und der Geisterwelt der alten Deutschen zu erkennen sei".

Mit Recht nennt man den Hexenwahn den dunkelsten, schmählichsten Punkt der neueren Weltgeschichte, aber man darf nicht ausser acht lassen, in dem Hexenglauben eine gewaltige Krisis zu sehen, welche die Menschheit durchmachen musste. Wunder- und Hexenglaube sind zwei grosse Reinigungs- und Klärungsmittel der menschlichen Kultur geworden, durch sie drangen allmählich bessere und edlere Resultate in die Menschheit ein. Und wenn unser Auge sich trübt bei dem Gedanken an all die Tausende

Digitized by Google

von unschuldigen Opfern, welche ein unseliger Wahn gefordert, so muss doch auch ein freudiges, ja stolzes Gefühl in des Menschen Brust aufsteigen, dass der Mensch selbst durch seine eigene Vernunft, durch seine eigene Kraft diesem Wahne ein Ziel setzen konnte. Wenn Menschen es wert sind, durch unsterblichen Ruhm geehrt zu werden, so verdienen gewiss jene Männer es, welche zuerst dem Hexenglauben den Boden unter den Füssen wegzuziehen sich bemüht haben, oftmals mit Gefahr für ihr eigenes Leben. Diese Männer sind als leuchtende Grössen im Entwicklungsgange der Menschheit zu betrachten.

Ist es nicht staunenswert, mit welch zäher Kraft die alten Vorstellungen vom Weiterleben der Seelen sich erhalten konnten? Müssen wir nicht anerkennen, dass gerade diese Vorstellungen dem Menschengeschlechte am tiefsten eingewurzelt sind, dass wir in ihnen das Fundament aller geistigen Entwicklung zu suchen haben?

Durch die zwei grossen Krisen sind freilich die Vorstellungen in der Hauptsache wenigstens besiegt worden, aber jeder, der aufmerksam das Volk beobachtet, sieht, wie viel noch heute im Volke von den alten Vorstellungen lebendig ist, wie in Sitten und Gebräuchen unbewusst Anklänge an die Weltauffassung der Vorzeit sich erhalten haben*). Doch nicht genug hiermit. In der neuesten Zeit können wir beobachten, wie vielfach die alten Vorstellungen in etwas anderer Form wieder auferstehen, im Spiritismus. Die Hauptlehre des Spiritismus bildet der Glaube an das Herbannen der gestorbenen Menschen auf die Erde, es ist gleichsam ein Rückschritt zu alter Auffassung. Die grössere Welterkenntnis wird den Spiritismus kein umfangreiches Gebiet erobern lassen, aber es ist die Pflicht eines jeden, diesem Wahne mit aller Kraft entgegenzutreten.

Einen unleugbaren, stetigen Fortschritt hat also die Unsterblichkeitslehre zu verzeichnen, die von den sinnlichsten, einfachsten Grundgedanken ausgehend, allmählich zu jener Höhe sich emporgeschwungen, auf der wir den Unsterblichkeitsglauben nun sehen.

*) Diesen Gedanken nachzuweisen, schwebt mir bei der Aufzeichnung und Erklärung der alten Sitten und Gebräuche stets vor.

Anmerkung. Die Fortsetzung der im vorigen Hefte begonnenen wissenschaftlichen Arbeit wird erst im nächsten Hefte folgen, da Herr Prof. Dr. I. von Zingerle den Schluss des Manuskriptes erneuter Durchsicht vor Drucklegung zu unterziehen wünscht. E. V.

Digitized by Google

Der starke Hans

Eine Reihe mythischer Volksdichtungen

von

THEODOR VERNALEKEN — GRAZ.

2. Hans bändiget die Teufel.

Ein Schmied hatte einen Jungen, der hiess Hans. Gelernt hatte er nichts, aber stark war er und Hunger hatte er immer wie ein Wolf, so dass er nicht zu sättigen war. In der Strasse, an der die Schmiede stand, machte er Gruben, und wenn die Fuhrleute darin stecken blieben, half er ihnen heraus, aber unter der Bedingung, dass sie ihm alles Brot und Fleisch geben mussten, was sie mit sich fuhrten. Der Vater schickte den Vielfrass zu mehreren Meistern, aber bei keinem konnte er es lange aushalten. Da verdingte er sich endlich als Bauernknecht. Wie heissest du? fragte der Bauer. Man nennt mich den starken Hans, antwortete der Knecht. Dies gefiel dem Bauer, denn er brauchte in seinem Hause jemanden, der tüchtig angriff. Darauf fragte er, was für einen Lohn er jährlich wünsche, und Hans sagte: Erlaube mir nur, wenn meine Dienstzeit vorüber ist, dass ich dir einen Stoss mit dem Daumen in den Hinteren gebe. Der Bauer, ein sehr geiziger Mann, war damit gleich einverstanden, denn er dachte sich, ein solcher Stoss könne doch nicht so arg sein.

Jetzt gings an die Arbeit. Da sah der Bauer, dass der Knecht in der That seinen Namen verdiene, denn er arbeitete für drei Männer. Deshalb gab er ihm auch genug zu essen. Als er ihn einst um Holz in den Wald schickte, lud der Knecht so viel auf, dass die Pferde den Wagen

Anmerkung. Nach Erzählungen aus Heizendorf bei Krems in Nieder-Österreich und aus Auberitz in Böhmen. Ähnliches wird erzählt bei Ibbs in Nieder-Österreich. Dort sagt man: Vor vielen Jahren, als die Sonne noch grün geschienen hat („wie d' Sunn' noh grean g'scheint hot"), hatte eine Bäuerin einen feisten Buben, den man „Plunzengrubernfranzl" nannte und der bis zu seinem 20. Jahre einen Suzel im Munde getragen, wovon er so stark geworden ist.

Zu vergl. Wolf, Deutsche Märchen 22. Kuhn, Westfäl. Sagen 2, 232. Norddeutsche Sagen 18. Grimm, Märchen 90. Über den Mühlstein vergl. Simrock, Mythologie, 2. Aufl., S. 287.

Nach einer Erzählung aus Wsetin in Mähren hat der Teufel einem armen Müller die Mühle auf 300 Jahre abgekauft. Als er 200 Jahre darin gehauset, kam ein kräftiger Husar, der rieb den Teufel so tüchtig am Mühlwerk, dass dieser das Weite suchen musste. Er floh über einen Berg, wo ihm ein Schmied und ein Schneider begegnete, die einen Blasebalg trugen. Weil es gerade anfing zu regnen, krochen beide in den Blasebalg, so dass nur ihre Köpfe zu sehen waren. Darob verwunderte sich der Teufel und sagte, dass er solch ein Tier noch nie gesehen habe und machte sich auf und davon.

Digitized by Google

nicht ins Thor hineinbringen konnten. Da spannte er die Tiere aus und führte den schwerbeladenen Wagen selbst hinein. So ging es eine Zeit lang fort, und der Bauer dachte wohl manchmal bei sich, der Stoss könne doch gefährlich werden. Er beriet sich daher mit seinem Weibe, wie er den starken Knecht loswerden könne. Da sprach die Bäuerin: Wir haben einen tiefen Brunnen, daneben ist ein schwerer Mühlstein, schicke ihn hinunter, er soll etwas daran ausbessern, dann werfen wir den Stein auf ihn und wir sind seiner los. Der Knecht stieg nun in den Brunnen und sie warfen den Stein hinunter. Das Mittelloch kam gerade über seinen Kopf, so dass der Stein auf seinen Achseln hängen blieb. Schnell sprang er herauf und rief: Was habt ihr mir für einen Ring auf den Kopf geworfen? Er ist ja wie ein Ringlein von meiner Mutter.

Darüber war der Bauer sehr traurig. Kurz darauf schickten sie ihn in einen verwunschenen Wald, in welchem drei Teufel hausten, und wer hineinkam, wurde ein Opfer derselben. Wir haben, sagte der Bauer, jemanden mit 2 Zugochsen in diesen Wald dort geschickt und er bleibt mir zu lange aus; geh hin und ruf nur: Matzl! Matzl! und er wird kommen und dir nachfolgen. Der Knecht ging und rief den Namen; da erschienen drei Teufel, von denen einer ihn zu zerreissen drohte. Was! rief der Knecht, so lange bist du schon da, und jetzt willst du dich noch widersetzen? Er band alle drei zusammen, führte sie nach Hause, spannte sie an einen Pflug und ackerte mit ihnen alle Felder, die zum Dorfe gehörten; dann liess er sie laufen. Da war der Bauer ganz ausser sich und beratschlagte schon zum dritten Male mit seinem Weibe, was zu thun sei, denn bald war das Jahr zu Ende.

Schicken wir ihn in die Teufelsmühle, er soll dort Getreide mahlen, sprach das Weib.

Der Knecht nahm drei Säcke Korn auf den Rücken, und ging guten Mutes an seine Arbeit. Als er hinkam, stand die Mühle still und niemand war darin zu finden, denn der letzte Müller hatte die Leute betrogen und war vom Teufel geholt. Hans richtete sich die Mühle selbst her und mahlte frisch darauf los. Als so die Mühle in gutem Gange war, setzte er sich nieder, und ass aus einem Topfe den Brei, den er sich von Hause mitgenommen hatte.

Da kam ein Haufen Teufel, die ihn fort und fort neckten; der eine wurde gar keck, griff in den Topf, wollte ihm den Brei nehmen und ranzte ihn an: Gib mir dein Essen! Der Knecht wurde darüber zornig, packte ihn, setzte ihn auf das Mühlrad und schliff ihm den Hinteren ab. Auf sein fürchterliches Geschrei liess er ihn endlich laufen. Dann schloss er die Thür zu und machte ein Loch in dieselbe. Es währte nicht lange, so kam ein anderer Teufel und steckte die Zunge durch das Loch herein. Hans war aber nicht faul, nahm einen Prügel, schlich sich leise hinzu und zerhieb ihm die Zunge. Dann begab er sich mit den mehlgefüllten Säcken nach Hause. Des andern Abends musste er noch einmal zur Mühle. Während er mahlte, blieb um die zwölfte Stunde das Rad plötzlich stehen, denn die Teufel hielten es auf. Da ging Hans zu den Schleusen und öffnete sie. Das Wasser stürzte nun mit solcher Gewalt auf das Mühlrad, dass die Teufel ins Wasser stürzten. Einem Teufel aber, der auf dem Rade

Digitized by Google

hängen blieb, ward durch die rasche Drehung der Hintere halb abgerieben. Von nun an liessen sie ihn in Ruhe und Hans begab sich nach Hause.

Man kann sich den Schrecken der Bauersleute denken. Was werden wir thun, Weib! was wird das für ein Stoss werden? sprach der Bauer. Das letzte Mittel, seiner loszuwerden ist: wir schicken ihn in die Hölle um ein Fass voll Geld.

Hans gehorchte, nahm sich aber zur Vorsorge den Weihbrunnkessel aus der Kirche mit, um die Teufel zu schrecken.

Bei seinem Eintritte in die Hölle erschienen eine Menge Teufel, welche ihn fragten, was er wollte.

Er antwortete: „Ein Fass voll Geld.“ Dies wurde ihm nicht gewährt. Da bespritzte er die Teufel mit Weihwasser, so dass alle in die Erde versanken; nur die Köpfe ragten heraus. Dann kam er zum Höchsten der Teufel, dem höllischen Könige oder Lucifer; dieser sass auf einem feurigen Throne und hatte eine von Feuerschlangen geflochtene Krone auf dem Haupte.

Da Hansen das Wasser schon ausgegangen war, so schleuderte er ihm den Kessel an den Schädel, dass auch er bis an den Kopf in die Erde sank.

Er fragte ihn nun, was er haben wollte. Drei Säcke Geld, war die Antwort. Da nahm der Lucifer ein Pfeifchen und rief alle Teufel zusammen, darunter war auch der, welchen der Knecht in der Teufelsmühle so arg zugerichtet hatte.

Dieser rief schnaufend: Gebt ihm Geld, so viel er will, das ist der, der mir den Hinteren abgeschliffen hat.

Hans nahm sich nun Geld, füllte es in Säcke und trug es auf dem Rücken nach Hause. Nun war aber die Dienstzeit aus. Der Bauer war vor Schrecken ganz gelähmt. Die Bäuerin bereitete ihrem Manne noch ein gutes Mahl und legte ihm ein Blech auf den Hinteren, damit er nicht zu viel beschädigt werde.

Hans gab ihm einen Stoss und er flog durch Decke und Dach in die Luft, und nie hat man ihn wieder gesehen.

Hans heiratete nun die Bäuerin, und sie lebten lange glücklich miteinander.

Digitized by Google

Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend.

Gesammelt und mitgeteilt
von
ELSE PRIEFER — SOMMERFELD.

I.

Mädchen, heirate nicht zu früh,
Stecke Dir nicht in Surg und Müh',
Heirate mit geleg'ner Zeit,
Lerne ein wenig Höflichkeit.

Lachen Dir die Burschen an,
Denke nicht, die wull'n Dir han,
Denn die sein vull arger List,
Die ga'n gude Worte und meenen's nicht.

Ach, wer hätte das gemeint,
Dass die jungen Burschen so fälschlich sein,
Die das Armut lassen stih'n,
Und nach tausend Thaler gih'n!

Denkst Du denn, Du Naseweis,
Dass ich mir um Dir zerreiss?
Su een Latschsack wie Du bist,
Wächst uff unsern Ziegenmist.

Denkst Du denn, Du Pudelhund,
Dass ich Dir nich bin gutt genung?
Ich dreh' mir um und lach' Dir aus,
Und such' mir eenen andern aus.

II.

Es war einmal ein Winter sehr kalt,
Die Dolziger Burschen fuhr'n alle in'n Wald,
Sie fuhren in'n Wald, ins grüne Holz,
Die Dolziger Burschen sind alle sehr stolz.

Sie sind sehr stolz, sie sind sehr keck,
Sie lassen sich bringen den Kaffee ins Bett.
Den Kaffee ins Bett, den Zucker ins Maul,
Die Dolziger Burschen sind alle sehr faul.

Und wer von Dolzig einen Burschen will haben,
Der muss sich in Sammt und Seide tragen.
Ach — Sammt und Seide nicht allein,
Es müssen auch tausend Thaler sein.

Digitized by Google

Tausend Thaler, die hab' ich nicht.
Drum krieg' ich aus Dolzig einen Burschen auch nicht.
Wer hat das Liedchen uns gemacht?
Drei preussische Uhlanen, die haben's erdacht.

Sie haben's geblasen wohl über den Rhein:
„Die Dolziger Mädels sind alle sehr fein."
Sie haben's geblasen wohl über das Feld:
„Die Dolziger Burschen haben alle Kleingeld."

Albanesische Lieder.

Von

E. MITKOS—BENI-SUEF.

Deutsch von J. U. JARNIK—PRAG.

I.

Škova mbrɛm asáj uľitse,	Ich ging gestern abend durch diese Gasse,
pāšɛ ńɛ̄ tɛ búkurɛ,	erblickte eine Schöne,
e búkura mɛ pā mua,	und die Schöne erblickte mich,
hoḱ e mbüľi dérɛnɛ.	zog an und sperrte die Thür.
„Mos e mbül, moj bija ime,	„Sperre sie nicht, du mein Mädchen,
se vien zot i ľóðurɛ,	denn es kommt der Herr ermüdet,
pa meř ńɛ̄ rizɛ nɛ dorɛ,	sondern nimm ein Tuch in die Hand,
diľ e m i fši djérsɛtɛ,	tritt heraus und wisch mir ihm den Schweiss ab,
meř 'ðe ńɛ̄ krüe šekeri,	nimm auch ein Stück Zucker,
diľ e m i ľak gójɛnɛ!"	tritt heraus und benetze mir ihm den Mund!"

II.

Rā kambán e šɛn-Mɛrīsɛ,	Geläutet hat die Glocke der heil. Marie,
ngreu, vájɛzo, tɛ vetš nɛ kišɛ;	steh auf, Mädchen, auf dass du in die Kirche gehest;
rā kambana dū̄, tri herɛ,	geläutet hat die Glocke zwei, drei Mal,
ngreu, vájɛzo, tɛ r̄īš ndɛ derɛ.	steh auf, Mädchen, auf dass du in der Thür stehen bleibest.

Digitized by Google

Prifti me priftɛréšɛnɛ	Der Priester mit der Priesterin
vān tɛ vieľɛn rréštɛnɛ,	gingen, um die Trauben zu pflücken,
erðɛn torrɛ, torrɛ ðrīsɛ,	sie kamen sachte, sachte zum Weinstock,
ukuknlosuɛ tɛ-dū:ɛ.	sie liebkosten sich alle beide.

III.

Zūra ńē biľbíľ nɛ vēsɛ,	Ich fing eine Nachtigall beim Regen,
kam frikɛ, se mos mɛ vdesɛ.	ich befürchte, dass sie mir nicht sterbe.
. . . .	. . . .
Ndē vdektša kɛsí ľɛngimi,	Falls ich sterben sollte von dieser Krankheit,
ud' até varɛ, ḱɛ tɛ mɛ klini,	in jenem Grabe, in welchem ihr mich begrabet,
ńē pendžere tɛ mɛ ľini,	ein Fenster lasset mir,
ḱɛ tɛ mɛ rińɛ biľbiľi.	auf dass zu mir kommen möge die Nachtigall.

IV.

Hochzeitslied.

Ndē na ḱofš e-mira jonɛ, ľúleja jonɛ!	Wenn du uns werden solltest unser Glück, unsere Blume!
ndɛr oda tɛ tɛ ľɛšójɛmɛ.....	ins Zimmer wollen wir dich lassen....
me fľoríń tɛ tɛ mbuľójɛmɛ.....	mit Gold wollen wir dich bedecken.....
Ndē na ḱofš e-ľiga jonɛ,....	Falls du uns werden solltest unser Übel,....
tɛ tɛ jápɛmɛ hoborrɛ,....	wollen wir dir den Hof geben ....
me patat tɛ tɛ ľɛšojmɛ.....	mit den Gänsen wollen wir dich lassen.....

V.

Ō biľbíľ, ō zogu i-parɛ,	O Nachtigall, o erster Vogel,
fjaľa jote s kā tɛ-sarɛ,	dein Wort hat keinen Tadel,
ndɛr vezira, ndɛr bujarɛ.	unter Viziren, unter Vornehmen.
Kɛndó na, biľbíľ, kɛndó na,	Singe uns, Nachtigall, singe uns,
'ðe ktu ndɛ saraet tona,	auch hier in unsern Palästen,
ndē na :ɛntɛ ǵumi, uḱo na.	falls uns der Schlaf fassen sollte, wecke uns.

Digitized by Google

VI.

Biľbíľ, i mjerɛ biľbiľ,	Nachtigall, arme Nachtigall,
m a nep ńī gem trandafiľ,	gib mir einen Zweig von Rosen,
t a bań melhém, t a bań fitiľ	dass ich ihn mache zur Salbe, dass ich ihn mache zur Charpie
vā̄ravet, ki mɛ kā zembra.	für die Wunden, die mir das Herz hat.

VII.

Mori bitš Ambeľakote,	Du Mädchen von Ambelakot,
kēmi vɛnt tɛ fľɛmɛ sonte? —	haben wir Platz, um heute Nachts zu schlafen? —
„Kēmi, pō s kudzóń ka mɛma,	„Wir haben, allein ich wage nicht der Mutter wegen,
se na dzen, pa vien ngā mbrɛma.“	denn sie ertappt uns, aber komme gegen Abend.“

VIII.

Hajde, moj zümbüľe, hajde,	Komm, du meine Hyacinthe, komme,
haj tɛ remi ndɛ δē tone,	komm, lass uns ziehen in unser Land,
δēu ün eštɛ behár:	unser Land ist ein Frühjahr:
atié piken r̄ušte tšpejt,	dort reifen die Weintrauben schnell,
tšeľɛn ľuľet me ľezét,	sprossen Blumen mit Wohlgeruch,
vašat daľɛn mbɛ jeľék.	die Mädchen gehen in Jacken aus.

Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald.

Von

J. J. Ammann — Krummau.

Wie vielleicht vor Zeiten die besiegte Urbevölkerung eines Landes sich vor dem siegreich eindringenden Eroberer in Höhlen zurückzog und da verkümmernd am Körper zu einem sagenhaften Zwergvolk herabsank, so ähnlich schwindet das urwüchsige alte Volksleben vor dem Licht der Aufklärung und des Fortschritts. Allein wie in jenem Pygmäengeschlecht der alte Geist fortspukt, so stirbt auch im Volksleben die alte Volksseele nicht, sondern treibt nach allen Seiten neue Triebe,

Digitized by Google

wenn auch die Lebensweise und die äusseren Verhältnisse andere geworden sind. Besondere Beachtung aber verdienen da gewiss jene Volksstätten, wo noch urwaldmässig und ruinenhaft das Alte dem neuen Zeitgeiste widerstanden hat. Ein solcher Platz deutscher Erde und deutschen Volkslebens ist der Böhmerwald. Wenige Jahre aber, so wird auch hier die Neuzeit mit Eisenbahn und Industrie ihren Einzug halten, und das alte urwüchsige Volksleben wird weichen.

Dass im Böhmerwald in der That noch ein urwüchsiges Volksleben herrscht, beweist die häufige Aufführung geistlicher und weltlicher Volksschauspiele, die grosse Vorliebe für Volksspiele und Volkslieder, der Hang zu Sagen, Märchen, Erzählungen, ein noch stark eingefleischter und wirksamer Aberglaube, die noch lebhafte Empfindung des Volkes für den Wechsel und Kampf der Jahreszeiten, besonders auch der in den letzten Jahren hier noch beliebte Schwerttanz*) u. a. m.

Hier handelt es sich zunächst um die Darstellung der Hochzeitsbräuche, wie sie besonders im südlichen Teile des Böhmerwaldes bei Bauernhochzeiten üblich sind. Sie sind mehr von kulturgeschichtlichem, als mythologischem Wert, werfen aber viel Licht auf das ganze Leben, Denken und Fühlen des Böhmerwaldvolkes. Wir werden uns nicht begnügen, nur die eine oder andere Scene, diesen oder jenen Spruch anzuführen, sondern wir wollen ein möglichst genaues Bild entfalten, wie es hier eine grosse Bauernhochzeit bietet, bei der alle alten Bräuche, aller Ernst und Scherz des Volkes zur Geltung kommt.**)

Bei diesem Streben nach vollständiger und naturwahrer Darstellung beginnen wir daher nicht gleich mit der Hochzeit selbst, sondern greifen weiter auf die sonnigen Tage junger Liebe zurück, die ja die goldenen Stufen zum Ehehimmel bilden.

Vor der Hochzeit.

Wo der „Bua" mit seinem „Mênsch"***) den ersten Liebesknoten schlingt, ist schwer zu sagen. Vielleicht geschieht es bei einer „Hoizat" (Hochzeit) im Dorfe oder am „Kirta" (Kirchtag) auf dem Tanzboden, viel-

*) Vgl. meine Mitteilungen über den Schwerttanz im südlichen Böhmen in den Mitt. des Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen. 26. Jahrg. 1. 35 f.; ferner Fastnacht im Böhmerwald, ebenda 28. Jahrg. 1, 56 f. Vgl. auch Deutsche Zeitung (Wien) Nr. 5229, 5786, 6112 (Feuilletons); ferner Zeitschr. f. d. A. 34, 178.

**) Ich darf nicht unterlassen, hier für viele gütige Unterstützung von seiten des Böhmerwaldvolkes den innigsten Dank auszusprechen; doch hat sich Herr Lehrer Leonhard Thür in Krummau, ein geborner Böhmerwäldler und genauer Kenner des Volkslebens im Böhmerwald, um diese Arbeit besonders verdient gemacht.

***) Zur schriftlichen Darstellung der Mundart sind möglichst einfache Bezeichnungen angewendet. Für a, das nach o neigt, ist ohne weiteren Quantitäts- oder Qualitätsunterschied gleich o geschrieben, z. B. moch = mach', hot = hat, wohr = wahr, Strossn = Strassen, Gossn = Gassen . . . . o und e, die in mundartlicher Aussprache in ou und ei zerdehnt werden, sind mit Längezeichen versehen, z. B. Gôd = Goud, ôft = ouft, sô = sou; êis = eis (ihr), lêbn = leibm, gêbn = geibm; schâmts enk = schaumts eng. Die Vokalisierung von l und r ist oft daran ersichtlich, dass l und r eingeklammert ist, z. B. Gea(l)d = Gead, hua(l)t = huad oder huid (halt), fu(l)gt = fuigt, wia(r)d = wiad, hea(r)st = heast (hörst); auch ohne Klammer ist zu lesen dia = dir, iar = ihr. Heaz = Herz, Ear = Ehr . . . .

Digitized by Google

leicht genügt eine trauliche Rede oder gar bloss ein herzlicher Gruss im Garten, Wiese oder Wald, welche zwei Herzen einander näher bringen. So mussten sich auch des „Steffelbauern san Suh, da Franzl" und „de Kledarbauern Resl" verstehen gelernt haben, denn der Franzl „geat" schon längere Zeit Samstag nachts „zan Fensta" der Resl (geht fensterln). Der Franzl ist „a schnidiga Bua" und die Resl ist „a lauts Mênsch" (Attribute für körperlich und geistig tüchtige Personen beiderlei Geschlechtes), darum erfreut sich eines an dem andern. Wenn der Franzl am Samstag nachts seinen Hof verlässt und in das benachbarte Dorf zur Resl geht, kann man gegen 10 Uhr nachts schon von ferne seinen muntern Gesang und ab und zu seine Juchezer hören. Nicht immer aber ist er allein, sondern häufig ziehen einer oder mehrere Burschen des Dorfes mit ihm.

In diesem Falle zieht die Schar singend im Dorfe der Resl ein, und sie wählen dann mit Vorliebe zum Gesange die neuesten Lieder, die sie aus benachbarten Orten oder Provinzen aufgefangen haben. Viehhändler und Soldaten führen viel fremde Ware dieser Art ein. Sie ziehen unter Gesang bis in die Mitte des Dorfes, dann verstummen sie und zerstreuen sich bald in die einzelnen Häuser, ein jeder zum Fenster eines Mädchens.

Da trifft es sich gar häufig, dass mehrere Burschen demselben Mädchen hold gesinnt sind, und besonders bei einem „Mênsch", wie die Kledarbauern Resl ist, versuchts ein anderer Bursche auch. Dort kommt von einer anderen Seite des Ortes der Gaspala Dôni daher, der auf einer Mundharmonika heitere Weisen zum Tanze bläst. Wie er aber dem Hause der Resl sich nähert, verstummt seine Musik. Er hat den Franzl bereits am Fenster der Resl erblickt, daher schleicht er bedächtig ums Haus. Der Franzl hatte sich mit leichtem Sprung auf das Mauerwerk des Bauernhauses geschwungen, und er kann gerade beim kleinen Kammerfenster des hölzernen ersten Stockwerkes hineinsehen. An den eisernen Gitterstäben hält er sich mit der einen Hand, mit der andern klopft er leise ans Fenster und spricht: „Du Resl! — Resl!" Liegt die Resl bereits in tiefem Schlafe oder gedenkt sie dem „Bua" das Fenster nicht zu öffnen? Wer abends gesehen hätte, wie die Resl säuberlich ihre Kammer reinigte, wie sie ihr Bett frisch überzog und selbst vor dem Schlafengehen sich in ein weisses Hemd und einen sauberen Unterrock kleidete, möchte glauben, der nächtliche Besuch sei keine Überraschung für sie. Da die Resl sich nicht ruhrt, klopft der Franzl zum zweiten Mal: „Du Resl! Stêh af und gib ma a bêdwoa(r)mi Hond! I bi(n)'s, da Franzl!" Das Mädchen erhebt sich im Bett, das gerade unter dem Fenster steht und öffnet leise das Fenster. Sie reicht dem „Buabn" die Hand und erwidert: „Grüass di Göd a! Bist du's Franzl?" Nun beginnt die Unterhaltung zwischen „Bua

---

Nasales n ist gleichfalls in Klammer und in der Aussprache zu unterdrücken, z. B. Mo(n), o(n), ei(n), Wei(n), bi(n), davô(n). Die tenues k, p, t sind in der Schreibung meist beibehalten, aber weich zu sprechen, z. B. trinken = tringgen, enk = eng, Poar = Boar, tröffn = dröffn; b manchmal in w erweicht, z. B. se(l)ba = seawa, saubre = sauwre.

Die Aussprache ist auch nach Ortschaften verschieden, z. B. Geld = Gead, Goid, Göid; dô(n), doa(n) (thun); hand, san (sind); tröffa, tröffn; bfüat, büat (behüt'); ned, nêd, nid (nicht); gea(r)n, gên, gen (gern); sunst, sist (sonst). Sprich auch denn = dê(n); für die auf -er auslautenden Wörter gilt -er = a, z. B. Häuser = Heisa der = da.

Digitized by Google

und Mènsch" unter dem Fenster. Sie sprechen vom Wetter, von der Landwirtschaft, von den eigenen und anderer Leute Familienverhältnissen, auch Eifersucht lenkt oft die Rede und gewiss auch Liebe, besonders wenn es sich um die „Hoizat" handelt. Der Gaspala Dòni war inzwischen heimlich ums Haus herumgeschlichen und lauschte versteckt auf jedes Wort, das die beiden am Fenster sprachen. Ihm hatte sich später auch der Mollebauern Sêp beigesellt, der auch gern mit der Resl ein Wort geredet hätte. Allein diesem dauerte die Unterhaltung des Franzl mit der Resl zu lange, und er will sein Glück lieber gleich bei einer andern versuchen. Weil er aber dem Franzl neidig ist und nicht so spurlos verschwinden möchte, wie er gekommen ist, so biegt er sich um die Mauerecke und singt dem Franzl und der Resl zu:

„Fuxpassen dua-r-i ned,
Es is ma z'viel kold;
I pass afara Füxin,
Hot a an schäin Bolg."

Wie der Franzl den Horcher hinter der Wand vernommen, ist er bald mit einer Antwort fertig und erwidert:

„Hiazt hot oana g'sunga,
Hot d' Ari vakea(r)t,
Unsern Nobborn san Èsel
Hot a asò grea(r)t."

Darauf gibt ihm der Sêp zur Antwort:

„Steig ned so hoi afi,
Af 's Kellerdochél,
Du follst amol òha,
Du Mènschaklochél!"

Der Franzl ist aber auch nicht still und erwidert mit Veränderung der früheren Strophe:

„Hiazt hot oana g'sunga,
Hot 's Maul afg'rissén,
Und do hot eam a Spotz
In's Maul einig'sch....."

Der Sêp hat sich genug gelangweilt, er zieht des Weges weiter und lässt den Doni allein in seinem Versteck zurück, der geduldig wartet, bis der Franzl das Feld räumt. Es kann auch vorkommen, dass ein solcher Horcher an der Wand seine eigene Schand hört, dann kommt es nicht selten an Ort und Stelle oder auf dem Tanzboden zu Prügeleien. Jeder Bursche nimmt auch zum Fensterln einen tüchtigen Stock mit. Gibt ein Mädchen einem Burschen kein Gehör, so singt er ihr beissende Trutzlieder vor oder zieht gar in ungebundener Rede gegen sie los. Das gilt dann für den eigentlichen Liebhaber als Herausforderung und führt leicht zu Schlägereien. Manches „Mènsch" foppt auch die „Buabn", indem sie mehreren schön thut, ohne es mit einem aufrichtig zu meinen.

Digitized by Google

Der Franzl hatte endlich seine Unterredung mit der Resl am Fenster beendigt und reichte ihr zum Abschied die Hand. Er sagte: „Guati Nocht, Resl! Pfüat di Gôd!“ und sprang vom Mauerstock zum Boden. Singend und jauchzend, wie er gekommen war, zog der Franzl wieder heimwärts seinem Dorfe zu, die Resl aber hatte das Fenster wieder geschlossen und sich zur Ruhe gelegt. Vom Franzl hört man aus dem fernen Wald noch manchmal einen schneidigen Juchezer, da kommt nun auch der Dôni aus seinem Versteck hervor. Er steigt auch bedächtig zum Kammerfenster der Resl, klopft leise und spricht: „No Resl, moch af!“

Leider erfolgt aber keine Antwort. Er wiederholt sein Klopfen und sein Zureden, aber noch immer kein Lebenszeichen; er merkt schon, dass die Resl von ihm nichts wissen will. Darüber verdriesslich schlägt er einen trotzigeren Ton an und sagt oder singt vor dem Fenster, dass es die Resl hören muss:

„Mênsch im Bêd,
Wô host denn da(n) Rêd?“

Erfolgt noch keine Antwort, so fährt er weiter:

„Mênsch ban Gôdern (Gitter),
Wô host denn da(n) Schnôdern (Maul)?“

Abermals keine Antwort —, er fährt fort:

„Worum bist denn gor sô stolz,
Is da(n) Bêd ned vo(n) Holz,*)
Ist's denn mit Silber b'schlogn,
Doss d' dea(r)fst nix sogn?“

Der Dôni versucht es noch einmal mit der milderen Frage: „No Resl, hea(r)st ned?“ Die Resl lässt sich aber nicht rühren, und seine Rede wird derber:

„Mênsch ba da Wênd (Wand),
Nimm 'n Kittel in d' Händ,
Nimm d' Kôtzen (Bettkotzen) in d' Pfôtzen (Maul),
Nimm 'n Pulster ba da Ziah (Bettüberzug),
Geh hea(r) loss rêden mit dir!“

Dann fährt er wieder weiter fort:

„Mênsch ba da Wênd,
Nimm 'n Kittel in d' Händ,
Nimm s' Schua(r)zel in Oa(r)m,
Do wia(r)d da Bau(ch) schäin woa(r)m!“

Ferner:

„Mênsch host g'hea(r)t,
D' Kuah hot g'rea(r)t,
D' Kolbn hot plazt (gemuht),
Wenn's d' a wêng afmocha dadst!“

Er erhält noch immer keine Antwort. Der „Bua“ kann sich auch am Sonntag dem „Mênsch“ dankbar erweisen, indem er sie zum Tanz führt. Er erinnert sie also:

*) In Holz, stolz wird l vokalisiert: sprich Hua(l)z, stua(l)z; (l) kaum hörbar.

Digitized by Google

„Schlofst oda bist munta (munter),
Brau(ch)st koan Buabn af 'n Sunta?"

Die Resl scheint aber auch auf dieses Vergnügen verzichten zu wollen. Der Dôni weiss wohl, dass die Resl keinen „Buabn" bei sich in der Kammer hat, allein er „foppt" sie doch und singt:

„Drah di um a mol,
Doss 's Bêd krocht,
Und der drinna lat (liegt),
Mit dir locht!"

Dann ruft er auch dazwischen:

„Stèh af und geh hea(r) zan Fènsta
Und rêd mit mir a Wartl (Wörtchen),
Wie a Heufahrtl (eine Fuhre Heu)!"

Die Resl lässt sich nicht erweichen, und der Dôni hat's endlich auch satt bekommen; er zieht verdriesslich von dannen. Für die gute Unterhaltung muss er sich aber doch bedanken, er ruft daher der Resl zum Abschied zu:

„Pfüat di Gôd, Liesl!
S' Gea(l)d lat (liegt) am Fènsta!"

Damit meint er ironisch die Bezahlung für die gute Unterhaltung, und „Liesel" ist die Bezeichnung einer Xantippe bei den Bauern. Wenn ein Weib wirklich Liesl heisst, so sagen sie: „Der hat den Kettenhund so schon im Haus, er braucht keinen Hund mehr anstellen." Der Dôni geht endlich seiner Wege, indem er auf seiner Mundharmonika sich zur Aufheiterung einen lustigen Ländler aufspielt. Wie er aber in sein Dorf zurückkommt und beim Flitschga Lênl vorbei will, da lässt es ihm erst keine Ruh, er möchte doch dem Lênl gute Nacht sagen. 'S Lênl ist nicht schön, hat aber 's Maul am rechten Fleck. Wie wird's dem Dôni gehen? Gestern hatte er dem Lênl versprochen, zur Rockenfahrt zu kommen, allein er hatte sein Wort nicht gehalten.

Er klopft am Fenster und singt halblaut:

„Wia hoada is in Himmi(l),
Wia küa(l) is af da Ea(r)d,
Geh Diandl moch ma 's Fènsta af,
Doss 's mi ned dafrea(r)t!"*)

's Lênl gibt ihm aber gleich zurück:

„I moch da jo ned af
Und loss di ned herei(n),
Weil du host gêstern obend spat
Da(n) Woa(r)t ned g'holtn ei(n)!"

*) Zu vergl. Deutsche Volkslieder aus Böhmen, herausgeg. vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag 1888, II. S. 178, No. 137 a u. b. Danach ist der Reim herzustellen in 137a. Z. 4.

Digitized by Google

Dôni: „Wer hot da's denn schô(n) plaudert,
Wer hot da's denn schô(n) g'soat,
Doss i hô(n) gèstern obend spat
An onders Diandl g'ho(b)t?“

Lênl: „Es hot ma's schô wer plaudert,
Es hot ma's schô wer g'soat,
Doss du host gèstern obend spat
An onders Diandl g'ho(b)t!“

Dôni: „Es is ea(r)st oamol g'scheha,
Wos wia(r)ds zwègen oamal sei(n)!
Wonns öfta sô dat g'scheha,
Gea(l)t Diandl, du dadst grei(n)?“

Lênl: „Du bist hua(l)t a Büabei,
A sô, a sô, a sô,
Du ho(l)tst di ned ban oana
Host ulliwei(l) ge(r)n a zwô!“

Dôni: „Du dea(r)fst ma nix vorwerfa,
Bist a sea(l)ba ned weit hea(r),
Oba de liabste warst ma dô du
In da Näh und in da Fea(r)n!“

Lênl: „Es is da koani schäin gnua,
Und duat da koani g'foln,
So geh du ner zan Mola,
Und loss dar oani moln!“

Dôni: „A sulchi von aran Mola,
Dei schickt si ned za mir,
Und wonn i hua(l)t a schäini will,
Oft kimm i hua(l)t za dir!“

Lênl: „Za mir dea(r)fst du ned kèmma,
Ma(n) Bèdl is nia lar (leer),
Du dadst jo hua(l)t ner eina,
Wonn sunsten koani war!“

Der Dôni merkt, dass seine Bemühungen heute auch beim Lênl vergeblich sind und zieht weiter, indem er sich die Schlussstrophe vorsingt:

„Der Bua der stèht ban Fênsta
Und hot si frei entsèzt,
Er duat an frischn juchatza
Und geht vô(n) Fênsta wèg.“

Der Gaspala Dôni hat bald sein Heim erreicht und schleicht durch den Stall ins Haus, um von seinem heutigen Missgeschick auszuruhen. Inzwischen ist es bereits Mitternacht geworden, tiefe Stille herrscht über Wald und Flur, nur vom Dorfe her, wo die Kledarbauern Resl wohnt,

Digitized by Google

ertönen noch orgelartige Klänge. Das ist der Spielhans, der mit seiner Ziehharmonika eben das Wirtshaus verlässt, um aus dem Nachbardorf heim zu wandern. Auf seinem Wege spielt er muntere Weisen und ist gern gesehen bei den Burschen und Mädchen. Der Kledarbauern Resl möchte er wohl ein Ständchen bringen, wenn sie ihm das Fenster öffnete, allein der Franzl —. „Wenn sie mir auch nicht aufmacht", denkt er sich, „einen Spass macht's mir doch." Er geht zu ihrem Fenster und klopft an — umsonst. Er versucht es mit allerhand süsser und saurer Rede, die Resl aber rührt sich nicht. Er greift nun zum letzten Mittel, er will die Resl wenigstens durch seine drolligen Reden zum Lachen reizen. Er beginnt:

„Weil du mi gor ned hea(r)st, so wia(r)st wul mei Prêdi(gt) hea(r)n, dei i da hiazt mocha will.
In der Zeit nohm da Bauer a Scheit
und wurfs intar d' Kiraleit (Kirchenleute).
Di Groden hot er trôffa,
Und di Krumpen sand davô g'lôffa.
I bi(n) a dabei gwên und bi(n) g'schwind intar a Hulerstaudn g'schlôffa
Um d' Hulerstaudn wêgz'hocka,
doss 's mi ned findn kinna, bin i hoam um s' Hackel.
Jedoch 's Hackel is vabrunna,
und hôn ner in Stiel bekumma.
Vô(n) do giang i weiter
und kam za drei Heiser.
In den ea(r)sten hobn's Bockscheiter g'hospelt,
in den zweiten hobn's Rüarmilli g'spunna,
und in den dritten is neamd dahoamd g'wên.
In den Haus, wo neamd dahoamd g'wên is, hand drei Buabn aussa gonga. Der ea(r)st is krump g'wên, der zweit' is nockat g'wên, und der dritt' is ned do g'wên. Der, wos ned do g'wên is, hot an Hosen g'sechn. Da krumpi hot im darennt und niederg'strêckt, und da nockat hot'n in d' Toschen g'stêckt. Do giang i weiter und kam za ner popiernen Kira, do hot a haberna Pforra a rupfene (aus gröbster Leinwand, der Pfarrer dagegen in feiner [haberna] Leinwand) Mêss g'lêsn. Und wia er g'soat hot: „In nomine domini", hon i vastondn: „Woa(r)t Spitzbua, hiazt hôn i di!" Auf dei Rêd hôn i mi g'schrêckt, und bin g'schwind über d' Kiramauer ohig'sprunga, und hôn ma sô weah dô(n), doss ma d' Ferschen übar 's Blut is ohigrunna. Amen!"

Diese verrückte Predigt verfehlte ihre Wirkung nicht, die Resl musste lachen, zuerst leise und endlich laut, und der lustige Spielhans verliess mit der Genugthuung das Haus, die Resl im Bett doch zum Lachen gereizt und in heitere Stimmung versetzt zu haben. Er nahm dann wieder seine Ziehharmonika zur Hand und verliess musizierend das Dorf, um sich in seinen nahen Heimatsort zu begeben. Dort angelangt, zog er vor allem dem Wirtshaus zu, um zu sehen, ob hier vielleicht noch eine lustige Gesellschaft beisammensitze; da ist der Spielhans immer willkommen. Allein heute war um diese späte Stunde kein Mensch und kein Licht mehr zu

Digitized by Google

sehen, auch des Wirtes Tochter, 's Kaderl, musste schon im Bette sein, mit der der Spielhans sonst seine Lieder sang. Weiter ging allerdings ihre Freundschaft nicht, denn der Spielhans lebte mehr von einem Tag auf den andern. Heute konnte er aber doch nicht ohne nächtlichen Gruss am Fenster des Kaderl vorübergehen, sie schlief ebener Erde neben der Wirtsstube. So schleicht denn der Hans zu ihrem Fenster und klopft dreimal sachte an. Da rührt sich was und bald hört man die Stimme des Kaderl:

„Wer klôpft ba man Fènsta,
Wia hoisst da Bua drausst.
Der gor so dumm kêck is,
Und ba man Fènsta umahaust?"

Der Spielhans trägt stets eine Feder auf dem Hut, er erwidert dem Kaderl:

„I bi(n) jo an Pinziger,
Hô(n) an kloan winzigen
Steirarhuat af
Und a Pfobnfêdarn draf."

Kaderl: „I hô(n) di ned vastonda,
Wos für an Huat du troast,
Geh sog ma dos nu oamol,
Wô du d' Pfobnfêdarn host?"

Spielhans: „I hô(n) an Steirarhuat af
Und a Pfobnfêdarn draf,
Geh schwoa(r)zaugats Diandl,
Geh moch ma ner af!"

Kaderl: „Dos gschiaht ned, dos wia(r)d ned,
Dos sog i da glei,
Do kriaget i Greiner
Vô(n) man Vodarn ulliwei(l)."

Spielhans: „Geh moch ma ner af,
Loss mi eini za dir,
Denn i möcht' jo a gonzi Nacht
Ge(r)n plaudern mit dir!"

Kaderl: „I loss di ned eina
Zwègn da Pfobnfêdarn schô,
Denn dei dat ma koan Rua gêbn,
Wos hètt i davô!"

Spielhans: „I will jo ner plaudern,
I will jo ner rèdn,
Und will mi ner a bissal
Za dir ins Bèd eini lègn!"

Kaderl: „Hiazt schau ner, dass d' fu(r)tkimmst
Und loss mar an Fried,

Digitized by Google

Sunst schrei i af 'n Vodarn,
Doss er kimmt mit aran Wied!"

Spielhans: „Zwêg'n dên dea(r)fst ned grôb sei(n),
Du hoigschaftigs Gfräst,
I loss mi ned wègschoffn,
Und geh, wonn's ma päst!"

Damit hatte der Spielhans das Fenster der Kaderl verlassen und schritt seiner Behausung zu. Vor sich hin sang er:

„Diandl, wonns d' moanst,
I müassat di hobn, —
I grot di sô leicht,
Wia 's fünft Rod in Wogn.

Immer a Mênsch (jedes andere) mochat af,
Kimmt iar koa Bua,
A sulches Mênsch hot schô
Ia(r)n Lêbtog kreiz gnua (koa Rua?).

s' Mênsch hot a Nuss in Sock
Und a weiss Stückl Brot,
Wonn da Bua kimmt af d' Nocht,
Doss a wos hot.

Dua(r)t drôbn af da Heah,
Geht a herrlicha Wind,
Und a jeda Bua is froi,
Wonn er san Diandl findt.

Dua(r)t drôbn af da Heah,
Wô da Wind a sô rauscht,
Dua(r)t hôn i mit man Diandl
Dei längsti Zeit plauscht.

A Schneewai hot's g'schniebn,
Hot ma 's Ausgêhn vatriebn,
Hot ma 's Fênsta vawäht,
Wô mei Diandl drin lät."

Nach jeder Strophe spielte der Hans die Melodie auf seiner Ziehharmonika nach, und so war er bis zu seiner ärmlichen Behausung gekommen, in der er mit seinem alten „Müaderl" lebte. Seinen Lebensunterhalt erwirbt er sich grösstenteils mit seiner Harmonika, auch bei jeder Hochzeit muss er als „Brautweiser" dabei sein, denn keiner versteht so gut die Sprüche herzusagen und Ordnung zu erhalten, wie der Spielhans.

Diese Darstellung mag genügen, um ein Bild des Fensterlns zu geben, wie es im Böhmerwald üblich ist. Diese nächtlichen Besuche an den

Digitized by Google

Fenstern der Mädchen sind nicht immer als Liebesverhältnisse aufzufassen, oft bedeuten sie blosse Aufmerksamkeit. Es kann sich auch treffen, dass leichtsinnige Mädchen die Burschen durchs Fenster oder die Thüre in ihre Kammer steigen lassen. Wenn ein solcher Bursche dann von einem andern beim Heraussteigen ertappt wird, so singt er ihm zu:

„Wia hot si sis g'ockert (geackert),
Wia hot si sis g'êggt,
Wia hot si sis g'schlôfn
Ban Diandl in Bêd?"

Der betreffende Bua lässt sich aber nicht aus der Fassung bringen und singt zurück:

„Es hot sis guat g'ockert,
Es hot sis guat g'êggt,
Es hot sis guat g'schlôfn
Ban Diandl in Bêd."

Beliebt ist am Fenster auch die Frage des Buabn:

„Diandl, wô host denn da(n) Liegerstod,
Diandl, wô host denn da(n) Bêd?" —

worauf das Mädchen antwortet:

„Über drei Staffeln muasst afisteign,
Drausst af da Gossn stêhts ned!"

Der Volkswitz ist überhaupt in dieser Art unerschöpflich, häufig aber auch zu derb, um ihn wiedergeben zu können. Es ergibt sich schon aus der Natur der Sache, sowie aus dem Inhalt der angeführten Trutzlieder, dass die Beziehungen zwischen „Buabn und Mênscha" ebenso verschieden, wie die Menschen selbst sind. Wir finden im Bauernleben auch alle Abstufungen von der herzinnig aufkeimenden, schüchternen, jungen Liebe*) bis zum derbsten Genuss des Lebemenschen. Wir wollen bei einem Menschenpaare stehen bleiben, das, wie der Steffelbauern Franzl und die Kledarbauern Resl, sowohl nach dem sittlichen Werte, als nach den äussern Lebensverhältnissen angethan ist, aus einer edlen Jugendliebe durch eine, nach den Begriffen des Böhmerwaldvolkes feierliche und prunkhafte „Hoizat" in den Ehestand zu treten. Ein Bursche, der mit einem Mädchen so ernste Absichten hat, sucht dasselbe auch abends im Hause der Eltern auf. Besonders ist da im Winter die „Rockenfahrt" mit viel Geselligkeit verbunden, denn zum Fensterln ist es zu kalt. Die Spinnerinnen kommen abends mit ihren „Spinnradeln" in einem bestimmten Hause zusammen, das heissen sie „in d' Rôckerois (-reise) gê(n)." In diesem Hause finden sich dann auch die Burschen ein. Es wird da neben der Arbeit fleissig gesungen, erzählt und mancher Scherz getrieben. Die Spinnerinnen müssen dabei

*) Vgl. die hübsche Erzählung in J. Ranks „Aus dem (nördlichen) Böhmerwalde", Leipzig 1851, S. 51 f.

Digitized by Google

fleissig bei ihrer Arbeit sein, den Burschen fällt die minder schwere Arbeit zu, den Spinnerinnen „d' Ogen"*) (den Abfall vom Werch) von ihrem „Firtich" (Fürtuch) zu schütteln. Beim „Abbeuteln des Firtichs" zwickt der „Bua" wohl auch sein „Mênsch" in die Knie u. dgl., denn jeder sitzt bei jenem Mädchen, dem er am meisten zugethan ist, und begleitet es auch nachts nach Hause. Wenn er sich zum Mädchen setzt, sagt er folgenden Spruch:

„I will za dir hersitza,
I will da d' Ogen ohi spritza,
De kurzen und de longa,
De vo da Rupfa (Flachsbündel) hand (sind) gonga;
Vo da Rupfa af d' Ea(r)d:
De Jungfer is 's Holsen wea(r)t.

Auch bei der Rockenfahrt im Winter bietet sich also einem Burschen Gelegenheit genug, einem Mädchen, das ihm am Herzen liegt, Beweise seiner Zuneigung zu geben. Solche Gelegenheiten sind überhaupt im ländlichen Leben bei den häufigen Unterhaltungen und festlichen und geselligen Anlässen mehr als im städtischen zu finden. Die Mädchen können auch im Hause ihrer Eltern abends besucht werden, wo dann auch erzählt, gesungen und mannigfache Unterhaltung veranstaltet wird, selbst Tanz entwickelt sich bei solchen geselligen Zusammenkünften. Wer aber über diesen allgemeinen Rahmen der Unterhaltung hinaus ernstlich ans Heiraten denkt und sich ein Mädchen auserkoren hat, der geht zunächst sehr behutsam vor, denn die Furcht vor einem „Korb" spielt bei den Bauernburschen eine grosse Rolle. Ist auch das „Mênsch" mit dem „Bua" einig, so kommen oft die Eltern bezüglich der Mitgift nicht überein, daher Vorsicht am Platze ist. Der Franzl hatte sich vor allem mit der Resl unter dem Fenster nachts in traulichem Gespräch bezüglich der Heirat geeinigt. Er trug ihr zunächst auf, ihre Eltern sorgsam auszuforschen, ob sie der Verbindung ihrer Tochter mit dem Franzl wohl ihre Zustimmung geben würden. Die Resl führte den Auftrag ganz im Sinne des Franzl aus, und als er neulich bis zum Morgengrauen bei ihrem Fenster verweilte, wusste sie ihm mitzuteilen, dass die Eltern so gut als gewonnen seien. Sie hatte ihn ermuntert, bei ihren Eltern um ihre Hand anzuhalten, und sie besprachen sich lange und bestimmten den passenden Tag zur Werbung. So geht denn der alte Steffelbauer*) mit seinem Franzl eines schönen Abends in den Nachbarort zu den Eltern der Resl. Diese wissen wohl, was der abendliche Besuch zu bedeuten hat. Nichtsdestoweniger redet man zuerst von verschiedenen anderen Dingen, bis endlich der Steffelbauer mit dem Antrag herausrückt.

Er beginnt: „Es weard's a sô wissa, worum ma do hand. Mei Suh, da Franzl, hot in Sinn, Enkri Tôchta z'heirotn, wonn's eams gêbt's." Der alte Kledarbauer rückt ein paarmal hin und her, dann gibt er zur Ant-

*) Agen stf. = Spreu; vgl. Fasn. 270, 9: den meiden die agen abschütten. Schmeller 47 unten.

**) Wenn der Vater fehlt, geht der Vormund, ein Vetter oder Nachbar mit.

Digitized by Google

wort: „Uns is jo eh recht, wonn er ner mit iar z'friedn is und mit den, wos sie kriagt." Der Steffelbauer fragt mit Spannung: „Wia viel kinnt's iar denn gèbn?" Es folgt nun eine lange Unterhandlung, wobei bis ins Einzelne festgesetzt wird, was die Braut mitbekommt. Die fraglichen Gegenstände sind gewöhnlich Geld, Feld, Vieh, Haus- und Stalleinrichtung. Gerne wird ein Paar Ochsen, eine Kuh, ein Leiterwagen u. dgl. mit ausbedungen, worüber oft erst nach zähem Widerstand von seiten der Eltern Einigkeit zu erzielen ist. Es kann auch vorkommen, dass die Eltern der Braut sich mit den Eltern des Bräutigams nicht zu einigen vermögen und die Hochzeit unter den Tisch fällt. Wird ein Brautwerber irgendwie zurückgewiesen und erhält einen „Korb", so heisst es: „Der hot d' Haut müassn af'n Morkt trogn!" Es kann einer auch zwei und mehr Häute auf den Markt tragen, allein es ist für jeden Junggesellen eine empfindliche Kränkung, einen „Korb" zu kriegen.

Zwischen dem Vater des Franzl und der Resl war indessen das Brautgut glücklich vereinbart worden. Als man einig geworden war, liess man im stillen den Schulmeister des Dorfes kommen, der vorläufig einen schriftlichen Heiratsvertrag aufsetzen musste, der eigentliche Kontrakt wird vom Notar ausgeführt. Dann bestimmten sie den Tag, an welchem die Brautleute in den Pfarrhof gehen sollten. Nach dieser geschäftsmässigen Unterhandlung griff nun bald ein gemütlicherer Ton Platz. Die Kledarbäuerin hatte inzwischen Bier holen lassen und stellte nun Brot und Käse auf den Tisch, auch der Schmarren, die beliebte Eierspeise an solchem Abend, folgte nach. Da liess sich's der Franzl schmecken im Hause seiner Resl, das ihm nun schon wie ein eigenes Heim erschien, aber auch die Alten griffen zu, und Stoff gab es genug zum Reden, ja, um Mitternacht hatte es den Anschein, als ob sie kaum noch die Hauptsache besprochen hätten. Die Heiratsangelegenheit sollte aber vorderhand noch auf den Familienkreis beschränkt bleiben und die andern Leute erst davon erfahren, wenn das Brautpaar am bestimmten Tage in den Pfarrhof gehen wird. Spät erst verliess der Steffelbauer mit seinem Franzl das Haus der gastfreundlichen Schwiegereltern, und man wartete ruhig bis zum festgesteckten Tage. Der Tag kam, und das Brautpaar machte sich nun mit den Vätern und zwei Zeugen auf den Weg zum Pfarrer, wo das Gelübde der Ehe abgelegt und das Protokoll aufgenommen wurde. Nach diesem feierlichen Akte hielt man Einkehr im Wirtshause des Pfarrdorfes, das eine schwache Stunde vom Heimatsort der Resl und eine halbe Stunde vom Dorfe des Franzl entfernt lag. Der Herr Pfarrer hatte ihnen die dreimalige Verkündigung an den folgenden Sonntagen freundlichst zugesagt und das Brautpaar eingeladen, am dritten Sonntag nach der Verkündigung bei ihm zum Brautexamen sich wieder einzufinden. Als dann am Sonntag der Franzl mit der Resl von der Kanzel ausgerufen wurde, ging eine stärkere Bewegung durch die Kirchenleute als gewöhnlich, sollte es doch wieder einmal eine „Hoizat" geben, wie man sie nicht alle Jahre im Dorfe erlebte, denn der Franzl war der einzige Sohn des reichen Steffelbauern und der reiche Kledarbauer hatte neben der Resl nur noch einen Sohn. Vor dem „Ausrufen" von der Kanzel hatte das Brautpaar die Kirche verlassen, denn wenn die Brautleute das Verkünden selbst mit anhören, so geraten ihre Kinder

Digitized by Google

nicht. Nach der dritten Verkündigung ging dann der Franzl mit der Resl zum Pfarrer „in d' Lear" (Brautexamen). Die Resl hatte auf die Fragen aus dem Katechismus genügenden Bescheid gewusst, worauf sie der geistliche Herr zu einem christlichen Eheleben u. dgl. ermahnte. Vor diesem „in d' Lear gean" haben sonst die ländlichen Bräute grosse Sorge, da sie in theoretischen Kenntnissen sehr schwach bestellt sind. Um den Herrn Pfarrer in eine milde Stimmung zu versetzen, nehmen sie gerne auch etwas zum Geschenke mit (ein Seidentuch, Flachs, Hühner, Krapfen....). Noch heute lacht man über die Antwort, welche eine Braut vor Jahren dem Pfarrer in R..... gab. Der Pfarrer stellte die Frage: „Aus was besteht der Mensch?" Die Braut war verblüfft und wusste sich nicht zu helfen. Der Bräutigam hinter ihr fühlte die peinliche Lage mit und wollte ihr helfen. Die Antwort glaubte er selbst richtig zu haben und flüsterte ihr ein: „Aus Staub und Asche!" Wenn die Braut die irrige Antwort nun nachgeredet hätte, so wäre die Sache noch nicht so schlimm gewesen, allein sie hatte die Worte ihres Bräutigams missverstanden und stotterte heraus: „Aus einer rauhen Tasche!"

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Das Nibelungenlied. Übertragen und herausgegeben von Dr. Gustav Legerlotz. Direktor des kgl. Gymnasiums zu Salzwedel. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing.

Das Gebotene erweckt den Wunsch nach der vollständigen Ausgabe der Übertragung des Nibelungenliedes; da uns Legerlotz dieselbe in Aussicht stellt zugleich mit einer höchst erwünschten litterargeschichtlichen Einleitung und einem schulmässigen Kommentar, so sehen wir frohbewegt dem Tag entgegen, wo uns die volle Gabe wird geboten werden.

Da wir uns hier mit einer Ausgabe für die Schule im Auszuge zu begnügen haben, so haben wir nur zu bemerken, dass 24 Abenteuer ausgewählt und nachgedichtet sind, wozu sich eine Inhaltsangabe derjenigen ausgeschlossenen Abschnitte gesellt, welche zum Verständnis des Ganzen nötig sind.

Was nun die Nachdichtung betrifft, so hat sich der Unterzeichnete wiederholt darüber ausgesprochen, dass er nur die Berechtigung einer solchen, nicht einer einfachen Übersetzung in Versen anzuerkennen vermag. Dass Legerlotz denselben Ansichten Gestaltung verleiht, bürgt dem Unterzeichneten dafür, dass sein Erfolg auch in der Nibelungennachdichtung ein glücklicher sein wird. Und wie sehr eine Neubearbeitung des Nibelungenliedes erwünscht ist, das mag am besten ein Vergleich mit dem von anderen Übersetzern Gebotenen zeigen. Nehmen wir auch in dieser Beziehung den sich in Selbstgefälligkeiten verlierenden L. Freytag nicht ernst, so ist doch festzustellen, dass das Leben, welches die Nachdichtung von Legerlotz atmet, eben warmes, volles Leben ist, welches weder Simrock noch Engelmann ihren entsprechenden Schöpfungen einzuhauchen vermocht.

Darum sei auch die hier angezeigte kleine Ausgabe der Nachdichtung des Nibelungenliedes allen Freunden der alten Heldenlieder warm empfohlen.

Edm. Veckenstedt.

Harzsagen. Sagen und Geschichten von Carola Freiin von Eynatten. Weimar. Verlag von Jüngst & Comp. 1889.

Die 23 Sagen und Geschichten sind von der Verfasserin novellistisch behandelt worden, so dass dieselben der Forschung auch nicht mittelbar zu dienen vermögen. Sieht man von dieser Forderung ab, welche ja nun einmal von den Freunden der Volkskunde zu stellen ist, so bietet das Buch

Digitized by Google

in gewandter Sprache hübsch erzählte Geschichten, unter immerhin noch erkennbarer Anlehnung an den Harz. Demnach bestimmt sich danach der Leserkreis, für welchen das Buch bestimmt ist.

Edm. Veckenstedt.

Scelta di Curiosità Letterarie inedite o rare dal Secolo XIII al XVII in appendice alla Collezione di Opere inedite o rare diretta da Giosuè Carducci. Psiche Poemetto e l'Ozio Sepolto, l'Oresta e l'Olimpia Drammi di Francesco Bracciolini dell' Api con Prefazione e con Saggio sull' Origine delle Novelle Popolari di Mario Menghini. In Bologna, Presso Romagnoli-dall' Acqua. Via Toschi, 16-A. 1889.

Die Neuherausgabe der Schöpfungen Bracciolini's ist um so freudiger zu begrüssen, als wir dem Nebenbuhler Tassoni's stets eine hervorragende Stellung in der italienischen Litteratur zuzuweisen geneigt sein werden, denn diese Dichtungen sind eine höchst bemerkenswerte Weiterentwicklung der heiteren Ironie, welche die Gestalten eines Ariosto umspielt, und zwar nach Seite der mehr niedrig-komischen, dann aber auch volksmässigeren Verspottung der Gestalten der mythologischen Sagenwelt, wie solche die Alten geschaffen. Ausser dem Verdienst der sorgfältigen Textausgabe gebührt aber M. Menghini das weitere, eine höchst anziehende und sachgemässe Einleitung über den Ursprung der Volksüberlieferung gegeben zu haben. Mit durchweg gesundem Urteil bei anmutiger Darstellung werden uns die Ansichten von verschiedenen Gelehrten entwickelt, welche bestimmend in die Mythen- und Sagenerklärung eingegriffen haben, zuweilen dieser Forschung zum Heil, öfters zum Unheil. Und eben deshalb wird diese Einleitung demjenigen willkommen sein, welcher die Wahrheit in der Sagen- und Mythendeutung nicht in der Einseitigkeit der Erklärung sucht sondern aus der Fülle der verschiedenen Erscheinungen zu gewinnen sich bemüht, denn wie in einem Spiegelbilde sieht er in der Einleitung ein Stück Zeitgeschichte an sich vorüberziehen, darunter Grössen, welchen es gelang, sich hoch zu erheben, zu späterem tiefen, donnerndem Fall.

Edm. Veckenstedt.

Il Volgo di Roma. Raccolta di Tradizioni e Costumanze Popolari a cura di Francesco Sabatini. 1. Gaetanaccio, memorie per servire alla storia dei burattini, raccolte da F. Chiappini. 2. La lirica nei canti popolari romani, appunti critici di F. Sabatini. 3. Le melodie popolari romane, studio di A. Parisotti. 4. Canzoni popolari romane, illustrate da M. Menghini. Roma, Ermanno Loescher et Co. 1890.

Das Buch bildet eine gewisse Ergänzung zu der neuen Zeitschrift: Rassegna di Letteratura popolare e dialettale, diretta da M. Menghini — A. Parisotti — F. Sabatini, indem dasselbe zum Teil der strengeren Forschung zu dienen bestimmt ist. Unter dem Gebotenen haben wir mit grossem Vergnügen den musikalischen Teil in diesem Buche gefunden.

Digitized by Google

Von den Canzoni Popolari Romane ist das eine Lied von Menghini dem Vortrag einer Römerin entnommen, während zwei bereits in dem hochbedeutenden Werke des Grafen Nigra, welches wir in No. 1 dieses Jahrgangs besprochen, behandelt sind. So ist es uns denn eine angenehme Pflicht, dem Buche ein gutes Geleite zu wünschen.

Edm. Veckenstedt.

Die Luxemburger in der Neuen Welt. Beiträge zur Geschichte der Luxemburger, verbunden mit Ratschlägen für Luxemburger Auswanderer und einer Karte der Vereinigten Staaten mit den Luxemburger Ansiedelungen. Festschrift gelegentlich der fünfzigjährigen Unabhängigkeit des Grossherzogtums Luxemburg. Von Ns. Gonner, Redakteur der Luxemburger Gazette, Mitglied des Königl. Grossherzogl. Luxemburger Instituts der Wissenschaften, Abteilung für Geschichte. Dubuque, Jowa. Druck der Luxemburger Gazette. 1889.

Das Buch ist mit Sorgfalt und Fleiss geschrieben; allein die Titel der benutzten Bücher füllen 8 Seiten. Die Einleitung macht uns mit dem Grossherzogtum Luxemburg bekannt, nach Land und Leuten und einem kurzen Abriss der Geschichte. Sodann folgt in Buch I die Auswanderung nach Süd-Amerika und Mittel-Amerika, in Buch II nach Nord-Amerika. Der 2. Teil enthält die Beschäftigung der Luxemburger in den Vereinigten Staaten, als Gelehrte, Künstler, Handelsleute, Handwerker und Tagelöhner, er redet von ihrem Katholicismus, ihrer politischen Beschäftigung, der Sprache der Luxemburger, ihrer Teilnahme am Kriege im Süden und Norden, ihren Sitten und Bräuchen und was sonst Beachtung verdient. Der 3. Teil ist den Luxemburgern nach ihren Ansiedlungen in den verschiedenen Staaten der Union gewidmet. Sodann folgt ein Buch biographischer Notizen.

Da, wie bemerkt, das Buch mit Gewissenhaftigkeit und Sachkenntnis gearbeitet ist, so sei dasselbe allen denen empfohlen, welche nach dieser oder jener Seite des Gebotenen ihre Kenntnisse zu bereichern wünschen.

Edm. Veckenstedt.

Der Verein zur Förderung des nordischen Museums. 1888. Mitteilungen von Arthur Hazelius herausgegeben. Stockholm 1890.

Der Unterzeichnete erlaubt sich als Empfehlung des trefflichen Werkes den Inhalt desselben anzuführen:

1. Die Bundesordnung der Fassbinder in Stockholm 1579. (In der damaligen Sprache geschrieben.) Die Urschrift, dem nordischen Museum gehörig, ist auf Pergament gezeichnet.

2. Beobachtungen über das Feiern der Weihnachten um das Jahr 1860 im südlichen Teil der Provinz Halland.

Die Vorbereitungen erfordern die volle Thatigkeit aller Leute. Neue Kleider musste man durchaus zu dieser Zeit verfertigen lassen; darum waren Schuster und Schneider sehr wichtige Persönlichkeiten. Diese Leute

Digitized by Google

wussten auch viel zu erzählen; sie vertraten sozusagen die Zeitungen, doch waren viele ihrer Neuigkeiten alt geworden. Die herumziehenden Kaufleute brachten viel für die künftigen Weihnachts-Gaben mit; Kaffee, Zucker, Branntwein, Stockfisch, Rosinen u. s. w. wurden aus der nächsten Stadt geholt.

Den ersten Tag, Weihnachtsabend, speiste man zum Frühstück Brotschnitte, die man in den Kessel, worin das fette Fleisch gesotten wurde, eintauchte. Dann verzierte man die Wände der grossen Stube mit allerlei einfachen Gemälden, in besonders bunten Farben, von Bauern gemalt; grüne Pferde, rote Schafe, hellblaues Menschenhaar u. s. w. kamen oft vor. Die Darstellungen waren fast ausschliesslich aus der biblischen Geschichte genommen. Besonders die Kinder hatten viel Spass daran. Zuweilen hing man grosse gemalte Tücher, wie Gobelins, auf. Bei der Dämmerung mussten alle Leute sich waschen, dann reine Wäsche und Festkleider anlegen. Die Weihnachtslichter wurden angezündet und dann begann die Mahlzeit.

In der Mitte des Tisches stand ein grosses Fass, von Holz oder Thon gemacht; daneben legte man einen halben Schweinskopf, andere Fleischstücke und grosse Würste, statt des Schweinskopfes zuweilen einen grossen Schinken. Beim Fasse stand der Weihnachtshaufen, als Unterlage diente ein grosser Kuchen, dann kamen andere Kuchen und Zwieback, so dass das Ganze die Gestalt eines Zuckerhutes bekam, oben lag ein Käse, danach ein ringförmiger Kuchen, zuletzt drei schöne rote Äpfel. Dieser aufgeschichtete Haufen blieb die ganze Feierzeit unberührt. Nach Herrichtung des Tisches hatte man das Weihnachts-Stroh einzutragen. Die Kinder spielten und tummelten sich darin. Sobald man Kaffee trank, hörten die abgefeuerten Weihnachts-Schüsse auf und man warf einige Weihnachtsgaben in die Stube hinein. Bei dem eigentlichen späteren Abendmahle speiste man gewöhnlich Brei, oft von Reis. Man ging ziemlich zeitig zu Bette, um den frühen Gottesdienst am folgenden Tag besuchen zu können. Nach dem Mittagstische las der Hausvater eine Predigt vor; ein paar Weihnachts-Psalmen wurden gesungen. Den folgenden Tag ritten die Burschen bei der Morgendämmerung aus, ein Liedchen singend (das Staffans-Lied). In den folgenden Tagen wurden die Gesellschaftsfeste gefeiert.

Am Knutstag, dem 13. Januar, war die Weihnachts-Zeit aus. Diesen Tag feierte man oft mit Tänzen; man „tanzte die Weihnachten aus", und das Weihnachts-Stroh wurde „von dem Knut" hinausgeworfen.

3. Eine Hochzeit in Dalarne im Jahre 1851.

Die Leute hatten dabei ihre nationalen Trachten angelegt. Nach der Trauung speiste man Mittag, und danach wurde bis zur frühen Morgenstunde (bis 4 Uhr) getanzt. Die Feste dauerten dann noch mehrere Tage.

4. DieVolkstracht von der Gemeinde Fellingsbro in der Provinz Nerike. Diese wurde ums Jahr 1840 beinahe abgelegt.

5. Die kleine Kersti, Volkslied aus Dalsland.

6. Beschwörungs-Formel gegen Eifersucht.

7. Studien im Museum über alte Waffen (Dolche).

N. Conr. Kindberg — Ninköping.

Digitized by Google

Die Sprache der Olympo-Walachen, nebst einer Einleitung über Land und Leute von Dr. Gustav Weigand. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1888.

Das vorliegende Werk macht uns mit der Sprache eines Volksstammes bekannt, welche wir näher als Dialekt des Rumänischen zu bestimmen haben. Nach dem Vorwort hat der Verfasser des Buches zum Zweck der Abfassung desselben Studien an Ort und Stelle gemacht und so den Stoff geboten und festgehalten, welcher später nicht mehr zu haben sein durfte, da nach seiner Ansicht der Dialekt in nicht gar langer Zeit dem Untergang entgegengeht.

Ausser diesem sprachlichen Teile ist für uns besonders derjenige von Wichtigkeit, welcher Land und Leute behandelt, und zwar die Makedo-Romanen im allgemeinen und die Olympo-Walachen im besondern. Hier finden wir die Unterabteilungen: Reise nach Vlacho Livadhon, Sage und Geschichtliches über die Entstehung von Vlacho-Livadhon, Zahl und Verbreitung der Olympo-Walachen, Beschäftigung und Charakter der Olympo-Walachen.

Der 2. Teil des Buches bietet Texte, und zwar Allgemeines, Lieder aus Vlacho-Livadhon I—XVIII, Prosa, Gespräche, Phrasen, Bunlu Fitsor, Bojadschi, Gespräche, Mastorsi a uni orbu. Sodann: Anhang: Lieder aus Samarina und Sprichwörter, Lieder aus Vlacho-Klisur, Lied aus Kruševo, Lied aus Monastir. Wir bedauern, dass den Urtexten nicht überall die Übersetzung zur Seite gestellt ist, wie bei den Phrasen, Sprichwörtern, dem Lied No. 23, und können demnach nur wünschen, dass das Buch auch in dieser Gestalt die Verbreitung findet, welche es verdient.

Edm. Veckenstedt.

Zur Bücherkunde.

Bis zum 30. Juni 1890 sind bei dem Herausgeber der Zeitschrift für Volkskunde

Dr. Edm. Veckenstedt, Halle a/S., Mühlweg 23[b]

folgende Werke, Sonderabdrücke und Zeitschriften eingegangen:

Berlin in der Volksdichtung. Von Johannes Bolte. Berlin 1890.

Erlanger Beiträge zur englischen Philologie. Herausgegeben von Hermann Varnhagen. VII. Heft. Die Gesta Romanorum. Nach der Innsbrucker Handschrift vom Jahre 1342 und vier Münchener Handschriften. Herausgegeben von Wilhelm Dick. Erlangen und Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1890.

Samfundet för Nordiska Museets Främjande 1888. Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius, Samfundets Sekreterare. Stockholm 1890.

The Testimony of Tradition. By David MacRitchie, Author of Ancient and Modern Britons. With Twenty Illustrations. London, Kegan Paul, Trench, Trübner et Co. Limited. 1890.

Digitized by Google

Vom wandernden Zigeunervolke. Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner. Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-Aktien-Gesellschaft. (Vormals J. F. Richter.) 1890.

Zum 24. Juni 1890 begrüssen Reinhold Köhler vier Grazer Freunde. Gustav Meyer, Anton E. Schönbach. Hugo Schuchardt. Bernhard Seuffert.

Aus der Heimat. Sonntagsblatt des Nordhäuser Courier. Die Nummern 33—38. 1887. Vortrag, gehalten am 8. Juni 1887 im Thüringisch-Sächsischen Verein für Erdkunde zu Halle a/S. von Prof. Dr. Grössler in Eisleben.

1. Beilage zu Nr. 127 des Allgemeinen Anzeigers. Erfurt, Mittwoch den 4. Juni 1890. Fünfte Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar. Dr. A. Pick.

Dritter Litterarischer Jahresbericht. Begründet und herausgegeben von Alois John. Mit einem Porträt: Woldemar Freiherr Junker von Oberconreut. Eger 1890.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie. Herausgegeben von der Gesellschaft für Deutsche Philologie in Berlin. 11. Jahrgang 1889. 2. Abt. Leipzig, Verlag von Carl Reissner, 1890. Inhalt: Mythologie und Volkskunde, Gotisch, Skandinavische Sprachen, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, das 16. Jahrhundert, Englisch, Niederdeutsch, Friesisch, Niederländisch, Latein, Geschichte der germanischen Philologie. Autorenregister, Sachregister.

Folklore. A Quarterly Review of Myth, Tradition, Institution and Custom. (Incorporating The Archaeological Review and The Folk-Lore Journal.) Contents: Some Popular Superstitions of the Ancients. J. G. Frazer. Legends from Torres Straits, II. Prof. A. C. Haddon. A. Higland Folk-Tale and its Foundation in Usage. G. L. Gomme. Peeping Tom and Lady Godiva. E. Sidney Hartland. Hoy They Met Themselves. James Darmesteter et Auguste Barth. Report: Celtic Myth and Saga. Alfred Nutt. Report: Italian Folk Songs. — Miss K. H Busk. Notes and News. Reviews: Les Contes Moralisés de Nicole Bozon. Joseph Jacobs. Correspondence, Miscellanea, Folk-Lore Bibliography. London, David Nutt, 270 Strand.

Harzer Monatshefte. Verlag der C. Haacke'schen Buchhandlung in Nordhausen a. H. 1890. Heft 6. Juni. Wie die Harzburg unter Göttingensche Lehnshoheit kam, von Aug. Picklenburg - Göttingen. Mitteilungen über die Herzöge Julius und Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre Verdienste um den Bergbau und die Industrie im Harze. Von Dr. jur. L. Kudhlenbeck-Halle. Zur Volkskunde des Harzes. Das Wiedaer Rügegericht. Das Fräulein von Hoym. Originalnovelle von C. Freiin von Eynatten. Monatschronik. Aus dem Vereinsleben. Bücherschau.

The Journal of American Folk-Lore. Editor William Wells Newell. Vol. IV. April—June 1890. N. IX. Contents: 1. The Gentile System of the Navajo Indians, Washington Matthews. 2. Notes upon the Gentil Organization of the Apaches of Arizona. John G. Bourke. 3. Survivals of Astrology. Monroe B. Snyder. 4. Seegâ, an Egyptian Game. H. Carrington Bolton. 5. Ole Rabbit, an' de Dawg he stole. Mary A. Owen. 6. Game of the build-Stealing Witch. William Wells Newell. 7. Tales of the Missisaguas II. A. F. Chamberlain, 8. Folk-Lore Scrap-Book. 9. Notes and Queries. 10. Record of American Folk-Lore. 11. Local Meetings and Other Notices. Bibliographical Notes. I. Books, II. Journals.

Le Moyen Age. Bulletin Mensuel d'histoire et de philologie. Direction M. M. A. Marignan et M. Wilmotte. 3e Année. N. 5. Mai 1890. Sommire: Comptes rendus. Felix Aubert, Le Parlement de Paris de Philippe-le-Bel à Cheles VII. (M. Fron.) Dr. Buitenrust Hettema, Het Nederduitsch Glossarium van Iiru. (H. Logemann.) Siméon Luce, La France pendant la guerre de Cent ans. (O. M.) Jules Frésou, Histoire du Chapitre Noble de Nivelles. (G. C.) Geschichtsschreiber der Deutschen Vorzeit. (A. M.) Chronique bibliographique. Périodiques: Pays Scandinaves, Histoire, Archéologie et Philologie. (Johann Vising.) Autriche, Histoire et Archéologie. (W. Engelmann.)

Revue des Traditions Populaires. 5. Année. Tome V. N. 5. 15. Mai 1890. Traditions et superstitions siamoises, Hardouin. — Joli moi de mai fleuri. — Chanson du pays de Caux. A. Bernard. — Les Zoophytes. — L'oursin — L'holothurie. L'asterie. — L'actinie. — L'éponge. — L'hippocampe. P. Sébillot. — Miettes de Folk-lore parisien. XII. Usage du vendredi saint dans la Seine. G. Foujou. Saint-Blaise. H. P. S. — Usages et superstitions de mai. III. Le premier mai en Poitou. Léon Pineau. — Formulettes béarnaises. Daniel Bourchenis. — Imagerie populaire flamande. A.

Digitized by Google

Haron. — Légendes et superstitions préhistoriques. VI. G. Fougn. — Le petit tambour. Chanson avec jeu Champagne et Paris. Gabrielle Wallène. — Traditions et superstitions du Cap-Sizun. III. An Aour-ioiten. — L'herbe d'or. H. de Cargnet. — Le Folk-lore au Salon. V. Les traditions populaires et les peintres pendant la période romantique. P. S. Devinettes de Haute-Bretagne. II. R. Bayon. — Salomon dans les légendes musulmanes. V. Lettre de M. B. Sax B. Sax. — Le bonhomme Misère. Légende liegeoise. A. Haron. — Poésies sur des thèmes populaires. XX. Le saint de village. B. Imbert. — Le voyage présidentiel et les traditions populaires. P. S. — Facéties bourguignonnes. I. Le maire de Buncy. II. Les Tortionnaires. L. A. Fontaine. — Les traditions populaires à l'Exposition. — Section russe. A. Certeux. — Bibliographie. Illustrations.

Polybiblion. Revue Bibliographique Universelle. Partie Littéraire. Deuxième Série. Tome trentième. LVIe de la Collection. Sixième Livraison. Juin. Sommaire: I. Publications Récentes sur l'écriture sainte et sur l'Orient, par M. C. J. II. Jurisprudence, par M. Pierre de l'Épine. III. Comptes rendus. Théologie, Sciences, Belles-Lettres, Histoire. — IV. Bulletin. — V. Correspondance. — VI. Chronique. — VII. Table Méthodique des Ouvrages Analysés. VIII. Table Alphabétique des Noms d'Auteurs. IX. Table de la Correspondance. X. Table de la Chronique. XI. Table des Questions et Réponses.

La Tradition. Revue Générale des Contes, Légendes, Chants, Usages, Traditions et Arts populaires. Directions MM. Emile Blémont et Henry Carnoy. N. VI. 4e Année (N. 39) Livraison de Juin 1890. 1. Chansons Populaires de la Carniole, I. A. Grim. — Traduction de E. de Méméty et G. Doncieux. 2. Formulettes Enfantines, IV. O. Colsson. 3. Des Usages de Prélibation et des Coutumes de Mariage en France I. Plantadis. 4. Poésies Semi-Populaires. A. L. Ortoli. 5. La Théorie de Dulaure en Mythologie. I. A. J. Dulaure. 6. L'Ane dans les Proverbes Provençaux. I (suite). Jean Brunet. 7. Le Folklore de la Belgique (suite) A. Haron. 8. Aubade du Printemps. Gabriel Echaupre. 9. Traditions de la Bretagne. Vicomte de Colleville. 10. Correspondance. A H. Wracislaw et Edmond Veckenstedt. 11. Bibliographie. 12. Le Mouvement Traditioniste. (Siehe Anmerkung.)

Volkskunde. Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont et Aug. Gittée. 3e Jaargang. 5e Aflevering. Inhoud. Onze Vlaamsche Componisten: Ofte Liedjeszangers, door Pol de Mont. III. Vervolg. — Vertelsels: Van drie Gebroeders. Boekbeoordeling: L. J. B. Bérengerer-Férard. — Contes populaires des Provençaux de l'Antiquité et du Moyen-Age. (Aug. Gittée.) Vragen en Aanteekeningen.

Ons Volksleven. Antwerpsch-Brabantsch Tijdschrift voor Taal en Volksdichtveerdigheit, voor Oude Gebruiken, Wangeloofskunde, enz. in twelf nommers van acht bladzijden in 8°. Onder Leiding van J. Cornelissen et J. B. Vervliet. 2. Jaargang 1890. 5. Afl. Brecht. L. Braeckmann, Drukker-Uitgever. Inhoud: De Uitvinding der Lier. (Eene Littauersche Sage). Von Vervliet aus dem Französischen übersetzt aus Veckenstedt: La Musique et la Danse dans les traditions des Lithuanien-, Grecs et Allemands. De Vogelen in het Volksgeloofen de Volksdichtveerdigheid. Vertelsels. Dwergsagen. Spotzegels. Bijdrage tot den Dietschen Taalschatt. Nieuwskes. Boekbespreking. Vragen en Aanteekeningen. Inhoud van Tijdschriften — von den Herren A. Haron. J. Vinnius. J. Cornelissen. J. B. Vervliet.

Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. Directeur: A. Wolfromm. Professeur au Lycée Louis-le-Grand. 7e Année. Juin 1890. N. 4. Paris: A. Laisney, 6, rue de la Sorbonne. 1890.

Revue de Philologie Française et Provençale. (Ancienne Revue des Patois.) Recueil Trimestriel, publié par L. Clédat. Tome IV, Fasicule 1. 1er Trimestre 1890.

Anmerkung. Seite 185—189 dieses Heftes enthält den in der vorigen Nummer der Tradition wie der Zeitschrift für Volkskunde angekündigten Artikel des Unterzeichneten über Gaidoz und seinen deutschen und polackischen Nothelfer. Da der Artikel auch Darlegungen über das Echte und Unechte in der Volksüberlieferung bietet, aufgewiesen an den Norddeutschen Sagen von Kuhn und Schwartz, so glaubt der Unterzeichnete nicht versäumen zu sollen, auf diesen Artikel hinzuweisen; er hofft damit aber auch den Beweis geliefert zu haben, dass die niedrige Art der Gaidoz'schen Polemik und seines Nothelfers in Deutschland und der Polackei jeder gesunden Einsicht in das Wesen der Dinge entbehrt.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 11. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

St. Nicolaus. Von Ignaz v. Zingerle — Wilten (Innsbruck) . . 409

Albanesische Märchen und Schwänke. Mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik — Prag. 421

Volkslieder aus Hinterpommern. Mitgeteilt von O. Knoop — Rogasen 425

Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend. Gesammelt und mitgeteilt von Else Priefer — Sommerfeld 428

Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald. Von J. J. Ammann — Krummau. 431

Aberglaube aus dem Altenburgischen. Gesammelt von E. Pfeifer — Altenburg 439

Bücherbesprechungen von L. Fränkel — Leipzig, Frz. Branky — Wien, R. Prexl — Mühlbach (Siebenbürgen) und Edm. Veckenstedt — Halle a/S.:

Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrhunderts nebst einem Anhange herausgegeben von Johannes Bolte. Abdruck aus den Acta Germanica I, 3. Berlin, Mayer & Müller. 1890 445

Die deutsche Lindenpoesie. Von Oberlehrer Emil Plaumann. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Danzig. Ostern 1890. Danzig, A. Müller vorm. Wedelsche Hofbuchdruckerei. 1890. Leipzig, Kommissionsverlag von Gustav Fock 445

Plattdeutsches aus Hinterpommern. Von Otto Knoop, Oberlehrer am kgl. Gymnasium in Rogasen. I.: Sprüchwörter und Redensarten. Posen 1890, Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel). — II.: Fremdsprachliches im hinterpommerschen Platt, nebst einer Anzahl von Fischerausdrücken und Ekelnamen. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des königlichen Gymnasiums zu Rogasen. Rogasen 1890. Druck von Jonas Alexanders Wwe. 446

Hausspruche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Leipzig. A. C. Liebeskind. 1890. S. 201. XXIV. 447

Doine si strigături din Ardeal, date la ivală de Dr. Joan Urban Jarnik şi Andréue Bârscanü. Editiunea academiei române. Bucureşci 1885 447

Wandernde Melodieen. Eine musikalische Studie von Wilhelm Tappert. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von List & Francke 448

St. Nicolaus.

Von

IGNAZ V. ZINGERLE — WILTEN (Innsbruck).

Stellen wir das Gesagte kurz zusammen, so ergibt sich folgendes: Nicolaus wird dargestellt als ehrwürdiger Mann mit langem Barte und langem wallenden Kleide. Sein ständiges Attribut ist der Bischofsstab, den er in der Linken, ein Buch, auf dem drei Goldkugeln oder drei Brote liegen, das er in der Rechten hält. Auf älteren Bildern und auch neueren, wenn die Künstler alter Tradition folgen, fehlt eine Butte mit drei betenden Kindern nicht. Er wird nie reitend, wie Wodan, dargestellt, wohl aber reitend oder fahrend vom Volke gedacht. Er ist ein freundlicher Herr, liebt und beschenkt, ja bringt die Kinder. Seine Macht bezieht sich vorzüglich auf's Wasser, deshalb ist er Patron der Schiffer. Sein Fest fällt auf den 6. Dezember, da zieht er um, legt in Schuhe und Schifflein ein, ist der Belohner guter, der Schrecken böser Kinder. An diesem Tage gab es Festaufzüge und festliche Gelage, an diesem Tage wurden ihm Opfer gebracht und Gebildbrote gefertigt. Vergleichen wir mit diesem Bilde Odin-Wuotan, so finden wir keine Analogien. Wuotans Attribute fehlen dem Heiligen. Wuotan wird mit Schwert und Speer gedacht, dieser hat nur einen Stab; das einzige wäre, dass auch Nicolaus einen Schimmel reitet. Dagegen scheint mir auch zu sprechen, dass Nicolaus mit Ruprecht, der Wuotansvertreter ist, umzieht. Wir können nicht annehmen, dass ein und derselbe Gott unter zwei Gestalten zugleich sich zeigt. An Fro ist nicht zu denken, Fro ist nicht Neptunus, er ist nicht Wassergott. Fro reitet auf einem Eber, Nicolaus auf einem Schimmel. Fro wird nicht mit langem Barte gedacht wie Nicolaus, Fro hat keine Bütte. Sehen wir uns um eine mythische Gestalt um, die Analogien bietet, so ist es nur der Wassermann, Nichus, Nicor, Nicker, Necker, Nix genannt.*) Auch Nickelmann kommt öfters vor.**) Ich und mein Bruder Nickel rufen Wassergeister.***)

---

*) Grimm, Mythologie S. 456. Simrock, Myth. 4. Aufl., S. 445. O. Henne, 2. Aufl. S. 224. Neck, Eibofolke II., 250, 254. Nicker, Necker, Kuhn, Nordd. Sagen, S. 93, 94. Nickert, Ebend. S. 92. Nick, Ebend. S. 173. Niko, Rochholz, Arg. Sagen I, S. 7 u. 10. Allgemein gebräuchlich in der Schriftsprache ist Nix.

**) Pröhle, Unterharzische Sagen, No. 21, 23, 80, 253. Kuhn, Nordd. Sagen, S. 172, 173, 174, 426. Kuhn, Westfäl. Sagen I, 43.

***) Temme, Pommersche Sagen, S. 66.

Digitized by Google

Der Name bietet schon eine überraschende Ähnlichkeit. Aber auch die Erscheinung des Heiligen gibt zu der des Wassermannes Analogien. Der lange graue Bart ist ein charakteristisches Kennzeichen des Heiligen, gewöhnlich wird der Nix oder Wassermann ältlich und langbärtig vorgestellt, wie der römische Halbgott, aus dessen Urne der Fluss quillt.*) Wie der Heilige dargestellt wird in langer Albe, die um die Mitte durch einen Gürtel geschlossen ist, so erscheint der Wassermann, ein grosser schön gebauter Mann mit langen Haaren, in einem Hemde, welches ein gläserner Gürtel festhält und bringt seiner Geliebten Geschenke an Perlen und edlen Steinen.**) Der Heilige trägt über der Albe einen Mantel und auf dem Haupte die Bischofsmütze, der Wassermann (Donaufürst) ist mit purpurrotem Mantel angethan und trägt auf dem Kopfe eine dreieckige muschelige Krone.***) Der Heilige führt einen Bischofsstab, der Wassermann einen Haken und heisst deshalb Hakemann,†) Häckemann, Häkelmann, Häkelkerl. Der Wassermann in der Tauber trägt in der Hand einen langen Haken.†*) Am Wasser hin geht der Flozemann, welcher die Kinder mit seiner grossen Hakenstange ergreift und ins Wasser wirft.†**)

In Mühlhausen schreckt man die Kinder mit dem Hokemann, der an der Tränkbach haust.†***) Da der Glarner Geishirt den Ober-Bleggisee durchschwimmen will, beisst ihm der darin hausende Haggemann das Haupt ab. Kindern, die des Abends zu lange ausbleiben wollen, droht man, der Hoggemâ werde sie noch holen. Man sagt denen, die gerne am Wasser spielen: Gang nit a's Wasser, de Hoggemâ zieht dich abe! Der Volksglaube gibt in diesem Falle dem Gespenste noch eine lange Fischerschalte, einen Fischerhaken und einen langen Pilgerstab mit gekrümmter Handhabe.††) Die Seelen der Ertrunkenen behält der Nix in Töpfen auf.††*) Dieser Glaube ist weitverbreitet. Er kommt vor in Deutschböhmen,††**) bei Ostende,††***) bei Wien.†††) Nach einer Tiroler Sage behält er sie in Gläsern auf.†††*)

*) Grimm, Myth. 459.

**) Schönwerth, II, 189.

***) Vernaleken, Mythen, S. 164.

†) Müller, Niedersächsische Sagen No. 90 u. Anm. S. 342. Meier, Schwäb. Sagen 168, 3. O. Henne, S. 242.

†*) Wolf, Ztschr. I, 29.

†**) Stöber. Els. Sagen 324.

†***) Ebend.

††) Rochholz, Arg. Sagen II, S. 207. Am Glarner Wallensee hat der Hakenmann einen turmhohen Haken. Ebend. II, 208. Häklimann ist ein an der Ober-Saar im Schilf lauernder Flussgeist, dessen langer Haken die Kinder vom Flusse abhält. Firmenich II, 562. Hackelmärz in der Werra. Bechstein, Sagenbuch No. 728. Thür. Sagenbuch I, 36. Schwingshackel heisst ein Flussgeist in Tirol. Tiroler Sagen S. 16.

††*) Grimm, Myth. 465.

††**) Grimm, Deutsche Sagen No. 52. Bechstein, Deutsches Sagenbuch 552. Vernaleken, Mythen S. 162 u. 179.

††***) Wolf, Niederd. Sagen No. 506.

†††) Vernaleken, Mythen S. 167.

†††*) Meine Tiroler Sagen No. 117. Über Seelen der Ertrunkenen in Gläsern oder Töpfen s. O. Henne, Die Deutsche Volkssage. 2. Aufl. S. 229 f.

Digitized by Google

Wenn man bedenkt, dass die Seelen von alten Malern durchaus als Kinder dargestellt werden, bilden die Töpfe des Wassermannes ein Gegenstück zur Butte, Kufe mit den drei Kindern des h. Nicolaus.

Nach dem Kinderglauben besitzt der h. Nicolaus ein Pferd, das gewöhnlich ein Schimmel genannt wird. Der h. Nicolaus reitet auf einem weissen Schimmel. (Gufidaun.) Es hat nach manchem Berichte ein gläsernes Bein. Das Pferd bot die grösste Versuchung, hinter Nicolaus den Wuotan zu suchen, der als Schimmelreiter umzieht. Dies thut jedoch nicht not. Das Pferd steht mit den Wassergottheiten in innigster Beziehung. Schon Poseidon hatte Rosse

ἔνθ' ἐλθὼν ὑπ' ὄχεσφι τιτύσκετο χαλκόποδ' ἵππω,
ὠκυπέτα, χρυσέῃσιν ἐϋπλέκτῳσιν κομόωντε.
(Ilias XIII, 23.)

und das Pferd blieb ganz vorzugsweise das Poseidonsche Tier, wahrscheinlich, weil es wie die wogende Flut zugleich galoppiert und trägt, daher des Pferdes Ursprung, Zucht und Pflege, samt allen sich daran anschliessenden ritterlichen Übungen in den meisten örtlichen Sagen und Kulten des Poseidon das immer wieder hervorspringende Bild ist.*) Deshalb wurden dem Poseidon auch Pferde als Opfer in die Flut gestürzt, wie zu Korinth. Paus. VIII, 7, 2.**) — Es lässt sich gewiss erwarten, dass es auch den Germanen geläufig war, die heranspringenden Wogen mit weissschäumenden Kämmen als Pferde mit fliegenden Mähnen sich vorzustellen, und viele Sagen bestätigen uns dieses.

Der Nikur erscheint als schönes, apfelgraues Ross am Meeresstrande, seine Hufe stehen verkehrt; besteigt es einer, so stürzt es sich mit seinem Raube in die Flut. Man kann es aber auf gewisse Weise fangen, zähmen und eine Zeitlang zur Arbeit abrichten. Zu Morland in Bochus warf ihm ein verständiger Mann einen künstlichen Zaum über, dass es nicht entlaufen konnte und pflügte nun alle seine Äcker mit ihm. Als zufällig der Zaum aufging, sprang der Neck wie ein Feuer in die See und zog die Egge mit sich hinunter.***) Nach isländischen Sagen erscheint der Nykr in Pferdegestalt und ist dann grau, seltener schwarz von Farbe. Wenn im Winter das Eis in den Gewässern Sprünge bekommt und kracht, sagt man, dass der Nykr wiehere. Er fohlt wie andere Pferde, nur dass dies im Wasser geschieht, und paart sich unter Umständen auch mit gewöhnlichen Pferden. Er verleitet gern Leute, zumal an schwer zu passierenden Flussstellen, ihn zu reiten und legt sich dann mitten im Wasser nieder, um sie in dieses hinunter zu ziehen. Überall im Lande zeigt man noch bestimmte einzelne Seen oder Teiche, in welchen das Wasserpferd leben

*) Diese Rosse des Poseidon sind die Meereswogen und die Meeresstürme, wie sie dahin fahren und rollen, denn immer dachten die Alten und denken die Südländer zum Teil noch die undulierend dahin laufenden und dabei tragenden Wogen unter dem Bilde von Rossen, für deren Schöpfer und Bändiger eben deshalb gleichfalls Poseidon galt. Preller, Griechische Myth. I, 353.

**) Preller I, 367—369.

***) Grimm, Myth. 458.

Digitized by Google

soll.*) Bei den Schweden in Esthland und Runö erscheint der Neck als schönes apfelgraues Pferd. Eibofolke II, 251, 253. Ganz ähnlich berichten Deutsche Sagen. Einen aus dem Meerpfuhl entstiegenen grossen schwarzen Hengst spannt ein Pflüger vor. Das Ross geht rasch vor und zieht Pflug und Pflüger in den Abgrund.**) In der Gegend von Jagow pflügte einmal ein Bauer, da kam plötzlich aus einem dicht bei seinem Acker liegenden See ein Hengst mit vollem Sielzeug, der schirrte sich selbst zu den andern Pferden an den Pflug und nun ging's wohl eine halbe Stunde fort ohne Rast und Ruh, bis endlich der Hengst plötzlich, wie er gekommen war, wieder verschwand.***)

Auf dem Niederhofe bei dem Schlosse Lichtervelde wandelte ein Nicker in Gestalt eines Pferdes um und warf diejenigen, welche kühn genug waren, den Schlossgräben zu nahen, unter schrecklichem Gelärm ins Wasser, ohne dass sie jedoch andern Schaden davontrugen als einige Beulen und pudelnasse Kleider. Einmal hatte der Nicker wieder die Pferdegestalt angenommen und stand morgens auf der Weide des Niederhofes. Der kühnste unter den Knechten ging auf das schöne Tier zu, spannte es an die Egge und arbeitete den ganzen Tag aufs allerfleissigste damit, wurde es einmal unwillig, dann schlug es der Knecht auf ganz gotteserbärmliche Weise. Alles ging gut, aber als der Knecht es abends ausspannte, da schoss es in Feuer und Flamme auf und erhob sich unter greulichem Gewieher in die Luft.†)

In Reddeber war ein Fleischer und reiste bei einer recht nasskalten Witterung nach Hause. Da kam ein Pferd, schmiegte sich ordentlich vor ihm nieder und er setzte sich auf. Das Pferd aber führte ihn über die Turmspitze von Veckenstedt und setzte ihn nur darum vor dem grossen Teiche ab, weil er an zu beten fing. Sonst hätte es ihn mit hineingenommen.†*)

Der Wassermann erscheint in der Gestalt eines Pferdes, welches ein Maul von Holz hat und das ist das Kennzeichen für die Hirten. Wenn man nun einen solchen Wassermann antrifft und man wirft das mit der geweihten Erlenrinde überzogene Leitseil über das Pferd, so ist es in der Gewalt des Menschen, es kann ihm nichts anhaben und verrichtet alles das, was ein gewöhnliches Pferd im Stande ist.†**) Der Wassermann stürzt sich mit Pferdegewieher in das Wasser.†***)

Ein schwarzes Ross steigt aus dem Sumpfe bei Wermesch,††) das Ungeheuer im Schwarzsee zeigt sich als grosses Ross,†††) aus dem Übel-

*) Maurer, Isländische Sagen 32. 33. 147. 148. wo er mehrere Sagen mitteilt. Nyda auch Nykr vatnahestr, Wasserhengst genannt. Vgl. Arnason islenzkar pjodsögur I, 135.
**) Grimm, Myth. 458. Deutsche Sagen No. 202.
***) Kuhn, Nordd. Sagen No. 61.
†) Wolf, Deutsche Sagen No. 241.
†*) Pröhle, Unterharz. Sagen No. 2.
†**) Vernaleken, Mythen S. 185. Eine 2. Sage S. 186.
†***) Ebend. S. 91.
††) H. Wittstock, Sagen aus dem Nösner Gelände No. 15.
†††) Tiroler Sagen No. 162.

Digitized by Google

see steigt ein geschundenes Ross.*) Ein schwarzes Pferd steigt aus dem Pfuhle, hilft pflügen und zieht Pflug und Bauer in die Tiefe.**)

Öfters erscheint der Wassermann als Schimmel: Anno 1624 wollte Andreä Illings Vater am Willenauer Berge mit seinem Pferde arbeiten, da kam ein fremdes weisses Pferd mit allem Geschirr gelaufen und spannte sich selbst an, und nachdem es eine Weile hurtig umgegangen, ahnet dem Ackermann nichts Gutes, will ausspannen und Mittag machen. Da läuft das wilde Pferd mit Hacken und dem andern Pferd auf den Tümpel zu, wo es allein verschwindet.***) Aus dem Mohriner See sieht man oft einen Schimmel hervorkommen, besonders während der Nacht, der ruhig den späten Wanderer eine Strecke begleitet.†) Einst kam ein Croppenstädter auf seinen Acker in der Nähe des Grundlos, um da zu pflügen, da findet er einen Schimmel auf seinem Felde, der hat vollständiges Sielzeug an. Da denkt er bei sich: „Der kömmt dir grade zu pass, mit deinem alten Gaul wills so nicht vorwärts!" und schirrt ihn gleich zu seinem Pferde an den Pflug; nun ackert er auf und ab und ist in kurzer Zeit fast mit seiner Arbeit fertig, aber da ist des Schimmels Stunde um, und hui! stürzt er fort und reisst das andere Pferd samt dem Pfluge mit sich und hinunter in den Grundlos, wo sie beide spurlos verschwanden.†*)

Ein bairisches Märchen erzählt von einem Schimmelweiher, in dem die Bauern nach Schimmeln suchen.†**) Ein Schimmel ohne Kopf watschelt am sogenannten Wasser- oder Mühlenkulke. Pröhle, Unterharz. Sagen No. 164.

Aber selbst als Reiter kommen die Wassermänner vor. Ein Schimmelreiter erscheint auf dem Bielstein und verschwindet dicht beim Brunnen. Wiehert sein Ross, so hat das stets etwas zu bedeuten; entweder die Witterung ändert sich, oder dem, der das Wiehern hört, steht ein Unglück bevor. Pröhle, Harzsagen S. 226.

Bei Werna liegt ein Erdfall und Teich, die Kelle, da soll es nicht recht richtig sein, denn oft hat man dort Reiter auf weissen Pferden gesehen, die haben die Leute mit hinabgezogen ins Wasser,†***) wozu Kuhn schon bemerkt, diese Schimmelreiter sind Nixe.††) Der Wassermann erscheint somit als Schimmelreiter, wie St. Nicolaus. Die Schimmel entsprechen den weissschäumenden Wogen. Die gläsernen Beine des Nicolauspferdes scheinen mir auch die Durchsichtigkeit und Farbe des Wassers anzudeuten.

---

*) Tiroler Sagen No. 735.

**) Müller, Niedersächsische Sagen No. 73. Bechstein, Deutsches Sagenbuch No. 298. Wenn Sturm und Gewitter aufsteigen, pflegt ein grosses Pferd mit ungeheuren Hufen auf dem Wasser zu erscheinen. Grimm, Myth. 458. Vgl. Tiroler Sagen No. 735. Über Nix als Pferd, Wolf, Beitr. II, 306 ff. O. Henne, S. 175.

***) Wolf, Deutsche Sagen No. 469.

†) Kuhn, Märkische Sagen No. 230.

†*) Kuhn, Norddeutsche Sagen No. 179.

†**) Panzer I, 94.

†***) Kuhn, Norddeutsche Sagen No. 256.

††) Ebend. S. 498. Ein Reiter erscheint beim Wolfsholzteich und verschwindet darin. Pröhle, Unterharz. Sagen No. 165.

Digitized by Google

Selten nur kommt der Kinderglaube vor, dass Nicolaus auf einem Wagen vom Himmel fährt.*) Wir brauchen daran nicht an den Wuotanswagen zu denken wie Quitzmann.**) Nach einer Sage fährt der Wassergeist auf einem Wagen, der voll ist von bunten Bändern und Blumen.***) wie St. Nicolaus' Wagen mit buntem Spielzeug belastet ist. Dass der Wagen mit Wassergottheiten in Verbindung stand, bezeugen uns die vielen Sagen, denen zufolge Wagen in Seen und Teichen sich befinden. In einem See bei Salzungen erscheint und sinkt ein Wagen. Bechstein, Thür. Sagenbuch I, S. 95. Im Moosgrunde, die Firstmiss genannt, der einst ein tiefer See und von Wassergeistern bewohnt war, liegt ein herrlicher Wagen ganz von gediegenem Golde, der manchmal heraufsteigt.†)

In Wasserleben im blauen Sumpfe verschwindet eine Kutsche mit Pferden,†*) ebenso im grossen Teiche bei dem Clushofe†**), ein Wagen erscheint und verschwindet in einem Bach.†***)

Im Sodbrunnen auf dem Luzerner Emmenhorn liegt ein goldener Wagen.††)

Im Zirniner See liegt ein silberner Wagen.††*)

Ein Wagen liegt im Sumpfe bei Apenrode, der um Weihnachten erscheint.††**)

Eine Kutsche liegt im Nickelpaul (Nickelpfuhl),††***) ein Wagen in der Teufelspfütze†††) und im Wasserloch bei Adelebsen.†††*)

Wenn Klas mit Ketten lärmend erscheint, erinnert dies an Ketten, die in Gewässern ruhen.†††**) Wenn der um Weihnachten umziehende Clâs auch, der manchmal auf weissem Pferde reitet, Bullerclâs heisst, so kann dies auch auf ein Verhältnis zum Wasser deuten, denn Bullern bezieht sich nicht nur auf Poltern, sondern Bullern wird auch für das Blasenwerfen und Rauschen des Wassers gebraucht.†††***)

Weit in Deutschland, vom Rhein bis in Niederösterreich, ist es alte Sitte, dass dem St. Nicolaus Schuhe zum „Einlegen" aufgerichtet wer-

---

*) Vernaleken, Mythen S. 286. Quitzmann, Die heidnische Religion der Baiwaren. S. 39.

**) Ebend.

***) Vernaleken, Mythen S. 163.

†) Stöber, Elsäss. Sagen No. 76.

†*) Pröhle, Unterharz. Sagen No. 239.

†**) Ebend. No. 240.

†***) Ebend. No. 444.

††) Rochholz, Arg. Sagen I, 218.

††*) Tiroler Sagen No. 17.

††**) Müllenhof, Schlesw. Sagen No. 241.

†††***) Müller, Niedersächsische Sagen No. 82.

†††) Ebend. und Kuhn, Westfäl. Sagen II, No. 336.

†††*) Ebend.

†††**) Ketten im See, Tiroler Sagen No. 17. Im heiligen See, Kuhn, Märkische Sagen No. 157.

†††***) Grimm, Myth. 473.

†††) Bullern fervere, bullas emittere. Über Felsschichten hinrauschend, schäumt, bullert und schwillt der Rhein. Grimm, Wörterbuch II, 513. Bullerborn m. fons bulliens, ein murmelnder, rauschender Born. Ebend.

Digitized by Google

den.*) Schon Nork fragt: Warum werden Geschenke, welche der h. Nicolaus spendet, stets in einem Schuh deponiert? Ich fasse den Schuh als Sinnbild des Kahnes oder Schiffes auf, denn Schiff und Schuh sind in der Gestalt verwandt. Mich bestätigt in dieser Ansicht, dass der Wassermann schusternd erscheint.

So sieht ein Mann einen Nix fleissig schustern, er wirft einen Rosenkranz darauf. Der kleine Meister verschwand in den Ufern der March, aber ein Stiefel blieb zurück. Diesen behielt der arme Mann und zeigte viele Jahre hindurch den sonderbaren Stiefel, der vom Wassermann geschustert war.**)

Ein Bauer sah aus der March einen Burschen steigen, welcher verschiedene Schuhmacherwerkzeuge hatte und fleissig zu arbeiten anfing. Als der Bauer sah, dass der Junge bald einen Stiefel fertig machte, schlich er sich hinzu und schlug den Burschen, der ein Wassermann war, so heftig auf das Genick, dass dieser, den fertigen Stiefel zurücklassend, eilig in die March entfloh. Der zurückgelassene Stiefel war so gut gemacht, dass der Bauer 12 andere, die er zu demselben machen liess, zerriss, ohne dass der vom Wassermann verfertigte schadhaft wurde.***) Von Schwimmschuhen, die vorne und hinten geschnäbelt sind, der Erdmännchen erzählt Rochholz, Naturmythen S. 115.

Nicolaus bringt die neugeborenen Kinder. Dies passt ganz für den Wasserheiligen, denn bekannt ist, dass die Kinder aus Brunnen, Teichen und Flüssen geholt werden,†) was teilweise mit der in Teichen wohnenden Holda in Beziehung steht. In der Pfalz wird ausdrücklich erzählt, dass die Hebamme die Kinder vom Brunnenmann hole†*) und ein Graf von Aissenstein bittet seinen in den Schlossbrunnen gebannten Ahnherrn um Nachkommenschaft.†**) Dass unter letzterem nur ein Wassermann und nicht eine leidende Seele zu verstehen ist, liegt auf der Hand.

Aber eins scheint meiner Annahme zu widersprechen, die Nixe werden meist grausam gedacht, Nicolaus ist der gute milde Heilige. Allein ursprünglich lag dieser Zug nicht in ihnen; die Nixen nahmen wohl nur die Ertrunkenen bei sich auf, töteten sie aber nicht.†***) Der Wassermann erscheint ja als freundlicher Knabe mit hellfunkelnden Augen††) und stiftet

*) Vernaleken, Mythen 288. Boemus Aubanus sagt in seiner Beschreibung von Franken. Vigiliam diei Sti Nicolai pueri a parentibus jejunare eo modo invitantur, quod persuasum habeant, ea munuscula, quae noctis ipsis in calceos sub mensam ad hoc locatos imponuntur, se a largissimo praesule Nicolao percipere. Nork, Festkalender S. 718.

**) Vernaleken, Mythen S. 190.

***) Ebend. S. 195.

†) Vergl. Tiroler Sitten S. 1 u. 2. Müllenhof No. 124. Müller, Nieders. No. 81. Wolf, Hess. Sagen No. 17, 210. Rochholz, Arg. Sagen I, 17. Simrock, Myth. 33. Wolf, Götterl. S. 36. Wolf, Beiträge I, 162. Birlinger I, No. 219. Pröhle, Harzsagen S. 29 u. 252. Curtze, S. 196. Rochholz, Naturmythen 143, 267, 276. Pröhle, Unterharz. Sagen No. 78, 242–45.

†*) Schönwerth II, 186.

†**) Pröhle, Aus dem Harz, S. 93.

†***) Schönwerth II, 185.

††) Sommer 38.

Digitized by Google

Gutes, hilft den Elenden, beschenkt die Armen. So beschenkt er einen armen Burschen,*) verhilft einem notleidenden Fischer zu einem Schatze,**) legt einem andern Fischer kostbare Steine in sein Netz,***) tränkt und speist einen Hungernden und schenkt ihm einen Forellen herbeizaubernden Stock,†) einem Knaben füllt er die Taschen mit Diamanten und Perlen,†*) einem Mädchen, das er liebt, bringt er Geschenke von Perlen und edlen Steinen.†**)

Wie der h. Nicolaus tritt uns der Wassermann als der überaus Reiche entgegen.†***) Denn die Wassermännlein fertigen ja die edlen Perlen wie die Zwerge die kostbaren Ringe, Schwerter und Schmuck aus den edelsten Metallen erzeugen. Sie schenken reichen Fischfang. Russwurm, Sagen aus Hapsal. No. 93.††)

Wie aber das Wasser, bald heiter und freundlich erscheint, bald wild und abschreckend, so zeigt auch der Wassermann diese Doppelseite seines Elementes. Bald ist er ein lieblicher Knabe oder freundlicher Mann, bald erscheint er als jähzorniger Bursche. Zuweilen hat er die Gestalt eines rauhhaarigen wilden Knaben, sagt Grimm††*) und schon Thomas Cantipratensis erzählt: Puer adhuc gentilis annorum fere septem cum sororibus suis et puellis aliis in ripa fluminis jocabatur et subito inter ludendum de aqua egressus quasi vir Aeterrimus et pilosus, ludentes invasit dicens: quid me hic inquietatis, o pueri.††**) Zu Wetterfeld erschien er als ein Mann voll langer Haare und von Wasser triefend.†††***) In gleicher Weise erscheint auch Klas rauh in Erbsenstroh gehüllt etc.

Der Wassermann holt auch die Kinder. In der Pfalz droht die Mutter dem bösen Kinde mit den Worten: „Wart nur, es kommt der Wassermann und nimmt dich mit!“ oder „Wart, ich gebe dich dem Wassermann.“†††) So droht man in Schwaben mit dem Klos und einem Teufel und der nimmt das Kind wirklich mit.†††*)

---

*) Vernaleken, Mythen S. 184.
**) Ebend. 189.
***) Ebend. 165.
†) Ebend. 166.
†*) Ebend. 174.
†**) Schönwerth II, 189.
†***) Vernaleken, Mythen S. 170, 171, 174.
††) Schönwerth II, 180.
††*) Grimm, Myth. S. 459.
††**) Bonum universale l. II, c. 57 § 10.
††***) Schönwerth II, 187. In der Erzählung das Schrätel und der Wasserbär (H. G. A. heisst es vom Schrätel: ez was gar eislich getân
und het ein rôtez keppel an. 65, 189.
Nun aber haftet jene Sage nach mündlichen Aufzeichnungen durchaus an einer Mühle. Pröhle, Harzsagen S. 61. Das Schrätl wird der Hastermann geradezu genannt. Vernaleken, Mythen S. 181 oder Wassermann Schönwerth II, 188. Müller, ns. Sagen No. 91. Einmal heisst das Ungetüm Bieresel. Kuhn, Nordd. Sagen No. 225, 2. Waterkäerl Müllenhof No. 346. Dass die Handlung in einer Mühle spielt, deutet schon auf den Wassergeist. Vgl. Ein Wasserweiblein. Birlinger I, No. 207. Die Sage auch bei Schulenburg S. 122.
†††) Schönwerth II, 186.
†††*) Birlinger I, No. 423 u. II, No. 7. In Tirol mit Klaubauf. Tiroler Sagen No. 474. In Schweiz mit Schmutzli. Lütolf, S. 38.

Digitized by Google

Zu all diesem kommt bestätigend die Sitte, dass die Müller in Oberösterreich gerade am St. Nicolaustage alte Kleidungsstücke, Esswaren und anderes in das Wasser werfen, um von dem Wassermännchen fürs ganze Jahr Frieden zu erbitten.*)

Dass der Wassermann Opfer fordert und ihm geopfert wurde, ist bekannt. Von einem Bauer fordert er, dass er ihm alle drei Monden ein Kalb zum Teiche bringe, das weiss und schwarz gefleckt ist.**) In die Bode wirft man ein schwarzes Huhn, damit niemand ertrinke.***) Dem Diemelnix wirft man alljährlich Früchte und Brot hinab.†)

Nach schwedischem Aberglauben opferte man dem Wassergeist, wer Harfenspiel von ihm lernen wollte, ein schwarzes Lamm.†*)

Im Jahre 1641, erzählt eine alte Chronik, war der Topf so stark angelaufen, dass das Kloster Blaubeuren den Untergang fürchtete. Es wurde daher ein allgemeiner Bettag gehalten, eine Prozession zu der erzürnten Quelle veranstaltet, und gleichsam zur Versöhnung der in derselben wohnenden Nymphe wurden zwei vergoldete Becher hineingeworfen, worauf das Toben nachgelassen habe.†**) Die Bewohner von Öls schicken an einem gewissen Tage ein bemanntes Boot zu einer bestimmten Stelle der See, dort giesst die Mannschaft Bier und Branntwein ins Meer und seitdem fordert es kein lebendes Wesen mehr zum Opfer, wie früher es alljährlich der Fall war.†***)

Zu Pfingsten ertrinkt jedesmal ein Kind an der obern Mühle bei Thale, wenn nicht ein Huhn, ein Hund oder eine Katze hineingeworfen wird.††)

Flüsse und Seeen fordern jährlich ihre Opfer. Runge, Quellkultus S. 24. 32. Grimm, Sagen, 2. Aufl. I, S. 68. 69. Bartsch I, 405. Schulenburg, Wendische Sagen S. 115. 127. Veckenstedt, Wendische Sagen S. 194. 202. 204. Birlinger I, S. 133. Schönwerth II, 170. 177. Wolf, Beiträge II, 301 u. a. m. Grimm, Myth. S. 462. Simrock, Myth., 4. Aufl., S. 446.

Von Michaeli bis Georgi oder Walpurgi soll man aus keinem offenen Brunnen trinken, denn während dieser ganzen Zeit sind sie vergiftet. Will man es aber doch nicht unterlassen, in dieser geschlossenen Zeit zu trinken, so werfe man vorerst drei Brosamen hinein, damit das Wasser nicht krank mache, der Trunk nicht schade. Schönwerth II, 172.

Man sagt: Die alten Jungfern müssen vor ihrem Tode einen Groschen in den Haidweiher werfen, zahlen, damit sie, wenn gestorben, in den Himmel kommen. Schönwerth II, 176.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass Nicolaus so viele Analogien zum Nichus bietet, dass man den Heiligen als seinen Vertreter betrachten

*) Vernaleken, Mythen S. 168.
**) Ebend. 193.
***) Kuhn, Norddeutsche Sagen S. 426.
†) Grimm, Myth. S. 462.
†*) Ebend. 46 und 461.
†**) Birlinger I, No. 201.
†***) Russwurm, Sagen aus Hapsal. No. 30.
††) Pröhle, Unterharz. Sagen No. 20.

Digitized by Google

kann. Damit fällt aber die Annahme, dass er ein Repräsentant Wuotans oder Fro's sei, mit denen er keine Ähnlichkeiten bietet. Wenn wir ihn als Ersatzmann eines germanischen Gottes ansehen wollen, so müssen wir an Nyörðr denken, wie dies schon Hocker und Kaufmann gethan haben. Wir stellen zuerst ein Bild des Niörðr zusammen.

Er wohnt zu Noatun.*)
Noatun ist die eilfte: da hat Niörðr
Sich den Saal erbaut.
Ohne Mein und Makel der Männerfürst
Waltet hohes Hauses. Grimnismal 16.

Sag mir zum zehnten, wenn der Götter Zeugung,
Du weisst, Wafthrudnir,
Wie kam Niörðr aus Noatun
Unter die Asensöhne?
Höfen und Heiligtümern hundert gebietet er
Und ist nicht asischen Ursprungs.
Wafthrudnir.
In Wanaheim schufen ihn weise Mächte
Und sandten ihn Göttern zum Geisel.
Am Ende der Zeiten soll er aber kehren
Zu den weisen Wanen.
Wafthrudnismal 38.

Der dritte Ase ist Niörðr genannt, er bewohnt im Himmel die Stätte, welche Noatun heisst. Er beherrscht den Gang des Windes und stillt Meer und Feuer; ihn ruft man zur See und bei der Fischerei an. Er ist so reich und vermögend, dass er allen, welche ihn darum anrufen, Gut, liegendes, sowohl als fahrendes, gewähren mag. Er ward in Wanaheim erzogen, und die Wanen gaben ihn den Göttern zum Geisel und nahmen dafür von den Asen zum Geisel den Hönir; so verglichen sich durch ihn die Götter mit den Wanen. Niörðs Frau heisst Skadi und ist die Tochter des Riesen Thiassi. Skadi wollte wohnen, wo ihr Vater gewohnt hatte, nämlich auf dem Felsen in Thrymheim, aber Niörðr wollte sich bei der See aufhalten. Da verglichen sie sich dahin, dass sie neun Nächte in Thrymheim und dann andere neun (drei) in Noatun sein wollten. Aber da Niörðr von den Bergen nach Noatun zurückkam, sang er:

Leid sind mir die Berge; nicht lange war ich dort,
Nur neun Nächte.
Der Wölfe Heulen däuchte mich widrig
Gegen der Schwäne Singen.

*) Noatun bedeutet Schiffsstadt. Simrock, Bertha S. 62. Simrock, Myth., 4. Aufl., S. 293.

Digitized by Google

Aber Skadi sang:

Nicht schlafen konnt ich am Ufer der See
Vor der Vögel Lärm;
Da weckte mich vom Wasser kommend
Jeden Morgen die Möwe.

Da zog Skadi nach den Bergen und wohnte in Thrymheim. Da jagt sie oft auf Schrittschuhen mit ihrem Bogen nach Tieren. Sie heisst Öndurdis. Von ihr heisst es:

Thrymheim heisst die sechste, wo Thiassi hauste,
Jener mächtige Jote;
Nun bewohnt Skadi, die scheue Götterbraut,
Des Vaters alte Veste. Grimnismal 11.

Niörðr zeugte seitdem zwei Kinder. Der Sohn heisst Freyr, die Tochter Freija. Sie waren schön von Antlitz und mächtig. Gylfaginning 23—24.

Beim Gelage der Asen wird Niörðr zwischen Thôr und Freyr genannt. Bragaroedhur.*)

Da waren die Asen bei der Hand und töteten den Riesen Thiassi innerhalb des Gatters. Aber Skadi, des Riesen Thiassi Tochter, nahm Helm und Brünne und alles Heergeräte und fuhr gen Asgard, ihren Vater zu rächen. Da boten ihr die Asen Ersatz und Überbusse. Zum ersten sollte sie sich einen der Asen zum Gemahle wählen, aber ohne mehr als die Füsse von denen zu sehen, unter welchen sie wähle. Da sah sie eines Mannes Füsse vollkommen schön und rief: Diesen kies ich, Baldur ist ohne Fehl. Aber es war Niörðr von Noatun. Bragaroedhur 57.**)

Reich wie Njörðr bezeichnete dem Nordmann dasselbe, wie uns reich wie Krösus.***) Keine sittliche Schuld ist an ihm zu finden. Er überwacht die Heiligkeit der Eide und auf Island schwor man bei ihm die Eide auf dem im Tempel liegenden Schwurring.

In der dänischen Mythologie führte er den Namen oder Beinamen Haddnigger, d. h. der Gelockte, Haarschöne.†)

Niörðr war einer der gefeiertsten Götter und stand an der Spitze der Wanen. Er war Gott des fischreichen Küstenmeeres, von wo Schifffahrt, Handel, Wohlstand ausgeht.†*)

Ihm und seinem Sohne Freyr wurde bei feierlichen Opferschmäusen der zweite Becher getrunken, um Frieden und fruchtbare Zeiten.†**) Ihm war der Schwan geheiligt,†***) wie die Ente, die in Sagen und Gebräuchen

*) Simrock, Edda S. 328. Da war auch Niördr und Skadi sein Weib. Oegisdrecka. Ebend. S. 63.
**) Ebend. 330.
***) Grimm, Myth. 198.
†) Mannhardt, Götterwelt S. 246.
†*) Lüning, Edda S. 76.
†**) Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion, S. 264. Maurer, Einführung des Christentums in Norwegen II, 200.
†***) Müller, Ebend. 264.

Digitized by Google

so häufig an die Stelle des Schwans trat, mit St. Nicolaus in Verbindung stand (s. S. 344). Wie Wasserblumen heilig sind, weil sie mit Meermimen und Seenixen in Beziehung sind und die Seerose (von Friesen Schwanenblume genannt) eine halbmythische Pflanze ist, so war Niörðr die spongia marina geweiht und führt den Namen Niardar vöttr d. i. Niörðrs Handschuh.*)

Vorliegenden Beitrag schrieb ich im Jahre 1865. In einem Nachtrage hoffe ich weitere Sagen und Gebräuche beizubringen, die den Zusammenhang des h. Nicolaus mit Nichus noch mehr stützen werden.

Gufidaun, 2. Juli 1890.

*) Grimm, Myth. S. 198. Maurer, Isländische Sagen S. 1.

Digitized by Google

Albanesische Märchen und Schwänke.

Mitgeteilt und übersetzt
von
J. U. JARNIK—PRAG.

Der Priester und der Diakon.

Es war ein Priester, der sagt zum Diakon: „Geh, stiehl einen Hammel, nimm auch das Pferd mit.“ Der Diakon ging in den Stall, wo die Hammel waren. Wie er den Hammel nahm, setzten ihm die Hirten nach, vor Furcht fiel er vom Pferde und statt den Hammel zu nehmen, verlor er auch das Pferd.

Er ging nach Hause zum Priester, der Priester las die Messe. Es tritt auch der Diakon in die Kirche ein, kniet nieder zum Altar. Während der Priester sagt: „Dominus vobiscum“, fragt er ihn: „Hast du denn genommen dasjenige, was be, be, be macht?“ Er antwortet ihm: „Statt das be, be, be zu nehmen, liess ich auch hi, hi, hi zurück.“ — „Was sagst du denn, sei verflucht!“ — „Sei verflucht du, der du mir geraten hast!“

Glücklich, der auf den Teufel hofft.

Es war einmal einer, welcher den Heiligen Kerzen anzündete und gar keine Gunst von den Heiligen sah. Er dachte daran, dem Teufel eine Kerze anzuzünden, kaufte die Kerze und zündete sie dem Teufel an. Am Abend bat er den Teufel: „Es werde mir Hilfe!“ und der Teufel erschien ihm im Traum, sagt zu ihm: „Du, der du mir diese Ehre erwiesen und mir eine Kerze angezündet hast, ich will dir vier Morgen Feld schenken.“ Und dieser wurde getröstet: „Jetzt bin ich reich geworden!“ Der Teufel sagt zu ihm: „Man muss die Grenzsteine setzen.“ Sieh her, sieh hin, man fand keine Steine und der Teufel sagt zu ihm: „Thut nichts, die Sache mit den Grenzsteine ist leicht. Du wirst dich in die vier Ecken des Feldes entleeren und dann an einem andern Tage wirst du die Steine nach Belieben setzen.“ Und er wurde froh. „Ja“, sagte er, „sogleich.“ So stand er im Traume auf und entleerte sich in die vier Ecken der Matratze, legte sich wieder nieder auf die Matratze. Als er des Morgens aufsteht, sieht er sich ganz mit D.... beschmutzt. Er wunderte sich und sagt bei sich: „Bin ich denn träumend oder wach?“ Er dreht sich wieder auf der Matratze und sah, dass er wach war und sagte zu sich selbst: „Selig derjenige, welcher sich dem Teufel empfiehlt, denn viel Gunst hat er fürwahr von ihm gesehen.“

Digitized by Google

Der Nutzen des Trinkens.

Es ist ein Sultan gewesen, welcher das Trinken verbieten wollte und der Sejhislam trank den Branntwein tüchtig und sagt zum Sultan: „Verbiete nicht das Trinken, weil du eine Sünde an dem Armen begehst.“ Der Sultan fragt ihn: „Warum begehe ich eine Sünde?“ Der Sejhislam sagt zu ihm: „Das Trinken ist der Trost des Armen, denn den Armen versieht es mit Geld, den Blinden mit Augen, den Lahmen mit Füssen.“ Der Sultan sagt: „Es ist nicht möglich, dass diese Sache so sei.“ Der Sejhislam sagt zu ihm: „Ich liefere dir selbst den Beweis und bleibe und schau aus Neugierde zu.“ Der Sultan sagt zu ihm: „Liefere den Beweis, da ich sehen will, ob es wahr ist.“

Der Sejhislam erwartete es kaum, ihm den Beweis zu bringen, weil auch er gerne trank; rief er eines Abends drei Individuen herbei, einen Blinden, einen Lahmen und einen ganz Armen. Er führte sie in ein Zimmer, brachte ihnen Branntwein, dann setzte sich auch der Sejhislam mit ihnen zusammen und sie begannen zu trinken. Wie sie so tranken, wurden sie lustig. Der Lahme schenkte ihnen Branntwein zum Trinken ein. Der Blinde sagt zu ihm: „Fülle mir die Branntweinschale, denn ich sehe dich sehr gut, dass du mir dieselbe unvoll lässest.“ Der Lahme sagt zu ihm: „Still, du Stockblinder, denn wenn du machst, dass ich mich auf meine Füsse stelle, versetze ich dir Fusstritte und töte dich.“ Der Arme sagt zu ihm: „Steh auf und schlage zu und für so viel Geld als dir das Blut macht, bürge ich dir bis auf einen Parà.“ Und als der Sultan dies hörte, da rief er den Sejhislam und sagte zu ihm: „Wahr ist die Sache gewesen und jedermann steht es frei zu trinken.“

Der Wolf und das Pferd.

Der Wolf näherte sich, um das Pferd zu fressen. Das Pferd sagt zum Wolf: „Ich bitte dich nun, thue mir den Gefallen und ziehe mir einen Nagel aus dem Fuss, denn der Schmied, als er mich beschlug, hat mir den Fuss durchbohrt, und nachdem du mir den Nagel herausgezogen, dann steht es dir frei mich zu fressen.“ Der Wolf willigte ein, sagt zum Pferde: „Hebe den Fuss und ich sehe ihn dir an.“ Während das Pferd den Fuss erhob, versetzte es ihm einen Fusstritt auf die Stirne und warf den Wolf auf den Haufen. Der Wolf sagt zu sich selbst: „Da ich Fleischer bin, warum ohne Not zum Schmied werden?“

Eine Heiratsvermittlung.

Ein Reicher wollte die Tochter verheiraten. Das Mädchen des Reichen war lahm, er sagt zu einem Vermittler: „Wenn du mir meine Tochter zu verheiraten vermagst, bekommst du 100 Napoleonsdor Belohnung.“ Der Vermittler sagt: „Ja.“ Er geht zu einem Burschen und der Bursche war reich; er sagt zum Burschen: „Wenn ich dir diese Vermittlung zu leisten vermag, gibst du mir wohl eine gute Belohnung?“ Der Bursche sagt: „Du sagst doch, er gibt es mir?“ Der Vermittler sagt zu ihm: „Schicke

Digitized by Google

und freie um das Mädchen" und er schickte den Vermittler, um um das Mädchen zu bitten." Der Kaufmann sagt zu ihm: „Das Mädchen ist zu jung und es ist nicht zum Heiraten." Er sagt zum Burschen: „So sagte mir der Kaufmann: I das Mädchen ist zu jung." Der Vermittler sagt zum Burschen: „Bitte ihn wieder um das Mädchen, denn irgend ein andrer nimmt es dir gewiss und du bleibst ohne dasselbe." Der Bursche sagt: „Wie ist es zu machen, um es sobald als möglich zu bekommen?" Der Vermittler sagt zu ihm: „Du wirst schicken und von ihm das Mädchen verlangen und wirst ihm kund und zu wissen geben: wenn ihr mir auch das Mädchen auf einer Tragbahre bringet, willige ich ein." Da sagte der Reiche zu ihm: „Es möge uns zum Glück sein!"

Es kam die Zeit Hochzeit zu halten; er schickte die Brautleute, um die Braut zu holen und die Braut kommt dem Burschen auf einer Tragbahre. Der Bursche erstaunte: Was ist das für eine Sache, dass man mir die Braut auf einer Tragbahre gebracht hat?" Er lässt den Vermittler holen, sagt zu ihm: „Du hast mich verraten!" Dieser antwortet ihm: „Du selbst hast verlangt, dass es dir auf einer Tragbahre zukomme." Der Bursche sagt zu ihm: „Erbarmen, bringe mir es aus dem Hause, wie du weisst und so viel Geld du verlangst, gebe ich dir gewiss." Und er sagt: „Ja, ja, ich bringe es dir aus dem Hause." — Der Vermittler sagt zum Burschen: „Wenn du das Passi machst, wirst du Zigeuner zum Passi einladen." Und der Bursche that, wie ihm der Vermittler sagte, machte das Passi und lud Zigeuner und Zigeunerinnen ein, und die Zigeuner und Zigeunerinnen setzte er an die Stelle der Verwandten. Er lud an jenem Abend den Vater der Braut und die Mutter. Sie setzten sich zu Tische um zu essen, der Tisch war voll von Zigeunern und Zigeunerinnen und der Vater der Braut setzte sich mit ihnen zusammen. Während sie essen, sagt der Bursche zu den Zigeunern und zu den Zigeunerinnen: zu der einen sagte er „Tante" und zu der andern „Base" und zu den Zigeunern sagt er zu einem „Onkel" und zu einem „Oheim." Der Kaufmann erstaunte und bereute es, dass er ihm das Mädchen gegeben hatte, denn: „Ich habe ja das Mädchen unter Zigeuner gesteckt." Am nächsten Tage ruft er den Vermittler und sagt zu ihm: „Erbarmen, bring mir das Mädchen von dort und bringe mir es ins Haus, da ich es nicht unter Zigeuner lasse und soviel Geld, als du verlangst, werde ich dir geben, nur bringe mir das Mädchen von dort." Und der Vermittler ging zu dem Burschen, sagt zu ihm: „Gibst du mir wohl 100 Napoleonsdor, wenn ich dir die Braut aus dem Hause bringe?" Und der Bursche willigte sogleich ein, gab ihm das Geld; er geht zum Vater des Mädchens: „Wenn du mir 200 Napoleonsdor geben wolltest, bringe ich dir das Mädchen ins Haus", und der Vater gab ihm das Geld, der Vermittler ging und nahm das Mädchen und schickte es seinem Vater ins Haus.

Der Sohn des Zigeuners.

Der Sohn eines Zigeuners sagte zu seinem Vater: „Wenn wir ins Paradies kommen, wo sitzen wir da?" Der Vater sagt zu ihm: „Auf dem Gange."

Digitized by Google

— „Und wo wird der Türke sitzen?“ Der Zigeuner sagt: „Unter dem Vorhaus.“ — „Und der Giaur, wo wird der sitzen?“ — „Der sitzt im Regen wie der Hund.“

Paschal Fetagadz.

Zu Skutari starb der Oberpriester der Zigeuner und die Zigeuner hielten ihn wie einen heiligen Mann. Paschal Fetagadz, um ihnen die Heiligkeit des Oberpriesters der Zigeuner zu beweisen, ging und nahm eine grosse Schildkröte und ging eines Abends zum Grabe des Oberpriesters, nahm auch eine Kerze mit und setzte sie auf das Haus der Schildkröte zurecht und zündete die Kerze auf der Schildkröte an, die Schildkröte band er an das Grab. Darauf ging er seiner Arbeit nach, die Zigeuner sahen in der Nacht am Grabe des Oberpriesters Licht brennen, das Licht drehte sich rund herum um das Grab und die Zigeuner erhoben sich alle, gross und klein, und gingen alle zusammen betend und Büchsen losschiessend aus Freude darüber, dass das Oberhaupt der Zigeuner selig wurde. Sie nähern sich dem Grabe, als sie da eine Schildkröte mit einer Kerze im Hause sehen. Und die Zigeuner gerieten an einander: „Wer hat uns diese Sache angethan?“ Dann fiel es ihnen ein, dass es ihnen Paschal Fetagadz gethan habe.

Ein Herr, welcher sehr viel log.

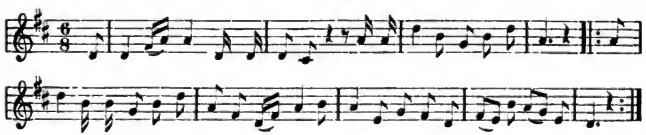
Einen Herrn, der gewohnt war, sehr viel zu lügen, lud man eines Abends zu Gast. Die Herren begannen jeder eine Rede zu sprechen und der, welcher viel log, begann zu lügen. Sein Diener berechnete, dass sein Herr sehr viel log, ruft den Herrn bei Seite und sagt zum Herrn: „Lüge nicht so sehr, denn es ist Schande, da alle die übrigen Herren deiner spotten und über dich lachen.“ Der Herr sagt zum Diener: „Ich bin gewöhnt zu lügen und kann es nicht unterlassen zu lügen.“ Der Diener sagt zu ihm: „Ich binde dir von rückwärts einen Spagat an und wenn du sehr lügst, werde ich dir den Spagat ziehen und du vermindre dann die Lüge.“ Der Herr willigte ein. Der Diener band ihm den Spagat an, der Herr trat hinein, um mit seinen Genossen zu sitzen. Wie er sich niedergelassen, begann er zu sprechen. Er sagt zu den Herren: „Ich bin heute jagen gegangen und sagt: „Ich habe einen Fuchs gesehen, welcher einen 150 Schritte langen Schwanz hatte.“ Der Diener hörte, dass es eine grosse Lüge war und zog ihn an dem Spagat. Dem Herrn fiel es ein, dass es eine grosse Lüge sei, er sagt: „Ich nähere mich dem Fuchse und er hatte einen Schwanz von 100 Schritten.“ Der Diener zog ihm wieder den Spagat an. Er sagt: „Ich komme näher und er hatte einen Schwanz von 50 Schritten.“ Der Diener zieht ihm wieder den Spagat an. Da dreht sich der Herr zu dem Diener, sagt zu ihm: „Hund und Sohn des Hundes, ich kann nicht sagen, dass der Fuchs ohne Schwanz gewesen ist!“ So kam es ihm vor, als ob der Fuchs ohne Schwanz wäre, 50 Schritte kam ihm vor wie eine Spanne.

Digitized by Google

Volkslieder aus Hinterpommern.

Mitgeteilt von
O. KNOOP — ROGASEN.

5. Die schöne Jüdin.



Es war einmal eine Jüdin,
Eine gar sehr reiche Madam,
Die hatt' eine einzige Tochter,
Das Haar war ihr geflochten,
Zum Tanz war sie bereit.

Ach Mutter, Herzensmutter,
Mein Kopf thut mir so weh.
Erlauben Sie mir, eine Weile
Spazieren auf grüner Heide,
Bis dass es mir wieder vergeh.

Ach Tochter, Herzenstochter,
Das kann und mag nicht sein.
Was würden die Leute wohl sagen,
Wenn Du am Arbeitstage
Spazieren gehen wollt'st.

Die Mutter legte sich schlafen,
Die Tochter ging ihren Gang.
Sie ging wohl unter die Gasse,
Wo die drei Jäger sassen,
Dem mittelsten fiel sie um'n Hals.

Ach Jäger, Herzensjäger,
Mein Kopf thut mir so weh;
Erlauben Sie mir, eine Weile
Verweilen an Ihrem Leibe,
Bis dass es mir wieder vergeh.

Ach Jüdin, Herzensjüdin,
Das kann und mag nicht sein:
Wollt'st Du Dich lassen umtaufen,
Luischen solltest Du heissen,
Meine Eigne solltest Du sein.

Ach Jäger, Herzensjäger,
Das kann und mag nicht sein.
Sollt' ich mich lassen umtaufen,
Lieber will ich mich ersäufen,
Wo das Meer am tiefsten ist.

Sie hüllt sich in den Mantel,
Sie warf sich in das Meer:
Ade, Herzvater, Herzmutter,
Ade, Du stolzer Jäger,
Jetzt sehn wir uns nimmermehr.

Digitized by Google

6. Soldatenlohn.

Als ich in'n Garten nach Rosen ging,
Dauert mir die Zeit so lang.
Um ein so hübsches Mägdelein
That ich so manchen Gang.

Drei Rosen that ich brechen ab,
Warf sie zum Fenster hinein:
„Schatz, schläfest Du oder wachest Du,
Schatz allerliebster mein?"

„Ich schlafe nicht, ich wache nur,
Ohne Dich hab ich kein' Ruh'.
Und wo mein Herz nicht an Dich gedacht,
Da findt ich keine Ruh."

„Ach Schatz, wann wirst Du wiederkehr'n,
Schatz allerliebster mein?"
„Auf'n Sommer, auf'n Sommer, wenn es Rosen schneit
Und regnet kühlen Wein."

„Sein Dag' wird es nicht Rosen schnein
Noch regnen kühlen Wein;
Sein Dag' wirst Du nicht wiederkomm'n,
Schatz allerliebster mein."

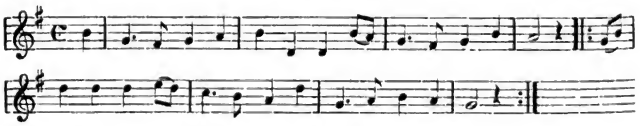
„Lieb hab ich Dich von Herzen,
Aber heiraten nimmermehr."
„Und so Du mich nicht heiraten willst,
Mein Kind, verführ mich nicht."

„Es ist kein Apfel so rosenrot,
Da nicht der Wurm sticht ein,
Es ist kein Mädchen auf der ganzen Welt,
Betrogen muss sie sein.

Und wenn man sie betrogen hat,
So reist man in die Welt;
Dann lässt man ihr einen kleinen Sohn,
Das heisst Soldatenlohn."

---

7. Soldatenlohn.*)



Einst wollte ich nach Rosen gehn,
Die Zeit ward mir so lang;
Um ein so hübsch jung Mägdelein
That ich so manchen Gang.

Drei Rosen ich abpflücken that,
Zum Fenster warf ich sie hinein:
„Schatz, schläfest Du oder wachest Du,
Herzallerliebste mein?"

„Ich schlafe nicht, ich wach auch nicht,
Vor Dir hab ich kein' Ruh;
Und wenn mein Herz an Dich gedenkt,
Dann ist es niemals froh.

Schatz, wann wirst Du einst wiederkomm'n,
Herzallerliebster mein?"
„Auf den Sommer, wenn's wird Rosen schnei'n
Und regnen kühlen Wein."

*) Aus dem Kreise Lauenburg mitgeteilt von Herrn Archut, der auch die Melodie aufgezeichnet hat.

Digitized by Google

„Mein Tag' schneit es kein' Rosen nicht
Und regnet kühlen Wein,
Mein Tag' kommst Du nicht wieder mehr,
Herzallerliebster mein."

„Und wenn ich noch einst wiederkäm,
Mein Kind, was hilft es Dir?
Gut bin ich Dir von Herzen,
Heiraten kann ich Dich nicht."

„Gut bist Du mir von Herzen,
Heiraten kannst Du mich nicht,
So bitt ich Dich von Herzen:
Schatz, verführen thu mich nicht!"

„Und so ich Dich verführen thät,
Die Schuld ist selber Dein;
So oft ich habe angeklopft,
Hast Du mich gelassen herein."

„Wenn ich die Strass' hinuntergeh,
Mein Kind, schau mir nicht nach;
Es gibt so viele falsche Leut',
Die red'n uns Übles nach."

8. Luischen.

Luischen wollt' spazieren gehn
Wohl in den grünen Wald,
Da begegnet' ihr ein feiner Knab',
Kaum achtzehn Jahre alt.

Und als sie beid' zusammen war'n,
Da schwuren sie sich Treu';
Und als sie wieder auseinander ging'n,
Da war's mit der Lieb' vorbei.

Luischen nun nach Hause kam,
Die Mutter zu ihr sprach:
„Luischen, warum weinest Du
Und Deine Thräne fliesst?"

„Warum sollt' ich nicht weinen
Und auch nicht traurig sein?
Ich trag' unter meinem Herzen
Einen schweren Sorgenstein."

„Deshalb brauchst Du nicht weinen
Und auch nicht traurig sein;
Denn dort unten an dem tiefen Thale,
Da steht ein hoher Baum."

Luischen zu diesem Baume stieg,
Der kaum zu ersteigen war;
Ei, da brach ein fauler Ast herab:
Luischen fiel ins Grab.

9. Der Mutter Rat.

Meine Mutter hat gesagt:
Nimm Dir keine Bauersmagd,
Nimm Dir eine aus der Stadt,
Die 'ne schlanke Taille hat.

10. Die Landschönheit.

Du Mädchen vom Lande,
Wie bist Du so schön!
So schön hab' ich keine
Im Städtchen gesehn.

Digitized by Google

II. Die Tabaksnase.

Ne, Mutter, dat dau ik nich,
Sone Junge frig' ik nich!
Hei hett son' Naes' as he Dudelsack,
Dei stinkt jâ ganz nâ Schnûftobback.

Volkslieder aus Sommerfeld und Umgegend.

Gesammelt und mitgeteilt
von
ELSE PRIEFER — SOMMERFELD.

III.

Ich sah 'mal e Blümle,
Das war scho geknickt
Und hat scho ganz trauri
Sei Köpple genickt.
Es haben die Blättli gebebt und gezuckt,
Bis die Sonn' war unterm Himmel geruckt.

Ich sah 'mal e Fischle,
Das war no ni tot
Und war doch geschnitte
Gar grausi scho.
Es haben die Stückle gebebt und gezuckt,
Bis die Sonn' war unterm Himmel geruckt.

Ich sah 'mal e Falke,
Der lebte no,
Und war doch geschosse
Gar grausi scho.
Es haben die Flügle gebebt und gezuckt,
Bis die Sonn' war unterm Himmel geruckt.

Mei Schatz is mir untreu,
Ein jedes find' Ruh,
Der Fisch und der Falke,
Das Blümle dazu.

Mei Sonn' is scho unter,
Entzwei is mei Herz,
Und kann doch nit sterbe
Bei alle dem Schmerz.

Digitized by Google

IV.

Es trieb ein Mädel die Gänse raus
Frühmorgens in dem Taue.
Ja — a — a — ja — a — a —
Frühmorgens in dem Taue.

Was begegnet sie auf dem Wegelein?
Ein Sadelbaum so grüne.*)
Ja — a — a — ja — a — a —
Ein Sadelbaum so grüne.

Ach Sadel, lieber Sadelsbaum,
Von was bist Du so grüne?
Ja — a — a — ja — a — a —
Von was bist Du so grüne? —

Doch wovon ich so grüne bin,
Das kann ich Dir gut sagen.
Ja — a — a — ja — a — a —
Das kann ich Dir gut sagen.

Ich krieg' alle Morgen einen frischen Tau,
Davon bin ich so grüne.
Ja — a — a — ja — a — a —
Davon bin ich so grüne.

Ach Mädchen, liebes Mädchen mein,
Von was bist Du so schöne?
Ja — a — a — ja — a — a —
Von was bist Du so schöne?

Und wovon ich so schöne bin,
Das kann ich Dir schon sagen.
Ja — a — a — ja — a — a —
Das kann ich Dir schon sagen.

Ich esse Semmel und trinke Wein,
Davon bin ich so schöne.
Ja — a — a — ja — a — a —
Davon bin ich so schöne.

Und wenn alle Bäume ihre Blätter verlier'n,
Die kriegen sie immer wieder.
Ja — a — a — ja — a — a —
Die kriegen sie immer wieder.

Aber wenn ein Mädel ihre Ehre verliert,
Die kriegt sie nicht mehr wieder.
Ja — a — a — ja — a — a —
Die kriegt sie nicht mehr wieder.

Und wenn ein Mädel ihre Ehre will haben,
Zu Hause muss sie bleiben.
Ja — a — a — ja — a — a —
Zu Hause muss sie bleiben.

Sie muss sich in ihr Bettchen legen
Mit ihrem zarten Leibe.
Ja — a — a — ja — a — a —
Mit ihrem zarten Leibe.

V.

Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Pink mein Röschen pink,
Der hat eine Tochter, die war reich,
Pink mein Röschen pink.
Im grünen Wald, im weissen Kleid
Wird gespielt gar Mancherlee,
Du bist mein kleiner Achherrje.

Der Herr hat einen getreuen Knecht,
Pink mein Röschen pink,
Und was er that, das that er recht,
Pink mein Röschen pink.
Im grünen Wald, im weissen Kleid
Wird gespielt gar Mancherlee,
Du bist mein kleiner Achherrje.

*) Vom Sadelbaum sagt man: Mädchen, die ihre Ehre verloren, gehen heimlich von ihm zu naschen, zu gewissen Zwecken.

Digitized by Google

Er sackt ihn ein in einen Sack,
Pink mein Röschen pink,
Und stellt ihn an der Tochter Bett,
Pink mein Röschen pink.
Im grünen Wald, im weissen Kleid
Wird gespielt gar Mancherlee,
Du bist mein kleiner Achherrje.

Und als es kam um Mitternacht,
Pink mein Röschen pink,
Der Habersack lebendig ward,
Pink mein Röschen pink.
Im grünen Wald, im weissen Kleid
Wird gespielt gar Mancherlee,
Du bist mein kleiner Achherrje.

Ach Mutter, bring' geschwind ein Licht,
Pink mein Röschen pink,
Der Habersack sich lustig macht,
Pink mein Röschen pink.
Im grünen Wald, im weissen Kleid
Wird gespielt gar Mancherlee,
Du bist mein kleiner Achherrje.

Ach Tochter, hättest Du still geschwieg'n,
Pink mein Röschen pink,
Ein'n Edelmann hätt'st Du könn'n kriegen,
Pink mein Röschen pink.
Im grünen u. s. w.

Ein'n Edelmann, den mag ich nicht,
Pink mein Röschen pink,
Ein'n braven Soldaten versag' ich ja nicht,
Pink mein Röschen pink.
Im grünen Wald, im weissen Kleid
Wird gespielt gar Mancherlee,
Du bist mein kleiner Achherrje.

VI.

Wir sind der Jungfern sieben,
Wir leben ehrlich und fromm,
Und wer uns nicht will lieben,
Der darf nicht zu uns komm'n.
Wir leben einsam und allein,
Die Burschen, die uns lieben,
Die lassen wir herein.

Es sind viel falsche Burschen,
Die unterm Fenster steh'n,
Sie möchten's gerne haben,
Dass wir soll'n rausser geh'n,
Dass sie sich mit uns reissen rum;
Danach sie uns bereden,
Dass wir soll'n werden dumm.

Wollt ihr uns aber lieben
Und wollet zu uns komm'n,
Wir woll'n euch nicht betrügen,
Habt ihr es recht vernomm'n:
So kommt nun bald zu uns herein
Und bringt ein treues Herze
Mit in die Stube rein.

Da komm'n sie reingegangen
Die hübschen Burschen fein,
Wir seh'n auch mit Verlangen
Ob sie uns treu werd'n sein.
So aber dies nicht wird gescheh'n,
So mögt ihr bald umkehr'n,
Eh' dass wir euch anseh'n.

Digitized by Google

Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald.

Von

J. J. Ammann—Krummau.

Fortsetzung.

Die „Hoizat“ des Franzl musste also nach dem ländlichen Brauch am Dienstag nach dem dritten Sonntag stattfinden. Die Resl hatte aber schon am ersten Sonntag den Spielhans fragen lassen, ob er nicht bei ihrer „Hoizat“ den „Brautweisa“ machen wolle. Er hatte der Resl freundlichst zugesagt. So kam er denn acht Tage vor der Hochzeit am Morgen ins Haus des Kledarbauern, er hatte die Feiertagskleider angelegt und war in bester Laune. Er war nun bereit als Brautweiser die Einladung der Hochzeitsgäste zu übernehmen. Der Bruder der Resl hatte versprochen, den Spielhans beim „Loden gean“ zu begleiten, Die Resl reichte dem Spielhans ein Frühstück und nahm indessen seinen Hut und den des Bruders, um sie nach Hochzeitsbrauch ringsum mit Kunstblumen zu zieren, von denen buntfarbige Seidenbänder bis ins Gesicht herabflatterten. Ebenso wurde der „Lodstêcka“ des Brautweisers mit Strauss und Bändern aufgeputzt. Beide traten nun mit Pistole und Pulver versehen den Weg zu allen Verwandten und Bekannten an, welche zur „Hoizat“ geladen werden sollten. Da etliche Verwandte stundenweit entfernt wohnten, mussten sie mehrere Tage zur Einladung verwenden. Wenn sie zum Hause der Einzuladenden kommen, so feuert der Brautweiser unter Jauchzen Schüsse ab. Dann treten sie in die Stube ein, der Brautweiser zieht seinen Hut vom Kopfe und sagt, indem er den Hut an die rechte Kopfseite drückt, den Einladungsspruch:*)

„Gelobt sei Jesus Christus!

Mein vielgeliabter Herr Hauswirt und vielgeliabte Frau Hauswirtin!

I bitt', Ihr werd't mir's ned in Übel neima, doss i Enk in Enkrer Behausung überla(u)f'. Es wia(r)d Enk wul bekonnt sei(n), doss in Steffelbauern von N. san ältister Suh, da Franzl, san ledigen Stond verändern und in den hl. Eh'stond trêten wia(r)d. Es losst Enk der ehr- und tugendsame Junggsell Bräut'gam mit der ehr- und tugendsamen Jungfer Braut gonz freundli grüassn und ersuachn, wonn's am Ertog (Dienstag) ihren Hoizatszug verziarn und sie begleitn möcht's, und zwor af Wêgn und Stêgn, af Strossn und Gossn, über Hügl und Berg bis ins lobwürdige Gott'shaus

*) Die Sprache ist in diesen Sprüchen nicht immer so rein mundartlich, wie bei sonstiger Rede, es mischt sich Schriftsprache und Mundart.

Digitized by Google

N. zum hl. Kirapatron N., wô sie kopuliert werdn, und für sie ban hl. Messôpfer einige andächtige Vodaunser betn sullt's. Noch vollendeter Kopulation seid's ês höfli eing'lodn in d' Nobborschoft N. in d' ehrbore Behausung des Kledarbauern. Alldurt werdn olli Thüar und Thoar ôffen stêh(n), Tisch und Bänk werdn bereitet sei(n). Es wia(r)d Enk a(u)ftrogn werdn an Löffel voll Suppen, a Stuck Rindfleisch, an frischer Trunk Bier. Es werdn a Musikanten b'stellt werdn. Wonn's ês Lust hobts an Ehrentonz z' tonzn, so wia(r)d's Enk a ned verwehrt sei(n). Sullt's ês heut' oder morgen das Glück hobn, doss ês an Suh oder a Tochter ausheirot's, so werdn sie es Enk schô wieder fleissi(g) vergeltn und verschuldn. Sullt's ês dos ned doa(n) kinna, sô wia(r)ds Enk der liabe Gôd schô bezohln, denn Gôd is a longa Borger, oba a gwisser Zohler. A guads Woa(r)t findt an guatn Oa(r)t. I bitt, losst's mi an guad'n Bôdn sei(n) und kêmts g'wiss za da Hoizat!"

Die nächsten und wohlhabendsten Verwandten oder Bekannten nahmen ohne viele Umschweife die Einladung an und sagten ihr Erscheinen bei der Hochzeit zu. Bei manchen gelang dies aber erst durch grössere Überredungskunst, weil mancher die Auslagen oder die Strapazen scheut. So ziehen die Einlader von Haus zu Haus und von Ort zu Ort der Verwandten und Bekannten des Brautpaares und überall wird mit Spruch und gefälliger Rede die Einladung gemacht. Eine besondere Aufgabe hat der Brautweiser mit seinem Begleiter zu erfullen, wenn es sich um die Einladung der „Kranzljungfern" oder „Prangerinnen" handelt, denn zu dieser Rolle können sich in der Regel nur wohlhabende Töchter herbeilassen, weil sie von allen Hochzeitsleuten die grössten Auslagen zu tragen haben. Sie sollen in neuer seidener Kleidung erscheinen und müssen alle Blumenspenden und Bänder (für eine bei 10 ℳ im Wert) beschaffen mit Ausnahme des Bräutigamsstrausses. Im ganzen sind gewöhnlich zwei bis sechs Kranzljungfern. Der Spielhans brachte auch glücklich sechs Kranzljungfern aus der beiderseitigen Verwandtschaft zusammen, drei für den Bräutigam und drei für die Braut, und ebensoviele Junggesellen, von denen jeder einer Kranzljungfer als Führer und Begleiter während der Hochzeit zur Seite steht. Zur Einladung einer Kranzljungfer macht der Brautweiser einen besondern Spruch. Er wendet sich an das junge Mädchen, das er zur Kranzljungfer wünscht, mit folgenden Worten:

„Meine vielgeliabte ehr- und tugendsame Kranzljungfer!

Der ehr- und tugendsame Jungg'sell Bräut'gam losst Di freundli bitten für eine ehr- und tugendsame Kranzljungfer. Du woll'st eam san Ehr- und Freudentog helfn ziarn und schmückn und dem gonzen Hoizatstog mit Geschmück beiwohnen. Sullt'st Du a amol heirotn oder an Mo(n) kriagn, so wia(r)d er Dir's fleissi(g) vergeltn und verschuldn."

Zu dieser Hochzeit waren die Mädchen leichter zu gewinnen, denn der Bruder der Resl war als Einlader überall gern gesehen. So hatten denn beide ihre Einladung glücklich beendet und eine zahlreiche Hochzeitsgesellschaft zusammengebracht.

Digitized by Google

Die Eingeladenen erwidern zunächst die Einladung mit einer Haussteuer, die sie dem Brautpaar ins Haus schicken. Die Gaben bestehen aus essbaren Sachen, wie Mehl, Schmalz, Butter, Eier, Kaffee, Zucker, Semmeln, Hühner u. dergl. Die Überbringerin der Haussteuer wird im Hause der Braut mit Kaffee, Krapfen, Bier oder Branntwein bewirtet und bringt auch Krapfen den Spendern vom Tisch der Braut mit heim. So ging es denn in den letzten Tagen im Hause des Kledarbauern sehr lebhaft her, Verwandte und Bekannte kamen und gingen wie in einem Wirtshause.

Anders sieht es allerdings in diesem Falle bei ärmeren Leuten aus. Ist die Braut in dürftigen Verhältnissen, so geht sie selbst fünfzehn bis sechzehn Tage vor der Hochzeit täglich von Haus zu Haus um eine Haussteuer bitten. Sie nimmt ein altes Weib mit sich, dass über ein gutes Mundstück verfügt; beide sind in Feiertagskleidern. Die Braut trägt einen Kalier (Korb) und die Begleiterin kleine Mehl- und Kornsäcke mit sich, in welchen sie die erhaltenen Gaben mitschleppen. Kommen sie zu einem Bauernhause, so klopft die Begleiterin der Braut an der Stubenthüre an und ohne auf das „Herein" zu warten, macht sie die Thüre auf und spricht in die Stube hinein: „A Braut is drausst, de bitt' um a Haussteuer!" Die Bäuerin oder wer sonst in der Stube ist fragt sogleich, woher die Braut sei, wem sie angehöre und wen sie heirate? Nach erteilter Antwort gibt man der Braut Mehl, Korn oder einige Kreuzer und der Begleiterin ein Stück Brot. Eine arme Braut geht nicht nur zu Verwandten und Bekannten, sondern von Haus zu Haus und von Ort zu Ort. Der Erlös der geheischten Gaben wird am Hochzeitstage verzehrt.

Der letzte Sonntag vor der Hochzeit war nun gekommen. Vormittags war der Franzl und die Resl im Pfarrdorf im Gottesdienst und danach beim Pfarrer in der „Lear." Nachmittags versammeln sich im Hause der Resl die Kranzljungfern und andere Mädchen der Nachbarschaft. Die Kranzljungfern haben Kunstblumen und Seidenbänder in Hülle und Fülle mitgebracht, die nun zu Sträussen und Kränzen gewunden werden. Alle Mädchenhände sind beschäftigt und helfen der Braut bei ihrem Werke. Alle Kränze und Sträusse mit Rosmarinzweigen werden mit seidenen Bändern geziert. Die Junggesellen erhalten rings um den Hut ebensolche Sträusse, mit Bändern verziert, wie wir es vorhin bei den Einladern sahen. Die übrigen Hochzeitsleute und die Musikanten oder Spielleute tragen nur einen Strauss am Hut mit Seidenmasche, also nicht rings um den Hut. Die Kranzljungfern tragen Kränze in den Haaren, ebenso die Braut; der Bräutigam empfängt seinen Hutschmuck, nach Art der Junggesellen, von der Braut. Überdies wird noch ein besonderes „Jungfern- und Junggesellenkranzl" (-Kränzchen) aus blossem Rosmarin für den Bräutigam und die Braut geflochten. Auch für die ledigen Bauernburschen des Ortes und der umliegenden Dörfer müssen die Kranzljungfern mit kleinen Sträusschen versehen sein, um ihnen dieselben, wenn sie am Hochzeitsabend sich beim Tanze einstellen, verehren zu können. Alle diese Blumenspenden bestehen aus Kunstblumen und Rosmarin und müssen in grossem Vorrat vorhanden sein, um alle bei der Hochzeit Beteiligten damit schmücken zu können. So haben denn auch die Mädchen an diesem Sonntagnachmittag vollauf bis zur eintretenden Nacht zu thun.

Digitized by Google

Der Spielhans hatte auch schon die Spielleute des Pfarrdorfes zur Hochzeit des Franzl und der Resl bestellt, und an diesem Sonntag sass er mit denselben im Wirtshaus des Pfarrdorfes, wo sie eben am Nachmittag zum Tanze aufspielten. Als sich mit Einbruch der Nacht die Dirnen und Buabn verloren, stellten die Spielleute auf den Rat des Spielhans ihre Musik ein und zogen unter seiner Leitung im stillen vor das Haus des Kledarbauern. Die Mädchen waren eben noch mit den letzten Kränzen beschäftigt und mischten da und dort muntere Reden und Witze dazwischen, als plötzlich die sechs Spielleute draussen mit einem Marsch einfielen. Stärker und überraschender kann kaum ein elektrischer Schlag den Ahnungslosen berühren, als die Musik auf die Mädchenschar einwirkte. Die Blumen werden beiseite geschafft, die Spielleute locken aus der Nachbarschaft die tanzlustigen Burschen herbei, und bald dreht sich das junge Volk im muntern Tanz. Die Spielleute, sowie die übrigen Gäste werden bewirtet, und erst spät nachts wird es im Hause des Kledarbauern wieder ruhig und stille; das war ein Vorspiel des Hochzeitstages.

Der Hochzeitsmorgen.

In den letzten Tagen vor der Hochzeit gab es, besonders im Hause des Kledarbauern, nicht viel Langeweile, die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen alle eigenen und fremde Kräfte in Anspruch. Da wurde ein Ochs, ein Kalb, ein Schwein und ein Schaf geschlachtet, es wurden Würste gemacht, Hühner zubereitet u. a. m., wozu eigens eine Köchin aus dem Pfarrdorfe berufen wurde, welche auch die Mahlzeiten zuzubereiten hatte. So war denn der Hochzeitstag angebrochen. Beim ersten Anbruch des Tages begann es schon im Hause der Braut lebendig zu werden. Überall gibt es noch Arbeit und etwas zu schaffen, hier zu ordnen, dort herzurichten. Das eigene Hausgerät reichte zur grossen Kocherei und Bewirtung nicht hin, daher halfen die Nachbarn bereitwilligst aus. Kochgeschirre hatten sie sogar wohlwollend mit Butter ausgestrichen, damit die Speisen darin nicht anbrennen. Und so regen sich überall fleissige Hände, nur die Resl, die sonst immer voran war, ist an diesem Morgen müssig und lässt sich bedienen, denn eine Braut darf nach dem Glauben des Volkes in diesen ernsten Stunden ihres Lebens keinerlei Arbeit verrichten. Wenn sie nämlich jetzt nicht ruhte, so würde ihr auch im Ehestande niemals Ruhe vergönnt sein. Sie darf auch am Hochzeitstage und zuvor kein rohes Fleisch angreifen, sonst wird sie später als Bäuerin mit dem Viehstand niemals glücklich sein. Allmählich stellen sich nun schon die Hochzeitsgäste ein, und zwar die von Seite der Braut im Hause der Resl und die von Seite des Bräutigams im Hause des Franzl. Beiderseits sammelt sich eine Hochzeitsgesellschaft an, wie sie durch Verwandtschaft und Bekanntschaft bedingt ist und zusammengehört.

Da kommen je drei Junggesellen mit drei Kranzljungfrauen, zahlreiche Hochzeitsleute und die Hälfte der Musikanten sowohl in das Haus der Braut als des Bräutigams. Beiderseits werden die Hochzeitsleute mit Kaffee und Krapfen, dann auch mit Bier bewirtet. Im Hause des Steffelbauern haben sie es aber eiliger, denn der Bräutigam muss die Braut ab-

Digitized by Google

holen, welche eine halbe Stunde Weges von ihm entfernt ist. Nachdem sich also alle gestärkt haben, bricht der Franzl mit seiner Hochzeitsgesellschaft unter Musikklang auf und wandert ins Dorf seiner Braut zum Kledarbauern. Der Brautweiser, der sich im Hause der Braut schon am frühen Morgen eingefunden hatte, schaute ab und zu nach dem bewaldeten Hügel, über den der Hochzeitszug des Bräutigams herkommen sollte. Endlich wird er sichtbar, und man hört auch schon die Klänge der Musik. Nun sammelt der Spielhans die Hochzeitsleute der Braut, und bald bewegt sich der Zug der Leute aus dem Hause der Braut dem Zug des Bräutigams entgegen. Beide Hochzeitsgesellschaften vereinigen sich und erscheinen nun als eine Gesellschaft vor dem Hause der Braut. Sie nehmen alle vor der Thüre des Hauses Aufstellung, und der Brautweiser tritt nun als Anwalt der ganzen Hochzeitsgesellschaft vor und bittet den Kledarbauern, der inzwischen mit freundlicher Miene unter die Hausthüre getreten ist, mit folgenden Worten um Einlass:

„Gelobt sei Jesus Christus!

Mein vielgeliabter Herr Hauswirt und vielgeliabte Frau Hauswirtin!

I bring Enk an freundlichen Gruass vom vielgeliabten Bräut'gam und von seine liabn Hoizatsgêstn. Sie lossn Enk olli an schäin Gruass hereinsogn und lossn Enk frogn, ob sie de Erlaubnis hobn, in diese Behausung einzuziachn, und zwor recht lusti, fröhli und in Friedn. Sie werdn kêma mit grösster Freud und in Einigkeit und schô in 'ner kurzn Zeit.“*)

Der Kledarbauer heisst nun den Brautweiser mitsamt seiner Hochzeitsgesellschaft willkommen und erteilt ihnen die Erlaubnis in seine Behausung einziehen zu dürfen. Zugleich reicht er ihnen zum Willkomm einen vollen Krug Bier, der unter den Hochzeitsleuten die Runde macht und, wenn er geleert ist, wieder gefüllt wird. Inzwischen hat sich aber der Brautweiser zu der Hochzeitsgesellschaft gewendet und meldet ihr nun die freundliche Antwort des Hauswirtes mit folgenden Worten:

„Mein vielgeliabter Jungherr Bräutigam!

Hochanständige Hoizatsleut!

Da Brautvoda und die Brautmuada lossn Enk vielmols grüassn und sogn, doss sie schô af uns mit groissn Freudn wortn. Wir sulln ner in iare Behausung einziachn, oba uns dort recht brav, ehrli und guat afführn.“**)

Nach dieser Rede zieht nun die ganze Hochzeitsgesellschaft unter Musikklang, Singen und Jauchzen in die Hochzeitsstube ein. Hier bedankt sich zunächst der Brautweiser im Namen aller für die freundliche Aufnahme von seiten der Brauteltern. Er spricht:

*) Nach einer andern Fassung sagt der Brautweiser zuletzt: „Wonn dem Bräut'gam mit saner Freundschaft der Eintritt erlaubt sei, so wollen sie noch eine kleine Weile vergienen (aushalten). Bitt gor schäin um Antwort z'ruck.“

**) Nach einer andern Fassung: „Der ehrsame Hauswirt mit seiner Freundschaft lossn Enk ulli a „Gelobt sei Jesus Christus“ heraussogn. Wia's bei Enk get, so get's a ba ihnen zua: so sullt iar ner hineingên za ihnen.“

Digitized by Google

„Mein vielgeliabter Herr Hauswirt und vielgeliabte Frau Hauswirtin!

Für dos, doss ba unsrer Ankunft ulli Thoar' und Thürn g'öffnet wurdn, sowie für die Erlaubnis in Enkre Behausung einziachn z'kinna und für den dorg'reichtn Kruag Bier bedonkn wir uns vielmols. Zwègen der Rua und Ordnung dea(r)ft's koan Kummer ned hobn, um die werd i mi schô onnêma."

In der That ist es die Aufgabe des Brautweisers, während der Hochzeit aller Orten die Ordnung aufrecht zu erhalten. Ihn haben hierin die Junggesellen zu unterstützen, die wie jener unentgeltlich am Hochzeitsmahl teilnehmen. Kommt es bei der Hochzeit zu Streit und Schlägereien, so fällt Verantwortung und Schande auf sie, weil sie die Aufgabe übernommen hatten, Ruhe und Anstand in der Gesellschaft zu erhalten. Vor allem aber müssen sie selbst an einem solchen Tage jede persönliche Feindschaft unterdrücken. Der Brautweiser ist bei der ganzen Hochzeit nicht nur Sprecher, sondern auch Ceremonienmeister, von ihm erwartet man die ganze Leitung der Hochzeit.

Wenn eine Hochzeit im Hause des Bräutigams stattfindet, was unter besonderen Verhältnissen wohl vorkommen kann, so wird eben die Braut abgeholt und dorthin geleitet, das übrige erfährt wenig Änderung. Welche Auslagen mit einer feierlichen Bauernhochzeit für die Eltern der Braut verbunden sind, haben wir schon früher angedeutet, gewöhnlich weiss sich heutzutage aber ein Brautvater zu helfen. Er verrechnet die Auslagen auf jede Person der Hochzeitsgäste mit Ausnahme des Brautweisers, der Junggesellen und Kranzljungfern und der Spielleute, welche immer frei sind. Den Grad der Freigebigkeit zeigt ein Brautvater damit, dass er nicht alles in Rechnung bringt, sondern z. B. das Essen freigibt und nur das Getränke (Bier) berechnet u. dgl. Eine Hochzeit, wie die des Kledarbauern war allerdings nicht immer zu finden, bei der nicht nur das eine oder andere, sondern alles, Essen und Trinken, allen Hochzeitsleuten unentgeltlich verabreicht wurde. Es herrschte auch eine besonders frohe Stimmung, und arme Leute waren, wie dies bei Hochzeiten überhaupt Brauch ist, aus der ganzen Gegend hier zahlreich zusammengeströmt. Diese Bettelleute nehmen aber nicht etwa vor der Hausthüre Aufstellung, um da milde Gaben zu empfangen, sondern sie stellen sich in homerischer Einfalt in der Hochzeitsstube selbst längs der Wände auf und verfolgen da mit teilnahmsvollen Blicken die ganze Mahlzeit. Sie erhalten von den Brauteltern Krapfen, Kolatschen und Weissbrot, von den Hochzeitsleuten gelegentlich Bier und Branntwein. An einem so herrlichen Feste neigen die Menschen überhaupt mehr zur Menschenliebe und -güte hin, allein an einem Hochzeitstage soll kein verletztes oder zürnendes Gemüt zu finden sein, denn die Bauern scheuen den Neid und fürchten sich vor dem Bösen, das aus Neid hervorgehen kann. Unter den vielen im Böhmerwald angewendeten Besprechungsformeln geht die gegen Neid allen voran. Da nun nach dem Glauben des Volkes einem vor allem am Hochzeitstage nichts Übles zustossen soll, denn das habe die bösesten Folgen für das ganze Leben, so wird jedes Gemüt durch Wohlthun versöhnlich gestimmt. Im Hause des Kledarbauern wurde ein trüber Sinn bald aufgeheitert, denn als die Hoch-

Digitized by Google

zeitsgesellschaft in die Stube eintrat, waren die Tische bereits mit Krapfen schwer beladen.

Die Hochzeitsleute nahmen also zuerst ein kräftiges Frühstück ein. Da gab's nicht nur Kaffee, Krapfen, Kolatschen, Bier und Branntwein, sondern auch Rindssuppe, Rindfleisch mit Suppenkren und Rindfleisch in saurer Brühe. Überdies erhielt jeder Gast ein Stück Weissbrot und zwei Krapfen noch obendrein als „Bschad" (Bescheid), was er nicht selbst isst, sondern seinen Angehörigen heimschickt, damit sie auch einen Anteil am Hochzeitsfrühstück haben. Wer zufällig in der Nähe wohnt, fügt dem „Bschad" noch einen Krug Bier bei, solche aber, die weit entfernt wohnen, bewahren auch das „Bschad" auf und nehmen dies und das „Bschad" des Hochzeitsmahles nach der Hochzeit mit nach Hause.

So fühlte sich denn die ganze Hochzeitsgesellschaft wohl, nur der Bräutigam Franzl zeigte ab und zu einige Unruhe und sah wie suchend nach der Thüre. Seine Resl, die ihn sonst nie lange in der Stube allein liess, hatte sich am heutigen Morgen noch nicht blicken lassen, und sie sollte nun doch schon zum Kirchgang hergerichtet und bereit sein. Der Spielhans hatte die Ungeduld des Franzl bemerkt und erhob sich nun gleich zu folgender Anrede:

„Mein vielgeliabter Jungherr Bräutigam und hochanständige Hoizatsleut!

Es g'freut mi, doss ês ulli g'sund, frisch und munta seid's: I hett Enk a poar Wort z'sogn, ob sie jedoch Erhörung findn werdn, dos wir i erst später erfohrn.

I bi(n) schô an weiten Wêg hieher g'lòffn,
Gôd sei Donk, doss i Enk hôn 'trôffn.
I bin gonga über Berg und Thol
Und über Wêg und Strossn,
Durch viele Dörfer und longe Gossn,
Durch Märkt und Stêdt
Und dur(ch) êtliche einschichtige G'höft.
Endli hôn i an liabreichn Ort a(u)fg'fundn,
Er is vo(n) hier entfernt bloss wênige Stundn.
Durt hôn i erfohrn, doss a Braut z' bekêma sei,
Dei schäin is und von ulli Makel frei.
Do es fordert mei Pflicht und Schuldigkeit,
Doss i a Braut muass b'sorgn heut,
Sô bitt i ma aus a frische Holbe Bier:
Jungg'selln, Kranzljungfern und Spielleut
zum Afsuachn der Braut her zu mir!"

Der Brautweiser erhält das verlangte Glas (oder eine Kanne) Bier, und ein Teil der Hochzeitsleute schliesst sich dem Brautweiser, der Anstalt macht die Stube zu verlassen, zum Aufsuchen der Braut an. Bevor er aber mit seinem Anhang die Stube verlässt, fährt er in seiner Rede an die Zurückbleibenden weiter:

„I hoff, doss i für unsern Jungherrn Bräut'gam a Braut, wonn ned durt, sô irgendwô on(d)erst wir erfrogn, und wonn i's wir g'fundn hobm,

Digitized by Google

loss i's Enk durchs Postomt briefli sogn. Wortet's ner sô longe hier, bis mei Föhrnwold wird Limoni trogn. I glaub, um diese Zeit wir i gwiss schô a Braut für unsern Bräutgam hobm. Und wonn i heut ned mehr kimm, sô kimm i vielleicht morgn, und wonn ned morgn, sô erst in drei oder in vier Johrn.

Bfüat Gôd!"

Der Brautweiser verlässt nun mit seinem Anhang die Hochzeitsstube, um die Braut aufzusuchen.

Die Resl hatte sich, als der Hochzeitszug des Bräutigams in der Ferne sichtbar geworden war, aus der Stube in ihre Schlafkammer geflüchtet, damit sie der Franzl nicht früher sehe. Dort wartete sie hinter dem Fenster, wo sie oft dem Franzl die „bettworme" Hand gereicht hatte, mit grösster Spannung und Ungeduld, bis der Franzl sich dem Hause mit den Seinen näherte. Richtig hatte die Resl heimlich ihren Bräutigam früher erblickt, als er sie, sie durfte also nicht fürchten, dass ihr in der Ehe eine peinliche Unterordnung unter ihren Gatten widerfahren werde. So ist einmal der Glaube des Volkes, und der Franzl, als wenn er sein künftiges Schicksal vorausahnte, hatte auch einen Blick nach jenem Kammerfenster geworfen, allein er sah den weissen Vorhang vorgezogen und die Resl — sah er nicht. Seitdem hatte sich nun die Resl in ihrer Kammer mit Hilfe der Nachbarmädchen zur Hochzeit hergerichtet. Das Hemd hatte lange Ärmel, die mit buntem Garn ausgenäht und mit Stickerei besetzt waren. Sie heissen ein solches Hemd mit langen Ärmeln „Schirgenhemd"*) (Schergenhemd?) Auch die Männer tragen Spitzen am Hemdkragen und auf der Brust. Die Unterröcke, mindestens ein halbes Dutzend an Zahl, reichen nur bis zu den Knieen und sind sehr steif gestärkt und mit Spitzen besetzt. Darüber kommt der seidene Rock mitsamt Jacke, stark mit Schmelz aufgeputzt. Die Jacke selbst wird von den Mädchen beim Tanze abgelegt, dann erscheinen sie in ihren geputzten Hemdärmeln. Die Strümpfe sind weiss und an den schöngeformten Füssen von den Knieen bis zu den ausgeschnittenen Schuhen sichtbar. Beim Gang nun bewegen sich die Röcke gleich einer Glocke auf ihrem Stuhle. Die dicken Zöpfe sind um den Hinterkopf gewunden und der Brautkranz ist damit verschlungen. Von Schmuck bemerkt man wenig, aber auf dem Gebetbuch haben alle Mädchen ein weisses, gesticktes Taschentuch liegen, das sie beim Gang in die Kirche stets offen in der Hand tragen. Dabei darf auch der übliche Blumenstrauss nicht fehlen. Dieses Taschentuch wird auch beim Tanz in der Hand behalten. Die Männer tragen Lederhosen und darüber hohe Stiefel und lange Röcke; beim Tanze sind sie in Hemdärmeln.

Fortsetzung folgt.

*) Vgl. Schmeller II, 467. (Schärke.)

Digitized by Google

Aberglaube aus dem Altenburgischen.

Gesammelt von
E. PFEIFER—ALTENBURG.

VI. Haustiere. (Heilmittel und Heilsprüche.)

13a. Dass dem Viehe nichts angethan werden kann.

Man schlägt drei Keile von Elsebaumholz in die Stallthürschwelle, wo das Vieh ein- und aus geht, jeder Keil muss aber mit drei Kreuzen beschnitten sein.

b. Man nimmt Wermut, Schwarzkümmel, Fünffingerkraut und Teufelsdreck, jedes für 6 Pfennige, rohe Saubohnen, den Kehricht hinter der Stallthür und ein wenig Salz, alles zusammen in ein Bündel gefasst. Hierauf macht man ein Loch in der Stallthürschwelle, wo das Vieh aus und ein geht, thut es hinein und schlägt es mit Drachenholz zu.

c. Das walt Gott Vater †, Sohn † und h. Geist A. A. A.

Heute geht mein Vieh aus
Wohl vor eines Zaubrers Haus,
Wohl vor Zaubrers Garten,
Wohl über Zaubrers Wiese.
Im Namen Jesu A. A. A.

Mein Vieh geht alle Tage aus † † †
Wohl auf eine gesunde Weide † † †
Und bringt den Nutzen wieder nach Haus. † † †

Hexe, Du musst alle Hexen weiden, alle Bäume abblatten und alle Stege gehen lassen, Du sollst mein Haus und Stall meiden, das gebietet Dir der Mann, der am Stamme des heiligen Kreuzes hang. Du sollst hingehen in den wilden Wald, wo Dich weder Sonne noch Mond anscheinen, im Namen der h. Dreifaltigkeit Gott Vater u. s. w. A. A. A.

Obenstehendes wird auf einen Zettel geschrieben, dann ein Loch in den Stallträger gemacht und der Zettel hinein gethan.

d. Wenn im Frühjahre das Vieh zum ersten Male ausgetrieben wird, braucht man folgenden Spruch:

Das liebe Vieh geht diesen Tag und so manchen Tag und das ganze Jahr über manchen Graben, ich hoff' und trau', da begegneten ihm drei

Digitized by Google

Knaben. Der erste ist Gott der Vater, der andere ist Gott der Sohn, der dritte ist Gott der h. Geist, die behüten mir mein Vieh, sein Fleisch und Blut und macht einen Ring um mein Vieh und den Ring hat gemacht Mariane, ihr liebes Kind, und der Ring ist beschlossen mit 77 Schlössern, dass behüt mir Gott mein Vieh sein Blut, Milch und Fleisch, dass mir kein böser Mensch anschaue, keine böse Hand angreif, kein böser Wind anweh, kein Tier beiss, wie auch kein wildes Tier zerreiss, kein Baum fällt, keine Wurzel stecke und kein Dieb nimmt und wegführt im Anfange, das erste Mal und das ganze Jahr sei mit † † † also fest beschlossen.

e. Ein neugekauftes Stück Vieh wird auch dadurch gegen das Beschreien gesichert, dass man, ehe es in den Stall kommt, den Leitstrick um ein Tischbein windet.

VII. Die Zeiten.

1. Die Zwölfe.

Was man in den Zwölfen träumt, trifft im Laufe des Jahres ein.

2.

Das Wetter an den einzelnen Tagen der Zwölfe ist massgebend für die Monate des kommenden Jahres.

3. Der Weihnachtsabend.

Am Weihnachtsabende (auch zum Sylvester) muss man Heringe und Äpfel essen, dann geht das Geld nicht aus.

4.

Wer sich am Weihnachtsabende nicht satt isst, dem schneidet die Frau Holle in der Nacht mit einer Pflugschar den Leib auf und näht ihn mit einer Hemmkette wieder zu.

5.

In der Christnacht muss man die Obstbäume schütteln, dann tragen sie im nächsten Jahre reichlich.

6. Sylvester.

In der Sylvesternacht zwischen 11 und 12 giessen die Mädchen stillschweigend Blei ins Wasser; aus der Form desselben erkennen sie den Stand und das Geschäft ihres Zukünftigen.

7.

Man klebt die Stümpfchen des Wachslichtes vom Christbaume in leere Nussschalen, zündet sie an und setzt die kleinen Kähne paarweise in ein Gefäss mit Wasser.

Digitized by Google

Schwimmen dieselben ruhig nebeneinander oder kommen sie zusammen, so werden diejenigen, denen sie zugeeignet sind, im Laufe des Jahres ein Paar; wessen Licht zuerst erlischt, der stirbt zuerst.

8.

Die Mädchen gehen in den Holzstall, nehmen stillschweigend einen Arm voll Holz, tragen es in die Küche und werfen je zwei und zwei Scheitchen ab. Bleibt zuletzt ein Paar übrig, so ist es gewiss, dass sie im kommenden Jahre heiraten; bleibt ein Scheitchen übrig, so haben sie noch keine Aussicht auf Heirat.

9.

Man schält auch in der Sylvesternacht einen Apfel ganz ab, ohne dass die Schale zerreisst und wirft dieselbe hinter sich. Die Figur, welche dadurch entsteht, zeigt den Anfangsbuchstaben von dem Namen des zukünftigen Liebhabers.

10.

Junge Mädchen stellen sich in der zwölften Stunde mit dem Rücken nach der Thüre zu, ziehen einen Schuh aus und werfen denselben über die entgegengesetzte Schulter. Fällt derselbe mit der Spitze nach der Stube zu, so bleibt das Mädchen das kommende Jahr über noch im Hause, im umgekehrten Falle verlässt sie dasselbe.

11.

Die Jahre, die ein Mädchen noch auf einen Freier warten muss, erfährt sie, wenn sie in der Sylvesternacht einen Trauring an ein Kopfhaar bindet und in ein halbgefülltes Wasserglas hält. Nach kurzer Zeit setzt sich derselbe in eine schaukelnde Bewegung. So oft er dabei an die Wände des Glases schlägt, so viel Jahre muss sie noch warten.

12.

Man setzt in der Sylvesternacht so viel Häufchen Salz auf den Tisch, als Personen zur Familie gehören und bezeichnet jedes mit dem Namen eines Familiengliedes. Wessen Häufchen am Morgen eingefallen ist, der muss im kommenden Jahre sterben.

13.

Wenn man in der Sylvesternacht in der zwölften Stunde sich auf einen Kreuzweg stellt, sieht man die Särge aus den zur Gemeinde gehörigen Ortschaften vorbeiziehen.

14.

Man kann sich einen Witterungskalender fürs ganze Jahr verschaffen, wenn man in der Sylvesternacht eine Zwiebel in zwei Hälften schneidet,

Digitized by Google

davon zwölf Blätter ablöst und mit Salz bestreut. Die Blattschüssel, in welcher das Salz früh zergangen ist, zeigt einen nassen Monat an, diejenige, in welcher dasselbe noch unversehrt ist, einen trocknen.

15. Neujahrstag.

An diesem Tage muss man Hirse essen, dann geht das Geld im Laufe des Jahres nicht aus.

16. Fastnacht.

Die Strohbänder für die kommende Ernte muss man zu Fastnachten anfertigen, dann kommen keine Mäuse in die Scheune.

17. Karfreitag.

Wenn man sich an diesem Tage die Nägel beschneidet, bekommt man das ganze Jahr hindurch keine Zahnschmerzen. Der Karfreitag ist auch der günstigste Tag für alle Sympathiekuren.

18. Himmelfahrt.

An diesem Tage darf man kein Kleidungsstück nähen, denn ein solches auf dem Leibe zieht bei einem Gewitter den Blitz an.

19. Der erste Mai.

Noch vor einiger Zeit war es Sitte, in der Walpurgisnacht brennende Besen zu schwingen und in leere Fässer zu schiessen, um die Hexen zu vertreiben. Heute noch erneuert man an diesem Tage die Schutzvorrichtungen gegen die Hexen z. B. die unter der Schwelle des Viehstalles vergrabenen Besen.

Von dem Aberglauben, welcher sich an die Zeiten knüpft, stimmt ausserdem vieles mit dem aus der Provinz Sachsen Mitgeteilten überein. Jahrgang I, Heft 10, No. 1, 7, 8, 10, 13, 15, 16.

VIII. Verschiedenes.

1. Feuersegen.

a. Sei willkommen, o du Feuergast,
Greif' nicht weiter als du gefasst,
Das zähl' ich dir Feuer zur Busse.
Im Namen Gottes u. s. w.

b. Ich gebiete dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die alles thut und alles schafft,
Du sollst stille stehn und nicht weiter gehn,
Wie der Herr Christus stand am Jordan,

Digitized by Google

Da ihn taufte Johannes der heilige Mann.
Das zähl' ich dir Feuer zur Busse.
Im Namen Gottes u. s. w.

c. Ich sah ein Häuslein brennen,
Da waren viele arme Leut' und kleine Kinder drinnen.
Behüt uns Gott vor Feuer und Glut,
Dass es nicht weiter Schaden thut.
Im Namen Gottes u. s. w.

d. Ich gebiete dir, Feuer, du sollst legen deine Flammen,
So wahr Maria ihre Jungfrauschaft behielt vor allen andern,
Die sie behielt so keusch und rein:
Drum stelle, Feuer, dein Wüten ein.
Im Namen Gottes u. s. w.

e. Jesus Nazarenus, ein König der Jüden,
Hilf uns aus diesen Feuernöten.
Er segne Feuer und Glut,
Dass es weiter keinen Schaden thut:
Still steh, nicht weiter geh.
Das Feuer muss versprochen werden,
Sonst macht es grosse Not auf Erden,
Es betrübet manchen sehr,
Dass er's vergisset nimmermehr,
Drum sei ein jeder darauf bedacht
Und nehme diese Lehre in acht.

Mein Gott und inbrünstiger Richter, erhöre diesen meinen Segen um deines geliebten Sohnes, unsers Herrn und Heilandes willen, Amen!

Hierauf wird dreimal das Vaterunser bis „also auch auf Erden" gebetet. Jedesmal beim Schluss des Gebetes greift man hinter sich, nimmt eine Handvoll Erde auf und wirft dieselbe in das Feuer.

f. Das walte das bittere Leiden und Sterben unsers lieben Herrn Jesu Christi: Feuer wie auch heisse Glut, das, was du in deiner Gewalt hast, ich gebiete dir bei dem Herrn Jesu Christo, welcher gesprochen hat über den Wind und das Meer, die ihm auf das Wort gehorsam gewesen sind. Durch diese gewaltigen Worte, die Jesus gesprochen hat, thue ich dir Feuer befehlen, drohen und ankündigen, dass du dich gleich flugs sollst legen mit deiner Gewalt, du Feuer und Wind, auch heisse Glut. Das walte das heilige rosenfarbene Blut unsers lieben Herrn Jesu Christi. Ich gebiete dir, dem Feuer, wie Gott geboten hat durch seine heiligen Engel der feurigen Glut in dem Feuerofen, als die heiligen drei Männer Sadrach und seine Mitgesellen Mesach und Abednego unversehrt bleiben sollten — wie es auch geschehen. Also sollst du gleicher Weise, du Feuerflamme und heisse Glut, dich legen, da der allmächtige Gott gesprochen hat, als er die vier Elemente samt Himmel und Erde erschaffen hat: fiat! fiat! fiat! Das ist im Namen Gottes gesprochen.

**

Digitized by Google

g. Man schreibt folgende Buchstaben auf jede Seite eines Tellers und wirft denselben ins Feuer:

S. A. F. O. R.
A. R. E. P. O.
F. E. N. E. F.
O. P. E. R. A.
R. O. F. A. S.

(Diese Buchstaben auf ein Butterbrot geschrieben und genossen, gelten auch als Mittel gegen den Biss toller Hunde. Heft 5, Seite 203.)

2. Vor Gericht.

a. Um vor Gericht zu bestehen und ein günstiges Urteil zu erlangen, muss man vor dem Eintritte in das Gerichtshaus sprechen:

Ich trete vor das Gerichtshaus,
Drei grosse Herren sehen heraus,
Der eine hat keinen Mund,
Der andere hat keine Zunge,
Der dritte muss vor seiner eigenen Rede verstummen.
Im Namen Gottes u. s. w.

b. Die Folgen eines falschen Eides kann man dadurch ableiten, dass man beim Schwören die Schwurfinger der linken Hand hinter dem Rücken nach der Erde zu ausstreckt. Daher fordert der Richter den Schwörenden auch zuweilen auf, die linke Hand an der Seite herabhängen zu lassen.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrhunderts nebst einem Anhange herausgegeben von Johannes Bolte. Abdruck aus den Acta Germanica I, 3. Berlin, Mayer & Müller. 1890.

Veröffentlichungen von Dr. J. Bolte anzuzeigen ist ein Vergnügen; man braucht bloss seine herzliche Freude über die Fülle und Gediegenheit des Gebotenen auszusprechen, während ein Tadel zumeist nicht einmal in unscheinbaren Nebendingen angebracht wäre. So ist es auch mit dieser ganz ausgezeichneten Liedersammlung, die ihrem Herausgeber zu seinen bisherigen reichen Verdiensten um die Förderung der Volkskunde ein neues erwirbt. Die leider etwas gedrängte Einleitung (als „Vorwort" bezeichnet) deutet die Hauptgesichtspunkte für die Würdigung des im Buche mitgeteilten Stoffes, sowie für dessen Geschichte kurz an, der Abdruck der Lieder selbst ist mit genauen Quellenangaben, Variantennotizen und textkritischen Glossen versehen, dann folgt ein sittengeschichtlich bedeutsames ungedrucktes Gedicht „Der Bauern Hoffart" aus dem 15. Jahrhundert, einem ergiebigen Münchener Kodex entnommen, weiterhin ein Verzeichnis von Liedern über den Bauernstand nach Stoffrubriken, Nachträge und eine Musikbeilage zu 10 der mitgeteilten Nummern. Das Büchlein ist an sich hochwichtig, bedeutet aber auch theoretisch einen erkennbaren Fortschritt, indem es gegenüber den zahlreichen da und dort verstreuten Proben volksmässiger Liederdichtung einmal ein Gesamtgemälde ermöglichen möchte. Dies ist ihm auch gar wohl gelungen. Ich verweise noch auf Prof. L. Geigers an Bolte angelehnte Studie „Der Bauer im deutschen Liede" in Barths „Nation", Juni 1890 und zu S. 8 Anm. 1 für die Sprache der Hochzeitscarmina auf Bienemann in „Blätter für litterarische Unterhaltung" 1890, No. 22, S. 350.

L. Fränkel — Leipzig.

Die deutsche Lindenpoesie. Von Oberlehrer Emil Plaumann. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Danzig. Ostern 1890. Danzig, A. Müller vorm. Wedelsche Hofbuchdruckerei. 1890. Leipzig, Kommissionsverlag von Gustav Fock.

Eine mit viel Belesenheit und auch mit Geschick unternommene Überschau der in deutscher Dichtung über den uralt volkstümlichen Lindenglauben lebendigen Anschauungen. Eine kurze treffliche Einleitung unter-

Digitized by Google

richtet — im Anschluss an H. Masius' „Naturstudien" I, 196 ff. — über die Grundlage der deutschen Waldpoesie. Unseres Erachtens war hier eine passende Gelegenheit geboten, zu dem sicher urindogermanischen Baumkultus, über den wir ja schon aus den Anfängen unserer Wissenschaft vorzügliche Studien besitzen, nähere Beziehungen anzuknüpfen. Der Verfasser greift nun aus jenem umfänglichen Thema für diesmal die Lindenpoesie heraus, deren Werdegang er äusserst fleissig durch Belege beleuchtet. Durch die regelmässig beigefügten Übertragungen der ausgehobenen mittelhochdeutschen Stellen hat er sich leider viel Raum geraubt, der andernfalls für eingehendere theoretische Ausführungen verwendbar gewesen wäre. Denn solche vermisst man innerhalb der reichhaltigen Blumenlese zu oft, sowohl bei Einzeldingen, wie zur Erläuterung des allgemeinen Zusammenhangs. Mag sein, dass die Gründlichkeit des deutschen Gelehrten erst eine umfängliche Stoffsammlung abgeschlossen haben wollte, ehe sie sich an eine über dem Stoffe stehende Entwicklungsgeschichte wagte. Das gebotene Material ist dankbarst zu begrüssen. Das Gedicht „Waldandacht" ist von L. Dreves, nicht von Eichendorff, und Strophe 2 endet „Gezwerg", nicht „Gesträuch".

L. Fränkel.

Plattdeutsches aus Hinterpommern. Von Otto Knoop, Oberlehrer am kgl. Gymnasium in Rogasen. I.: Sprüchwörter und Redensarten. Posen 1890, Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel). — II.: Fremdsprachliches im hinterpommerschen Platt, nebst einer Anzahl von Fischerausdrücken und Ekelnamen. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des königlichen Gymnasiums zu Rogasen. Rogasen 1890. Druck von Jonas Alexanders Wwe.

Oberlehrer O. Knoop in Rogasen, den Lesern dieser Zeitschrift durch wiederholte fleissige Beiträge zur Geschichte des norddeutschen Volksaberglaubens und der Volkspoesie rühmlichst bekannt, bietet hier in zwei neuen Veröffentlichungen weitere ergiebige Notizen zur Erkenntnis der mundartlichen Form und des sachlichen Gehalts der in den niederen Schichten der pommerschen Landbevölkerung fortlebenden alten Redewendungen, sprichwörtlichen Formeln und Schimpfnamen aller Art. Es ist ein sehr reiches Material, das hier zusammengetragen wird und der Einordnung in frühere Funde und Verarbeitung harrt. Höchst praktisch ist die alphabetische Aufreihung der Sprichwörter (warum schreibt Knoop „Sprüchwörter"?) an sinnbeherrschende Stichworte; auch die auf den ersten Blick, namentlich den Nichtpommern, unverständlichen Nummern sind gut und knapp ausgelegt. Ganz bedeutend hätte die Sammlung jedoch an Wert gewonnen, wenn regelmässige Vergleiche oder wenigstens nur eine Anzahl bezeichnender Proben von hochdeutschen hinzugesetzt worden wären. Die zweite Hälfte der Sammlung enthält besonders slavische Eindringlinge im hinterpommerschen Platt, wertvolle Notizen über pöbelhafte Ausdrücke und (S. 6—8) eine Menge lehrreicher Schlummerlieder.

L. Fränkel.

Digitized by Google

Haussprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig von Hörmann. Leipzig. A. C. Liebeskind. 1890. S. 201. XXIV.

Wer Gesinnungs- und Gemütsart eines Volkes wie Volksstammes genau erforschen will, der muss ab und zu einen scharfen und prüfenden Blick auch auf dessen Hauspoesie werfen, wie diese so häufig als Inschriften auf Grabdenkmälern und an Häusern, in Stuben und Kammern, auf Glocken und an Uhren, auf Messern und auf Scheiben, auf Wiegen und auf Tellern, Gläsern und Kannen zum Ausdruck kommt. So unbedeutend und unscheinbar diese Poesie erscheinen mag, sie lässt doch tief ins Herz des Menschen blicken und zeigt deutlich wie sich dieser im Glück und Unglück, in Lust und Weh, in Freuden und in Schmerzen gehabt und verhält. Freilich setzt das unmittelbaren Verkehr mit dem Individuum und dessen Hab und Gut voraus; das ist eben eine Forderung, deren Erfüllung mitunter grosse Hindernisse entgegenstehen. Diesem Übelstande suchte Hörmann dadurch abzuhelfen, dass er die Haussprüche aus den Alpen, zumal aus Tirol, seit langer Zeit mit unverdrossenem Fleisse sammelte und sie den Freunden der Volkskunde in einer reizenden Elzevier-Ausgabe zu tieferem Studium vorlegte. Dass diese Sprüche in Rücksicht auf Alter, Umfang und poetischen Gehalt von ungleichem Wert sind, ist selbstverständlich. Kürzere und längere, jüngere und ältere, sinnige und witzige, seichte und leichte finden sich die Fülle, aber sämtliche zusammen verkündigen Seite für Seite das unerschütterliche Gottvertrauen, die hohe Verehrung der Gottesmutter, Engel und Heiligen (insbesondere des Antonius, Benediktus, Florian, Georg, Josef, Martin, Michael und Nikolaus), die grosse Bescheidenheit im Glücke, die Entschlossenheit, auch Widerwärtiges mit Geduld zu ertragen, die treue Ergebung in den Willen Gottes und den gesunden und frischen, wenn auch oft derben Humor des Volkes in Tirol.

Frz. Branky — Wien.

Doine si strigături din Ardeal, date la ivală de Dr. Joan Urban Jarnik şi Andréue Bârscanü. Editiunea academiei române, Bucuresçi 1885.

Obwohl dieses von der rumänischen Akademie herausgegebene Werk schon im Jahre 1885 erschien, kann es im Interesse aller Freunde der Volks- und Sprachkunde noch immer den Gegenstand einer Besprechung bilden. Das vorliegende umfangreiche Werk besteht aus einer Sammlung von Volksliedern und aus deren Wörtererklärung. Die Sammlung enthält ungefähr tausend rumänische Volkslieder, die in den verschiedensten Orten Siebenbürgens aufgezeichnet wurden. Die leider nicht immer mit der nötigen Sorgfalt gesichteten Volkslieder bieten eine überraschende Fülle von Wohlklang und Poesie und spiegeln in getreuen Bildern das Lieben und Leben der Rumänen daheim im uralten Waldgebirge Siebenbürgens wieder. Der Menge und Originalität des Materials nach kann die Sammlung mit Recht als eine Bereicherung der Litteratur der Volkskunde bezeichnet werden.

Lange schon hatte sich auf dem Gebiete der rumänischen Volkslitteratur das Bedürfnis nach einem die lokale Färbung und Eigenheit der Ausdrücke

Digitized by Google

der rumänischen Sprache in Siebenbürgen verständnisvoll und gründlich behandelnden Wörterbuche fühlbar gemacht. Mit wahrer Freude begrüssen wir daher Dr. J. Urban Jarnik's Wördererklärung, die durch ihre Reife und erchöpfende Gründlichkeit dem herrschenden Mangel abzuhelfen naht und fühlen uns angenehm verpflichtet, das Werk seiner vieljährigen, gewissenhaften Forschung allen Freunden der Sprachkunde wärmstens zu empfehlen.

R. Prexl — Mühlbach (Siebenbürgen).

Wandernde Melodieen. Eine musikalische Studie von Wilhelm Tappert. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von List und Francke.

Das in zweiter Auflage vorliegende Bändchen enthält eine grosse Fülle höchst bemerkenswerten Stoffes, welcher allein die Anschaffung desselben dringend empfehlen würde.

Was nun den Standpunkt des Verfassers betrifft zu der Aufgabe, welche er sich gestellt hat, so bezeichnet er denselben als den darwinistischen. Es darf nun freilich nicht geleugnet werden, dass die Hervorhebung dieses Bekenntnisses der darwinistischen Lehre wenn auch Anhänger gewinnen, so doch auch ernste Forscher leicht abstossen kann, da der Darwinismus von vielen der hervorragendsten Naturforscher entweder nicht anerkannt ist oder an Boden hat müssen verlieren sehen. Sehen wir aber davon ab, so sind die Darlegungen des Verfassers mit fesselnder Gewandtheit geschrieben, sein tiefes Eindringen in den Stoff gibt das wohlthuende Gefühl der Sicherheit in den Ausführungen und die musikalischen Belege erlauben das Nachhören der aufgestellten Ansichten. Als Perlen des Werkes mögen die Ausführungen über die Nationalgesänge der Völker bezeichnet werden.

Somit sei das Werk der Beachtung und Anschaffung bestens empfohlen.

Edm. Veckenstedt.

Nachwort: Aus Versehen ist in der vorigen Nummer Conr. Kindberg aus Nynköping angegeben. Herr Prof. Kindberg, Mitglied der Akademie, lebt in Linköping in Schweden; durch die freundschaftlichen Beziehungen des Unterzeichneten mit demselben ist der Zeitschrift für Volkskunde fortan die Mithilfe schwedischer Forscher gesichert.

Edm. Veckenstedt.

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT

FÜR

VOLKSKUNDE

IN SAGE UND MÄR, SCHWANK UND STREICH,
LIED, RÄTSEL UND SPRICHWORT, SITTE UND BRAUCH

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. EDMUND VECKENSTEDT.

II. BAND. 12. HEFT.

LEIPZIG 1890.
ALFRED DÖRFFEL.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: Frîe, Frê, Frick, Fuik,Fui, Fu. Von O. Knoop — Rogasen 449

Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald. Fortsetzung und Schluss. Von J. J. Ammann — Krummau 460

Inhalts-Verzeichnis der Zeitschrift für Volkskunde. Band II. Heft 1—12 490

Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene:

Frîe, Frê, Frick, Fuik, Fui, Fu.

Von

O. KNOOP — ROSTOCK.

Die Sammler von volkstümlichen Überlieferungen, von Sage und Mär, von Aberglauben und Brauch, von Spruch und Lied, haben eine grosse Menge von Namen aufgefunden, an welche sich Mythologen und Sagenforscher mit Vorliebe herangemacht haben, um sie in ihrem Interesse zu deuten und zu verwerten. Allein der aufgewandten Mühe scheinen oft doch nur in geringem Masse die Resultate zu entsprechen, wenigstens wird der nüchtern betrachtende Forscher oft zweifelnd den Kopf schütteln über Funde, die, mit Jubel der Welt verkündet, das von J. Grimm aufgeführte Gebäude der deutschen Mythologie — nach der Meinung der Finder — stützen und weiter ausbauen helfen sollten.

Dass unser Volk in seinen Sagen die heidnischen Mythen mit Zähigkeit festgehalten, dass es in Sitte und Brauch mit noch grösserer Zähigkeit den alten heidnischen Kultus bewahrt habe,*) erkennen wir gern an, aber das leugnen wir, dass bei uns germanische Götternamen sich in solcher Mannigfaltigkeit und in solcher Frische sollten erhalten haben, wie es uns Kuhn und Schwartz, zwei Forscher, deren Arbeit für die deutsche Mythologie nicht ohne Nutzen gewesen ist, glauben machen wollen. Es ist im Gegenteil diesen beiden bedeutenden Männern der Vorwurf nicht zu ersparen, dass sie, geblendet von dem ersten Erfolge des Sammelns und Findens, in ihren Deutungen, besonders der aufgefundenen Namen, oft wenig vorsichtig zu Werke gingen und so zu Ergebnissen gelangten, die, im ganzen bis jetzt ohne Widerrede anerkannt, doch zum Widerspruch herausfordern müssen. Das Ansehen, das diese beiden Gelehrten genossen und noch geniessen, scheint ihre Anhänger und Nachfolger verleitet zu haben, dass sie, ohne eingehender zu prüfen, sich mit den von den Meistern gefundenen Resultaten begnügten, ja sie noch zu überbieten suchten.

Wir werden im folgenden an einer Reihe von Beispielen, die wir hauptsächlich den norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen von Kuhn und Schwartz (Leipzig 1848), den Sagen, Gebräuchen und Märchen aus Westfalen u. s. w. von Kuhn (2 Bände, Leipzig 1859) und den Volkssagen

*) U. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht (Breslau 1884), S. 323.

Digitized by Google

aus Pommern und Rügen von U. Jahn (Stettin 1886) entnehmen, zu zeigen suchen, dass die von diesen Herren gewonnenen Resultate denn doch zu schweren Bedenken Anlass geben, zum Teil sich geradezu als falsch herausstellen.

Die oben angeführten Namen, von Kuhn und Schwartz entdeckt, von Jahn zum Teil auch für Pommern nachgewiesen, sollen alle dasselbe bedeuten, nämlich die Göttin Freia, Wodans Gemahlin, von welcher der sechste Wochentag seinen Namen hat. In den märkischen Sagen von Kuhn (Berlin 1843) findet sich noch nichts davon; dagegen berichten die norddeutschen Sagen, S. 414: In der ganzen Uckermark von Angermünde bis Thomsdorf an der mecklenburgischen Grenze, sowie nördlich von Prenzlau bis Strassburg und südlich bis Templin heisst es, wenn man in den Zwölften spinne oder auch bis zum heiligen Weihnachtsabend nicht abgesponnen habe, so komme de Fuik. Dies ist die gewöhnliche Form, namentlich im Westen; weiter östlich zwischen Gramzow und Angermünde, z. B. in Mürow und an anderen Orten sagt man de Fúi, auch der Fúi; doch jenseits der Oder in Nieder-Kränig bei Schwedt heisst es wieder de Fuik. Ein Bäckergeselle aus Templin sagte die Fricke, ebenso ein Bauer aus Cunow; der erstere fügte noch hinzu, dass man auch denen, welche Sonnabends spinnen, damit drohe.

In einigen Dörfern der Gegend zwischen Halberstadt und Ilseburg sagt man, wenn am heiligen Dreikönigsabend oder Sonnabends was auf der Diesse bleibt, komme Fru Frêen, oder auch: süst kümt Frû Frêen un kackt in de hêen. So lautet die Formel in Drübeck; in Ilseburg, Veckenstedt, Zilly dagegen: Frû Frîen. In Ströbeck und Derenburg heisst es an allen Feiertagen, wenn was auf dem Haspel bleibt, so kommen die Gänse schlecht aus oder die Kühe verkommen; bleibt was auf der Diesse, so sagt man an denselben beiden Orten: die Frêke oder Frû Frêke komme und verunreinige sie.

In den Sagen aus Westfalen II, S. 4 heisst es: Wenn in den Zwölften noch Flachs auf dem Wocken sitzt, so sagt man, die Fuik werde kommen und ihn besudeln; Knechte schmieren auch wohl Pferdemist oder Grünkohl hinein und sagen, das habe die Fuik gethan. Als Gebiet dieses Gebrauches wird angegeben: Von Angermünde über Crüssow, Stolp a. O. hinüber bis zur Neumark, über Saaten, Kränig, Grabow bis nach Bahn in Hinterpommern. Penkun in Vorpommern.

Ferner bringen die norddeutschen Sagen unter No. 70 folgende von einem Bauern aus Thomsdorf gemachte Mitteilung: Die alte Frick oder Fuik ist des Teufels Grossmutter gewesen und man hat sie oft des Nachts umhertoben hören. Mancher hat sie auch gesehen und leicht an den grossen Hunden, welche sie stets mit sich geführt, erkannt, denn wenn diese gebellt haben, so ist ihnen schieres Feuer aus Maul und Nase geflogen. Die nun folgende Sage berichtet weiter, wie ein Bauer nach der Boitzenburger Mühle fährt, um Mehl zu holen. Auf dem Rückwege hört er ein gewaltiges Toben, und die alte Frick kommt mit ihren Hunden daher gestürmt. Der Bauer weiss sich nicht anders zu helfen, als dass er den Hunden das Mehl vorschüttet; sie fallen gierig darüber her und fressen es auf, aber am Morgen sind die geleerten Säcke wohl gefüllt wieder da.

Digitized by Google

Ausserdem erscheint die alte Frick noch in einem Märchen aus der Uckermark als Zauberin und Menschenfresserin (Nordd. Sagen, S. 319 ff.). Es ist eine Variation des bekannten Märchens von Hänsel und Gretel, das auch bei den Lausitzer Wenden bekannt ist. In demselben wird die alte Zauberin Wera genannt.

W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte (Berlin 1882) S. 134, berichtet: An den Zwölften zwischen Weihnachten und Neujahr soll man nicht spinnen, sonst kommt die (olle) Fui und bringt eine Menge Spulen, die muss voll spinnen, wer dann spinnt. Die Fui ist 'ne olle Frau. Bei Soldin (Glasow, Zollen, Wuthenow?)*)

Aus Pommern berichtet Jahn in seinen Volkssagen No. 39 folgendermassen: Der Name der deutschen Göttin Fria hat sich in Pommern in den Formen Frie, Fuik, Fu erhalten. Auf Hiddensee und Ummanz sagte man nämlich vor dreissig Jahren von zwei Verlobten: Dâr is dê oll Frîe in't Hûs tâgen, dê warden sik trecken (heiraten).

In Penkun im Kreise Randow und in Bahn im Greifenhagener Kreise droht man den Mägden, welche zur Zeit der Zwölften noch Flachs auf dem Wocken haben: „Die Fuik wird kommen und ihn besudeln." Knechte schmieren auch wohl Pferdemist und Grünkohl in den Flachs hinein und sagen hernach: „Das hat die Fuik gethan."

Ähnliches wird im Kreise Regenwalde von dem Fu erzählt, welcher dort ebenfalls ein Schreckgespenst für die faulen Spinnerinnen bildet, und dem die Besudelung des Flachses mit Asche und Wasser zugeschrieben wird. Doch ist man sich über das Geschlecht nicht ganz klar; man sagt dei Fû und dat Fû, auch weiss keiner recht, was Fû eigentlich für ein Wesen ist. Nur ein alter Mühlenknecht in Mellen hatte davon Kunde. Und das war kein Wunder, denn sein Grossvater hatte es ihm erzählt. Das war ein so gelehrter Mann, dass er fast für einen Studierten gelten konnte. Er wäre auch beinahe ein Pastor geworden; denn auf der Kanzel der Schlosskirche zu Stettin hatte er schon gestanden und auch eine wunderschöne Predigt gehalten. Leider vergass er es, Amen zu sagen, und da war's denn mit seinem Ansehen bei der Geistlichkeit aus. Dieser Grossvater nun hat immer gesagt: „Dat Fu ist nichts Anderes wie der leibhaftige Teufel", und dabei wird's denn auch wohl bleiben.

Ausserdem führt Jahn auf S. 390 aus dem Kreise Schievelbein die ihm merkwürdig scheinende Redensart an: Dei hät dea Fîk, wenn man von einem schwermütigen, im Kopfe nicht ganz richtigen Menschen spricht. Er stellt dies Fîk zusammen mit Fuik, Fri und bezieht es auf die Göttin Fria. Endlich teilt er noch in der sogenannten zweiten Auflage mit: In Petznik, Kreis Pyritz, und Umgegend besudeln zur Zeit der Zwölften die Knechte die Wocken, welche nicht abgesponnen sind, mit Unrat und sagen dann: Dei Fujjen häbben in schêten.

Dies die Belegstellen dafür, dass der Name der Göttin Freia noch jetzt im Bewusstsein des Volkes fortlebt. Auffallend ist, dass in den mecklenburgischen Sagen, Märchen und Gebräuchen von K. Bartsch der Name

*) Diese Sammlung macht mit ihren vielen Fragezeichen und Streichungen so recht den Eindruck des Unvollkommenen. Und dann diese vielen Zotereien!

Digitized by Google

der Frick, Fuik sich nicht vorfindet; das Frickgebiet umfasst nach der Karte, die der kleinen Schrift von Schwartz „Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg" (Berlin 1887) beigegeben ist, auch noch einen Teil vom südlichen Mecklenburg. Ebenso kennen die Sagen aus der Grafschaft Ruppin von K. E. Haase (Neu-Ruppin 1887) keine Frick und Fuik,*) und in Hinterpommern habe ich den Namen trotz eifrigen Nachforschens nicht entdecken können.

Betrachten wir nun zunächst die Jahn'schen Funde. Dei hät dea Fik, sagt man in der Schievelbeiner Gegend von einem Schwermütigen. Das Wort Fik ist männlichen Geschlechts (dea ist Acc. Sing. = den), und nun schlage man K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg Band II, S. 141 nach. Dort heisst es: „Wird das Vieh zum erstenmale auf die Weide getrieben, so muss unter die Thürschwelle eine Axt gelegt werden, damit die Kälber keinen Fieck (d. h. schlimme Beine) bekommen." Auch in dem kleinen Wörterbuch von Mi (Leipzig 1876) wird Fik als eine Beulenkrankheit der Tiere genannt. Fikbülen sind Feigbeulen. Im Kreise Lauenburg (Pommern) sind de Fike bandwurmartige Eingeweidewürmer bei den Fischen; damit behaftete Tiere werden von der Hausfrau als unbrauchbar fortgeworfen. Das Wort (vom lat. ficus) ist schon im Mittelhochdeutschen gebräuchlich gewesen: vîc (st. M. N.) Feigblatter, Feigwarze, eine Krankheit. Vgl. auch Grimm's Wörterbuch unter Feigblatter und Fiek. Das Wort bezeichnet also zunächst eine körperliche Krankheit, kann aber auch von geistiger gebraucht werden. Ich führe ein anderes Beispiel an. Der Pipps ist eine Zungenkrankheit der Hühner; Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart (Salzwedel 1859) sagt: es wird auch bildlich gebraucht in dem Sprichworte: 'n Pipp hämm, eine Krankheit brüten; und aus Hinterpommern kenne ich die Redensart: hei het de Pipps,**) die ganz genau ebenso wie die Jahn'sche: hei hät dea Fik, gebraucht wird.

Damit hoffen wir Jahns Fik-Freia abgethan zu haben; es ist auch nicht recht einzusehen, was die Göttin Freia mit der Verrücktheit des Kopfes zu thun haben sollte.

Seine Frîe hat Jahn aus Kuhn, Sagen aus Westfalen, Band II, S. 4 entnommen. Wir zweifeln aber sehr, dass in der angeführten Redensart die Göttin Freia gemeint ist. Ist sie gemeint, so darf doch der Name Frîe nicht der Fuik und dem Fu gleichgesetzt werden, denn dieses Schreckgespenst beschäftigt sich nur mit der Besudelung der Rocken, während jene Frîe mit deutlicher Beziehung zur Ehe gesetzt sein würde. Das Substantiv de Fri d. i. Heirat (von frîen gebildet wie de Tru, Trauung, von trûen) ist in ganz Pommern bekannt. In Hinterpommern sagt man: hei geht up de Fri, er geht auf die Heirat; wenn ein Junge sein Taschentuch lang aus

*) Herr Dr. Jahn hat dieser auf den Berichten glaubwürdiger Männer beruhenden Sammlung den Vorwurf gemacht, dass sie keine Namen mythischer Wesen bringt. Haase hat eben keine gefunden, auch nicht die Frau Harke (v. Schulenburg schreibt sie auch Herften, streicht sie dann aber wieder als falsch), in deren Gebiet die Grafschaft Ruppin nach der erwähnten Karte von Schwartz gehört. Allerdings hat Herr Haase noch nicht sein ganzes Material veröffentlicht, wir sind indessen überzeugt, dass er nicht in den Jahn'schen Fusstapfen wandelt.

**) Ebenso: hei het uk all ne Pipps weg (kraege), er hat einen Fehler davongetragen.

Digitized by Google

der Tasche hängen lässt, sagt man scherzhaft zu ihm: Du gehst woll up de Fri? Dähnert führt in seinem plattdeutschen Wörterbuch (Stralsund 1781) S. 133 an: up de Frije ut syn, heiraten wollen; eer steckt de Frije im Kopp*), sie will einen Mann haben; wer hett de Frije makt, wer ist bei der Heirat Unterhändler gewesen? Etwas Anderes als dieses fri, Heirat, können wir auch in der Jahn'schen Frie nicht erblicken; es ist nicht die Göttin der Ehe, die dem Heiratslustigen im Kopfe steckt, es ist auch nicht die Göttin, die in das Haus einzieht, sondern beide Male ist es die Lust zu heiraten. Die Personifikation ist nur eine scheinbare und das Attribut „oll" hinzugefügt, wie es in Pommern oft ohne ersichtlichen Grund hinzugefügt wird. Übrigens bedeutet der Ausdruck sik trecken gar nicht heiraten; er wird gebraucht von langem Verlobtsein,**) noch öfter vom vertraulichen (sträflichen) Umgang, von der sogenannten Liebschaft zwischen zwei jungen Leuten. In dieser Bedeutung auch bei Dähnert, S. 494: he trekket sikk mit de Deern, er ist immer hinter ihr an, er schleppet sich mit ihr.

Endlich wollen wir noch den Mühlenknecht aus Mellen zurückweisen, ehe wir eine Deutung der Namen versuchen. Derselbe hat, wie es scheint, dem Sammler absichtlich oder ohne Absicht einen Bären aufgebunden. Die Quelle für den Fu des Mühlenknechtes war, so gibt er selbst an, sein eigener Grossvater gewesen, der sogar in der Schlosskirche zu Stettin gepredigt, aber Amen zu sagen vergessen hatte. Daraus zu schliessen, war der Grossvater, was man so nennt, ein verbummelter Student, der, da er nicht Pastor werden konnte, eine andere, vielleicht ländliche Beschäftigung ergriffen hat. Was ist natürlicher, als dass dieser Grossvater seiner Umgebung zeigte, dass er lateinisch verstand! Fuit diabolus, qui — mich das Amen hat vergessen lassen! Vielleicht bekräftigte er auch mit einem derben „pfui Teufel", dass ihm der leibhaftige Teufel den Streich gespielt und und ihn um sein Ansehen bei der Geistlichkeit gebracht. Und wieder, was ist natürlicher, als dass sich bei dem unwissenden Enkel die Vorstellung befestigte, als sei der Fu — also fui, fuit oder pfui — wirklich der leibhaftige Gottseibeiuns. Daher auch der neutrale Artikel: Dat fu(it) der leibhaftige Teufel. Wir können daher diesem Gewährsmann des Herrn Jahn keinen Glauben beimessen; sein Fu beruht auf einem sprachlichen Missverständnis, und über Wesen und Thätigkeit seines Fu hat er nichts weiter anzugeben gewusst.

Auch seine Fuik hat Jahn aus Kuhns westf. Sagen (II, S. 4) entnommen, und so bleibt, da wir den Fik, die Frie und den (das) Fu als auf Unkenntnis oder Missverständnis der plattdeutschen Volkssprache beruhend erkannt haben, ausser der — ebenfalls zurückzuweisenden — Fuik für Pommern nichts von der Freia übrig, und Herr Jahn hat sich gründlich geirrt.

Sehen wir uns nun das Wesen einmal an, welches von Kuhn und Schwartz mit den wunderbaren Namen Fricke, Frick, Fuik und Fúi be-

*) In Hinterpommern auch: er steckt de Frigerie, dat Frigen, de Brutmann im Kopp.
**) Dauert das Verlöbnis etwas lange, dann heisst es: dei trecke u trecke sik; dat is e Getreck; dei leide sik uk wat ehrlichs.

Digitized by Google

zeichnet wird. Es heisst zwar einmal der Fui, und auch Jahn spricht von dem Fu (man sagt dei und dat Fu), sonst aber sagen die Sammler de Fui, de Fuik und übersetzen dies hochdeutsch durch die Fuik, geben also die Gestalt für eine weibliche aus. Natürlich! Das entdeckte Wesen erscheint hauptsächlich in den Zwölften, und man sagt ihm nach, dass es diejenigen Spinnrocken besudele, die am heiligen Weihnachtsabend oder in den Zwölften oder auch am Sonnabend Abend nicht abgesponnen sind; nach v. Schulenburg wirft die Fui bloss eine Menge von Spulen hinein, die vollgesponnen werden müssen, nach Kuhn besudelt sie den Wocken mit Pferdemist und Grünkohl (gewiss mythologische Substanzen), nach Jahn ist es Asche und Wasser, und seine Fujjen treiben noch grösseren Unfug. Es deckt sich also dieses rockenbesudelnde Wesen völlig mit der Frau Holle und den übrigen in den Zwölften vornehmlich erscheinenden Gestalten. Dies Wesen muss also auch weiblichen Geschlechtes sein, obgleich das aus dem plattdeutschen Artikel nicht hervorgeht. Andererseits fallen Frick und Fuik auch wieder mit dem wilden Jäger zusammen, vereinigen also in sich, was auch Fru Goden zugeschrieben wird. Die Fuik ist des Teufels Grossmutter, also weiblichen Geschlechts, und v. Schulenburg weiss es denn sehr genau: Die Fui ist ein altes Weib.

Sind nun Frau Holle, Frau Harke, Frau Gode der Freia gleichzusetzen, so ist es auch unsere Frick oder Fuik, das ist klar, und Kuhn hat sich denn auch in Haupts Zeitschrift V, S. 373 ff. bemüht, den Zusammenhang der Namen zunächst mit der nordischen Frigg, die ja mit Freia identisch ist, nachzuweisen. Wir werden uns um diese verfehlte Deutung nicht kümmern, sondern auf anderem Wege das Gegenteil zu erweisen suchen.

Wir wissen, dass für Dämonen aller Art der Teufel eintritt. Er tritt ein für die rockenbesudelnden Gottheiten der Zwölften, z. B. Märk. Sagen S. 379: Am Donnerstag Abend darf man nicht spinnen, weil der Böse sonst eine leere Spule in die Stube wirft mit dem Zurufe: Spinnt diese auch voll. Sagen aus Westfalen II, S. 94: Sonnabends abends muss abgesponnen sein, sonst haspelt der Teufel am Sonntag. Aus Hinterpommern gehört hierher die Redensart: Dat geht, as wenn de Diwel Dreck haspelt. Glaube ist hier ferner, wenn jemand in den Zwölften spinnt, so beschmutze der Teufel den Wocken. Auch muss man abends den Faden nicht an dem Wocken lassen, sonst kommt des Teufels Grossmutter und spinnt über Nacht weiter. Vgl. Westf. Sagen I, Nr. 48, Anmerkung. Ebenso ist der Teufel für den wilden Jäger eingetreten. Herr Archut schreibt mir aus dem Kreise Lauenburg: „Fragte ich die Leute, wer und was denn eigentlich der wilde Jäger sei, so erfolgte regelmässig die Antwort, die ich auch im Bütower Kreise stets gehört: Dat is dei Diwel, dei hinderre ungetaufte Kinger jeggt.“ Ich brauche andere Beispiele nicht erst anzuführen.*)

Nun erinnere man sich weiter, dass man sich vielfach scheute, den Namen den Teufels auszusprechen. Ich weiss aus meiner eigenen Kindheit, dass Leute, die uns Kindern Teufels- oder Spukgeschichten erzählten, ihn

*) Nach W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum, S. 134, ist in der Neumark der wilde Jäger ein rockenbesudelndes Wesen, ebenso die wilde Jagd.

Digitized by Google

stets „hei" nannten (s. meine Sagen aus Hinterpommern, S. XI).*) Statt zu sagen: di sall doch glik de Diwel hâle, sagte man: di sall doch glik dis u jenn hâle! Vielleicht erklärt sich so auch die Bezeichnung des wilden Jägers: der Jenner oder der Jenn, bei Bartsch, Sagen aus Mecklenburg Bd. I, Nr. 196, als eine Umschreibung des Gefürchteten durch das Pronomen, und die Benennung Gottseibeiuns spricht diese Furcht vor dem Teufel doch recht deutlich aus. Ich weiss ferner aus meiner Kindheit, dass wir — und nicht bloss wir Kinder thaten das — dreimal ausspuckten, wenn „hei" genannt wurde, damit „hei" uns nicht schaden könne, und dass bei Nennung seines rechten Namens oft ein pfui! (fui) ausgerufen wurde. Ja noch mehr: der Erzähler selbst spuckte, anstatt den Teufelsnamen zu nennen, aus und sagte: fui, so dass also in Wirklichkeit herauskam: De (ausgespuckt oder doch die Gebärde des Ausspuckens gemacht) fui! Ich kann mich für das damalige Vorhandensein dieses Gebrauches verbürgen; ich habe bis zu meinem 16. Lebensjahre ununterbrochen, und später viel auf dem Lande gelebt, im Verkehr mit den Landleuten. Aber auch andere Herren haben mir den Gebrauch des Ausspuckens und Pfui-rufens bestätigt, mein langjähriger Mitarbeiter Archut*) und ein alter Lehrer aus dem Rummelsburger Kreise, Herr Suchert in Waldow, beide mit den Volksbräuchen sehr vertraut, weil aus dem Volke entstammt und ununterbrochen im Volke lebend. Es ist nun sicher anzunehmen, dass dieser Gebrauch auch in anderen Gegenden, auch in den von Kuhn und Schwartz bereisten, vorhanden gewesen ist, und es unterliegt keinem Zweifel, dass die beiden gelehrten Wanderer dieses „fui" gehört haben, es aber, weil sie den Gebrauch des Pfui-rufens nicht kannten, falsch deuteten; denn das Ausspucken konnte auch unterbleiben und ist unterblieben, der Pfui-ruf genügte schon allein, um vor dem Bösen zu schützen. Und so konnte denn, da der Teufel bereits als Rockenbesudeler etwa für Frau Harke, Frau Gode eingetreten war, der Ausdruck de — fui, substantivisch gefasst: de Fui, selbst zu einem rockenbesudelnden Wesen werden. Ein von dem Namen der Freia oder Frigg abgeleitetes Wesen konnte wieder nur weiblichen Geschlechtes sein, Fui als Name des Teufels, wenn wir nun so sagen wollen, konnte dagegen nur männlichen Geschlechtes sein, und das ist der Fall; Kuhn und Schwartz haben wirklich einmal der Fúi, und ebenso soll Jahns Fu augenscheinlich männlich sein. Das würde also meine Deutung vollauf bestätigen. So ist nun aber auch weiter de Fui bei Kuhn und Schwartz männlich, denn dass

*) Im Bütower Kreise bezeichnete man ihn mit eige (einer); auch heisst er: de Gris (dei kehrt sik an keine Grise). Aus dem Rummelsburger Kreise wird mir noch die Bezeichnung „Gaemk" mitgeteilt. „Fui Schwindreck!" rief man in Meddersin (Kreis Bütow) einmal dem Alf als dem Vertreter des Teufels zu, als er in einem grossen Winde ein Ende Leinwand von der Bleiche aufhob und damit verschwinden wollte. Durch diesen Zuruf jagte man ihm den Raub ab. — Bei Treichel, Volkstümliches aus der Pflanzenwelt VII. (unter Linum) heisst es: Wie in den Zwölften nicht Flachs gesponnen werden darf, soll er auch nicht am Rocken sitzen bleiben; der letzte muss in der sogenannten langen Nacht (zweite Nacht vor Weihnachten) aufgesponnen werden, geschieht es nicht, so macht „der Faule" etwas hinein.

**) Herr Archut teilt auch mit: „Wenn das Kind sich auf der Strasse sehr schmutzig gemacht hat, so schilt die Mutter: Fui Deiwel, wo siehst du ut! Ist die Entrüstung sehr gross, so wird bei dem Worte fui ausgespuckt." Das ist nicht ganz richtig; das Ausspucken geschieht nicht der Entrüstung wegen, sondern weil hinterher der Teufelsname genannt wird.

Digitized by Google

hier de weiblicher Artikel sei, geht aus den angeführten Gebräuchen durchaus nicht hervor.*)

Die Jahn'schen Fujjen können wir übergehen, denn dass der Name mit dem Namen der Göttin nichts zu thun hat, ist klar. Was uns die ganze Angabe verdächtig macht, ist, dass hier statt eines Rockenbesudelers deren mehrere auftreten. Ein von Fui abgeleiteter Plural, der etwa Fujjen lauten könnte, will uns nicht wahrscheinlich dünken, dagegen ist fuijen Infinitiv eines von pfui gebildeten Verbums, das auch in Hinterpommern bekannt ist.**)

Hat sich uns so der Fui als eine Substantivierung der Interjektion ergeben, so könnte man nun geneigt sein, Fuik als eine Deminutivbildung zu fassen. Indes gibt eine Bemerkung in den norddeutschen Sagen, die zugleich zeigt, wie die Herausgeber mit geringer Umsicht und ohne Beachtung der Volkssprache ans Werk gingen, uns einen Fingerzeig, wie das Wort zu deuten ist. Auf S. 505 heisst es: „Die weite Verbreitung der Sage (vom Meerweizen, in der wir — nebenbei gesagt — nichts Mythisches zu erblicken vermögen) möchte dafür sprechen, dass ein alter Mythos zu Grunde liegt; in dieser Beziehung scheinen auch die Namen der Sage bei Müllenhoff bemerkenswert; verwellen könnte aus verhellen = Frau Hellen gerade so entstanden sein, wie wir in Thüringen Frau Wolle neben Frau Holle stehen sehen; dazu kommt ferner jener auffällige Name des Abganges vom Flachse, fudikan, der mir gerade aus einem schwachen Genitiv Frickan entstellt zu sein scheint, gerade wie in der Uckermark aus Frick Fuik und Pfui geworden ist; der Genitiv hätte etwa possessive Natur, die Überbleibsel waren ursprünglich eine Gabe für die den Flachsbau und das Spinnen schützende Göttin." Das ist falsch. Nicht die Überbleibsel vom Flachs, die Schäwe, waren die Gabe für die Göttin.***) Und nun fragen wir weiter jeden Sprachgelehrten: Ist die Entstehung des Wortes fúdikan aus Frickan auch überhaupt nur denkbar? Auf solche Weise lässt sich eben aus allem alles machen. Aber man schlage Danneils Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart (Salzwedel 1859) S. 58 auf. Dort liest man: „Fudikan Interj. aus Fu (Pfui) dik (für di) an zusammengesetzt, auch Fidikan gesprochen, bedeutet so viel als Pfui, schäme dich. Ein Zuruf zunächst für kleine Kinder, wenn sie etwas Unreines, Unsauberes berühren, in der Bedeutung ähnlich wie åk.†) Hieraus ist ein Substantiv

*) Der Ausdruck „pfui Teufel" wird ebenfalls angewandt, um Ekel und Abscheu vor etwas auszudrücken. Man sagt plattdeutsch „fui Deiwel", aber auch „fui der Deiwel" und „fui den Deiwel", und vollständig lautet die Formel in Hinterpommern und gewiss auch anderwärts: Fui, dat is de Deiwel. Daraus konnte sich ebenso ein substantivisches Fui ergeben und hat sich dem Mühlenknecht aus Mellen daraus ergeben. Wer Sagen sammelt, besonders die Gelehrten, die vom Volke nur mit misstrauischen Augen angesehen werden, hüte sich vor unnützen Fragen, sonst bekommt er Wunderdinge zu hören.

**) Im Magdeburgischen sagt man: Fuie mål nich so; dat Fuien wenne (gewöhne) di man af u. a. Das ostfriesische Wörterbuch von J. ten Doornkaat Koolmann weist sogar mehrere Composita dieses Verbums auf.

***) Über die Opfer bei der Flachsernte und beim Flachsbrechen s. Jahn, Die deutschen Opfergebräuche S. 197 ff. Jahn hat diese Kuhn'sche Deutung mit Recht unbeachtet gelassen.

†) Sprichwörtlich sagt man in Hinterpommern: Bâwe hui, unde pfui. Wenn man ein Kind abhalten will, etwas Unreines anzufassen oder zu essen, so sagt man: Nimm (ett) nich, dat is ack; oder man sagt: fi (fui) ack; fi (fui), dat is ack; dat is fui ack; dat is fui. Also auch hier ein dem substantivischen sich nähernder Gebrauch der Interjektion.

Digitized by Google

geworden: du bist 'n Fudikan. Dann gebraucht man es auch von einem Menschen, der etwas Unpassendes, gewissermassen moralisch Unreines begeht: du bist ein garstiger Mensch. Selbst von Sachen gebraucht man es: dat is 'n aischen Fudikan, das ist ein arges Versehen." S. auch Grimms Wörterbuch unter fi und pfuidichan. So erklärt sich also das auffallende Wort in höchst einfacher Weise. Und nun wissen wir weiter, dass ebenso auch blosses „Pfui dich" gebraucht wird, z. B. Ev. Markus 15. 29, also plattdeutsch fu dik; man spreche nun die beiden Wörter zusammen, so ergibt sich für die plattdeutsche Aussprache fast von selbst der Ausfall des zwischen zwei Vokalen stehenden, dem Laute des r sich nähernden d. Vgl. z. B. Nordd. Sagen S. 22 tîen statt tîden, dêen statt dêden, wêer statt wêder, S. 29 lûe statt lûde u. s. w. Den Namen Fuik als abgeschwächt aus Frick anzunehmen, wie Kuhn das in Haupts Zeitschrift thut,*) ist falsch, schon das betonte u schliesst diese Ableitung völlig aus.

Es bleibt uns nunmehr noch der Name Frick zu betrachten übrig. Diese Gestalt deckt sich, wie wir schon gesagt, mit der Frau Holle, und ist diese der nordischen Frigg gleichzusetzen, so ist es auch die Kuhn-Schwartz'sche Frick. Dagegen lässt sich nichts einwenden. Aber wie steht es mit dem Namen? Hat sich der alte Name der Frigg so lange lebendig erhalten? Oder ist er eine Deminutivbildung von Fria? Oder ist er noch anders zu erklären?

In der Edda erscheinen Freyja und Frigg, jene die Schwester Freyrs, diese die Gattin Oðins, jene von Grimm gedeutet als die frohe, erfreuende, liebe, gnädige, diese als die freie, schöne, liebenswürdige Göttin. Saxo Grammatikus nennt die Frigg in lateinischer Form Frigga; ihr würde eine althochdeutsche Frikka entsprechen, wie Adam von Bremen ihr männliches Gegenstück mit dem Namen Fricco bezeichnet. Fricco und Friccolf sind gangbare ahd. Eigennamen, auf sie führen Ortsnamen wie Freckenhorst zurück; es ist nicht, wie Grimm meint, ein heiliger Hain der Frecka oder des Fricko. Die noch jetzt vorhandenen Namen Frick, Fricke gehen ebenfalls auf den ahd. Eigennamen Fricco zurück. Im Niederdeutschen entspricht nun dem kk ein gg, so z. B. Schnigge (Schnecke), Migg' (Mücke), Rigge (Rücken), Eggen (Ecken bei einem Stück Tuch), Brigg' (Brücke) u. a. Hätte sich also auf niederdeutschem Sprachgebiet der — nicht nachgewiesene — ahd. Name Frikka erhalten, so müsste er ohne allen Zweifel Frigge, Frigg lauten; auch im Auslaut musste sich gg erhalten. Wir leugnen also — gegen Kuhn — einen Zusammenhang zwischen den Namen Frigg und Frick. Es wäre auch höchst seltsam, dass ein nordischer Göttername (denn Frigg ist nur nordische Göttin) sich in hochdeutscher Gestalt auf niederdeutschem Sprachgebiet sollte erhalten haben.

Aber auch mit dem Namen der deutschen Freia, Fria hat Frick nichts zu thun. Zugegeben auch, dass der Name trotz der Deminutivendung das weibliche Geschlecht angenommen hätte, die Form Fricke mit kurzem i und auslautendem e spricht gegen eine solche Ableitung. Ein Deminu-

*) Kuhn meint, der Strich, wo Frick bekannt sei, habe kein linguales, sondern nur ein gutturales r, und der Übergang desselben zu u sei nach dem gehauchten Lippenlaute (f) leicht erklärlich. Das ist unrichtig. Bei Nerger, Grammatik des mecklenburgischen Dialektes, findet sich denn auch nichts von dieser „landschaftlichen Eigentümlichkeit."

Digitized by Google

tivum ist allerdings vorhanden: Frêke oder Fru Frêke, die von Kuhn und Schwartz in Ströbeck und Derenburg aufgefunden ist. Diese Frau Frêke ist gut bezeugt. Grimm führt Myth. 281 eine Stelle aus Eccard de origine Germ. pg. 398 an: celebratur in plebe saxonica fru Freke, cui eadem munia tribuuntur, quae superiores Saxones Holdae suae adscribunt. Eine vrouw Vreke erscheint auch in Belgien (Nachtrag S. 92), und dort gibt es auch einen Vrekeberg, der aber nicht notwendig ein Berg der vrouw Vreke zu sein braucht. Aber wovon ist der Name gebildet? Kuhn geht auf die longobardische Frea zurück, was ausserordentlich gewagt ist; es erscheint uns ganz unwahrscheinlich, dass ein solcher longobardischer Überrest, wenn überhaupt Longobarden auch dort gesessen haben, sich bis heute sollte erhalten haben. Die Kuhn-Schwartz'sche Fru Frîen, Fru Frêen ist uns zu wenig bezeugt, als dass wir Ableitung der viel älteren, gut bezeugten Freke davon annehmen sollten; wären die Namen vorhanden gewesen, so würde Eccard sie ohne Zweifel gekannt und genannt haben. Fru Frê und Fru Frî oder mit der weiblichen Endung: Fru Frêen und Frîen, sind vielleicht erst Rückbildungen von Freke, da „ke" als Deminutivendung ja deutlich gefühlt wurde.

Wir müssen vorläufig einen Zusammenhang der Fru Freke mit der altgermanischen Göttin Freia zugeben, denn ihr Vorkommen auch in Belgien bezeugt, dass ihr Name dem niederdeutschen Sprachgebiet zugehört. Aber nicht die longobardische Frea ist es, sondern ihr Name wurde von den niedersächsischen Kolonisten mitgebracht. Frick, Fricke kann aber als gleichbedeutend mit Freke nicht angesehen werden, wie schon oben bemerkt war. Aber der Name selbst scheint doch auch auf recht schwachen Füssen zu stehen. Auffallend ist, dass Grimm, der den Namen von den Findern selbst gehört hatte, ihn Myth. 281 Fruike schreibt. Dazu bemerkt Schwartz, Zur Stammbevölkerungsfrage der Mark Brandenburg S. 17: „Auf die Vermittelung durch die erste mündliche Mitteilung ist es zu schieben, wenn er die Form Fruike anführt." Aber dadurch ist Grimms Missverständnis nicht erklärt. Kann eine solche Schreibung, die doch offenbar das i lang setzt, auf einem deutlich gehörten Frick beruhen? Es scheint, als hätte Grimm Fuike*) gehört und als sei ihm das u als aus r entstanden angegeben. Auffallend ist ferner eine Bemerkung in den norddeutschen Sagen. Nach Nr. 70 nannte der Bauer aus Thomsdorf des Teufels Grossmutter, die als wilde Jägerin umherjagt, also selbst Teufel ist, die alte Frick oder Fuik. Dazu wird bemerkt: „Die Form Frick mit r ist jetzt hier aufgenommen, da wir dieselbe seitdem in anderen Teilen der Uckermark so hörten." Das heisst also doch, dass der Bauer aus Thomsdorf den Namen Frick nicht gebrauchte, er kannte nur Fuik.

So bleiben von Beweisen für die Frick nur noch die alte Frick des uckermärkischen Märchens, die vielleicht auch eine Fuik ist, denn in der Anmerkung zu dem Märchen wird auf die Sage Nr. 70 verwiesen, und die Fricke des Templiner Bäckergesellen und des Cunower Bauern übrig, die, weil allein auf e auslautend, vielleicht die Entstehung der Grimm'schen

*) Das wäre allerdings Deminutivum zu Fui. Man hört auch jetzt noch vielfach „fuichen", vgl. mein Plattdeutsches aus Hinterpommern II, S. 9 (Anmerkung 2).

Digitized by Google

Fruike veranlasste, also ursprünglich wohl anders lautete. Indessen Kuhn und Schwartz versichern ausdrücklich, dass sie die Formen mit r gehört haben. Wollen wir ihnen nun auch einstweilen Glauben schenken, so ist es unseres Erachtens doch unumgänglich notwendig, dass an den verschiedensten Orten des Frickgebietes bei zuverlässigen alten Leuten noch einmal Nachforschungen angestellt werden, denn ein Verhören seitens der Sammler halten wir nicht für ausgeschlossen, besonders wenn der Ton auf das i gelegt wurde. War der Name Frick wirklich vorhanden, so wird er sich auch jetzt noch vorfinden, und suchen wir nach einer Deutung desselben, so liefert sie uns am besten Dähnerts plattdeutsches Wörterbuch, in dem wir lesen: „Firk. De olle Firk. Gehöret unter die Namen des Teufels." Durch eine leichte Metathesis, die im Plattdeutschen nicht ungewöhnlich ist, wurde aus dem Teufelsnamen „de oll Firk" ein rockenbesudelndes Wesen „de olle Frick". So hätte am Ende der Mühlenknecht aus Mellen doch recht: dat Fu, aber ebenso auch de Fui, de Fuik, de Frick, ist weiter nichts als der leibhaftige Teufel, „und dabei wird es denn auch wohl bleiben."

Digitized by Google

Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald.

Von

J. J. AMMANN—KRUMMAU.

Fortsetzung und Schluss.

Die Resl hatte ihren Anzug beendet und harrte bereits auf den Brautführer, der sie in die Hochzeitsstube führen sollte.

Nun rückte der Brautweiser und sein Anhang mit Sang und Klang vor die Kammerthüre, hinter der sich die Braut versteckt und versperrt hielt. Als die Spielleute, die den Brautweiser begleiteten, ihren Marsch beendet hatten, trat der Spielhans, mit dem Bierkrug in der Hand, vor die Thüre der Kammer und redete also die Braut an:

„Schöne Jungfrau Braut im grünen Wold!
Tritt hervor und meld Di bold;
Moch ner af und tritt herfür
Und loss a poar Wort rêdn mit Dir!"

Daraufhin macht die Braut die Thüre auf und bewillkommt die Gäste Der Brautweiser beginnt aber alsobald aufs neue seine Rede:

„Meine vielgeliabte, ehr- und tugendsame Jungfrau Braut!

I bring Dir an freundlichen Gruass von dem vielgeliabten Jungherrn Bräutigam. Er losst Di schäin grüassn und losst Di frogn, ob Du mit dem noch beständig bist, wos Du eam vor etliche Tog versprôchn host? Bist Du noch beständig, so will i Di führn af Wêgn und Strossn, zu Kirchn und Gossn, bis in dos lobwürdige Gôttshaus N., in welcher Kira Du an Ehgemahl bekêma wirst. Danach will i Di führn in Deines Vodas Behausung zan Hoizatsmol af a poar Löffel voll Suppen, af a Stuck Rindfleisch und af an frischen Trunk Bier!"

Der Brautweiser hält bei dieser Rede den Krug Bier in der Hand, auch der Braut hat man einen solchen dargereicht. Der Brautweiser spricht nun:

„Hier überreich' i Dir a Glas Bier und Du mir!"

Bei diesen Worten muss die Braut ihr Glas (oder ihre Kanne) gegen das des Brautweisers austauschen. Dabei sucht aber die Braut das Glas des Brautweisers früher in ihre Hand zu bekommen als er das ihrige, sonst wäre die Braut gegen irgend etwas Böses nicht mehr gefeit. Die Braut greift daher immer zuerst rasch nach dem Glase des Brautweisers. Nach-

Digitized by Google

dem nun die Braut getrunken hat, versichert sie, dass sie das dem Bräutigam gegebene Versprechen halten wolle. Der Brautweiser fordert sie auf, ihr Versteck zu verlassen und sich unter die Hochzeitsgäste zu begeben. Er spricht: „Nu sô geh hiazt nei(n) in d' Stubn zer Hoizat mit mir!" Unter Sang und Klang und Jauchzen hält die Braut darauf ihren willkommenen Einzug in die Hochzeitsstube. Falls die Braut dieser Aufforderung nicht Folge leistet, so nimmt der Brautweiser „ein Teller" (gewöhnlich aus Holz) mit Sträusschen, geht zurück zum Bräutigam und fordert ein Drangeld. Dies geschieht aber meistens erst in der Hochzeitsstube. Wenn also die Braut in der Stube angelangt ist, so ergreift der Brautweiser abermals das Wort zu folgender Anrede an den Bräutigam:

„Mein vielgeliabter Jungherr Bräutigam!

Sei so guat und kehr Di um za mir
Und loss a poar Wort rêdn mit Dir!

Du wirst Di nô(ch) guat z' erinnern wissa, doss Du mi für an Brautführer b'stellt host. I bi(n) heut deintswêgen an groissen Ried abgonga, um Dir a Braut afz'sucha, und es hobm mi af diesen Gong ned bloss d' Musikantn, sondern a d' Jungg'selln und d' Kranzljungfern begleitet.

Unsere Reis ging
Über Stock und Stein,
Dur(ch) Wold und Hain,
Über Berg und Thol
Und Hügel in groisser Zohl;
Dann dur(ch) breite Thäler
Und dur(ch) finstere Bierkeller;
Dur(ch) viele Regimenter Soldoten,
Dur(ch) viele groisse Handelsstooten;
Dur(ch) 30000 berittne Husorn,
Dur(ch) oandre no(ch) in groissn Schorn.
Dann kamen erst no(ch) 60000 alti Weiber doherg'rênnt,
Den' hô(n) i, um sie lôsz'werdn, 60000 holbi Kreuzer g'schênkt.
Eine hot oba gor nichts ongnomma,
Hot gsoat, i sull zan iar näher komma.
Die g'stond ma ei(n), doss s' no ledi(g) und unschuldi(g) wär,
Und so gern an Mo(n) möicht, sei's a Bauer oda a Herr.
Diese Rêd war für mi vom groissn G'wicht,
I nohm's ba da Hond und sogt: Geh mit mir zan Hoizatsg'richt!
I wir Di durt einem Bräutigam vorführn,
Mit dem Du Di konnst lossn heut nô(ch) kopuliern.

Die Reise- und Zehrungskosten auf diesem Marsch stelln si(ch), liaba Bräut'gam, groissmächti(g) heraus, denn ma hobm ned bloss a Fass Bier, sondern a an Eimer Wei(n) austrunka und dozua recht viel guati Sochn gêssn. Mei(n) Geldbeutl konnt's ned mehr ausholtn, er war viel z'gring, um dos bezohlt z' hobm, wos afgonga is, und i musst Schuldn mocha.

Digitized by Google

Willst Du ma den Schodn bezohln,
So will i Dir a Jungfer Braut, die an Ehrenkronz trogt, soglei(ch) holn?"

Der Bräutigam zeigt sich bereit, die Schulden zu bezahlen, worauf der Brautweiser die Resl, die bisher noch rückwärts hinter den Leuten gestanden war, vorführt. Die Braut hat ihren Jungfernkranz in der Hand, d. i. ein kleines Kränzlein aus Rosmarin ohne Bänder. Dieses Jungfernkränzlein erhält aber noch nicht der Bräutigam, sondern der Brautweiser nimmt es, da es mit dem des Bräutigams in die Kirche getragen werden muss, jetzt in Empfang, indem er folgendes spricht:

„Der Kronz g'hea(r)t mei(n)
Und die Braut Dei(n): —
I hôff, sie wi(r)d a guati Wi(r)tin sei(n).

's Krapfenbocha hot sie a schô g'lernt,
Und 's Branntweintrinka a nô ned verlernt.
Doss sie den trinkn duat gor sô gern,
Dos hob i g'sechn im Keller,
Dort hob i iar zuag'schaut hoamli in da Fern.
I stell sie Dir hiazt für,
Schau sie o(n) und sog mir,
Ob sie Dir recht is oda nicht,
Do gleich vor dem Hoizatsg'richt!
Wonn oba dei die recht ned is,
So gibst Du ma Rôss und Wogn, Stiefl und Sporn,
I wir Dir nô um an ondri no(ch) Deutschland fohrn.
Durt will i suacha, bis i dei rechti find',
Und wir Dir's bringa recht schleuni und g'schwind.
Sullt oba dei a ned die rechte sei(n),
Sô b'holt i sie für die mei(n),
Denn i bi(n) nô ledi und frei
Und konn a brauchn a Weib."*)

Der Bräutigam drückt auf diese lustige Rede des Spielhans hin seine volle Zufriedenheit mit der Braut aus, worauf ihm der Brautweiser die Braut mit folgenden Worten übergibt:

„Mein vielgeliabter Jungherr Bräutigam!

Hier übergeb i Dir die vielgeliabteste Jungfrau Braut, die Gôd der Herr ihren liabn Eltern g'nomma und Dir 'gêbn hot!"

Dann spricht er weiter an das Brautpaar gewendet, seinen Glück- und Segenswunsch:

---

*) Nach einer andern Fassung sagt der Brautweiser kürzer: „Also mein vielgeliabter Jungherr Bräutigam! Hiazt stell i Dir die Jungfrau Braut in einem grünen Kranze vor! Der Kronz g'hört mei(n), die Jungfrau Braut Dei(n)! War sie Dir ned recht, so war sie mir selber recht; I bin no ledi und frei, hob a no koa Wei(b).

Digitized by Google

I wünsch Enk lauter Glück und Sêgn
Und dabei a recht longs Lêbn,
In siebn Johr sechs muntre Kinder,
Drei Buabn, drei Mênscha warn g'wiss ned z'wider.
Gvodarbitten müasst's a nô kinna,
Und 's Huitscha lerna und 's Umaspringa.
Für dos stêh i Enk a nô guat,
Doss Enkre Kua so viel Milli gêbn duat,
— Dos werdn Enk olli a versprechn hier —,
Wia unsers Nobborn san schworzbrauna Stier.
Und wullt's ês mi ned glaubn,
So kinnt's d' Hirtin oder d' olten Weiba dort ban Ofn frogn,
Die werdn Enk's gonz g'wiss a sô sogn."*)

Die Übergabe des Jungfernkranzes der Braut, wie wir vorhin gesehen, bezeichnet wohl den Höhepunkt der Hochzeitsfeier am Morgen des Hochzeitstages. Damit ist gleichsam das Gelübde der bürgerlichen, im Elternhause zwischen Braut und Bräutigam abgeschlossenen Ehe besiegelt. Der Brautweiser nimmt den Jungfernkranz vorderhand zu sich, denn noch fehlt das kirchliche Gelöbnis, wozu wiederum Jungfern- und Junggesellenkranz von nöten ist. Beide Kränzlein werden daher mit in die Kirche getragen, und wenn dann das Brautpaar in der Kirche vor dem Altare kniet, legt eine Kranzljungfer der Braut und der Brautweiser dem Bräutigam das Kränzlein auf das Haupt. Wir sehen also, dass sich in diesen Hochzeitsbräuchen noch die alte bürgerliche Trauung von der kirchlichen abhebt und eine gewisse Selbständigkeit zeigt.

Eine weitere Art der Einladung des Bräutigams von Seite der Braut zur Heirat offenbart sich darin, dass die Braut dem Bräutigam ein seidenes Taschentuch und den Hochzeitsstrauss für seinen Hut verehren und übergeben muss. Der Bräutigam hinwieder hat für diese Gaben ein Drangeld zu erlegen. Die Resl legte nämlich auf einen porzellanenen Teller ein seidenes Taschentuch und einen grossen, mit Seidenbändern gezierten Blumenstrauss, der für den Hochzeitshut des Franzl bestimmt ist. Als dies der Spielhans sieht, geht er auf die Resl zu und nimmt ihr den Teller ab. Sofort tritt er vor zum Tisch, wo der Bräutigam sitzt, und richtet folgende Ansprache an ihn:

„Mein vielgeliabter Jungherr Bräutigam!
Die Jungfrau Braut is a Zeit im Rosengortn g'sêssn
Und hot af Di niamols vagêssn.
Do hot sie viele Blüamlan g'fundn
Und hot Dir draus den Strauss gebundn.

*) Nach einer andern Fassung wird auch die Braut und der Bräutigam einzeln beglückwünscht, wobei dem Bräutigam besonders gewünscht wird: „An Stoll voll Hörner, an Bôdn vull Körner, an Beutl vull Gea(l)d, der Mon taugt si in d' Wea(l)t."

Digitized by Google

In diesem Strauss san drei Röselein:
Das ea(r)st bedeut' ihre Liab,
Das zweit' die Treu,
Das dritte ihren G'horsam.
Dafür bist Du ihr schuldig 100 Tholer Drongea(l)d
Und mir 2 Dukaten Trinkgea(l)d;
Is Dir oba 100 Tholer z'viel,
So wirst Du wissa das rechti Ziel."

Der Franzl nahm nun das seidene Tuch vom Teller, ebenso den Blumenstrauss und legte als Drangeld dafür ein Zweiguldenstück für die Resl und einen Viertelgulden für den Spielhans auf den Teller. Die Resl hat bereits eine Nadel mit Faden zuhanden und befestigt den Strauss rings um den Hut des Franzl. Nun setzt sie ihm den Hut auf, und jetzt ist der Franzl erst ein Bräutigam, wie sich's gehört. Der Spielhans hält indessen noch immer den Teller mit dem Gelde in der Hand. Die Resl hat ihren Teil zu nehmen, jedoch soll sie sich hüten, mit blosser Hand das Drangeld anzugreifen, dies brächte ihr in der Ehe kein Glück. Der Brautweiser tritt also zur Braut hin und hält ihr den Teller mit dem Gelde vor und spricht:

„Meine vielgeliabte Jungfrau Braut!

Der vielgeliabte Jungherr Bräutigam schickt Dir do a Drongeld!

Duast Du den Ehstond meidn,
Muasst Du vom Drongeld scheidn!
Willst Du in Ehstond trêtn ei(n),
So steckt die Jungfrau 's Drongeld ei(n)!"

Der Brautweiser schiebt alsdann zum Spass den Viertelgulden auf dem Teller zur Braut hin und den Zweigulden auf seine Seite, und die Resl neckend spricht er:

„Nimm dos Nächsti ba Dir,
So bleibt Dir die Ehr
Und mir noch viel mehr.
Die Weiber san sunst gern neidi(g),
Longn immer um das Weitri:
Du wirst dô koan Norren ned mocha,
Und Dir das Groisse nêma
Und mir das Kloani lossa,
Denn sô bleibt Dir die Ehr
Und mir nô(ch) viel mehr!"

Die Resl liess sich aber nicht irre machen, sie nahm mit dem Taschentuch den Zweigulden und liess dem Spielhans das Viertelguldenstück. Dieser steckte das Geld unter einem feschen Juchezer zu sich und begann zu singen:

„Spielleut, spielt's Wolzer af,
Landler und Polka draf,

Digitized by Google

Wia si's af ara Hoizat g'hea(r)t
Und wia's da Brau(ch) lea(r)t!"

Da fielen die Spielleute ein und wiederholten die Weise des Schnadahüpfels. Als sie geendet, begann der Spielhans wieder:

„Zur Hoizat bin i gonga,
Af da Hoizat hots mi gfreit,
Zan ara Hoizat geh i wieda,
Do is ma nia z'weit."

Die Spielleute wiederholten abermals die Weise des Liedes, dann nahm jeder Junggesell seine Kranzeljungfer, und bald schwebten die Paare im Tanze. Die Bettelleute drückten sich an die Wand und der „Landler" entwickelte sich. Die Musik hält immer plötzlich während des Tanzes inne und macht eine Pause. Dies geschieht drei- bis viermal während eines Tanzes und ist das Zeichen, dass die Burschen sich zum „Treten, Bleschen" und „Drehen" herrichten sollen. Nach kurzer Pause fährt nämlich die Musik im gleichen Tanze wieder weiter, und nun beginnt das Treten, d. h. die Burschen stampfen alle zusammen im festen Takt, wie wenn nur einer treten würde, wobei sie selbst im Kreise beisammenstehen und die „Mênscha" im äussern Kreis um sie herumlaufen. Dann folgt das Bleschen, wobei alle Burschen mit den Händen im Takte klatschen, schliesslich das Drehen, wobei jeder „Bua" sein „Mênsch" an einer Hand über ihrem Kopfe drei- bis viermal vor- und rückwärts („arschling und fürschling") dreht. Nun lässt er sie los und der Tanz geht wieder wie gewöhnlich weiter. Der Ländler wird immer mit diesen Abwechslungen getanzt. So vergnügen sich die einen am Tanze, andere an Speise und Trank. All dieser Heiterkeit bereitet endlich der Abschied der Braut aus dem Hause ihrer Eltern ein jähes Ende.

Ein paar Morgenstunden waren unter diesen Förmlichkeiten und Vergnügungen dahingegangen, da mahnte endlich der Brautweiser, dass die Zeit zum Aufbruch gekommen sei. Um 10 Uhr musste die Hochzeitsgesellschaft in der Kirche des Pfarrdorfes eintreffen, und dahin war es eine leichte Stunde Weges. Zwar kehrt die Braut nach der Trauung wieder zum Hochzeitsmahle in das Haus ihrer Eltern zurück, allein sie gehört dann bereits dem Manne an. Es ist also dieser Abschied der entscheidende für ihr ganzes Leben, sie kehrt nicht mehr über dieselbe Schwelle als Kind ihrer Eltern sondern als Gattin eines Mannes zurück. Daher ist in diesem Augenblick die Seele des Mädchens tief erschüttert und aus den frohen Tagen der Kindheit schweift ihr Blick in eine dunkle Zukunft. Wie sicher und sorglos lebte sich's unter dem liebenden Auge der Eltern! Was wird aber das neue Leben alles enthüllen und im Gefolge haben? Die Hochzeitsgäste hatten sich alle erhoben, die Spielleute waren zum Abzug bereit, der alte Kledarbauer hatte sein Sonntagsgewand angezogen und trat in die Stube und stellte sich neben den Steffelbauer. Die brave Kledarbäuerin kam endlich auch aus der Küche herein, bei deren Anblick die Resl in lautes Schluchzen ausbrach. Da trat nun der Spielhans mit ernster Miene mitten in den Kreis und sprach mit gedämpfter Stimme:

Digitized by Google

„Hochansehnliche Freund und Hoizatsgêst und olli, die Ihr hier versommelt seid!

Der Tog und die Stund is kêma, wô si(ch) dei vielgeliabte Jungfer Braut von ihre Eltern und G'schwistert trênna muass. Weil oba ihr Herz z' schwoch is, sô will i stott ihr den Obschied von ihre Eltern verrichta.

(An die Eltern der Braut:)

Vielgeliabte Eltern!

Die vielgeliabte Braut, Enkere Tôchter Resl, donkt Enk für die christliche A(u)ferziehung, für Guat und Gea(l)d, für die schloflosn Nächt, die Ihr ihretwêgn ertrogn hobts, für dos, doss sie ihrn jungfräulichen Kronz erholtn hot, für dos, doss Ihr sie fleissi(g) in d' Schual g'schickt und guat hobt unterrichtn lossa. Und sullt sie Enk endli mit einer Ungehorsomkeit oder sü(n)st af a ondre Weis beleidigt hobm, so verzeiht Ihr's vom Grund des Herzens und dênkt's Enk, doss sie Enker liabs Kind gwên is! Sie verlosst Enk nun in Friedensnomen und zwor im Nomen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, im Nomen Gottes des Vaters und des Sohnes und des hl. Geistes. Amen."

Ein anderer „Abbittspruch", der am Fuss des Schöninger in Übung ist, weicht von diesem vielfach ab. Er lautet:

„Nun o meine herzallerliabsten Eltern! Weil Gôd, der Allmächtige anheut diesen Unterscheid g'mocht hot, doss Ihr Enker herzallerliabstes Kind müasst verlossn und sie muass von Enk Obschied nêma, also will i Enk anstatt ihr zum letztenmol beurla(u)bn. Meine herzallerliabste Eltern! I sog Enk herzlichen Donk für die Güate, doss Ihr sie erzeugt hobts! I sog Enk herzli(ch) Donk meine herzliabste Muada, doss ihr sie neun Monat unter Enkerm Herzen getrogn hobts! I sog Enk herzli(ch) Donk dofür, doss Ihr sie mit grossn Schmerzn geborn hobts! I sog Enk h. D., doss Ihr sie zur heilign Tauf verholtn und in das Buach der Lebêndigen hobt einschreiba lossn! I s. E. h. D. für alle Sorgn, doss Ihr sie in Windlein verholtn! I s. E. h. D. für alles Essa und Trinka, wos Ihr von Kindheit on ihr bis af den heutign Tog verschofft hobts! I s. E. h. D. für dos ehliche Heiratsguat, wos Ihr hiazt vorstrêkt! I s. E. h. D. für dos alles, wos Ihr für die ehliche Hoizat ong'wendt hobts! I s. E. h. D. für alles und jedes Guate, wos Ihr vom erstn Augenblick on ihr bis af diese Stund verliehn hobts! Nun oba, meine herzallerliabste Eltern, weil sie anjetzo von Enk muass reisn und muass Enk verlossn, so bitt i Enk um Gôds Willn, wonn sie Enk von ihrem erstn Augenblick an bis af diesen Augenblick mit einem Wort oder Werk beleidigt hot, Ihr wullt ihr's um Gôds Willn verzeihn; sie will Enk a treus Kind bleibn bis in den Tôd. — Ihr herzallerliabstes Gschwistert! Wonn sie Enk oans oder dos ondre von ..... beleidigt hot, so bitt i Enk, Ihr wullt .... — Ihr herzallerliabste Freund und Nobborsleut und alle, die hier versommelt san! Wonn sie ....., sie will Enk allen verzeihn und vergêbn hier zeitli und durt ewi(g) in olle Ewigkeit. Amen."

Digitized by Google

Während des Abbittspruches hatte die trübe Abschiedsstimmung auch andere Personen erfasst. Der weibliche Teil hatte sich durchwegs in Thränen Luft gemacht, und bei den Männern fehlte es auch nicht an Rührung. Jeder sah aber ernst zu Boden, als die Resl ihre Eltern und den Bruder umarmte und küsste, als sie vor den Eltern sich bei der Stubenthüre auf die Knie niederliess und ihre Hände küssend sie um ihren Segen bat. Da griff der alte Kledarbauer feuchten Auges nach dem Weihbrunn und besprengte die Resl und segnete sie, ebenso that die Kledarbäuerin. Dann aber ging's zur Thüre hinaus und in frischer Luft atmete bald jede Brust wieder freier.

Im Freien kehrte bald die freudige Hochzeitsstimmung wieder zurück und gewann die Oberhand. Die Spielleute stellten sich an die Spitze des Zuges, dann kam der Bräutigam mit seinen zwei Trauungszeugen, ferner der Brautweiser mit der Braut, dann die Junggesellen und Kranzljungfern und zuletzt die Hochzeitsgäste. Die Musik stimmte einen Marsch an, die Junggesellen jauchzten dazwischen, und nun bewegte sich die Hochzeit dem Pfarrdorfe zu. Wenn dem Brautpaare auf dem Wege als erste Person ein altes Weib begegnet, so geht das Brautpaar zu hinterst im Zuge, um ihm nicht zuerst zu begegnen, denn dies bezeichnete Unheil. Ebenso ist es von schlechter Vorbedeutung, wenn ein Hase über den Weg läuft. Die meisten Hochzeitsleute hatten sich beim Weggehen die Taschen mit Krapfen angefüllt, die sie auf dem Wege an Kinder und Arme oder Bekannte austeilten; manche Männer trugen in Fläschchen auch Branntwein mit sich, den sie nun auf dem Wege zur Stärkung herumreichten. Brautweiser und Junggesellen schossen auch ab und zu scharfgeladene Pistolen ab. Ist der Weg zur Kirche sehr weit und, wie im Winter manchmal, fast ungangbar, so wird wohl auch gefahren. In diesem Falle werden Leiterwagen mit Sitzbrettern versehen und bekränzt, ebenso die Pferde mit Sträussen und Bändern geziert. Voran in dem ersten Wagen fahren die Spielleute, die Junggesellen und Kranzljungfrauen. Die Burschen geben sich dabei der tollsten Freude hin, jauchzen und singen; die Musik wiederholt jede Weise. Auf dem zweiten Wagen fährt dann Bräutigam und Braut mit den Zeugen, auf einem dritten fahren die Hochzeitsgäste. Gewöhnlich wird aber zu Fuss gegangen. Als unser Hochzeitszug in den Weiler N. kam, der noch eine Viertelstunde vom Pfarrdorfe entfernt ist, da harrte die Jugend mit Ungeduld auf die heranziehende Hochzeitsgesellschaft. Eine Schar halberwachsener Jungen hatte sich zu beiden Seiten des Weges aufgestellt, sie hielten Seidenschnüre, die über den Weg gezogen waren und für die Hochzeit eine Schranke bilden sollten. Der Bräutigam erkaufte sich mit einigen Silberstücken den Durchzug, da zog das junge Volk jubelnd von dannen. Nicht so billig ist das Loskaufen, wenn die erwachsenen Burschen eines Ortes „füazuiha", wie wir dies auf dem Rückwege von der Kirche sehen werden.

Endlich war die Hochzeit mit Sang und Klang im Pfarrdorf eingezogen und hatte sich in die Kirche begeben. Als der Herr Pfarrer in die Sakristei tritt, begibt sich auch der Brautweiser dahin, und indem er seinen Hut an die rechte Kopfseite hält, spricht er den geistlichen Herrn folgendermassen an:

Digitized by Google

„Euer Hochwürden, hochgeehrter Herr Pforra!

Von Brautpoar hô(n) i an schäin Gruass und Hondkuss ausz'richta. Sie lossn Enk um Erteilung des heiligen Sakraments der Eh' schäin bittn, beid san schô dozua herg'richt. Hier is die A(u)fweisung und der grüane Ehrnzweig!"

Bei diesen Worten überreichte der Spielhans dem Herrn Pfarrer den Verkündschein und einen Rosmarinzweig mit Seidenband. Darauf — auch nach der Trauung — hielt der Brautweiser abermals eine Ansprache an den Herrn Pfarrer, worin er im Namen der Brautleute an den Herrn Pfarrer die ergebenste Einladung macht, nach vollzogener Kopulation in der ehrbaren Nachbarschaft N. an dem Mahle, das Gott gegeben und bescheret hat, teilnehmen zu wollen. Nachdem der Geistliche für die Einladung gedankt und sein Erscheinen, wenn es ihm anders möglich sei, zugesagt hatte, verliess der Brautweiser wieder die Sakristei und begab sich zu den Hochzeitsleuten, welche sich vor dem Altare aufgestellt hatten. Vor dem Altare standen zunächst Bräutigam und Braut, hinter ihnen die Junggesellen, Kranzljungfern und Zeugen, die übrigen Hochzeitsleute aber blieben rückwärts in den Bänken. Eine Kranzljungfer legte nun, als das Zeichen zur gottesdienstlichen Handlung gegeben wurde, der Braut das Jungfernkranzl auf das Haupt, ebenso der Brautweiser dem Bräutigam. Beide Personen, die nun die Kränzlein den Brautleuten aufs Haupt legen, haben auch die Verpflichtung, dieselben nach der Trauung wieder abzunehmen und nach Hause zu bringen, wo sie zur Erinnerung aufbewahrt werden. Diese Aufgabe ist nun nicht so leicht, da die andern Kranzljungfrauen und Junggesellen es zu hintertreiben suchen. Sowie die Kopulation zu Ende geht, passen sie nämlich schon auf, um die Kränzlein zu erwischen. Die Junggesellen haschen mit schnellem Griff nach dem Jungfernkranzl der Braut, die Kranzljungfern nach dem Junggesellenkranzl des Bräutigams. Wenn nun eines so glücklich war, ein Kränzlein zu erwischen, so liefert es dasselbe erst in der Hochzeitsstube und nur gegen ein Pfand wieder aus, welches die betreffende Kranzljungfer oder der Brautweiser, der das Kränzlein übernommen hatte, zu zahlen hat. In der That hatte ein langstämmiger Junggeselle nach der Kopulation der zweiten Kranzljungfer der Resl den Jungfernkranz hinweggerafft und triumphierend zum Mahle gebracht. Er war nicht zu bewegen, den Kranz billiger als um ein halbes Dutzend Küsse der Kranzljungfer wieder auszuliefern. Das setzte nun viele Schwierigkeiten ab und gab Anlass zu allerlei Scherzreden und Spässen.

Als die Resl vor dem Altare niederkniete, breitete sie ihren Rock so hin, dass der Franzl mit dem einen Knie daraufknien musste. Wenn dies die Braut unterlässt, so hat sie zu gewärtigen, dass der Bräutigam im Ehestande untreu wird. Vergisst sie wirklich darauf, so wird sie gewiss auf dem Heimweg von den Hochzeitsleuten gefoppt. Die Resl kniete auch so enge am Franzl, dass niemand durchzusehen vermocht hätte, denn bei der Kopulation kann am leichtesten „ein Possen geschehen." Ebenso hatte die Resl am Hochzeitsmorgen von einer benachbarten Freundin einen Unterrock ausgeliehen und ihn angezogen, und der Franzl hatte ein entlehntes Tuch über dem Hemde um den Leib gebunden, denn die Brautleute

Digitized by Google

sollen irgend ein fremdes Kleidungsstück am Leibe tragen, dass ihnen kein Possen geschieht. Damit der Braut nichts „in Neid geschieht", soll sie den Unterrock in einer Brotdöse (grosses Holzgefäss für den Sauerteig beim Brotbacken) verkehrt anlegen oder eine Nadel oder ein Stück Stahl in den rechten Schuh stecken. Wenn die Braut ein Stück gebähtes Brot auf dem nackten Körper trägt, wird sie aufrichtige und ehrliche Kinder erhalten. Die Braut soll auch, wenn sie zur Trauung geht, ein Fläschchen Milch bei sich tragen, dann wird sie in der Milchwirtschaft glücklich sein.

Mancher von den Hochzeitsleuten hatte auch auf die am Altare brennenden Kerzen acht, denn fuchteln die Lichter besonders stark, so werden die Brautleute im Ehestande viel zanken und raufen, brennt auf einer Seite das Licht schlecht, so stirbt diese Ehehälfte früher und geben Wachskerzen nur einen matten Schein, so werden beide kein hohes Alter erreichen. Als dann am Ende die Hochzeitsleute um den Altar zum Opfer gingen, erhielt der Franzl plötzlich von der Resl einen kleinen Stoss in den Rücken. Der Franzl verstand ihre Absicht; dadurch sollte sie im Eheleben vor Misshandlung stets bewahrt sein. Sogar vor künftigen Krampfadern wissen sich die Bräute zu schützen, indem sie ihre Füsse mit einer Sulze einschmieren, die beim Hochzeitsmahle aufgetragen wird.

Auf besondere Aufforderung und 50 Kreuzer Entschädigung hin, pflegt der Organist die Trauung auch durch Musik zu verherrlichen. Da der Spielhans dem Lehrer, der diesen Dienst versieht, einen solchen Wunsch geäussert hatte, so sang er das Trauungslied mit Orgelbegleitung. Da dieses, wegen des häufigen Gebrauches schon von älterer Zeit her und an vielen Orten, fast zu einem Volksliede geworden ist, teile ich es hier mit:

Trauungslied (von Linder in Musik gesetzt).

1. Sieh, nun ist das Wort gesprochen,
Das nun nicht mehr ungerochen
Widerrufen werden kann.
Was man am Altare schwöret,
Wehe, wenn's nicht ewig währet,
Was wär' heilig wohl alsdann?

2. Vor dem Herrn, der euch einst richtet,
Habt ihr euch zur Treue verpflichtet.
Hoch und teuer mit Hand und Mund.
Nun müsst ihr euch auch befleissen,
Stets zu thun, wie ihr's verheissen,
Heilig halten diesen Bund!

3. Kommen Unglück, kommen Plagen,
Helft einander redlich tragen,
Stärkt einander in Geduld!
Teilt, bis euch der Tod wird scheiden,
Alle Freuden, alle Leiden,
Das erwirbt euch Gottes Huld.

Digitized by Google

4. Eure Mängel und Gebrechen
Sollen eure Lieb' nicht schwächen,
Seid zum Zorne nicht zu jäh!
Ohne Eintracht, ohne Frieden
Gibt's kein wahres Glück hienieden,
Keinen Segen in der Eh'.

5. Und wenn Gott euch Kinder schicket,
Haltet euch für hochbeglücket,
Lasst ihr Wohl euch heilig sein!
Wenn euch einst der Herr der Welten
Eure Liebe wird vergelten,
Wird euch keine Mühe reuen.

6. Glück denn nun zum neuen Stande
Bis ihr an des Grabes Rande
Scheiden müsst auf eine Weil'!
Habt ihr hier gelebt im Frieden,
Wird dafür euch dort beschieden
Einst ein unvergänglich Heil.

Wenn neben dem Oberlehrer (Organisten) noch ein Unterlehrer ist, so bietet dieser dem Brautpaar das Evangelienbuch zum Kusse dar, wofür er mit dem Buche eine Belohnung für seine Mühe empfängt. Dort, wo neben dem Pfarrer noch ein Kaplan ist, besorgt der letztere die Kopulation und erhält dafür nach altem Brauch auf einem Teller ein schwarzseidenes Halstuch und die Spitze eines Zuckerhutes, die mit einem Sträusschen, auch mit Geld geziert ist. Der Teller wird auf den Altar gelegt, der Zucker soll wohl zum Frühstück dienen, das sich ein Kaplan früher selbst beschaffen musste. Eheringe kommen bei Bauernhochzeiten seltener vor. Wenn das Brautpaar aus der Kirche geht, wird ihm der Austritt aus derselben von den Ministranten mit einer abgetragenen Stola („füazuiha") verwehrt, und hier muss sich nicht nur der Bräutigam, sondern auch die Braut loskaufen.

Die Spielleute hatten auf dem Kirchplatze Aufstellung genommen, bevor die Hochzeit die Kirche verliess. Als nun die Brautleute aus der Kirche traten, spielten sie einen Marsch. Die Brautleute begaben sich nun mit den Zeugen in den Pfarrhof, um die Einschreibung vorzunehmen. Während ihrer Abwesenheit blieb der Hochzeitszug auf dem Kirchplatze stehen, wo nun fast ununterbrochen Lieder gesungen wurden, deren Weisen die Spielleute stets wiederholten. Es werden beliebige Lieder gesungen, wie sie ihnen gerade einfallen, besonders gerne auch Schnadahüpfeln. Ich könnte Hunderte von Liedern anführen, die im Böhmerwalde beliebt sind und bei solchen Gelegenheiten gesungen werden, allein hier ist nicht der Platz dazu. Ich will nur hervorheben, dass das Volk eine ausserordentliche Vorliebe für Gesang bekundet und eigene und fremde Lieder zahlreich verwendet.

Digitized by Google

Nach der Einschreibung, es war inzwischen 11 Uhr geworden, zog die Hochzeitsgesellschaft keineswegs dem Heimatsdorfe der Braut zu, sondern sie kehrte vorerst im Pfarrdorfe ein. Hier machte man sich gemütlich, als gälte es hier zu bleiben. Die Spielleute, sowie alle andern fanden das Bier nach den bisherigen Strapazen ganz vortrefflich, und bald lebte Musik und Gesang im Kreise wieder auf. Auch Burschen und Mädchen aus dem Pfarrdorf erschienen zum Tanz, und bald war hier ein lustiges Leben, als würde die Hochzeit im Wirtshause abgehalten, was mitunter auch vorkommen kann. So gings bis gegen 2 Uhr Nachmittags, da mahnte endlich der Brautweiser ernstlich zum Aufbruch, denn im Hause des Kledarbauern wartete bereits die Mahlzeit auf die Gäste. Der Brautweiser bezahlte im Wirtshause das Bier, welches da gemeinsam getrunken worden war, denn dies kommt auch auf die Hochzeitsrechnung und wird gewöhnlich am Ende von den Hochzeitsleuten bezahlt. Es trifft für eine Person gewöhnlich 2—3 ℳ, selten wird auch das Bier vom Brautvater frei hergegeben. Endlich brach die Hochzeitsgesellschaft auf und zog wieder auf demselben Wege ins Heimatsdorf zurück. Bis zum Ende des Pfarrdorfes ging es gut, bei den letzten Häusern aber sah man einen Haufen Leute versammelt, die dem Hochzeitszug eine Schranke gezogen hatten. Über die Strasse war ein goldglänzendes Band gezogen, ein Tisch stand am Wege und darauf ein Krug. Als die Hochzeit sich der Schranke genähert hatte, blieb sie stehen, und der Brautweiser trat hervor zum Tische und fragte die Burschen, die fürgezogen hatten: „Wos is dos, doss ma ned vorbei kinna?“ Sie überreichten dem Spielhans den vollen Bierkrug und einen hölzernen Teller, auf dem mit Kreide geschrieben stand: 10 ℳ. Daneben herum war ein Kranz aus Kunstblumen. Der Spielhans nahm den Teller mitsamt dem Kruge und kehrte zum Bräutigam zurück. Er richtete nun an den Bräutigam folgende Anfrage: „Mei liaba Bräutigam, schau her af dos Teller, betrocht den Kronz und dei Schrift! Host Du so viel Gea(l)d, doss D' uns ausleast, doss ma einziaha kinna, wô ma auszôga hand?“ Der Bräutigam zog die Geldtasche heraus und legte 2 ℳ auf den Teller. Der Spielhans ging wieder zur Schranke und bot den Männern den Teller mit dem Gelde an. Der Bierkrug hatte inzwischen von den Brautleuten aus unter den Hochzeitsgästen die Runde gemacht. Die Männer bei der Schranke wiesen aber den Teller zurück, und der Spielhans musste abermals zum Bräutigam zurück. Dieser legte wiederum 2 ℳ auf den Teller, allein der Spielhans musste nochmals zurück, und der Franzl legte noch 1 ℳ dazu. Da endlich begnügten sich die „Füazuiher“ mit der Gabe und öffneten die Schranken. Der Hochzeitszug setzte nun den Weg ungestört weiter bis ins Dorf der Braut.

Hier war inzwischen eine grosse Veränderung vor sich gegangen. Die Burschen des Dorfes hatten im Walde frische Tannenreiser gebrockt und daraus Kränze gewunden. Vor dem Zugang zum Hof des Kledarbauern war ein Triumphbogen errichtet mit einer Inschrift. An diesem Platze hatten sich alle im Orte Zurückgebliebenen und des Zuges Harrenden zusammengefunden und vertrieben sich die Zeit mit allerlei Spässen. Einige Burschen hatten Maskenkleider von den sonderlichsten Formen angezogen und suchten durch Gebärden und Ausfälle komischer Art die Umstehen-

Digitized by Google

den zu unterhalten. Endlich kam der Hochzeitszug daher, und die Leute bei der Pforte richteten sich zum „Füazuiha" her wie vorhin im Pfarrdorfe. Als die Hochzeitsleute bei der Schranke anlangten, ging ihnen ein Mann mit dem vollen Bierkruge entgegen und mit einem „Gsêg'n Gôd'" bewillkommte er den Bräutigam. Die maskierten Personen belustigten indessen die Hochzeitsleute mit ihren Spässen, der Bräutigam musste da aber tiefer in die Tasche greifen als bei der letzten Schranke. Als das buntgefärbte Band weggezogen war, gelangte die Hochzeitsgesellschaft zur Triumphpforte vor dem Eingang in das Gehöft. Hier stand noch ein altes Weib in einem Korb, dem der Boden fehlte. Sie hatte auf ihren Armen ein aus Hadern gemachtes Kind, das (resp. das alte Weib) erbärmlich schrie. Das alte Weib wich nicht von ihrem Platze unter dem Triumphbogen, bis nicht die Braut ihr 1 ℳ „auf die Gasch" (für ein Kindsmus) gegeben hatte. Endlich erfolgte unter Jauchzen und Musik und dem höchsten Jubel der Einzug in den Hof des Hauses der Braut, die besonders von der Mutter herzlich empfangen wurde. Auf dem ganzen Wege her hatte den Hochzeitszug eine grosse Zahl armer Leute und Kinder begleitet, die durch verschiedenartiges Zujubeln und Bitten die Hochzeitsgäste zu milden Gaben zu bewegen wussten. Jeder Hochzeitsgast ist darum mit einer Tasche voll Kreuzern, an manchen Orten auch mit einer Tasche voll Krausemünzen versehen, die er ab und zu unter diese den Zug begleitenden Leute wirft. In der Hochzeitsstube selbst nehmen diese Leute längs den Wänden Aufstellung und bringen Löffel und Töpfe selbst mit, um die ihnen bescherten Speisen darin aufzunehmen. An einem solchen Freudentage gibt es keine traurigen Gesichter.

Das Hochzeitsmahl im Hause der Braut.

Bevor noch die Hochzeitsgesellschaft in die Stube selbst einzieht, geht der Brautweiser voran und macht, wie am Hochzeitsmorgen vor dem Eintritt in das Haus der Braut, seinen Spruch, womit er um Erlaubnis bittet, in diese Behausung einziehen zu dürfen. Der Brautweiser wird wiederum mit einem Krug Bier bewillkommt und ihm die Erlaubnis erteilt, einziehen zu dürfen. Der Spielhans meldet dies den im Hofe stehenden Hochzeitsleuten, was diese mit Jauchzen erwidern. Der Willkommstrunk macht die Runde, dann ziehen sie in die Stube ein. Der Brautweiser bedankt sich abermals im Namen aller für die freundliche Aufnahme. Die nun beginnende Tanzunterhaltung wird vom Bräutigam und der Braut eröffnet. Nachdem die Spielleute ihre Plätze eingenommen, spielen sie den ersten Tanz, bei dem das Brautpaar allein dreimal herumtanzt, darauf schliessen sich die Junggesellen mit ihren Kranzljungfern im Tanze an. Nun geht der Tanz allgemein weiter. Die Junggesellen, der Brautweiser und die Hochzeitsleute ziehen aber ihre langen Feiertagsröcke aus und dafür kurze, schlechtere an oder auch gar keine. Die Kranzljungfern ziehen sich in einem Nachbarhause um. Das Brautpaar hingegen sitzt im Hochzeitsgewande beim Mahle, erst nach Beendigung desselben gegen Mitternacht können Braut und Bräutigam auch bequemere Kleider anlegen. Der Bräutigam führt bei der Hochzeit gleichsam den Vorsitz, der Brautweiser ist der Ceremo-

Digitized by Google

nienmeister und die Junggesellen sind die Ordner, daher ist diesen Personen gestattet, bei dem Mahle den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Die übrigen Männer legen die Hüte ab, nur alte Männer tragen schwarze Zipfelkappen, welche sie sonst unter dem Hute tragen, auch beim Mahle. Die Kranzljungfern legen ihre seidenen Röcke im Nachbarhause ab und ziehen ihre gewöhnlichen Kattunröcke an, die weissen gestickten Hemdärmel werden beim Tanze zur Schau getragen. Die Junggesellen holen die Kranzljungfern im Nachbarhause nach der Umkleidung mit Musik ab und führen sie unter Jauchzen und Gesang und Klang zum Hochzeitstisch. Der Brautweiser weist nun jeder Person ihren Platz an. In der Hochzeitsstube befindet sich ein Braut-, Hochzeits- und Musikantentisch. Am Brauttisch sitzen das Brautpaar, die Kranzljungfern, die Junggesellen und die nächsten Verwandten des Brautpaares. Am Hochzeitstische sitzen die entfernteren Verwandten oder bloss Bekannte, die als Hochzeitsleute der Einladung zur Hochzeit gefolgt waren. Am Musikantentisch endlich sitzen die Spielleute und der Brautweiser. Die Tische sind mit weissen Tischtüchern („Gwehel") bedeckt, die am Rande gewöhnlich rote Fransen tragen. Jede Person hat einen hölzernen Teller vor sich mit Löffel, Messer und Gabel, auf dem Teller selbst liegt ein Laibchen Brot, das Hoizatlaibl, und neben demselben noch ein grosses Stück Weissbrot. Das Laibl wird nicht angeschnitten, sondern von jedem Gaste auf die Seite gelegt und mit nach Hause genommen, das Stück Weissbrot aber wird bei der Mahlzeit verzehrt. Ausserdem liegt noch auf jedem Tische ein grosser Laib Weissbrot, von dem jeder noch weiter nehmen kann. Flüssige Speisen, wie Suppe, Eingemachtes u. dergl. werden von den Personen jedes Tisches gemeinsam aus einer Schüssel gegessen. Damit dies möglich ist, rücken alle so nahe als möglich aneinander und die Entferntesten mussen die Arme weit nach der Schüssel ausstrecken. Ein Wechseln der Teller gibt es da natürlich nicht. Als sich nun alle Hochzeitsleute an den Tischen niedergelassen hatten, verliess der Spielhans die Stube und kam alsbald mit einer Schüssel voll Suppe herein. Alle sassen erwartungsvoll da, voll Lust nach warmer Speise. Wie der Spielhans aber über die Schwelle trat, glitt er aus und stolperte und warf die Schüssel mitten in die Stube, dass sie in viele Stücke ging und das Flüssige auf dem Boden herumrann. Man denke sich den allgemeinen Schrecken, allein bald löste sich alles in Heiterkeit auf, als man erst bemerkte, dass die Schüssel nur ein altes schadhaftes Gefäss gewesen war, in dem statt Suppe nur warmes Wasser enthalten war. Ein richtiger Brautweiser muss eben auch die Hochzeitsleute zu unterhalten und zu zerstreuen wissen. Ein helles Gelächter folgte dieser Scene. Nun trat erst der Spielhans zum Brauttische und hielt folgende Ansprache:

„Hochansehnliche Freund' und Hoizatsgêst'!
Vielgeliabter Jungherr Bräutigam und vielgeliabte Jungfer Braut!

Die Frau Köichin losst den olten Brau(ch) ned o(b)kêma und schickt Enk dur(ch) Enkern Brautweisa a Poar Löffel voll Suppen!"

Inzwischen hat man die erste Suppenschüssel hereingetragen, und der Spielhans nimmt sie ab, tritt zur Resl hin und fährt in seiner Rede weiter:

Digitized by Google

„Die Jungfer Braut sull sie z'erst vakôstn, und sull sie oba z'weng g'solza oda g'schmolza sei(n), so wull' ma in d' Kuch naus schrei(n). Die Köichin wird sie donn schô vabêssern und wird sie mit Paprika guat einpfeffern."

Die Braut kostete nun die Suppe zuerst (an manchen Orten kostet sie auch jede folgende Speise) und da sie dieselbe für schmackhaft erklärte, fuhr der Spielhans in seiner Rede weiter:

„Doss ma a ned af Gôd vergêssn, woll' ma a Vodarunser und den Glaubn (oder den englischen Gruss) bêtn, domit er uns die Mohlzeit so g'sêgn, doss sie 3 Tog und 3 Nächt dauert."

Das Gebet wird verrichtet, wobei sich alle erheben, dann wird auf jeden Tisch eine Suppenschüssel gesetzt und der Brautweiser spricht folgenden Wunsch dazu:

„Gôd g'sêgn Enk die Suppn,
Bfüat Enk vor Fliagn und vor Muggn,
Insbesonders vor den bösen Bremen,
A vor de oltn Weiba durt, doss sie 's Enk ned nêma:
Is oani dobei, die Enks ned vaginnt,
Der will i 's duan, doss ihr da Kittel lauxaf (lichterloh) brinnt."

Nun wird nach den Schüsseln gelangt und gegessen. Am Fusse des Schöninger ist dafür ein anderer, aber nicht viel abweichender Spruch in Übung:

„Gôd g'sêgn Enk die Suppn
Vor Fliagn und vor Muggn,
Vor Hirschn und vor Hosn,
Wem's z'hoiss is, der sull's blosn,
Wenn's oana ned vaginnt,
Doss eam's obirinnt."

Oder auch: ...„Die oltn Weiba stên ba da Thür,
Wonn's Enks nêment,
I kon a nix dafür."

Ebenda wird vom Brautweiser auch beim Auftragen des Geflügels folgender wunderlicher Trostspruch gemacht:

„Als Ihr vielgeliabte, gonz ehrsamtliche Freund' und Hoizatspersonen!

I wullt ma ausbittn, wonn i kund die Erla(u)bnis hobm, ba de Brautpersonen und olle sammentliche, de ba dieser Ehrntofel hier versommelt san, a wêng z' tröstn. Sô bitt i deswêgn um an kurzn Stillstond und um A(u)fmerksomkeit! Erstli(ch) soll fröhli(ch) getröst sein und getröst verbleibn der ehr- und tugendsame Junggsell Bräutigam mit seiner ehr- und tugendsamen Jungfer Braut! Zweitens es soll a fröhli(ch) getröst sei(n) und getröst verbleibn die ehr- und tugendsamen Kranzljungfrauen! Es soll .... (immer wiederholt) .... der Herr Vorsteher und alle Vorgesetzte! Es soll .... der ehrsame Hauswirt samt seiner vielgeliabten Hausfrauen! Es soll .... olle Hondwerker vo(n) olle Professionen, die sich hier einfindn! Es solln .... die Herrn Musikantn! Es soll .... die Köichin in der Kuchl! Es solln .... olle Freund und Stondespersonen, Junggsellen,

Digitized by Google

Freund und Jungfraun! Koans is ausgschlossn, tröst Enk oans mit dem ondern, das Junge mit dem Olten, das Kleine mit dem Groissen, das Reiche mit dem Ormen. Und weil i oba mit mane kurzn und g'ringn Wort ned gnua(g) ehrn und tröstn mog, so tröst Enk Gôd der Allmächtige und die seligste Himmelskönigin Maria! Und zuletzt wird Enk tröstn der heilige Schutzmantel und wird Enk führn za da himmlischen Hoizat. Dos wünsch i mir und ollen Hoizatspersonen hier zeitli(ch) und durt ewig in olli Ewigkeit. Amen."

Das Auftragen der Speisen folgt nicht unmittelbar hintereinander, sondern in längeren Zwischenräumen, in denen wieder gesungen und getanzt wird. Auf diese Weise zieht sich die Mahlzeit bis nach Mitternacht hinaus, die Hochzeit selbst dauert aber bis zum Morgen. Ich will zunächst die Speisen anführen, die im Hause des Kledarbauern aufgetischt wurden. Selbstverständlich ist sonst der Küchenzettel auch nach den jeweiligen Verhältnissen der Leute verschieden, allein in der Hauptsache sind die folgenden Speisen fast überall zu finden.

Speisezettel eines Hochzeitsmahles.

1. Nudelsuppe.
2. Rindfleisch mit Suppenkren und roten Rüben.
3. Leberwürste (auch Brat- oder geselchte Würste) mit Sauerkraut.
4. Saures Beischl.
5. Saure Kuttelfleck mit Lebzelten bestreut.
6. Eingemachtes Kalbfleisch.
7. Eingemachtes Schöpsenfleisch mit gelben Rüben.
8. Fleischknödel mit brauner süsser Sauce.
9. Gebackener Hirsebrei (Kôch).
10. Gesottene Hühner mit Nudeln und Reis.
11. Rindsbraten, gedämpft in Schmettensauce.
12. Gebratene Hühner mit Krautsalat.
13. Schöpsenbraten mit Gurken.
14. Schweinsbraten mit Krautsalat.
15. Kalbsbraten mit Zwetschgensalat.
16. Krapfenkügelchen in süsser Brühe.
17. Sulz.
18. Gugelhupf. Schwarzer Kaffee darf die ganze Nacht hindurch nicht fehlen. Auch „breite Krapfen" und andere Bäckereien sind beliebt.

Einzelne Speisen haben auch besondere Bräuche im Gefolge. So bekommen die armen Leute gewöhnlich den Hirsebrei (9.). Der Brautweiser schöpft den heissen Brei mit einem grossen Löffel heraus und teilt ihn unter die Bettelleute so aus, dass er jedem derselben, der die Hand hinstreckt, einen Löffel voll auf die Hand gibt. Diese werfen nun den heissen Brei aus einer Hand in die andere und blasen dazu, um ihn abzukühlen. Diese Hetze dient zur Belustigung. Zugleich muss beim Auftragen des Hirsebreis jeder seinen Löffel zu sich nehmen, sonst wird der Löffel umgekehrt mit dem Stiel in den Brei gesteckt und der betreffende Hochzeits-

Digitized by Google

gast kann ihn dann unter dem allgemeinen Gelächter der andern wieder herausziehen. Wirft jedoch jemand Brot in den Brei, so darf das Spiel aus Ehrfurcht vor dem Brot als Gottesgabe nicht weitergetrieben werden. „Das" Sulz (17.) wird auch manchmal in einer alten Schüssel aufgetragen und dann auf den Tisch fallen gelassen, dass Schüssel und Sulz stückweise herumliegen. Die Stücke werden dann vom Tische aufgelesen und gegessen. Wenn man dies vermeiden will, legt man das Sulz auf einen hölzernen Teller. In den verschiedenen Fleischspeisen finden sich keine Knochen, diese werden früher ausgelöst, sondern jede Person erhält meistens 1 Pfund beinloses Fleisch von jeder Fleischspeise. Die Portionen müssen genau geteilt sein, dass sie möglichst gleich sind. Jedem Hochzeitsgaste wird sein Teil, wenn er auch nicht gerade am Tische sitzt, auf seinen Holzteller gelegt und hat da liegen zu bleiben, ob er davon isst oder nicht. Bis zum Schluss der Mahlzeit füllen sich die Teller mit Speisen an, denn es wird überhaupt viel mehr getrunken als gegessen. Dieser angehäufte Speisenvorrat bildet nun bei jedem „den Hoizatbschad", den er nach der Hochzeit mit nach Hause nimmt. Gleich nach der Mahlzeit bindet er alles in ein Tuch und gibt es der Hausfrau bis zum Weggehen zur Aufbewahrung. Übrigens finden sich am Abend auch Weiber und Kinder der Hochzeitsgäste in der Hochzeitsstube ein, um am Vergnügen und nicht weniger am „Bschad" des betreffenden Gastes teilzunehmen. Wenn die Hühner (10.) aufgetragen werden, ist an manchen Orten um den Schöninger der früher mitgeteilte Trostspruch üblich. Allgemein aber wird der hintere Teil eines Huhnes („Orschspitzel") von den Männern, besonders vom Brautweiser und von den Junggesellen, an die Gabel gesteckt und der Braut oder den Kranzljungfern hingeboten. Diese sind in der Regel schon darauf gefasst und geben dem Burschen ein sinniges Gegengeschenk, ein Kind oder eine Wiege aus Backwerk, ein Glas, wenn der Betreffende gern trinkt, ein Stück Brot, einen Hühnerkragen u. dgl. Wenn aber die Jungfer so ungeschickt ist, den dargebotenen Hühnerteil zu behalten, wird sie den ganzen Abend darob geplagt. Kommt endlich zu guter Letzt der Gugelhupf (18.), so steckt manchmal in dem Gugelhupf, der auf den Brauttisch kommt, ein Christbäumchen, auf dessen Ästchen allerhand Zuckergebäck, auch eine Wiege mit einem Kindlein angebracht ist. Ist endlich die Mahlzeit vorüber, so wird abgeräumt und die Tische werden womöglichst hinausgeschafft, um Raum zum Tanzen zu gewinnen. Wenn bei einer Hochzeit Essen und Trinken von den Brauteltern unentgeltlich verabreicht wird, so heisst man dies eine „Freihoizat." Gewöhnlich wird aber bloss das Essen freigegeben, manchmal auch dieses teilweise bezahlt. Nichtsdestoweniger bleibt immer eine Rechnung für die Hochzeitsleute übrig; die Musik, der Brautweiser und die Köchin müssen jedenfalls von ihnen bezahlt werden, überdies gewöhnlich auch Bier, Kaffee und Branntwein. Nach dem Mahle zieht der Brautweiser einige Hochzeitsleute zu Hilfe und sie berechnen, was eine Person zu bezahlen hat, die Spielleute, Junggesellen und Kranzljungfern und den Brautweiser selbst ausgenommen. Dies beträgt etwa 2—6 ℳ. Die Musik kostet 10—20 ℳ. An manchen Orten ladet der Brautweiser auch durch einen Spruch zur Zahlung der „Irken" (Rechnung) ein. Ein solcher lautet:

Digitized by Google

„Meine liabn Hoizatsleut!

Der Wirt schênkt ollimol ei(n),
Oba er will a bezohlt sei(n).
Sô gibt der Mo(n) ... Gulden,
Sô san ma nichts mehr schuldi(g).
Der Wirt hot nô a Bier in Foss,
Do konn si a jeda wieda einschênkn lossn."

Wenn es nun gilt, eine Sammlung für die Spielleute, die Köchin und den Brautweiser einzuleiten, falls ihre Bezahlung nicht schon für jede Person einzeln berechnet wurde, so nimmt diese Sache wiederum der Brautweiser in die Hand, indem er jedesmal einen besonderen Spruch macht und danach für die Betreffenden einsammelt. Für die Spielleute hält er folgende komische Anrede:

„Meine liabn Hoizatsleut!

Die Musikantn san kêma in an groissmächtigen Schodn,
Sie hobm si heut iare Instrumênter z'sprêngt und z'schlogn.
Die groisse Bass-sait is ned bloss o(b) sondern a nô dasprunga
Und hot zêhn olti Weiba in d' Luft mit gnumma.
Sie lossn Enk deswêgn schäin bittn,
Wonn's ihna möichts den Schodn vergüatn;
Fünfzig Guldn warn dô schier z'viel,
Sie werdn z'friedn sei(n) mit 'n holbetn Ziel,
Doss sie wieder kinna neue Instrumênter o(n)schoffa
Oda dô wenigstens die oltn ausbêssern lossa.
In Sunta, hobn's gsoat, is in N. an Ball,
Und zwor ban Bierhansl in saner Bierhall,
Da brauchn's Instrumênter zum Spieln,
Legt's draf af d' Scholn, a jeda no(ch) san Willn!"

Die Spielleute erhalten 10—20 ℳ, jeder einen „Bschad" und am frühen Morgen auch noch ein kleines Trinkgeld. Ähnlich ist auch die Rede, die der Brautweiser zu Gunsten der Köchin hält. Er sagt:

„Meine liabn Hoizatsleut!

Den gonzn Tog war i vulla Freud,
Und hiazt spüar i a groisse Trauri(g)keit,
D' Köichin hot si hintn brennt und vorn g'sengt
Und ihre Kleider fast sauba verbrennt.
Sie losst Enk deswêgn schäin bittn,
Wonn's ihr möicht's den Schodn vergüatn.
Sie verlonget ihr grod ned z'viel,
20 ℳ glaubt's, war das rechti Ziel.
20 ℳ hôn i gsoat, war dô schier z'viel,
Draf sogt's, sie nêmat vorliab mit 'n holbetn Ziel.
Sie möicht ihr gern neue Kleider schoffa,
Oda wenigstens die vabronntn aussbêssern lossa,

Digitized by Google

Denn in N. is 's Kirtafêst af d' Wôcha,
Do brau(ch)t's an Kittl und Rôck zum Kirtaschmaus kôcha."

Eine Köchin erhält auch immer mehrere Gulden und von den Brauteltern einen reichen „Bschad." Es ist an manchen Orten auch üblich, für die Köchin auf den Hochzeitstisch einen Teller zu stellen, auf den der „Bschad" wie bei jedem andern gelegt und zuletzt von der Köchin abgeholt wird. Für sich hat der Brautweiser gleichfalls einen Spruch, wenn er die Hochzeitsleute zum Zusammenlegen für sich selbst einladen will. Da hält er folgende Ansprache:

„Meine liabn Hoizatsleut!

Do bring i Enk a Wosser af ara Scholn,
I hoff, dos wird an jeden g'folln,
Dos is a Wosser vom grüanen Wold,
Wer si woscht, wird jung und nimmer old.
I dua Enk a um wos bittn,
Wonns ma möicht's mei Müah vagüatn,
I valonget ma grod ned viel,
A Zêhnerbanknôtn war dô schier z'viel,
So nimm i vo(r)liab mit 'n holbetn Ziel.
I will ma vom Gea(l)d ned viel Nutzn schoffa
Und wir's entwêder durch die Gurgl rinna lossa
Oder kafn Stiefl und Sporn, Rôss und Wogn,
Und no(ch) Deutschlond aussi fohrn.
Olte Weiber füar i naus und junge Mênscha herei(n),*)
Juche! Wird dos ned a schäins Fuhrwerk sei(n)!"

Der Brautweiser erhält von den Hochzeitsleuten stets mehrere Gulden, auch einen „Bschad" und vom Bräutigam noch besonders ein Trinkgeld.

Was ich bisher vom Leben und Treiben in der Hochzeitsstube berichtet habe, ist nicht erschöpfend. Besonders führt das Volkslied eine lebendige und beredte Sprache. Ich will hier nur einige bezeichnende Vierzeiler anführen, wie sie bei Hochzeiten in der Hochzeitsstube gesungen werden. Als längere Zeit hindurch der Gesang während der Mahlzeit verstummt war, begann der Spielhans:

„Ma Muada, ma Voda,
De hôbm zua mir gsoat:
Bua, sing ba da Hoizat,
Sunst wia(r)st Du ausglocht."

Als die Musik die Weise nachgespielt hatte, erwiderte einer aus den Hochzeitsleuten:

*) Nach einer andern Fassung heisst es: „I will führn Unglück hinaus und Glück herei(n), i verhôff, es wird kein bess'rer Fuhrmo(n) sei(n). Dieses will i zuerst verehrn dem Herrn Bräutigam, i hôff, er wird mocha an guatn Onfong." Ganz kurz spricht er dann hier zu Gunsten der Köchin.

Digitized by Google

„Brautweisa, nimm Di z'somm,
Doss ma koa Schond ned hobm,
Trog ner recht fleissi af
Fleisch und Aflaf (Auflauf)!"

Der Brautweiser gab alsbald zurück:

„Hoizatsleut, êsst 's ner zua,
's Fleisch is von 'r guatn Kuah,
's is guat gsôdn und guat brôdn,
Wos wullts mehr hôbn?"

Bald darauf erteilte ein Junggeselle dem Spielhans folgende Weisung:

„Brautweisa, kimm hea(r) za mir
Und schênk uns ei(n) a Bier,
Dua Di ner um und um
Do in da Stum!"

Wie dann zu lange die nächste Speise ausblieb, da fing der Spielhans wieder an:

„Af d' Köichin hôn i vogêssn,
Der moass i wos sogn,
Wos si kôcht hot hôm ma gêssn,
Ulls lat schô in Mogn."

Die Braut nimmt manchmal auch am Tanze teil, ebenso der Bräutigam. Da die Resl aber lange hinter dem Tisch gesessen war, ohne sich am Tanze zu beteiligen, da trat ein Junggeselle aus ihrer Verwandtschaft hervor und sang:

„Jungfer Braut, i bitt recht schäin,
Loss mi mit Dir tonzn gêhn,
Gib ma koan Körbl nid,
Kimm tonz, i bitt!"

Als der Junggeselle den Tanz mit der Resl beendigt hatte, brachte er sie dem Bräutigam zurück. Später sang derselbe den Bräutigam an:

„Bräutigam, geh tonz mit da Braut,
Ma hobn's schô long ongschaut,
Doss sie gea(r)n tonzn möicht
Mit Dir um d' Wöitt!"

Darauf tanzte der Franzl mit der Resl. Als sie aber wieder lange gemütlich bei Tische gesessen waren, ohne sich um die Tanzunterhaltung zu kümmern, da liess sich einer spottweise vernehmen:

„'s Brautpoar sitzt schäin basomm,
Schaut oa(n)s dos ondre o(n),
Is dos a groisse Freud,
Liabi Hoizatsleut."

Der Franzl lachte und liess sich nicht weiter stören. Kaum dass aber die Spielleute die Weise nachgespielt hatten, liess sich ein anderer vernehmen:

Digitized by Google

„Hiazt bin i voheirot,
Hiazt bin i a Mo(n),
Hiazt sitz i zan Ofn
Und schau mei Wei o(n).

Nun liess sich auch der Franzl hören und sang zurück:

„Mei Weiberl, dês g'freut mi heut,
Hoizatsleut hobts a Schneid,
Tonzt's mit iar, singt's mit mir
Und trinkt's a Bier!"

Unter den Kranzljungfern waren drei noch sehr junge Mädchen, die etwas schüchtern und sittsam hinter dem Tische sassen. Auf diese sang ein Junggeselle folgende Spottverse:

„Prongerinnen (Kranzljungfern) seids keusch und rei(n),
Bildt's enk koan Monsbild ei(n),
Seids heut recht brav und g'scheit,
Dos wünschn d' Leut!"

Aber auch darauf blieb die Antwort nicht aus. Einer sang den Junggesellen zu:

„Junggselln, ês neamts enk z'somm,
Doss iar ned kriagt an Schwomm (Rausch),
Vatrogt's enk mit ulli Leut,
Und bleibt's recht g'scheit!"

Alle diese Vierzeiler werden in Ländlerweise gesungen und gespielt; so kommt im Liede gar vieles zum Ausdruck, was bei der Hochzeit die Gemüter beschäftigt.

Wenn die Kranzljungfern nicht lustig und munter sind, sondern ohne zu tanzen hinter dem Tische sitzen, da gibt es auch einen Spruch, womit der Brautweiser sie aufzumuntern sucht, indem er sie zum Tanze führt. Er spricht:

„Also meine vielgeliabtn Kranzljungfern!

Worum seids ês so trauri(g), ês rêdts und singts ned, oder derf oani vor der ondern ned, oder trauerts ês um Enkre Liabstn? Sehts, Enkre Liabstn werdn eilends kêma und werdn Enk erfreun! Oba i sih mehr Bluamn af Enkre Köpf als in unserm Gortn san. I bi(n) a a Liabhoba davô(n), oba i will mocha aus Enkerm Kronz an Tonz, doss i Enker Hearz wiar erfreun.

Ihr Herrn Musikantn! Trochtets af meini Wort ocht z'gêbn. Wonn i wiar den chr- und tugendsamen Kranzljungfern zuatrinka und man Huat afsêtza, sô trochtets mir afz'spieln!"

An manchen Orten pflegt der Brautweiser am Ende des Hochzeitsmahles mit der Braut den Ehrentanz zu tanzen. Dazu macht er dann folgenden Einladungsspruch:

Digitized by Google

„Ihr wohlgeachtn Freund! I hab' vernomma, doss a jeda Brautführer mit der vielgeliabtn Jungfer Braut an Ehrentonz duat. Weil dei Musikantn bestellt san, so bitt i, Ihr wollt mir die Jungfer Braut zufolln und afstêhn lossn!"

Der Brautweiser tanzt mit der Braut allein den Ehrentanz. Nach dem Tanze führt der Brautweiser die Braut dem Bräutigam zu und fordert ihn gleichfalls zum Ehrentanz mit der Braut auf. Hierzu spricht er:

„Mein vielgeliabter Jungherr Bräutigam!

Du wollst geehrt sei(n) mit der Jungfrau Braut a(u)f an christlichen Ehrentonz, sôlong es Di(ch) belust und beliabt. Wonn 's Di(ch) vadriasst, sô bring's wieder her za mir! Oba sie tonzat gern mit Dir, dann sie hot schô ollemol geminggelt (stille zureden) und g'stôssn in mir."

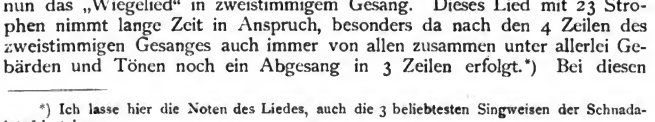
So geht unter Essen und Trinken, Tanzen und Springen, Reden und Singen das Hochzeitsmahl zu Ende.

Nach dem Hochzeitsmahl.

Nach beendeter Mahlzeit entwickelt sich die Tanzlust in ungebundenster Weise, ebenso dauert das Liedersingen fort. Die Brautleute selbst dürfen sich nun auch bequemere Kleider anziehen, andere Burschen des Ortes stellen sich auch zum Tanze ein und erhalten von den Kranzljungfern Hochzeitssträusschen. Die Unterhaltung wird freier, je mehr es dem Morgen zugeht. Ein beliebter und verbreiteter Brauch ist nach der Mahlzeit das Absingen des „Wiegeliedes." Wenn nämlich das Brautpaar zufällig beisammen am Tische sitzt, so bringt plötzlich der Brautweiser eine vorher schon hergerichtete Kinderwiege mit einer darin befindlichen, aus Hadern hergestellten Puppe daher und die Hochzeitsleute umringen auf allen Seiten das Brautpaar, so dass es unmöglich entweichen kann. Vor dem Tische der Brautleute nehmen die Spielleute Aufstellung, auf den andern Seiten die Hochzeitsleute. Die Wiege mit der Puppe wird auf den Tisch gestellt und von einem der Umstehenden geschaukelt. Zwei Spielleute eröffnen nun das „Wiegelied" in zweistimmigem Gesang. Dieses Lied mit 23 Strophen nimmt lange Zeit in Anspruch, besonders da nach den 4 Zeilen des zweistimmigen Gesanges auch immer von allen zusammen unter allerlei Gebärden und Tönen noch ein Abgesang in 3 Zeilen erfolgt.*) Bei diesen

*) Ich lasse hier die Noten des Liedes, auch die 3 beliebtesten Singweisen der Schnadahüpfeln folgen:

Wiegelied.



Digitized by Google

letzten 3 Zeilen zeigt einer mit der Hand auf den andern, die Köpfe bewegen sich hin und her, die einen singen, andere schreien wie kleine Kinder, auf Violinen hört man wimmernde, jämmerliche Töne, der Puppe in der Wiege wird „Gasch" (Mus) um den Mund gestrichen u. drgl., endlich wiederholt wie bei anderen Liedern die Musik die Weise des Liedes. Die Brautleute müssen in Geduld die Abwicklung des ganzen Liedes hinnehmen. Es lautet:

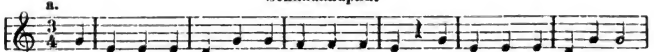
1. Is schô an olti Sog,
Sô wia da Hoizatstog,
Sô a dei ondre Zeit,
Freud ôda Trauri(g)keit. } Duett.
Sô is 's hiazt a,
Dos moan i hua(l)t a,
Dos glaubt 's hua(l)t ês a. } Chor.

2. Drum so seid's lusti heut,
Jung und olt, Hoizatsleut,
Trogt si gor seldn zua,
Kôst enk nur a Poar Schua. } Duett.
Du wogst sie a?
Dos moan i hua(l)t a,
Dos duat 's hua(l)t ês a. } Chor.

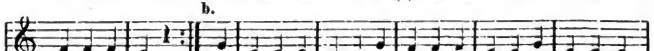
3. Is jo a wohre Freud,
So a Poar sauwre Leut
Hôm si heut d' Brotzeln gêbn,
Wölln mit anonda lêbn. } Duett.
Dos g'freut enk a?
Dos moan i hua(l)t a,
Und is a Freud a. } Chor.

Schnadahüpfln.

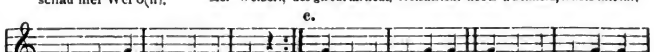
a.

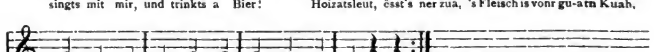


b.



c.





Digitized by Google

4. Schaut's ner de Resl o(n),
Wia sia schäin kupeln ko(n),
Wia si da Brustfleck hebt,
Und wia si 's Hearz bewegt. } Duett.
Dos g'fallt enk a?
Dos moan i hua(l)t a,
Und is schô schäin a. } Chor.

5. Kaum hot's da Geistli g'froat,
Hot's eam glei jo schô g'soat,
Mitsomt san' Bauernguat
Is sie dem Franzl guat. } Duett.
Dos is schäin a,
Und is a wohr a,
Und hot jo g'soat a. } Chor.

6. Schaut's wia da Franzl schmutzt,
Wia er si z'somm hot putzt,
'n Huat af da Seitn af,
's Bluat treibt 's eam a schô af. } Duett.
Er hot recht a,
Dos moan i hua(l)t a,
Dos glaubt's hua(l)t ês a. } Chor.

7. Hot si gor peinla plogt,
Doss eam's neamd ogrêdt hot,
Franzl hiazt konnst Di g'frei(n),
Hiazt g'hea(r)t's af ewi(g) Dei(n). } Duett.
's nimmt da's neamd a,
Dos moan i hua(l)t a,
Dos glaubt's hua(l)t ês a. } Chor.

8. Himmi(l) Dir sei's gedônkt,
Hobt's jo sonst a nia zônkt,
Wea(r)d's wul mit Gôdes Sêgn
Friedsom mit anonda lêbn. } Duett.
Dos wünscha ma a,
Dos moan i hua(l)t a,
Dos glaubt's hua(l)t ês a. } Chor.

9. Soat da Mo(n), sô sul's sei(n),
Resl so fûag Di drei(n),
Dos soat dos Testamênt,
Gib dan Mo(n) 's Regimênt. } Duett.
In Franzl hua(l)t a,
Dos moan i hua(l)t a, } Chor.
u. s. w.

Digitized by Google

10. Doss ner koan Gspoas o(n)hèbt,
Wia mo(n)'s gor ôft erlèbt,
Doss dos Wei d' Hôsen hot,
Da Mo(n) in Kittel troat. } Duett.
Schickt si ned a,
u. s. w. } Chor.

11. Bleibt's oa(n)s den ondrn trei,
D' Kaszeit is bold vorbei,
Hobt's enk guat überlêgt,
Doss enk ôft a nô möigts. } Duett.
Möigts enk schô a,
u. s. w. } Chor

12. Schâmt's enk da Eifasucht,
Dos is a Teufelsfrucht,
Dos is a gorstigs Kraut,
Weil da bös Feind hot's baut. } Duett.
Gea(l)t, ês scheucht's ean a?
u. s. w. } Chor.

13. Kimmt da Tog, bringt da Tog:
Dênkt's enk jo ba da Nocht;
's konn ned stêts Kirta sei(n),
Af Rêgn fui(l)gt Sunnenschei(n). } Duett.
Wia(r)d's ban enk a?
u. s. w. } Chor.

14. Bleibts a vo Schauer frei,
's Kraut, 's Obst und a dos Hei,
Und da Hoar a ned noss,
Gêbt's fei(n) in Spielleudn wos! } Duett.
Sie brauchen's a,
u. s. w. } Chor.

15. Dô ner Heil, Glück und Sêgn,
Sul enk da Himmel gêbn,
Bitt's 'n heilg'n Leonhord,
Doss er enk 's Viah bewohrt. } Duett.
Er hi(l)ft enk schô a,
u. s. w. } Chor.

16. Zan G'schênk hobt's a Wiagn,
Suld's amol Kinder kriagn,
Nu(d)lfêtt, kuglrund,
Seid's jo ês a hübsch g'sund. } Duett.
Dos werdn Kinder a,
u. s. w. } Chor.

Digitized by Google

17. Resl i g'freu mi schô(n),
Rêd' mi für an Gvodarn ô(n),
Bringst ma an Buabn af d' Wea(l)t,
Oft schau af 's Krêsengea(l)d (Chrisamgeld)! } Duett.
's reut mi nix a,
Und dos is schô wohr a, } Chor.
u. s. w.

18. Dênkt's fei(n) in enkern Glück
Af enkeri Freund zurück,
Plogt enk an Unglücksstea(r)n,
Sogt's ês, ma hilft enk gea(r)n. } Duett.
Gea(l)t's ês hea(l)ft's a?
Und is schô wohr a, } Chor.
u. s. w.

19. A von da Obrigkeit
Hobt's sô gor Hoizatsleit,
Dorf enk gor wohrli g'freun,
So wos wia(r)d se(l)dn sei(n). } Duett.
Stua(l)z kinnts sei(n) a,
Dos moan i hua(l)t a, } Chor.
u. s. w.

20. Hobts enkern Vodarn gea(r)n,
Hiazt müasst's ês eam ernea(r)n,
Merkt's enk dos viert Gebôt,
Älternliab fo(r)dert Gôd. } Duett.
Hobts vodiant a,
Und is schô wohr a, } Chor.
u. s. w.

21. Juchhe! a longes Lêbn
Sul enk da Himmel gêbn,
Doss ma in fufzig Johrn
Wieda af d' Hoizat fohrn. } Duett.
's war a Freud a,
Dos moan i hua(l)t a, } Chor.
Und is schô wohr a.

22. Trinkt's ner brav Bier und Wei(n),
Wos ist's um d' Einlösschei(n) (altes Papiergeld).
Hand jo ner vô Popier,
Heut kriagt's a Bier dafür. } Duett.
Schmêckt uns schô(n) a,
Dos moan i hua(l)t a, } Chor.
Und is schô wohr a.

Digitized by Google

23. He, Spielleut, hobt's enk g'richt,
Hobt's enk wos z'somma dicht,
Mocht's uns oa(n)s af und af,
Juchhe sa hopsa draf. } Duett.

Gea(l)t du tonzst a?
Dos moan i hua(l)t a,
Und is schô wohr a. } Chor.

Mit dieser Aufforderung an die Spielleute beginnt wieder Musik und die Tanzunterhaltung geht weiter wie vorher. Inzwischen sind aber die ersten Morgenstunden vorübergegangen, und wenn ältere Leute auch früher heim gehen, so werden die Burschen dafür gegen Morgen um so lustiger und sind um so mehr zu tollen Streichen aufgelegt. Wenn die Stimmung besonders heiter ist, wird auch der Taufschmaus in diesen Morgenstunden und der Führagang (Vorsegnung) gefeiert. Zum Taufschmaus wird Samkäse*) und Weissbrot aufgetischt.

Beim Nachahmen des Führaganges werden die Hochzeitsleute mit frischgebackenen Krapfen, Kaffee und Branntwein bewirtet. Weil beim Taufschmaus und Führagang hauptsächlich die Weiber beschäftigt und gesellig beisammen sind, so wird nun von den Burschen dieser Brauch auch mit entsprechender Komik nachgeahmt. Einige Burschen ziehen Weiberröcke an, binden Kopftücher um und setzen sich so zum Tische. Auch die Puppe kommt da wieder zu Ehren, und es wird noch mancher Witz und auch Unsinn damit verbunden. Auch eine Parodie des früher mitgeteilten Hochzeitsliedes war an vielen Orten in Übung, wenn in den Morgenstunden Abwechslung in der Unterhaltung not that. Da sagte einer der Hochzeitsmänner, heute habe der Schulmeister ein schönes Hochzeitslied auf dem Chor gesungen, nur habe er den Text nicht recht verstanden. Darauf erwidert ein anderer, er kenne das Lied ganz gut und beginnt nun die Parodie zu singen. Er fängt an:

„In man Ehstond do g'freut mi mei Lêbn
Und mei Wei muass mas olli Tog — sogn,
Obs mi denn recht gern hot für an Mon,
Und wie oft als ma hobm schô — graft."

Die Parodie wird in den 2 folgenden Strophen noch derber und unanständiger, aber der üble Eindruck wenigstens dadurch abgeschwächt, dass das massgebende Reimwort nie genannt wird. Auch das Nachspiel der Orgel wird getreulich nachgeahmt, dadurch dass alle auf den Tisch trommeln und „drom da drom" dazu singen.

Vor Tagesanbruch suchen endlich doch viele der Hochzeitsleute nach Hause zu kommen. Wenn ein Hochzeitsmann mit seinem „Bschad" das Haus verlässt, wird ihm auch vom Brautweiser und den Junggesellen eine Strecke Weges das Geleite gegeben. Der Brautweiser nimmt dazu einen

*) Samkäse ist = Chrisamkäse, der beim eigentlichen Taufschmaus die Hauptspeise bildet und vom Chrisam, das bei der Taufe verwendet wird, den Namen erhalten hat. Vgl. auch Krêsengeld im Wiegelied 17, 4.

Digitized by Google

Krug Bier mit, und die Spielleute schliessen sich gleichfalls an. Auf der Stelle dann, wo sie sich trennen, singt der betreffende Hochzeitsmann einige Lieder, die ihm die Spielleute nachspielen müssen, trinkt aus dem dargereichten Kruge und gibt den Spielleuten noch ein Trinkgeld. Der Scheidende geht (oft in Begleitung des Weibes) seiner Heimat zu, die andern kehren wieder in die Hochzeitsstube zurück. Manchmal lassen auch kecke Burschen dem Übermut die Zügel schiessen und machen derbere Spässe. Wenn im Hofe des Hauses ein Scheiterhaufen oder dergl. aufgeschichtet steht, so wird er von den Burschen umgeworfen, oder sie messen auch in der Stube den Ofen ab. Zu diesem Abmessen bringt einer irgend ein Holzstück daher und beginnt den Ofen zu messen, wobei er schliesslich findet, dass der Ofen unrichtig gebaut sei. Der Ofen wird nun niedergerissen, und manchmal machen sich die Burchen dann auch mit dem Russ schwarz und treiben allerlei Unfug. Solches geschieht freilich erst in den Morgenstunden, wenn alle andere Unterhaltung erschöpft ist. Die Braut kann sich gegen diesen Übermut auch schützen, indem sie ein Körbchen voll Krapfen auf den Ofen stellt, das die Burschen unter hellem Gelächter plündern. Den Ofen müssen sie nun aber in Ruhe lassen. Jene Hochzeitsleute, welche bis zum Morgen ausharren, erhalten dann ein Frühstück, auch saure Fleischspeisen. Die Brautleute selbst schlafen in der Brautnacht im Hause der Brauteltern, weil die Brautgüter meist erst am Tage nach der Hochzeit überführt werden und dann die Übersiedlung ins neue Heim stattfindet.

Nach dem Hochzeitstage.

Mit dem Hochzeitstage selbst ist die Hochzeitsfeier noch nicht abgeschlossen. Die Brautleute müssen erst ihr neues Heim beziehen, d. h. die Braut zieht, wie dies in der Regel der Fall ist, mit ihrem Brautgute in das Haus des Bräutigams. Auch dieses Brautgüterführen ist mit verschiedenen Bräuchen verbunden. Ist die Braut im gleichen Orte wie der Bräutigam, so werden die Brautgüter am Tage vor der Hochzeit in das Haus des Bräutigams geschafft. Der Franzl war aber weiter von der Resl entfernt, daher die Brautgüter erst am Tage nach der Hochzeit überführt wurden. Wer selbst keine Pferde hat, ladet Pferdeeigentümer zum Brautgüterführen ein. Der Steffelbauern Franzl indessen hatte selbst Pferde und seine Leute kamen am Vormittag — oft auch am Nachmittag — des folgenden Tages dahergefahren, um die Brautgüter mitsamt der Braut in das Haus seiner Eltern zu führen. Die Spielleute warteten, um dem Brautpaar das Geleite zu geben. Die Pferde waren an Kopf und Schwanz mit Bändern und Blumensträussen geziert, und die Hüte der Fuhrleute wurden ebenfalls mit Sträussen geschmückt. Zum Aufladen wurde den Leuten Bier verabreicht, und alsbald ging das Jauchzen und Singen aufs neue los. Da hoben sie zwei Truhen auf den Wagen, in der einen war gehechelter Flachs, in der andern grobe und feine Leinwand. Auf diesen Truhen lagen die „Túchnëten“ (Bettdecken) und Kopfkissen, die letztern mit hübschen bunten Überzügen und Schnürbändern, die Betten waren in Leintücher eingebunden. Dazu kam ein blau und rot angestrichenes Spinnrad mit Spinnrocken,

Digitized by Google

an dem eine feingehechelte Rupfe an einem seidenen (oder zwirnenen) bunten Bande befestigt war. Der Spinnrocken selbst war oben mit einem Blumenstrausse geziert. Ferner wurde ein Kleiderkasten, ein Wäschekasten, eine zweispännige Bettstatt, Kochgeschirr und anderes Hausgeräte auf den Wagen geladen. Zerbrechliche Gegenstände tragen auch Mädchen aus der Nachbarschaft in Körben. Als diese Arbeit geschehen war, wurden den Fuhrleuten Krapfen aufgetischt, und nach einem kleinen Imbiss drängte man zur Fahrt. Die Fuhrleute des Franzl schwangen sich auf den Braut-, auch Komma- oder Zussowagen*) genannt, während der Franzl mit der Resl in einem Einspänner nachfuhr. Beim Abschied vom Elternhause der Braut spielte die Musik einen Marsch, die Fuhrleute jauchzten, dann wurde noch ein Krug Bier auf den Wagen gereicht, der von einem zum andern wanderte, bis er geleert war. Der ihn ausgetrunken hatte, schleuderte den tönernen Krug auf die Erde, dass er in Scherben auseinander flog. Ein solches Zertrümmern thönerner Gefässe findet bei verschiedenen Gelegenheiten statt, so auch, wenn die Braut ins Haus des Bräutigams eingezogen ist. Da schleudern sie Töpfe gegen die Hausthüre. Wenn die Taufpatin mit dem Kinde auf dem Arm aus der Kirche heimkehrt und die Stubenthüre geschlossen findet, so greift sie auch nach einem „Hefen" (Hafen) und schleudert es an die Thüre, auch ein zweites, wenn nicht sofort aufgemacht wird. Ebenso wird beim „Fürziagn" der Bierkrug zertrümmert. Auch beim Brautgüterführen wurde dem Franzl in seinem eigenen Heimatsort eine Schranke gezogen, wo er sich wiederum loskaufen musste, und der entgegengebrachte Bierkrug wurde, nachdem er geleert war, zertrümmert. Im Hause des Bräutigams angelangt, überreichte die Resl den Eltern des Bräutigams ein Körbchen voll Krapfen und dem Bräutigam das Brauthemd, wofür sie als Gegengeschenk von ihm ein Paar Schuhe, die sogenannten Brautschuhe, erhielt. Auch für die andern Hausgenossen hatte die Resl Kleidungsstücke und dergl. als Geschenke mitgebracht. Die Brautgüter wurden nun abgeladen und ins Haus geschafft, das Bettgepäck musste aber der Franzl nach alter Sitte selbst hineintragen. Dann versammelten sich alle Hochzeitsleute, die Hausgenossen des Steffelbauern, die Spielleute, die Hochzeitsleute, die aus dem Heimatsort des Franzl waren und als Teilnehmer an der Hochzeit mit dem Franzl hin- und nun wieder zurückgezogen waren, im Hause des Steffelbauern, und alsbald entwickelte sich hier die Unterhaltung wie früher im Hause des Kledarbauern. Gesang, Musik und Tanz wechselte, dabei wurde auch auf das Wohl des Bräutigams getrunken, denn der Spielhans war selbstverständlich auch hier zugegen und zeigte seine Künste. Inzwischen war es Mittag geworden. Man hatte im Hause des Steffelbauern schon für ein Mittagsmahl vorgesehen, alle Hochzeitsleute wurden auch hier aufs beste bewirtet. Nun musste noch der „Brauthondl" durchgeführt werden, wobei die „Brautmuada", deren es in jedem Orte eine gibt, ihre Rolle zu spielen hat. Sie hatte die Resl unbemerkt aus dem Zimmer gelockt und kam als „Hext" verkleidet herein, um sich beim Franzl nach der Braut zu erkundigen. Nun bemerkte man erst, dass die Braut gestohlen worden war, und einer sagte zum andern: „Dos is a Hext, dei wiad

*) Vgl. Lexer zusse f. (Kissen).

Digitized by Google

wos Hoamli(ch)s mocha.“ Die „Hext“ aber sprach zum Franzl: „I bring da's, wenn d' mi guat zohln duast?“ Auf die Versicherung des Franzl hin verschwand die „Hext“ und brachte alsbald die Resl ganz entstellt, in lumpiger Kleidung herein. Sie setzte sie auf einen „Loanstual“ vor den Franzl hin, und nun begann der „Brauthondl.“ Die „Hext“ schrieb den Preis mit Kreide auf den hölzernen Teller und handelte so lange, bis der Bräutigam 1 ℳ ausbezahlt hatte. Nun führte die „Hext“ die verkleidete Braut weg und stellte sie im früheren Zustande dem Bräutigam wieder zu. Mit den besten Segenswünschen für das junge Ehepaar nahmen endlich nach dem Mittagsmahle die Hochzeitsleute Abschied und kehrten heimwärts.

Nicht immer findet bei Bauernhochzeiten die Übersiedlung ins Haus des Bräutigams gleich nach der Hochzeit statt. Wenn die Ausstattungsgegenstände der Braut noch nicht vollständig beisammen sind, so leben die Brautleute auch nach der Hochzeit noch getrennt jedes im Elternhause, bis der Beginn der eigenen Hauswirtschaft möglich wird, dies kommt jedoch selten vor. Am folgenden Sonntag endlich war das „Brautgspiel“ im Hause des Kledarbauern unter ähnlichen Feierlichkeiten, wobei die Mitgift an Barem ausbezahlt wurde. Damit hatte diese Bauernhochzeit endgiltig ihren Abschluss erreicht.

Zur Vergleichung meiner Darstellung mit Hochzeitsbräuchen aus andern Gegenden des Böhmerwaldes verweise ich schliesslich im einen und andern Punkte auf Josef Rank's treffliche Schilderungen aus dem nördlichen Böhmerwalde, Leipzig 1851, S. 46—69 und auf Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwalde von Joh. Peter, Graz 1886, S. 194 bis 204. Ich habe in dieser Darstellung auf andere Schilderungen keine Rücksicht genommen, sondern mich ausschliesslich an das wirkliche Leben im südlichen Teile des Böhmerwaldes gehalten, denn Ort und Zeit verändern vieles auch in den Bräuchen des Volkes. Nichtsdestoweniger sind aber alle diese Hochzeitsbräuche selten bei einer Bauernhochzeit vereinigt zu finden, sondern gar häufig lässt der Brautweiser auch einzelne Sprüche weg, oder es wird wegen besonderer Verhältnisse der eine oder andere Zug nicht ausgeführt. Ja, es gibt an manchen Orten auch schon Bauernhochzeiten, bei denen man fast alle Sprüche vernachlässigt, wenn auch das andere urwüchsige Leben weniger zu umgehen ist.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

der

Zeitschrift für Volkskunde.

Band II. Heft 1—12.

1. Wissenschaftliche Arbeiten.
2. Mythische Volksdichtungen.
3. Sagen.
4. Märchen.
5. Märchen und Schwänke.
6. Volkslieder (Heldenlied, Liebeslied, Hochzeitslied u. s. w.).
7. Volksrätsel.
8. Sprichwörter.
9. Sitten und Bräuche.
10. Der Aberglaube.
11. Bücherbesprechungen.
12. Zur Bücherkunde.
13. Nachwort.

1. Wissenschaftliche Arbeiten.

Seite

1. Die Kosmogonien der Arier von Edm. Veckenstedt.
Heft I . . . . . 1—16
- II . . . . . 49—64
- III . . . . . 89—96
- IV . . . . . 129—142
- V . . . . . 169—184
- VI . . . . . 209—235

2. Über eine sagenhafte Kriegslist bei Belagerungen von Giuseppe Pitrè.
Heft III . . . . . 97—102

3. Die Smyrna. Eine Tradition Kleinasiens von M. Tsakyroglous.
Heft III . . . . . 103—104

4. Einige Erzählungen des Giovanni Sercambi von Giuseppe Rua.
Heft VII . . . . . 249—259

5. Die Fabel vom Streit der drei lasterhaften Brüder im 17. Jahrh. von L. Fränkel.
Heft VIII . . . . . 289—293

6. Die japanischen Kinder- und Hausmärchen von D. Brauns.
Heft VIII . . . . . 294—305

7. St. Nicolaus von Ignaz von Zingerle.
Heft IX . . . . . 329—344
- XI . . . . . 409—420

8. Über d. Geisterglauben und seinen Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Germanen von C. Rademacher.
Heft X . . . . . 369—381

9. Die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen der norddeutschen Tiefebene: Frie, Frê, Frick, Fuik, Fui, Fu von O. Knoop.
Heft XII . . . . . 449—459

2. Mythische Volksdichtungen.

Mythische Volksdichtungen mitgeteilt von Th. Vernaleken.
Heft VII. Hans als kunstreicher Schmied . . . . . 260—263
- X. Hans bändigt die Teufel . . . . . 382—384

Digitized by Google

Seite

3. Sagen.

a) Sagen aus Hinterpommern, mitgeteilt von O. Knoop.

Heft IV. Der Lebensbaum 145
Der blutende Stein 145
Die versteinerten Glocken 145
Der goldne Sarg 146
Wie die Garder den Teufel wegschaffen wollen 146
- V. Der verwünschte Dieb 185
Das Schulhaus in Klötzin 185
Der Spuk in den Sandfichten . . . . . 185—186
Der Schmiedekamp 186
Das Schlachtfeld bei Klötzin 186
Der Kindersoll 186
- VI. Steine und Berge bei Klötzin 236
Der Spuk bei der Kamp'schen Brücke 236
Der Gottesdiener aus Nelep . . . . . 236—237
Friedrich der Grosse soll ein Rätsel erraten 237
Hackst du mi, so ät ick di . . . . . 237—238
Das Licht in der Kirche zu Ristow 238

b) Sagen, lithauische, mitgeteilt von Fiedorowicz-Weder.

Heft I. Die Erfindung der Flöte und des Tanzes . . . . . 21—23

c) Sagen, polnische, aus Westpreussen, mitgeteilt und übersetzt von A. Treichel.

Heft I. Die Kartenspieler 17
Der Teufel auf dem Tanzboden . . . . . 17—18
Der Teufel bringt Roggengarben 18
Der Herzfinger . . . . . 18—19
Der Hochzeitsteufel und schwarze Fensterladen 19
- II. Das behexte Kind I und II 65
Die Hexenlehre 65
Die behexte Frau 66
Mutter und Tochter lassen regnen 66
Eine Hexe wirft ein Fuder Heu um 66
- III. Die Hülfsteufelchen 105
Die Mahrt I, II und III . . . . . 105—106
Das Sterben in Alt-Paleschken 106
Der Tote spricht 106
- IV. Der besprochene Tote 143
Das Totenhemd 143
Eine polnische Lenorensage 144

4. Märchen.

a) Märchen, böhmische, mitgeteilt und übersetzt von W. Tille.

Heft II. Vom verstellten Narren . . . . . 67—70
- III. Die englische Prinzessin Afanasie . . . . . 107—115

b) Märchen, armenische, aus Siebenbürgen, mitgeteilt von H. v. Wlislocki.

Heft I. Die Entdeckung des Eisens . . . . . 24—28
Warum ist das Schaf dummer als die Ziege 28

c) Märchen aus der Provinz Posen, mitgeteilt von O. Knoop.

Heft VIII. Der starke Hans . . . . . 305—307
Der dumme Hans . . . . . 308—309
Das Unmögliche . . . . . 309—310

5. Märchen und Schwänke.

Märchen und Schwänke, albanesische, mitgeteilt und übersetzt von J. U. Jarnik-Prag.

Heft VII. Der Gerechte und der Ungerechte . . . . . 264—265
Der Mann, welcher sich statt eines Esels einfand . . . . . 265—266
Das Glück des Narren . . . . . 266—267
Der Onkel und der Neffe, während sie stehlen . . . . . 267—269
Ein verschmitzter Räuber 269

Digitized by Google

Seite

Heft IX. Zwei Reisende . . . . . 345—346
Der Sultan und der Alte 346
Was du thust, thut man dir und noch mehr. 346
Der Sohn verzieh dem Vater 347
Der Dieb und der Schuster 347
Ein Prozess . . . . . 347—348
Mohammed und St. Nikolaus . . . . . 348—349
- XI. Der Priester und der Diakon 421
Glücklich, der auf den Teufel hofft 421
Der Nutzen des Trinkens 422
Der Wolf und das Pferd 422
Eine Heiratsvermittlung . . . . . 422—423
Der Sohn des Zigeuners . . . . . 423—424
Paschal Fetagadz 424
Ein Herr, welcher sehr viel log. 424

6. Volkslieder (Heldenlied, Liebeslied, Hochzeitslied u. s. w.).

a) Volkslieder, deutsche, aus dem Rheinland, mitgeteilt von Alex. Kaufmann.
Heft III. Christinchen sass im Garten . . . . . 115—116
b) aus der Provinz Brandenburg (Sommerfeld und Umgebung), mitgeteilt von Else Priefer.
Heft X. Mädchen heirate nich zu früh 385
Es war einmal ein Winter sehr kalt . . . . . 385—386
- XI. Ich sah mal e Blümle. 428
Es trieb ein Mädel die Gänse raus 429
Es wohnt ein Müller an jenem Teich . . . . . 429—430
Wir sind der Jungfern sieben. 430
c) aus Hinterpommern, mitgeteilt von O. Knoop.
Heft III. Un kimmt mi mål dat Frien an. . . . . 116—117
- IX. De gizig' Bur . . . . . 349—350
De Bicht verhêre 350
Schlummerlied 351
Soldatenlied 351
- XI. Die schöne Jüdin 425
Als ich in'n Garten nach Rosen ging. 426
Soldatenlohn . . . . . 426—427
Luischen 427
Der Mutter Rat. 427
Die Landschönheit 427
Die Tabaksnase 428
d) aus dem Zillerthal, mitgeteilt von J. v. Zingerle.
Heft IV. Es ging ein Knab' spazieren 147
e) aus Innsbruck, mitgeteilt von J. v. Zingerle.
Heft VII. Weihnachtslied 270
f) aus Steiermark, mitgeteilt von A. Schlossar.
Heft IV. Das Liedl vom Scheiden 148
Der Bauerbua und der Jäger . . . . . 148—149
Der Almjäger . . . . . 149—150
Meine Freundschaft 150
- V. Berglied 187
Totenlied 188
Totenlied . . . . . 188—189
- VII. Schäferlied . . . . . 270—271
Des Müllers Töchterlein . . . . . 271—272
Aufforderung zum Gang auf die Alm . . . . . 272—373
- VIII. Totenlied beim Begräbnis eines Kindes 311
g) von einem fliegenden Blatte, mitgeteilt von J. Bolte.
Heft VIII. Pfingstbitte 312
Danksagung. Der Klein-König. Vor den Pritsche-Meister . . 312—314

Digitized by Google

Seite

h) Volkslieder, albanesische, Urtext mitgeteilt von E. Mitkos. Übersetzung von J. U. Jarnik.
Heft I. Heldengesang 29
- I. Hochzeitslieder . . . . . 29—30
- X. „ . . . . . 387—388
- V. Liebeslieder . . . . . 189—191
- VIII. „ . . . . . 314—316
- X. „ . . . . . 386—387

7. Volksrätsel.

Volksrätsel, aus der Provinz Pommern, mitgeteilt von Archut.
Heft VII. Der Mensch und seine Geräte . . . . . 273—276
- VIII. Die Tiere . . . . . 317—318
- IX. Die Pflanzen 352
Verschiedenes 353

8. Sprichwörter.

Sprichwörter, albanesische, Urtext von E. Mitkos. Übersetzung von J. U. Jarnik.
Heft I 30

9. Sitten und Bräuche.

a) Sitten und Bräuche, deutsche, aus Böhmen. Hochzeitsbräuche aus dem Böhmerwald, mitgeteilt von J. J. Ammann.
Heft X. . . . . 388—401
- XI. . . . . 431—438
- XII. . . . . 460—489

b) Ein papiernes Wiegenband als Brautgeschenk. Ein kleiner Beitrag zu den Hochzeitsbräuchen im Sudetenlande. Mitgeteilt von Franz Branky.
Heft I. . . . . 70—74

c) Patengeschenke in Wallonien, von Aug. Gittée.
Heft VI . . . . . 240—242

d) Kinderspiele der siebenbürgischen und südungarischen Zeltzigeuner, von H. v. Wislocki.
a) Tanzspiele.
b) Ballspiele.
Heft IV. . . . . 151—155
c) Fangspiele.
- V. . . . . 192—195
- VI. . . . . 238—239
- VIII. . . . . 318—322
d) Los- und Zielspiele.
- IX. . . . . 354—357

e) aus Lithauen
Heft I. . . . . 30—32
1. Fastnacht.
1. Die Umfahrt.
2. Laime, die Göttin des Glückes.
3. Kotre (Katharine).
Heft II. . . . . 74—76
2. Der Aschermittwoch.
a) In der Gegend von Waschkai.
b) In der Gegend von Rossienie und Kolmye.

10. Der Aberglaube.

a) Der Aberglaube aus dem Altenburgischen, mitgeteilt von E. Pfeifer.
Heft I. 1. Die Wiege . . . . . 33—34
2. Der Altar . . . . . 34—35
- II. 3. Das Grab . . . . . 77—78
a) Heilsprüche.
Heft IV. . . . . 160—163

Digitized by Google

Seite

Heft V. . . . . 200—202
- V. Krankheiten . . . . . 202—204
- VI. Die Tiere 243
- IX. Haustiere . . . . . 357—360
- XI. Die Zeiten . . . . . 440—442

b) aus der Provinz Sachsen, mitgeteilt von A. Pick.
Heft IX. Ein Feuersegen . . . . . 360—362

c) Besprechungsformeln der Rumänen in Siebenbürgen, mitgeteilt im Urtext und in der Übersetzung von R. Prexl.
Heft I. . . . . 36—38
- II. . . . . 78—79
- V. . . . . 195—199
- XI. Verschiedenes . . . . . 442—444

II. Bücherbesprechungen.

a) Bücherbesprechungen von Franz Branky.
Heft XI. Hausssprüche aus den Alpen. Gesammelt und herausgegeben von L. v. Hörmann 447

b) von D. Brauns.
Heft I. Samfundet för nordiska museets främjande. Meddelanden, utgifna af Artur Hazelius. Samfundets sekreterare . . . . . 44—45
Samfundet för Nordiska Museets Främjande 45
- II. Aino Folktales. By Basil Hell Chamberlain, with introduction by Edward B. Tylor . . . . . 83—85
- IV. Runa, Minnesblad från Nordiska Museets. Utgifvet af Artur Hazelius 165
- VII. Les Traditions Japonaises sur la chanson, la musique et la danse, par le Dr. D. Brauns . . . . . 282—284

c) von L. Fränkel.
Heft XI. Der Bauer im deutschen Liede. 32 Lieder des 15.—19. Jahrh. nebst einem Anhange herausgegeben von Johannes Bolte . 445
Die deutsche Lindenpoesie. Von Oberlehrer Emil Plaumann . 445—446
Plattdeutsches aus Hinterpommern. Von O. Knoop, Oberlehrer. — Fremdsprachliches im hinterpommerschen Platt, nebst einer Anzahl von Fischerausdrücken und Ekelnamen . . . 446

d) von Aug. Gittée.
Heft IV. A. Lecoy de la Marche. L'Esprit de nos Aïeux. Anecdotes et bons mots, tirés des manuscrits du 13e Siècle . . . . . 164—165

e) von C. Conr. Kindberg.
Heft X. Der Verein zur Förderung des nordischen Museums. Mitteilungen von Arthur Hazelius . . . . . 404—405

f) von O. Knoop.
Heft VII. R. Wossidlo. Imperativische Wortbildungen im Niederdeutschen. 284

g) von R. Prexl.
Heft XI. Doine și strigături din Ardeal, date la ivală de Dr. Joan Urban Jarnik și Andréue Bârseanŭ . . . . . 447—448

h) von V. Tille.
Heft IV. Staročeské výrsčni obyčeje, pověry, slavnosti, zábavy prostonárodní, pokud o nich vypravují písemné památky až po náš věk. Příspevek ke kulturním dějinám českým sepsal Dr. Čeněk Zíbrt . . . . . 165—166

i) von Edmund Veckenstedt.
Heft I. Der Bilderschmuck der deutschen Sprache. Von Hermann Schrader . . . . . 39—40
Canti Popolari del Piemonte. Pubblicati da Constantino Nigra. 40—41
Histoire de la Chanson Populaire en France, par Julien Tiersot. 42
Robert Burns Gedichte in Auswahl. Deutsch von Gustav Legerlotz. 43
Les Contes d'Animaux dans les Romans du Renard par Henry Carnoy 44

Digitized by Google

		Seite
Heft II.	Griechische Märchen von dankbaren Tieren und Verwandtes. Von August Marx	80
	Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. Gesammelt von O. Knoop	81
	Les Jours d'Emprunt ou les Jours de la Vieille par Lazare Shaineanu	81—82
	Minnen und Sinnen. Gedichte von Max Bittrich	82
	Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, besonders dem Magdeburger Lande und Holstein von Wegner	83
- III.	Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein bis zum Harz. Herausgegeben von L. Frahm	118—120
	Die deutschen Volkslieder und Märchen. Zwei Vorträge von Karl Knortz	120—121
	Le Folklore et son Utilité Générale par Aug. Gittée	121—123
	Les Livres de Divination sur un Manuscrit turc inédit par Jean Nicolaïdes	123—124
	La Musique et la Danse dans les Traditions des Lithuaniens, Allemands et Grecs par le Dr. Edm. Veckenstedt	124—125
- V.	A Short Account of further Bushman Material, Collected by L. L. Lloyd	205—206
	Die Kahlenberger. Zur Geschichte der Hofnarren von Fr. W. Ebeling	206
	Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen von Dr. H. von Wlislocki	206—207
- VI.	Vedische Studien von Richard Pischel und Karl F. Geldner.	244—248
- VII.	Ausführliches Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie von W. H. Roscher	277—282
	Japanische Märchen, gesammelt und der Kinderwelt erzählt von C. W. E. Brauns	282
- VIII.	Das Rätsel der Sphinx. Grundzüge einer Mythengeschichte von Ludwig Laistner	323—324
	Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen von Sophus Bugge	325
	Völuspa. Eine Untersuchung von E. H. Meyer	325—326
	Die Sagen Vorarlsbergs. Nach schriftlichen und mündlichen Überlieferungen gesammelt und erläutert von Dr. F. J. Vonbun	326
- IX.	Mohammedanische Studien von Ignaz Goldzieher	363—364
	Sixty Folk-Tales from Exclusively Slavonic Sources. Translated with Brief Introduction and Notes, by A. H. Wratislaw	364—365
- X.	Das Nibelungenlied. Übertragen und herausgegeben von Dr. G. Legerlotz	402
	Harzsagen. Sagen und Geschichten von Carola Freiin von Eynatten	402—403
	Scelta di Curiosità Letterarie inedite o rare dal Secolo XIII al XVII in appendice alla Collezione di Opere inedite o rare diretta da Giosuè Carducci. Psiche Poemetto e l'Ozio Sepolto, l'Oresta e l'Olimpia Drammi di Francesco Bracciolini dell' Api con Prefazione e con Saggio sull' Origine delle Novelle Popolari di Mario Menghini	403
	Il Volgo di Roma. Raccolta di Tradizioni e Costumanze Popolari a cura di Francesco Sabatini	403—404
	Die Luxemburger in der Neuen Welt. Festschrift gelegentlich der fünfzigjährigen Unabhängigkeit des Grossherzogtums Luxemburg. Von Ns. Gonner	404
	Die Sprache der Olympo-Walachen, nebst einer Einleitung über Land und Leute von Dr. Gustav Weigand	406
- XI.	Wandernde Melodien. Eine musikalische Studie von Wilhelm Tappert. 2. Aufl.	448

Digitized by Google

Seite

12. Zur Bücherkunde.

Heft I. . . . . 46—48
- II. . . . . 86—88
- III. . . . . 126—128
- IV. . . . . 167—168
- V. . . . . 207—208
- VII. . . . . 282—288
- VIII. . . . . 327—328
- IX. . . . . 366—368
- X. . . . . 406—408

13. Nachwort.

In Heft IV dieses Jahrgangs hatten wir uns zu schreiben veranlasst gesehen: „Zum Bedauern des Unterzeichneten musste diesmal die Anzeige des Archivio unterbleiben, da Herr Dr. Pitrè in Palermo, durch grobe Täuschung veranlasst, in der letzten Nummer der evangelischen Kirche Deutschlands einen schweren Vorwurf gemacht, der hohen evangelischen Geistlichkeit Deutschlands eine grobe Beleidigung zugefügt hat, welche es unmöglich machen, den Verkehr mit dem so hochverdienten Forscher Italiens aufrecht zu halten, bis von ihm der Widerruf im Archivio veröffentlicht, und die Leute, durch welche er sich auf so gröbliche Weise hat täuschen lassen, namhaft gemacht sind."

Da Herr Pitrè, so viel der Unterzeichnete weiss, im Archivio den Widerruf nicht veröffentlicht hat, so erlaubt er sich nunmehr die betreffende Stelle aus dem Archivio zum Abdruck zu bringen: dieselbe lautet: (Vol. VIII Fasc. IV. S. 587.) LA'm Ur-Quell, fondato dal signor H. Carstens in Dahrenwurth presso Lunden, è passato dal 2. numero in poi sotto la Direzione del Dr. F. S. Krauss in Vienna per una di quelle intolleranze che sono appena eredibili nella chiesa evangelica, della quale il Carstens è pastore. Se le nostre notizie sono esatte, il Carstens sarebbe la vittima d'una sopercheria episcopale.

Mit Rücksicht auf unsere Landesgesetze lässt der Unterzeichnete die Stelle unübersetzt, verwahrt sich ausdrücklich gegen ihren Inhalt und bemerkt dazu folgendes: An der ganzen unsere evangelische Kirche und hohe evangelische Geistlichkeit auf das schwerste beleidigenden Behauptung ist kein wahres Wort. Herr Carstens ist kein evangelischer Prediger, sondern nach Kürschners Kalender Lehrer auf dem Dorfe Dahrenwurth bei Lunden, Krauss aber Gerichts- und Ministerialdolmetsch: Herrn Carstens hat die Schulbehörde die weitere Herausgabe untersagt gehabt, nicht die evangelische Kirche, nicht die hohe evangelische Geistlichkeit, und zwar die Schulbehörde aus Gründen, welche mit der Religion nichts zu thun haben, wie dem Unterzeichneten mitgeteilt ist.

Veranlasst ist Herr Dr. Pitrè zu den falschen Angaben und den schweren Beleidigungen gegen unsere Religion und hohe Geistlichkeit, laut Karte, welche er dem Unterzeichneten geschrieben, durch die Herren Carstens und Krauss.

Da wir jeden Fehler und jedes Versehen gern verzeihen werden, die wissentliche grobe Täuschung aber nicht, sofern sie nicht durch öffentliches Bekenntnis da gesühnt wird, wo sie begangen ist, so bedauern wir, dass Herr Dr. Pitrè nicht Gelegenheit genommen, das zu thun.

Wir wissen uns einig mit allen Freunden der Wissenschaft des Inlandes wie des Auslandes, welche diese als Selbstzweck betrachten, mit jenen, welche Politik oder Religion zum Behuf grober Täuschung heranziehen, aber nicht.

Dr. Edm. Veckenstedt,
Halle a/S., Mühlweg 23b.

Frankenstein & Wagner, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

PERIODICAL
3 0000 116 754 783

Digitized by Google